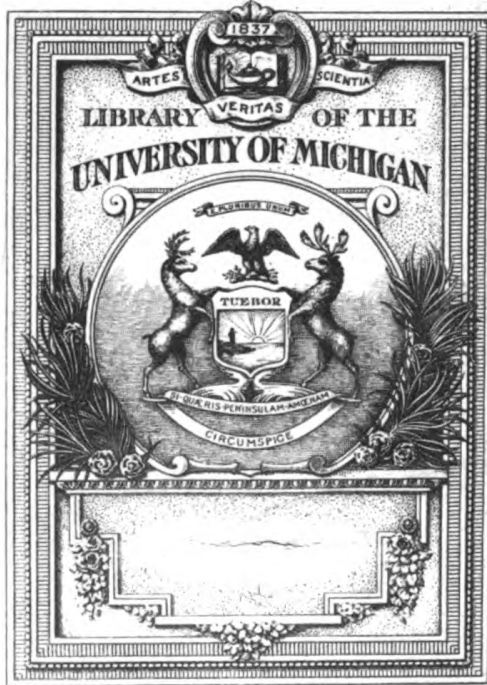


B 1,575,901



830.6
N48
P9

.



|

Die neue Rundschau
*XXXII*ter Jahrgang der freien Bühne

1 9 2 1

Band 2



G. Fischer Verlag / Berlin und Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Novellen, Dramen, Gedichte, Briefe, Tagebücher:

Hermann von Boetticher, Der Heimkehrer	824
Mag Dauthenden, Die Hochzeit des „Nagels der Erde“ . .	732
Gustave Flaubert, Unbekannte Jugendbriefe	1248
Emmy Hennings, Bekenntnisse; Die Heiligen sind	1081
Hermann Hesse, Siddhartha	701
Rudolf Kayser, Moses Tod	808
Josef Ponten, Das Haus des Arztes	963
Hans Reissiger, Aus Walt Whitmans Tagebüchern	817
Wilhelm von Scholz, Vincenzo Trappola	1270
Werner von der Schulenburg, Der Letzte.	928
Friedrich Sieburg, Oktoberlegende	1029
Kurt Wesse, Drei Gestalten	1077
Alfred Wolfenstein, Das Abendland	1138
Paul Zech, Sünd der Barmherzigkeit	1079

Politik, Geschichte, Wirtschaft, Reisen:

Martin Beradt, Politische Prozesse	976
Sebastian Brant, Politische Chronik 768, 880, 995, 1108, 1221, 1334 Chronik Werenvags	1095, 1326
Otto Flake, Für die Republik	1129
Hermann Herrigel, Geist und Politik	1009
Arthur Holitscher, Begegnung in Mitteldeutschland	835
Arthur Holitscher, Karlsbad vor Palästina	1150

Erempl. act
Herrais
10-13-28
17659

Annette Kolb, Aus den Westlichen Tagen	842
Linke Poot, Das Nessushemd	1101
Linke Poot, Ostfeeligkeit	986
Linke Poot, Von einem Kaufmann und einem Voghi . . .	761
H. L. Mencken, Amerikanisches	1017
Robert Musil, Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit .	1233
Alfons Paquet, Rußland	982
Colin Ross, Südamerikanische Spannungen	673
Alfred Weber, Frankreich und Europa	1121

Literatur, Kunst und Wissenschaft:

Max Brod, Der Dichter Franz Kafka	1210
Martin Buber, Chassidische Lehre	724
Alfred Döbblin, Buddha und die Natur	1192
Enzo Ferrieri, Die zeitgenössische italienische Literatur .	861
Otto Flake, Perspektiven	897
Otto Flake, Von unoptimistischer Erziehung	693
Jwan Goll, Das Wort an sich	1082
Frank Harris, Oscar Wildes Pariser Tage	1165
P. Th. Hoffmann, Göttliche Komödie	919
Alfred Kerr, Rückschau, Vorschau	955
Friedrich Koffka, Über Shakespeare und die Wiedergeburt des Tragischen	1046
Ferdinand Lion, Von neuen Göttern	785
Oskar Loerke, Das Märchenmeer	1068
Paul Mayer, Der unbekanntes Lassalle	1216
Alfred Neumann, Moll und Dur	1321
Jacques Rivière, Die französische Dichtung in dieser Zeit .	1182
Jakob Schaffner, Paideuma	1305
René Schickele, Ein Dichter des Antimilitarismus	945
Paul Szende, Soziologische Gedanken zur Relativitätstheorie	1086

Adrien Turel, Das Problem des Dort und Jetzt, des Einst und Hier	869
Ernst Weiß, Mozart ein Meister des Ostens	1200
Stefan Zweig, Thomas Manns „Rede und Antwort“ . . .	1315

Unmerkungen:

Erich Auerbach, Zur Dante-Feier	1005
Adolf Behne, Zum Thema Picasso	783
Hellmuth Falkenfeld, Dächer und Charaktere	889
Hellmuth Falkenfeld, Religiöse Erneuerung	1343
Otto Flake, Armand Garrel	892
Alfred Fuchs, Gnade und Freiheit	1008
Auguste Hauschner, Die heilige Kant	1232
Ludwig Hatwany, Clerembault	778
Hermann Hesse, Die Neben Buddhas	1117
N. K., Chronik des Auslands . . . 775, 887, 1003, 1115, 1228,	1341
Alfred Kerr, Nachtrag zu „Rückschau, Vorschau“	1119
Kurt Kersten, Kleinstadtlauge	896
Hugo Marcus, Vom Bewundern, Vom Kritiker	1118
Leo Matthias, Zur Krisis	895
Robert Müller, Knut Hamsun	1230
Paul Mayer, Der werdende Mensch	893
Werner Schendell, Die Landkarte	782
Stefan Zweig, Heimkehr zu Goethe	1007
Otto Zarek, Alfred Döblins „Wallenstein“	776

Südamerikanische Spannungen

Von Colin Roß

I. Tacna Arica und seine Folgen

Es ist Januar, südamerikanische Hundstage. Aber auf der Puna, der bolivianischen Hochebene, liegt beiderseits der Bahn noch Schnee. Die Höhenzahlen an den Stationen gehen nicht unter 4000 Meter herunter. Erst jenseits der chilenischen Grenze senkt sich die Trasse, fällt, stürzt. In schwindelnden Kurven winden wir uns abwärts.

Längst ist der Schnee fort. Stein, in Sonnenglut brennender Fels. Eine Landschaft von grandioser Wüstenhaftigkeit, absoluter Sterilität. Die Salpeterwüste weiter im Süden ist dagegen fast wohnliche Heimstätte; denn fehlt dort gleich hier auch jedes pflanzliche und tierische Leben, so trägt das Land statt Frucht und Blüte jenes schimmernde Mineral, das den Boden, in den es gesenkt wird, segnet.

Kurve um Kurve herunter in rasender Fahrt. Berge, Rämme, Hügel, Täler, Stein und Sand, Sand und Stein. Hier gibt es nichts, nichts, was irgendwie dem Menschen nützen könnte. Es ist Tacna, die ehemals peruanische, heute chilenische Provinz, um die viel Blut floß, und um die in absehbarer Zeit wieder Blut fließen und an der vielleicht ein neuer Weltkrieg sich entzünden wird.

Ich starre durch die Scheiben. Längst mußte man sie hochziehen, weil der heiße, rötlichgelbe Staub, alles deckend, durch die Fenster drang. Dies also ist Tacna, dieser Name ging durch die Welt. Um dieser Sandwüste willen werden zwei Völker unter den Waffen, ein Kontinent in ständiger Unruhe gehalten.

Die Ära der Grenzkriege ist wenigstens für die wichtigsten und einflußreichsten Republiken vorbei. Argentinien hat mit Chile alle strittigen Grenzfragen geschlichtet. Mit Brasilien ist mehr oder weniger das gleiche erfolgt. Und was sonst noch an ungelösten Grenzstreitigkeiten besteht zwischen Bolivia und Paraguay, Peru und Ecuador, Columbien und Venezuela, ist nicht so bedeutsam, als daß sich daran Kriege entzünden könnten, die mehr sind als Grenzgeplänkel.

Man liebt sich nicht allzusehr zwischen den einzelnen Nationen, allein man hat auch keine lebenswichtigen Differenzen. Der Gedanke einer südamerikanischen Solidarität und Interessengemeinschaft beginnt sich langsam durchzusetzen. Und vorausgesetzt, daß die rote Welle noch eine Weile verzieht, läge vor Südamerika eine Ära politischer Ruhe, ungehemmten Fortschritts, steigender wirtschaftlicher Blüte, gäbe es nicht dies eine ungelöste Problem, dessen Aussprache schon Waffen leise rasseln läßt: Tacna-Arica.

Es wird früher in Europa nicht allzu viele gegeben haben, die von diesem Landstrich an weltverlorener pazifischer Küste etwas wußten. Die Genfer Konferenz, auf deren Programm auch diese Frage stand, um, wie so viele andere, ungelöst vertagt zu werden, hat hier vielleicht eine Änderung herbeigeführt. Durch Südamerika wenigstens waren monatelang diese beiden Worte, in allen Tönen menschlicher Leidenschaft ausgesprochen, in jedem Munde.

Die Vorgeschichte der Tacna-Arica-Frage ist bekannt. Im Pazifik-Kriege verlor Peru diese Provinz gleichzeitig mit dem weiter südlich liegenden Tarapaca. Allein während Peru im Friedensvertrag auf diese letztere, unvergleichlich wertvollere Provinz mit ihren Salpeterlagern formell verzichtete — ebenso wie sein gleichfalls geschlagener Bundesgenosse Bolivien auf Antofagasta —, blieb die Besitzfrage von Tacna-Arica ungelöst. Eine Volksabstimmung sollte ihre Zugehörigkeit zu Peru oder Chile entscheiden.

Zu dieser Volksabstimmung ist es bis heute nicht gekommen. Die Peruaner behaupten: durch die Schuld Chiles, das dieses Gebiet erst restlos chilenisieren will, ehe es in die Abstimmung einwilligt; die Chilenen sagen: von Peru hintertrieben, da dieses überzeugt sei, eine gewaltige Majorität würde für Chile stimmen und Peru dadurch alle Hoffnungen verlieren.

Sei es, wie es sei. Mögen die Chilenen mit ihrer Behauptung recht haben: die Peruaner sagten Tacna und meinten Tarapaca. Zweifelsohne hat Peru infolge des Hinausschiebens der Abstimmung gewisse Ansprüche, und die Version hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Chile durch rechtzeitigen Verzicht auf diese doch wertlose Provinz und Gewährung eines Hafens an Bolivien die ganze Pazifik-Frage hätte aus der Welt schaffen können. Heute ist es schwieriger, und es scheint, daß mit jedem weiteren Jahre, das verstreicht, friedliche Lösung und Schlichtung immer unmöglicher wird.

Wertlos? — Wie der Zug der Küste sich nähert, kreuzt er das Mutatal, in dem, scharf begrenzt von dem gelben dünnen Sand, soweit das belebende Wasser rieselt, Mais und Klee wächst. Und bei Tacna und Arica

selbst, den beiden einzigen Ortschaften der Provinz, gibt es Olivenhaine von einiger Ausdehnung. Das ist aber auch alles. Und die Chilenen, mit denen ich unten in Arica spreche, geben mir selbst zu, daß die Verwaltung dieser Provinz Chile alljährlich Millionen kostet.

„Warum gibt es dann Tacna-Arica nicht auf?“ — Einem patriotischen Chilenen gegenüber ist die Frage fast lebensgefährlich. Entrüstet weist er auf den Morro, die steile Felsklippe, die südlich der Stadt sich aus dem Meer erhebt —: „Mit chilenischem Blut ist er erkaufte; es ist eine Frage nationaler Ehre, daß wir ihn niemals wieder hergeben. Tacna und Arica müssen chilenisch bleiben.“

Der Morro! Seine Erstürmung war sicher keine Kleinigkeit. Ich kletterte an seinen Hängen umher und entginge knapp der Verhaftung als Spion. Der ganze Morro ist ängstlich geheimgehaltenes Festungsgebiet. Warum, ist nicht recht ersichtlich, denn von der See aus kann man jede Panzertüppel, jedes Langrohrgeschütz ganz genau zählen. Überhaupt ist der ganze Morro, mit dessen strategischer Bedeutung die Chilenen gleichfalls die Notwendigkeit begründen, Tacna-Arica zu behalten, in seinem militärischen Werte heute in der Hauptsache nur mehr Tradition. Jede moderne Flotte vermag die in ihrer Position genau erkennbaren und feststellbaren Geschützstände in aller Gemütsruhe zusammenzuschießen, während eine irgendwo in den Dünen postierte schwere Haubitzenbatterie mit Wechselstellungen jedes feindliche Schiff von der Küste abhalten würde.

Ist so der Besitz des Morro auf der einen Seite eine Frage der nationalen Ehre, so ist er es auf der andern nicht weniger und überdies ein Menetekel, an dem sich nationaler Zorn und Haß immer neu entzündet. Denn nach der peruanischen Legende stürzten von der Höhe des Morro die Chilenen wehrlose peruanische Gefangene herunter, und es wird einem noch das Kreuz gezeigt, das die Peruaner zu ihrem Gedächtnis auf dem Friedhof von Arica errichteten.

Ich weiß nicht, ob es sich mit der Gefangenentötung auf dem Morro und allen Scheußlichkeiten, die die Peruaner den Chilenen anlässlich der Invasion vorhalten, nicht ebenso verhält wie mit den angeblichen deutschen Greueln in Belgien; allein bei derartigen Legenden kommt es ja in ihrer Wirkung weniger darauf an, daß sie wahr sind, als daß sie geglaubt werden.

Der Glaube ist da und damit der Haß. Und Tacna-Arica treibt in Südamerika nicht weniger zum endlichen kriegerischen Konflikt wie Elsaß-Lothringen in Europa. Die Frage wird noch dadurch kompliziert, daß nicht nur chilenisch-peruanische Interessen tangiert werden.

Der nächste Hauptbeteiligte ist Bolivien. Diese Republik verlor im

Pazifik-Kriege mit Antofagasta nicht nur eine wertvolle Salpeterprovinz, sondern auch Küste und Zugang zum Meer. Es ist bezeichnend für bolivianische Regierungen, mit welcher Leichtigkeit sie seit Gründung der Republik auf Gebietsteile verzichteten. An alle seine Nachbarn verlor Bolivien Provinzen: an Chile, an Peru, an Brasilien, an Argentinien, selbst an das kleine Paraguay, mit dem Effekt, daß Bolivien heute nicht viel mehr als ein Drittel seines ehemaligen Besitzstandes umfaßt. So verzichtete man auch im Vertrage von Ancon um so leichteren Herzens auf das gesamte Antofagasta, als man bei dem damaligen ökonomischen Verhältnissen noch nicht übersehen konnte, von welcher entscheidenden Bedeutung ein freier Zugang zum Meer einmal sein würde.

Heute ist hierin grundlegender Wandel eingetreten. Nicht nur das gesamte bolivianische Volk ist von der Notwendigkeit eines eigenen Hafens überzeugt, sondern diese wird auch in allen anderen südamerikanischen Republiken, mit Einschluß von Chile, anerkannt.

Die Politik der bolivianischen Regierung zur Verwirklichung dieser nationalen Notwendigkeit war jedoch stark dem Wechsel unterworfen. Ursprünglich Bundesgenosse Perus, fand in den letzten Jahren unter dem Einfluß der montefistischen Richtung eine Annäherung an Chile statt.

Montes, der mehrmals Präsident und bis zur letzten Revolution der maßgebende Politiker war, ging von dem Gesichtspunkt aus, daß Bolivien Chile militärisch zu unterlegen sei, um in absehbarer Zeit, selbst im Bunde mit Peru, eine gewaltsame Rückgewinnung des Verlorenen versuchen zu können. Der Weg zu einem eigenen Hafen führe also nur über gütliche Verständigung mit Chile.

Es wurden Verhandlungen eingeleitet, die vielleicht zum Ziele geführt hätten, ehe die bolivianische Revolution ihnen ein Ende bereitere, wenn Chile nicht den Standpunkt eingenommen hätte, der auch heute noch, ungeachtet der entschiedenen innerpolitischen Wendung, der maßgebende in der Moneda, dem Regierungspalaste von Santiago, ist. Dieser Standpunkt lautet: Bolivien hat formell auf Antofagasta verzichtet. Wir haben ihm als Gegenleistung in Arica Freihafengebiet eingeräumt und eine Bahn von Arica nach La Paz gebaut. Will Bolivien einen eigenen Hafen, gut, wir sind damit einverstanden, aber dies ist ein Geschäft und die Überlassung eines Hafens eine Frage des Preises.

Dieser Standpunkt ist juristisch unanfechtbar; ob er politisch sehr klug, ist eine andere Frage. Chile hat alles Interesse daran, Bolivien von Peru zu trennen. Sitzen die Bolivianer in Tacna-Arica, so ist einmal ein Keil und Puffer zwischen die beiden feindlichen Nachbarn getrieben und überdies der Haß der Peruaner von Chile auf Bolivien abgelenkt.

Die Aufgabe von Arica, das Montez als Hafen für Bolivien verlangte, wurde jedoch von Chile abgelehnt, trotzdem die bolivianische Regierung als Gegenleistung einen Landstreifen von gleichem Umfange in dem wertvollen Minengebiet von Druru anbot. Die Chilenen wollten jedoch weder von der Abtretung von Arica noch von der Tacnas etwas wissen, sondern waren nur bereit, einen schmalen Korridor nördlich von Tacna bis an die peruanische Grenze den Bolivianern zu überlassen. In dieser unbewohnten Wüste, die aller natürlichen Hilfsmittel entbehrt, hätte Bolivien mit ungeheuren Kosten Bahn und Hafen erst neu bauen müssen. Außerdem hätte es diesen schmalen Korridor, der im Kriegsfall militärisch nicht zu halten ist, mit kostbarem Erzland bezahlen müssen und die Todfeindschaft Perus eingetauscht. Es ist verständlich, daß die Regierung von La Paz auf solche Bedingungen nicht einging.

Ehe eine neue Verhandlungsbasis gefunden, legte die Julirevolution die liberale Regierung hinweg, und in der Außenpolitik Boliviens trat eine grundlegende Wandlung ein, die zum chilenischen Truppenaufmarsch an der bolivianischen Grenze führte.

Bolivien steht heute also wieder an der Seite Perus. Der erste gemeinsame Schritt dieser beiden Mächte war der Antrag auf Revision der mit Chile abgeschlossenen Verträge vor dem Forum der Völkerliga in Genf. — Wie ein Witz mußte es übrigens wirken, daß Poincaré, der mit Hinsicht auf den Versailler Vertrag doch auf die Heiligkeit und Unabänderlichkeit internationaler Verträge eingeschworen ist, sich in einem Gutachten für die Revision dieser Verträge einsetzte.

Der Antrag hatte jedoch das vorauszusehende Fiasko. Keine Völkerliga, der nicht die Vereinigten Staaten angehören, kann diese rein amerikanische Frage lösen. Es liegt in der Natur der Streitfrage, daß voraussichtlich alle, zum mindesten aber ein Beteiligter, mit jeder nur möglichen Lösung unzufrieden sein wird. Es gehört also ein starker Druck dazu, einen internationalen Schiedsspruch in der Tacna-Arica-Frage durchzuführen. Ich habe mich über dieses Problem mit einer ganzen Reihe südamerikanischer Staatsmänner unterhalten. Saavedra, Boliviens Präsident, meinte, er werde zwar kein Mittel unversucht lassen, die Hafenfrage zu lösen, Krieg schiene ihm aber nach den Erfahrungen des Weltkrieges als untaugliches Mittel dazu. Alessandri, der chilenische Präsident, stellte sich auf den Standpunkt, daß es sich um eine rein geschäftliche Angelegenheit handle, und Irrigoyen, Argentiniens kluges und weitsichtiges Oberhaupt, schwieg sich aus, wie es Argentinien ja überhaupt vermieden hat, irgendwie in der Pazifik-Frage Stellung zu nehmen. Auch in Genf wich Pueyrredon bekanntlich jeder präzisen Erklärung aus.

Wenn nun überhaupt ein Staat, so ist Argentinien berufen und in der Lage, den alten Streit um Tacna und Arica durch Schiedsspruch zu lösen. Voraussetzung ist jedoch, daß es sich vorher mit Brasilien und den Vereinigten Staaten über die Lösung verständigt.

Ist eine solche Verständigung und Lösung nicht möglich, so ist wenig Hoffnung, daß ein zweiter Pazifik-Krieg vermieden wird. Die Verhandlungen in Genf haben nur die eine Wirkung gehabt, den alten Streit aufs neue zur Weißglut zu entfachen, auf der einen Seite Hoffnungen, auf der andern Befürchtungen zu erregen, die Leidenschaften, die sich wenigstens teilweise beruhigt, wieder zu erhitzen und das Wettrüsten auf beiden Seiten zu verstärken. Wird die Lösung, von der ich sprach, nicht rechtzeitig gefunden, so hängt der Kriegsausbruch lediglich von dem Zeitpunkt ab, zu dem Peru sich stark genug fühlt, um loszuschlagen.

Diese ganze Streitfrage und selbst ein neuer peruanisch-chilenischer Krieg hätte nun für Europa kaum ein Interesse, läge nicht in der Tacna-Arica-Frage die Möglichkeit eines umfassenden südamerikanischen Krieges und selbst schwerer weltpolitischer Verwicklungen umschlossen. Tacna-Arica ist nicht nur ein amerikanisches „Elsass-Lothringen“, sondern die ersten Schüsse am Pazifik können in gleicher Weise wie das Serajewoer Attentat einen Weltkrieg zur Auslösung bringen.

Mit dem Augenblick, in dem Bolivien, das aus militärischen wie politischen Gründen nicht neutral bleiben kann, in einen chilenisch-peruanischen Krieg eingreift, ist auch die Möglichkeit weiterer Verwicklungen gegeben. Entscheidend wird die Haltung Argentiniens und Brasiliens sein. Argentinien hat starke Sympathien für Peru, und die Peruaner sind in Buenos Aires sehr rührig, für ihre Interessen zu werben, gibt es doch in der argentinischen Hauptstadt eine Gesellschaft, die den bezeichnenden Namen führt: „Pro paz sudamericana y los derechos del Peru“ („Für Frieden in Südamerika und die Rechte Perus“). Auf der andern Seite bestehen zwischen Argentinien und Chile trotz aller äußerlich stark betonten Freundschaft noch manche Interessengegensätze.

Brasilien dagegen ist Bundesgenosse Chiles und schärfster Rivale Argentiniens. Beide Republiken streben nach der Vormachtstellung in Südamerika. Und diese Rivalität wird durch Gegensätze der Rasse und Sprache noch verschärft. Man wird es in Rio nicht verwinden, mit welcher Verachtung man in Buenos Aires auf die Brasilianer als „Caboclos“, als Farbige und Halbaffen heruntersieht.

Das Eingreifen einer der beiden südamerikanischen Vormächte in den pazifischen Konflikt würde also sofort die andern auf der Gegenseite auf den Plan rufen. Mischen sich aber Argentinien und Brasilien ein, so

können auch Uruguay und Paraguay nicht länger neutral bleiben. Ersteres steht in Gegensatz zu Argentinien, letzteres hat einen alten Grenzstreit mit Bolivien um den Besitz des Chaco.

Weitere Komplikationen im Norden des Kontinents sind nicht ausgeschlossen. Ecuador hat Grenzstreitigkeiten mit Peru, Columbien mit Venezuela. Und ruhen diese auch in normaler Zeit, so können sie sich an einem allgemeinen südamerikanischen Brand gleichfalls neu entzünden.

II. Südamerika in der Weltpolitik

Wichtiger als diese Komplikationsmöglichkeiten ist die Haltung der Weltmächte. Ich möchte vorausschicken, daß ich die Möglichkeit oder gar die Wahrscheinlichkeit eines amerikanisch-japanischen Krieges mit oder ohne Hineinziehung Englands skeptisch beurteile. Immerhin darf man jedoch auch bei Würdigung der südamerikanischen Situation die vorhandenen Reibungsflächen nicht außer acht lassen.

Nordamerika hat nicht nur starke wirtschaftliche Interessen in Peru, es tritt auch ganz offen als Protektor dieses Landes auf, insbesondere als Reorganisator seiner Flotte. Auf der andern Seite steht Chile in scharfem Gegensatz zu den Vereinigten Staaten. Nicht nur hat sich die chilenische Regierung erst unlängst in einer sehr bestimmten und sehr mutigen Note jede Einmischung Washingtons in den pazifischen Konflikt verboten, sondern auch die Abneigung der Bevölkerung gegen die Yankee ist so groß, daß man in Santiago und Valparaiso nur mit Sorge dem Besuch des amerikanischen Geschwaders entgegen sah, da man Tätlichkeiten und blutige Zwischenfälle zwischen der Bevölkerung und den amerikanischen Matrosen befürchtete.

England dagegen steht auf seiten Chiles und hat sich in der letzten Zeit durch Lieferung von Kriegsschiffen und Luftfahrzeugen um die Verstärkung der chilenischen Küstung bemüht. Auch in Japan sieht man einen Bundesgenossen, wie bei den Manifestationen anlässlich des Besuches der japanischen Kriegsschiffe wieder zum Ausdruck kam.

Ebenso wie die Weltmächte im Falle eines südamerikanischen Krieges mehr oder weniger gegen ihren Willen zum Eingreifen veranlaßt werden können, so ist andererseits natürlich auch der Fall gegeben, daß sie Peru und Chile bewusst als „Bauern“ auf dem weltpolitischen Schachbrett gegeneinander ausspielen, nicht anders, als es mit Serbien in Europa der Fall war.

Natürlich kann die Auslösung eines amerikanischen und in der Folge weltpolitischen Konfliktes auch von Zentralamerika aus erfolgen. Bei meinem letzten Besuche in den Vereinigten Staaten im Frühjahr 1914

war hier die imperialistische Stimmung, die dahin drängte, das Sternenbanner bis zum Panamakanal vorzutragen, bereits sehr stark. Ich möchte annehmen, daß diese Strömung durch den Weltkrieg und das Wiederansrunderkommen der Republikaner wesentlich gewachsen ist. Der ganzen historischen Entwicklung gemäß weist der Expansionsdrang der Union über Florida, Texas, Kalifornien, das man sich bereits völlig assimiliert hat, über den noch selbständigen Rest Mexikos und die zentralamerikanischen Republiken an den Panama.

Nun ist die Besetzung dieser Gebiete für die Vereinigten Staaten militärisch eine Kleinigkeit. Es wird zwar in den mexikanischen Bergen nicht ohne erbitterten Guerillakrieg abgehen. Dessen Unterdrückung ist jedoch nur eine Frage der Zeit und des Geldes. Die Schwierigkeit liegt auf anderem Gebiete. Die Yankee sind im Verlauf des Weltkrieges in Südamerika nicht beliebter geworden. Eine Invasion in Zentralamerika würde alte Gegensätze und Befürchtungen auslösen und zu Konsequenzen auf wirtschaftlichem Gebiet, eventuell zu einem gemeinsamen Boykott nordamerikanischer Ware führen, der dem amerikanischen Handel sehr unangenehm werden müßte.

Die Vereinigten Staaten können also erst dann in Mexiko einrücken, wenn sie die Verhältnisse dort derart anarchistisch verwirrt haben, daß man ihre Invasion als unumgängliche Aktion im Namen der Menschlichkeit, Ordnung und Freiheit anerkennt. Nun haben sich die Amerikaner in dieser Hinsicht alle Mühe gegeben, und seit dem Sturze von Porfirio Diaz hat es keine Revolution in Mexiko gegeben, die nicht auf Rechnung der Nordamerikaner zu setzen ist, oder bei der nicht wenigstens der Dollar eine Rolle spielte. Mir hat anlässlich meines letzten Aufenthaltes in Washington ein amerikanischer Journalist ganz offen gesagt: „Es ist ja nur eine Frage, wieviel Dollars wir es uns kosten lassen wollen, ob eine mexikanische Regierung gestürzt wird.“ Als mit Huerta ein für die Yankee unbequemer Regent auf den Präsidentenstuhl gelangte, ließen sie ihn durch Carranza stürzen. Als dieser sich, vor allem in der Frage der Konzessionen, widerspenstig zeigte, wurde Obregon mit Erfolg gegen ihn in Bewegung gesetzt.

Trotz aller bisher glücklich erreichten Anarchie ist nun der Einmarsch für die Amerikaner immer noch ein recht heißes Eisen. Im Grunde gibt es ja nur eines, das ihre Invasion in den Augen der südamerikanischen Regierungen rechtfertigen und billigen würde: die Niederwerfung und Beseitigung einer eventuellen Sowjetherrschaft in Mexiko.

Zweifelsohne waren ja alle mexikanischen Revolutionen der letzten Zeit, die sämtlich einen starken sozialen Einschlag hatten, mit bolschewistischen

Strömungen durchsetzt, zum mindesten mit solchen, die man als bolschewistisch bezeichnen kann. Käme es nun in Mexiko zur Proklamierung der Diktatur des Proletariats, einerlei, ob auf Grund der vorhandenen Bewegung oder von den Nordamerikanern inszeniert, so hätten diese Titel und Vorwand, das Land zu besetzen, ohne von dem übrigen Lateinamerika Widerspruch befürchten zu müssen; denn wenn es etwas gibt, wovor man in Rio wie in Buenos Aires, in Santiago wie in Lima gleicherweise Angst hat, so ist es die bolschewistische Infektion, und um dieser wenigstens von Norden einen Damm zu setzen, würde man sich ohne weiteres mit dem Vordringen der Yankees abfinden.

Allerdings, für diese mit der starken maximalistischen Bewegung unter ihrer Arbeiterschaft, wäre es ein Spiel mit dem Feuer. Und auch sonst könnte der Einmarsch durch Verletzung japanischer und englischer Interessen, deren letztere besonders in Tampico stark sind, zu internationalen Komplikationen führen, besonders, wenn es in militärischer Hinsicht, ähnlich wie im Burenkrieg, von seiten der Mexikaner Überraschungen geben sollte.

Die Beurteilung des politischen Horizontes wird dadurch kompliziert, daß in Amerika nicht anders als in Europa alle außen- und innerpolitischen Fragen mit sozialen Problemen verknüpft sind. Es ist ebensogut möglich, daß der Austragung der vorhandenen außenpolitischen Konflikte der Ausbruch einer großen sozialen Bewegung zuvorkommt, wie auch das Umgekehrte, daß ein Krieg auf amerikanischem Boden diese soziale Bewegung erst zur Auslösung bringt.

III. Der Kampf der Oligarchie um die Macht

Nach den Unabhängigkeitskriegen wurde die politische Herrschaftsform in allen ehemals spanischen Kolonien die Oligarchie. Eine kleine Zahl alteingesessener Familien teilte sich in die Herrschaft, oder vielmehr, da sie sich meist nicht friedlich einigen konnten, kam es zu stürmischem Kampf, gewaltsamem Regierungswechsel, Revolten und Revolutionen, in deren Folge nur allzu häufig einzelne starke Persönlichkeiten sich der ganzen Macht im Staate bemächtigten und jahre- oder jahrzehntelang als unumschränkte Diktatoren herrschten.

Auf dieser Basis entwickelte sich das politische Leben in Südamerika. Die Politik und damit die Herrschaft blieb Domäne einer kleinen Schicht. Für die Masse des Volkes, die nur nötigenfalls als Statisten mitwirkte, war es völlig gleichgültig, welche politische Partei gerade am Ruder war. Politische Parteien sind im lateinischen Amerika überwiegend Personalparteien. Selbst in den modernsten und entwickeltsten Staaten sind erst

Aufträge zu Programmparteien gegeben. Jeder argentinische Radikale, mag er auch im verlorensten Nest sitzen und noch so ungebildet sein, weiß ganz genau, daß Hypolito Yrigoyen der Führer der Partei ist; fragt man ihn aber nach deren Zielen und Ideen, so wird selbst mancher Parteianhänger in Buenos Aires wegen der Antwort in Verlegenheit kommen.

Die Parteianhängerschaft und die Unterstützung eines Kandidaten gründet sich auf die Aussicht, im Falle des Sieges durch irgendeinen Posten entschädigt zu werden. Es ist dies ein ganz allgemeiner, ich möchte fast sagen: legitimer Brauch, so daß es die größte Sensation erregte, als Arturo Alessandri nach seiner Erwählung zum chilenischen Präsidenten mit ihm brach. Ein Parteianhänger, der viel für seine Wahl getan, forderte unter Berufung auf seine Verdienste einen Posten. Alessandri schlug ihm dies jedoch ab in einem Schreiben, das im „Mercurio“ veröffentlicht wurde, und in dem er energisch von der bisherigen Übung abrückte.

Die Mittel nun, mit denen die Oligarchie unter Wahrung der demokratischen Form herrschte, waren und sind: Vorenthaltung des Wahlrechtes, Wahlbeeinflussung, Terror, Fälschung und Stimmenkauf. Diese Mittel sind in zahlreichen Republiken noch heute gang und gäbe, und ein wirklich freies Stimmrecht und unbeeinflusste Wahlen hat eigentlich nur Argentinien, und auch dieses erst seit einigen Jahren dank den Bemühungen von Sainz Peña, des Vorgängers von Yrigoyen auf dem Präsidentenstuhl, der durch diese neuen Wahlgesetze zwar seine eigene Partei, die Konservativen, um die Macht brachte, aber sein Vaterland auch gleichzeitig damit vor der Revolution bewahrte.

Denn dieses ist die andere Folge des oligarchischen Herrschaftssystems, wie es in Südamerika üblich: die periodisch wiederkehrende Revolution. Es ist immer wieder dasselbe Schema: die Mißwirtschaft einer am Ruder befindlichen Partei wird mit den Jahren so groß, daß die allgemeine Unzufriedenheit schließlich zur Revolution und zu ihrem Sturze führt. Die siegreiche Partei, die oft nur ein Konglomerat aller mit dem bisherigen System Unzufriedenen ist, bringt ihre Anhänger unter und schafft die schlimmsten Mißstände ab. Zunächst also allgemeine Zufriedenheit bis auf die Gestürzten, die man erschießt, einkerkert oder deportiert. Mit der Zeit muß jedoch naturgemäß die Opposition wachsen; es wird immer schwerer, sie zu unterdrücken; die herrschende Partei muß immer mehr zu Gewalt und Terror ihre Zuflucht nehmen, bis sie selbst zum Sturze reif ist.

Trotzdem diese Herrschaftsform nicht selten zu unumschränkter Diktatur eines einzelnen führte, blieb man dennoch den Traditionen der französischen Revolution insofern treu, als man die demokratischen Formen wahrte und die Fiktion der Freiheit aufrechterhielt. Die argentinischen Gauchos

schlugen sich unter dem berüchtigten Diktator Rosas heldenhaft, und die Paraguayer kämpften unter dem Tyrannen Lopez bis zur Vernichtung fast des ganzen Volkes für „Unabhängigkeit und Freiheit“. Darüber hinaus aber durchsetzte sich auch das gesamte öffentliche und private Leben mit demokratischem Geiste, so daß der äußere Eindruck selbst in rein oligarchisch regierten Republiken in mancher Hinsicht demokratischer ist als in sozial sehr viel weiter entwickelten Staaten.

Die sozialen Formen unter dieser Oligarchie waren ein patriarchalischer Feudalismus, der über ein mehr oder weniger umfassendes Hörigkeitsverhältnis bis zu reiner Sklaverei ging. Diese Formen waren und sind durch ganz Süd- und Zentralamerika außerordentlich verschieden und richten sich in der Hauptsache nach der Blutmischung der unteren Schichten. Während der argentinische Estanciero gegenüber seinen Peonen auch heute noch manche Vorrechte hat, um die ihn ein europäischer Arbeitgeber beneiden würde, so verkehrt er doch andererseits mit ihnen nach der Arbeit auf dem Fuße der Gleichberechtigung als Caballero zu Caballeros. Und wenn diese ihn auch als ihren Patron anerkennen, so würde beispielsweise ein Schlag doch unbedingt mit einem Messerstich geahndet werden. In manchen Gegenden Chiles und Brasiliens kann der Grundbesitzer schon eher eine Tätlichkeit wagen, während in Bolivien der Haciendero überhaupt noch ein gesetzlich anerkanntes Züchtigungsrecht gegenüber seinen indianischen Hörigen hat.

Derartige soziale Formen, unter denen die breiten Volksmassen auch im günstigsten Falle nur das zum Leben Nötigste hatten, während die politisch führende Großgrundbesitzerschicht immer größere Gewinne machte, konnten und können sich natürlich nur so lange halten, als das Volk auf niederer Bildungsstufe, die Verkehrsstraßen nicht ausgebaut und gegenteilige auswärtige Einflüsse ferngehalten werden.

Dieselben Faktoren, denen die südamerikanischen Republiken ihre rapide Entwicklung und die herrschenden Schichten ihre teilweise phantastische Vermögenssteigerung verdanken — Einwanderung, Bahnbau und hochkapitalistische Blüte —, gefährdeten andererseits die bisher regierenden Familien in ihrer ausschließlichen Machtstellung.

Heute sind sowohl die oligarchischen wie patriarchalischen Herrschaftsformen ins Gleiten gekommen. Man findet sie unverwischt nur noch in so abgelegenen Ländern wie Bolivien, und auch hier machen sich bereits moderne Einflüsse geltend. Allein andererseits findet man ihre Spuren auch noch in den modernsten Republiken, und zwar noch lebensfähiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, steht heute die Oligarchie überall

im Kampf um ihre Vorherrschaft. Auch wo sie bereits gestürzt, ist sie noch stark und hat die Hoffnung auf Wiedergewinnen ihrer früheren Position keineswegs aufgegeben. Dieses Ringen, ursprünglich rein politisch, durchsetzt sich von Jahr zu Jahr mehr mit sozialen Ideen und Streitfragen und wird von ihnen beherrscht. Die ganze Situation ist um so verwickelter, als in Südamerika eine rapide hochkapitalistische Entwicklung unmittelbar und unorganisch auf ein patriarchalisches System gepfropft wurde. Ein chilenischer Politiker sagte mir einmal: „Wie wir in allen technischen Fragen einen plötzlichen Sprung machten und unmittelbar von Jäthacke und Holzflug zum automobilen Traktor übergingen, so fehlt auch in unserer politischen Entwicklung jedes organische Wachsen. In sozialistischer Hinsicht gibt es bei uns weder Mehrheitssozialisten noch Unabhängige oder irgendeine sonstige mittlere Richtung, sondern unsere ehemals hörigen Inquilinos gingen, sobald sie auf Mineu oder Salpeteroffizinen mit sozialistischen Theorien in Berührung kamen, unvermittelt zu radikalem Maximalismus über.“

IV. „Marx“ und „Lenin“ in Lateinamerika

In allen südamerikanischen Großstädten und Industriezentren, sei es nun Rio, sei es Buenos Aires, gibt es eine international empfindende radikalsozialistisch, bolschewistisch oder anarchistisch orientierte Arbeiterschaft. Allein alle lateinamerikanischen Republiken sind heute noch in so überwiegendem Maße Agrarländer, daß selbst sehr radikale Strömungen in den Industriezentren an Bedeutung hinter den sozialen Bewegungen, die das flache Land beherrschen, zurückstehen.

Will man kein falsches Bild der sozialen Lage bekommen, so muß man also zunächst und in erster Linie diese studieren, sowie die ländlichen Besitzverhältnisse und Betriebsformen.

Die vorherrschende landwirtschaftliche Besitzform ist im ganzen lateinischen Amerika überwiegend die des Großgrundbesitzes. Diese teilweise ungeheuren Latifundien, die nach europäischen Begriffen ganze Herzogtümer und Königreiche darstellen, gehen in ihren Ursprüngen vielfach noch bis in die koloniale Epoche zurück. Sowohl auf spanischem wie auf portugiesischem Gebiet pflegte die Krone verdienten Soldaten oder Beamten große Ländereien zu schenken. Solche Besitzungen lagen unter Umständen in so abgelegenen Zonen, daß erst die heutigen Besitzer an ihre Erschließung und Verwertung herangehen können.

Derartige Landschenkungen wurden unter dem republikanischen Regime fortgesetzt. Natürlich hatte Wetter- und Parteiwirtschaft ihre Hand dabei im Spiele, auch noch später, als hauptsächlich ausländische Kapitalisten

und Landgesellschaften als Reflektanten auftraten. In Form von Konzessionen wurden diesen oft unermessliche Strecken für einen lächerlichen Preis oder ganz umsonst — abgesehen natürlich von den Bestechungsgeldern — in die Hand gespielt. So wurde in manchen Republiken, vor allem in Argentinien, verschenkt und verschleudert, bis der ganze Staat sich seiner wichtigsten Besitztümer entledigt und fast der gesamte Grund und Boden in der Hand einer verhältnismäßig kleinen Schicht von Landmagnaten konzentriert war.

Derartige Latifundien konnten nun in den dünn bevölkerten Ländern, wenn überhaupt, nur in extensivster Form bewirtschaftet werden, und zwar mit mehr oder weniger hörigen Landarbeitern, wie im spanischen Amerika, oder mit Sklaven, wie in Brasilien. Diese Hörigkeitsformen haben sich teilweise noch ziemlich rein erhalten, vor allem in Bolivien.

In Argentinien und Uruguay haben sich besondere Verhältnisse herausgebildet. In beiden Ländern kannte der Eingeborene nur Viehwirtschaft. Der Dienst des Viehhirten, der nur zu Pferde ausgeführt werden kann, bedingt an sich bereits freiere Formen, so daß der Gaucho in der Pampa dieses Hörigkeitsverhältnis in gleichem Maße nie kannte.

Nun hat sich durch den teilweisen Übergang von der Viehzucht zum Ackerbau gerade in Argentinien die Lage auf dem Lande wesentlich verschlechtert. In dem ungeheuren, nur von acht Millionen bewohnten Argentinien ist kein Land mehr frei. Der Kapitallose oder wenig Bemittelte hat im allgemeinen keine Möglichkeit, auf eigener Scholle sesshaft zu werden. Um so weniger, als der Großgrundbesitzer trotz seines Überflusses an Land nur ungern davon verkauft. Auf die Wertsteigerung durch Ackerbau will er jedoch nicht verzichten, und so verpachtet er hierfür Land auf kurze Frist.

Dieses Pachtssystem läuft letzten Endes auf eine Bewucherung der Pächter hinaus, von denen nur ein kleiner Prozentsatz schließlich Herr auf eigenem Grunde wird. Nun vermochte zwar der Gaucho, der nicht mehr verlangte als ein freies Leben auf Pferdes Rücken, zufrieden als Viehhirt zu leben und zu sterben, der moderne Landarbeiter und Landpächter jedoch wird sein unverhältnismäßig schwereres Leben und Arbeiten schließlich als Sklavendasein empfinden, wenn er keine Aussicht hat, einmal selbständig zu werden. Diese Stimmung des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit muß um so stärker anschwellen, je aufgeklärtere Elemente in die Pampa hinauskommen, und in je krasserem Mißverhältnis die Gewinne der Landbesitzer zu der dürftigen Existenz der Pächter und Landarbeiter stehen.

Die Lage auf dem Lande ist in den letzten Jahren immer ernster ge-

worden. Infolge der geschilderten Verhältnisse findet die anarchistische Propaganda einen mehr als günstigen Boden. Das Landproblem ist das Problem der argentinischen Republik, sein Grund- und Zentralproblem, von dessen Lösung die ganze wirtschaftliche und politische Zukunft des Landes abhängt. Diese Lösung kann nur in einer wenigstens teilweisen Aufteilung der großen Latifundien und der Vermehrung der selbständigen Bauern bestehen. Die Widerstände der Großgrundbesitzer, die trotz des Überganges der Regierungsgewalt von den Konservativen auf die Radikalen noch immer entscheidenden Einfluß ausüben, sind auch heute derart groß, daß auf durchgreifende Reformen in der Landgesetzgebung so bald nicht zu hoffen ist. Die argentinischen Estancieros achteten bisher weder auf die Statistik, die für Bezirke mit Kolonistenbevölkerung wesentlich höhere Produktionsziffern aufweist als für die Regionen des ausschließlichen Großgrundbesitzes, noch verstanden sie die eindringliche Sprache der Sommer für Sommer als warnende Menetekel in Flammen aufgehenden Getreidemieten.

Wesentlich günstiger liegen die Verhältnisse in Brasilien, dessen Agrarpolitik seit Jahrzehnten darauf hinausging, einen starken Bauernstand zu schaffen. Es gibt zwar auch genug Großbetriebe in Viehzucht und Plantagenbau, vor allem für Kaffee und Baumwolle, aber daneben doch auch zahlreiche Bauern. Vor allem kennt man hier nicht das argentinische Pachtssystem, und auch der frisch ins Land kommende Siedler hat die Möglichkeit, auch ohne große Mittel sofort auf Regierungs- oder Privatland ansässig zu werden.

Die brasilianischen Großstädte und Industriebezirke sind selbstverständlich nicht weniger Zentren der sozialen Unruhe als in Argentinien, Uruguay oder Chile. Es wurde bereits erwähnt, daß die südamerikanische Arbeiterschaft durchweg sehr weit links orientiert ist. Dies tritt zunächst nicht so klar in Erscheinung. In keiner lateinamerikanischen Republik sind die Arbeiter in europäischem Sinne politisch und gewerkschaftlich organisiert. Alle Organisationsarbeit leidet unter der Vielstämmigkeit und Vielsprachigkeit, außerdem an dem Fluktuieren der Arbeiterbevölkerung und dem ständigen Inlandkommen neuer Elemente. So entspricht die politische und wirtschaftliche Machtposition der Arbeiterschaft keineswegs ihrer Stärke, selbst nicht in Argentinien oder Uruguay, wo die sozialistischen Organisationen noch am kräftigsten sind. Einzelne Ausnahmen gibt es natürlich, wie beispielsweise die argentinische Federacion Obrera Maritima, die ihren großen Streik gegenüber den Flußreedereien über ein Jahr lang durchhielt.

Streiks sind überhaupt häufig; allein infolge der ungenügenden Dr-

ganisationen mißglücken sie auch häufig. Da die zum großen Teile auf niedriger Bildungsstufe stehende Arbeiterschaft ihre Interessen auch politisch ungenügend vertreten glaubt, so resultiert daraus jener ausgesprochene Zug nach links, bis zu jener verzweifelt-entschlossenen Stimmung, die alle alten sozialistischen Führer als gekaufte und im Solde des Kapitalismus stehende Verräter verwirft und nur auf die radikalsten, teilweise anarchistischen Mittel vertraut.

Derartige Strömungen, die zu normalen Zeiten sich von der Polizei natürlich leichter unterdrücken und terrorisieren lassen als eine in ruhigen Bahnen fortschreitende sozialistische Bewegung, bergen bei Wirtschaftskrisen und in politisch erregten Zeiten naturgemäß ihre große Gefahr. Wie weit hier die Dinge sich schon entwickelt haben, zeigte der zu blutigem Aufstand sich auswachsende Generalstreik vom Januar 1918 in der argentinischen Hauptstadt. Damals wurde in den Straßen von Buenos Aires tagelang gekämpft. Der Ausgang des Kampfes stand eine ganze Weile auf Spitz und Knopf, um so mehr, als ein Teil des Militärs sich unzuverlässig zeigte. Nur mit großer Mühe gelang es der Regierung, mittels aus Salta und Jujuy herbeigerufenen Indianertruppen des Aufstandes Herr zu werden, der Tausende von Toten kostete.

Infolge dieser Strömungen werden natürlich auch die Parteileitungen immer mehr nach links gedrängt. Der Kampf um den Anschluß an Moskau tobt in den sozialistischen Parteien aller Republiken, und wenn die Anhänger der bolschewistischen Richtung heute meist noch in der Minderheit sind, so ist der Anschluß an die dritte Internationale, zum mindesten der Austritt aus der zweiten, nur eine Frage der Zeit.

V. Rassenprobleme und „Mexikanisierung“

In den politisch und wirtschaftlich rückständigen Republiken liegen die Verhältnisse naturgemäß ganz anders. Hier herrschen Oligarchie und Feudalismus noch mehr oder weniger unumschränkt, und die soziale Frage beginnt eben erst am Horizont aufzutauchen. Sozialistische Parteien und gewerkschaftliche Organisationen stecken — wenn überhaupt vorhanden — noch in den Kinderschuhen. So ist hier — vom kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet — die soziale und wirtschaftliche Situation wesentlich besser, und man könnte meinen, daß diese heute rückständigen Staaten in absehbarer Zeit die weiter entwickelten überholen werden, da sie von den Klassenkämpfen verschont bleiben mögen, die in Ländern wie Argentinien oder Chile bereits eingesetzt haben, und deren ständige Zunahme an Erbitterung und Heftigkeit sich ohne große Prophetengabe voraussehen läßt.

Eine derartige Entwicklung ist möglich, wenn auch keineswegs gewiß. Die heutige Kleinheit der sozialistischen Parteien in Ländern wie Peru oder Bolivien besagt noch nichts für ihr Wachstum in naher Zukunft. Im übrigen aber droht den Republiken, auch wenn oder vielmehr gerade wenn Volksbildung und legale sozialistische Organisation zurückgehalten und unterdrückt werden, eine viel ernstere Gefahr: der Indianeraufstand und die Mexikanisierung.

In diesen Ländern kompliziert sich die soziale Frage dadurch, daß sie sich mit dem Rassenproblem verquickt. Eine Handvoll Weiße herrscht über Millionen Indianer und Mischlinge. Nun ist allerdings die soziale Abstufung nach der Hautfarbe keineswegs Gesetz und Regel. In ganz Lateinamerika kennt man ja keine Rassenfrage in nordamerikanischem Sinne. Der Indianer, der es zu Vermögen gebracht, kann ohne Schwierigkeit in die Klasse der Mischlinge und von da in die der Weißen aufsteigen. Er hört damit auf, Indianer beziehungsweise Mischling zu sein und wird „Blanco“ — Weißer. Derartige „Blancos“ ohne einen Tropfen weißen Blutes in ihren Adern gibt es bis in die höchsten Gesellschaftsschichten und bis auf die Präsidentenstühle. Da aber derartige Fälle keineswegs die Regel und überdies der sozial aufgestiegene Indianer jede Verbindung mit seinen Stammesgenossen abbricht und sie, wenn möglich, noch härter unterdrückt und ausaugt als der weiße Blanco, so bleibt der soziale Zustand mit der Rasse verknüpft, und das Ventil, das in der Aufstiegsmöglichkeit in höhere Klassen liegt, funktioniert nur sehr unvollkommen.

Der Indianeraufstand ist in Lateinamerika ja keineswegs eine Erscheinung der Vergangenheit, sondern etwas recht Häufiges, fast könnte man sagen: Alltägliches. Selbst in Argentinien, im Chaco, ist er keineswegs selten. Natürlich macht es hier keine Schwierigkeit, ihn mit Militärblutig niederzuschlagen, und auch die herrschenden Klassen in Bolivien sind, trotz der Millionenbevölkerung reiner Indianer, noch mit jedem Aufstand fertig geworden.

Die Gründe hierfür liegen in der Uneinigkeit der Indianer, vor allem aber in der bereits erwähnten Tatsache, daß der auf der sozialen Stufenleiter auch nur ein wenig höher gestiegene Indio sich zur Partei der Blancos rechnet. Das bolivianische Heer beispielsweise besteht überwiegend aus Vollblutindianern. Trotzdem ist es gegenüber aufständischen Indianern ein unbedingt zuverlässiges Instrument. Der zum Militär eingezogene Indianer fühlt sich seinen Stammesgenossen weit überlegen und als deren Gegner. Anlässlich des letzten Aufstandes sah ich selbst, wie die die Gefangenen eskortierenden Soldaten sich weder in Hautfarbe noch Gesichtsschnitt von den Häftlingen unterschieden.

Der normale Indianeraufstand beschränkt sich auf den Kreis einiger Fincas, auf denen eben der Druck der Herren unerträglich geworden ist, und wird im allgemeinen leicht unterdrückt. Gefährlich wird er erst, wenn er sich mit sonstigen politischen Unruhen verquickt und etwa die eine oder die andere Partei die Indianer bewaffnet und als Bundesgenossen heranzieht. Dann ist es allerdings schon vorgekommen, daß der alte Haß durchbrach und die fanatisierten Indios Feind wie Freund gleichmäßig abschlachteten. Die gleiche Gefahr wäre gegeben, wenn einmal die alten, keineswegs völlig erloschenen Traditionen, vor allem aus der Inkazeit, wieder geweckt würden.

Die eigentliche Gefahr liegt jedoch in der Verquickung der Indianerfrage mit der sozialen, die in erster Linie ein Landproblem ist. In Bolivien oder Mexiko haben sich ja die großen Latifundien derart gebildet, daß die Hacienderos mit List oder Gewalt die noch freien Indianer um ihr Land brachten. So hat hier, ähnlich wie in Rußland, der soziale Haß seine Wurzel weniger in der noch spärlichen Industrie als in der Bauern- und Landarbeiterschaft.

Dieser Prozeß läßt sich am besten mit dem Worte „Mexikanisierung“ bezeichnen, da in der südlichen Nachbarrepublik der Vereinigten Staaten zuerst eine Entwicklung sich abspielte, die alle sozial zurückgebliebenen Ländern Lateinamerikas mit den gleichen Erscheinungen bedroht.

In Mexiko herrschte unter Porfirio Diaz Oligarchie und Feudalismus in Reinkultur. Gegen diese erhob Madera das freiheitliche und soziale Banner. In seinem Programm, dessen wichtigste Punkte Peonenbefreiung und Landverteilung waren, gab es bereits Ideen, die man — wäre das Wort bereits erfunden gewesen — unbedingt als bolschewistisch hätte bezeichnen müssen. Ob Madera es ehrlich meinte? — Vermutlich; wenigstens gilt er in Mexiko allgemein als Idealist. Seine weitverzweigte Familie jedoch sowie seine Anhänger aus der Gesellschaft hatten nur das eine Ziel, durch Sturz der Porfirio-Diaz-Klique selbst an die Futterkrippe zu kommen. Für sie war das soziale Programm nichts anderes, als es die Postulierung von Freiheit und Gleichheit in den Unabhängigkeitskriegen gegen die Spanier gewesen war: eine bequeme Lockspeise für die Massen. Als darum Porfirio Diaz gestürzt und Madera den Präsidentenstuhl bestiegen, blieb denn auch das ganze schöne soziale Programm auf dem Papier.

Allein es zeigte sich auch hier wieder, daß Ideen, die einmal in die Welt gesetzt sind, sich nicht mit Gewalt wieder unterdrücken lassen. Maderas soziale Ideen wirkten im Volk weiter, und bei der nächsten Revolution unter Carranza und Villa stand das soziale Moment bereits

unbedingt im Vordergrund. Außerdem hatten die indianischen Peone durch Abschichten der Hazienderos und Niederbrennen ihrer Haziendas die Furcht vor den Weißen verloren und die Macht kennen gelernt, die in ihrer numerischen Überlegenheit liegt.

Es hat den Anschein, als ob sich in Mexiko die bolschewistischen Ideen immer weiter entwickeln. Jedenfalls ist aber hier — ähnlich wie in Rußland —, ganz unabhängig von den künftigen politischen Zuständen, eine Rückkehr zu den ehemaligen Besitzverhältnissen nicht mehr möglich.

Zwischen Mexiko und Südamerika fehlt heute so gut wie jede Verbindung. Sollte diese einmal hergestellt werden, so ist zu vermuten, daß auch hier der Prozeß der Mexikanisierung in ein akutes Stadium tritt. Jedenfalls kann man in Südamerika mit dem gleichen, auf den ersten Blick absurd erscheinenden Phänomen rechnen, daß eine Sowjet-herrschaft sich eher in den sozial rückständigen Ländern etablieren wird als in Republiken mit einer großen sozialistisch organisierten Arbeiterschaft.

In den meisten von der Mexikanisierung bedrohten Republiken ist man jedoch dieser Gefahr gegenüber völlig blind. Nur einige wenige weit-sichtige Köpfe, die wie gewöhnlich natürlich ohne politischen Einfluß sind, haben sie klar erkannt. Im Gegensatz dazu ist man in den vorgeschrittenen Republiken, wie schon aus den strengen Einwanderungsgesetzen ersichtlich, bereits übernervös. Und man versucht die verschiedensten Methoden, die soziale Gefahr abzuwenden oder aufzufangen.

VI. Das Auffangen der sozialen Revolution

Das nächstliegende Mittel: eine gute soziale Gesetzgebung, spielt jedoch dabei, vielleicht mit Ausnahme von Uruguay, die geringste Rolle. Dagegen sucht man nicht anders als in Europa durch Aufweitschen der nationalen Leidenschaften den Blick der Massen von der sozialen Frage abzuziehen. Der ganze Kriegstaukel in Chile im Juli und August vergangenen Jahres sowie die Mobilisierung und Truppenkonzentrierung an der peruanischen und bolivianischen Grenze hatte nicht zum wenigsten hierin seine Ursache. Die Regierung Sanfuentes' lenkte hierdurch mit Glück die Aufmerksamkeit von der gespannten innerpolitischen Lage ab. Gleichzeitig gab die Mobilisierung die erwünschte Gelegenheit, unruhige Elemente unter militärische Gesetze zu stellen und in die Wüsten des Nordens abzuschicken.

Auch in Argentinien ist der schärfste Kämpfer gegen den Sozialismus die Liga Patriótica, welche alle sozialistische Propaganda als das Werk landfremder Elemente und ausländischer Agitatoren hinstellt, denen

gegenüber sich alle nationalführenden Argentinier zur Verteidigung der Heimat zusammenschließen müßten. Demgegenüber weisen die Sozialisten nicht mit Unrecht darauf hin, daß trotz ihrer Internationalität sie die wahren Argentinier seien, da sie ja den Criollo, den Einheimischen, gegen die Bewucherung durch das fremde Kapital zu schützen suchten, das in Form von Bahngesellschaften, Hafenanlagen, Frigorificos, Fabriken usw. die Einheimischen immer mehr ausbeutet und die Reichtümer des Landes fortschleppt.

Der wichtigste Bundesgenosse der herrschenden Klassen, um die sozialen Ideen abzuwenden oder vielmehr aufzufangen, ist die katholische Kirche. Südamerika ist ja immer noch eine der sichersten Domänen des Vatikans. Zunächst hat die Kirche noch immer die Weiblichkeit restlos in der Hand, und auch sonst ist ihre Macht viel stärker, als es zunächst den Anschein hat. Im Innern Südamerikas gibt es noch immer Gegenden, wo man gut tut, ein Bekenntnis zum evangelischen Glauben nicht unnötig laut werden zu lassen, und wo die öffentliche Ausübung eines anderen Glaubens oder gar der Versuch einer Bekehrung leicht ein lebensgefährliches Unternehmen werden kann. Es gibt auch noch genug Regionen, in denen die Geistlichen als unumschränkte Herren über die Seelen wie über die Leiber ihrer Schäflein verfügen.

Auch in Südamerika hat die Kirche ihre alte Anpassungsfähigkeit an politische Herrschaftsformen bewiesen. Wo sie mit dem Sturz der konservativen Parteien gleichzeitig von der Macht depossitiert wurde, kehrte sie nach einer Weile in sozialem Gewande an die Macht zurück. Wurde in Bolivien beispielsweise die konservativ-kerikale Regierung gestürzt, so wandelte sich die Kirche sozial, wurde Anwalt der von der neuen liberalen Oligarchie unterdrückten niederen Klassen und kehrte als freiheitlich-sozialistisch angehauchte Partei durch die Julirevolution 1920 wieder an die Macht zurück.

Auch in Argentinien ist die herrschende radikale Partei kerikal durchsetzt. Bisher ist es ihr durch geschickt inszenierte Arbeiterfreundlichkeit gelungen, den Sozialisten das Wasser so weit abzugraben, daß diese selbst in der Hauptstadt noch nicht die Majorität erringen konnten. Allerdings verfügen sie in der Person Irigoyens über einen Führer von einer selten machtvollen, weitsichtigen und dabei die Massen faszinierenden Persönlichkeit.

Selbst in Chile versucht die Kirche, die für sie infolge der Wahl Arturo Alessandris zum Präsidenten so überaus ungünstige innerpolitische Lage durch verdoppelte Tätigkeit und geschickte Anpassung zu ihrem Vorteil zu wenden.

Arturo Alessandri wurde auf Grund eines durchaus antiklerikalen Programms gewählt, dessen wichtigste Punkte nicht zum wenigsten die Trennung von Kirche und Staat sowie die Enteignung der großen Kirchengüter bilden. Der Klerus tat daher alles, um die Wahl Alessandris zu vereiteln. Nachdem er jedoch gewählt, gab man den offenen Kampf gegen ihn auf, und in der Moneda, dem Regierungspalaste Santiagos, sieht man heute kaum weniger kirchliche Würdenträger als zur Zeit der konservativen Herrschaft.

Arturo Alessandri ist der erste Sozialist auf einem südamerikanischen Präsidentenstuhl; zum mindesten wurde er auf Grund eines sozialistischen Programmes gewählt. Seine Ideen sind etwa die des rechten Flügels der deutschen Mehrheitssozialisten. Sein Ziel: durch rechtzeitige, weitgehende soziale Gesetzgebung auf evolutionärem Wege die anderenfalls unvermeidliche soziale Revolution zu umgehen. Er rechnet dabei auf einen friedlichen Ausgleich von Kapital und Arbeit.

Ob dies möglich, ist immerhin fraglich. Oligarchie, Kirche und Kapital haben das äußerste daran gesetzt, Alessandris Wahl zu verhindern, mit dem Erfolg, daß er den Sieg nur mit einer Stimme Mehrheit — in Chile erfolgt die Präsidentenwahl durch Wahlmänner — davontrug, trotzdem die Bevölkerung in ihrer überwältigenden Mehrheit alessandristisch gesinnt ist. Dieselben Manöver wurden bei den Kammerwahlen wiederholt, bei denen von seiten der Minenbesitzer Arbeiter vom Norden nach dem Süden und aus dem Süden nach dem Norden verschoben wurden, nur um sie um die Möglichkeit des Wählens zu bringen.

Von vielen Seiten wird Alessandri als reiner Demagoge hingestellt, der in radikalster Agitation die Möglichkeit sah, auf den Präsidentenstuhl zu gelangen, der im übrigen aber keine eigene Meinung hat und sich nach jedem Winde richtet. Ich habe mit Arturo Alessandri mehrmals gesprochen, und zwar mit dem Kandidaten wie mit dem Präsidenten, und ich muß sagen, daß beide einander decken. Er gab sich und sprach als Präsident um keine Nuance anders denn als Kandidat für die Präsidentschaft, und man konnte sich des Eindrucks nicht entziehen, daß er ein Mann ist, der zu seinen Worten steht.

Natürlich können die Verhältnisse stärker sein und die Durchführung des sozialen Programmes sich als schwieriger erweisen, als Alessandri nach bestem Wissen und Gewissen meinen konnte. Allein, selbst wenn Arturo Alessandri seinen Versprechungen untreu werden wollte, wird sich wiederum zeigen, daß einmal ausgesprochene Ideen weiter wirken.

Von dem Gelingen des alessandristischen Experimentes hängt für ganz Südamerika unabsehbar viel ab. Gelingt dem chilenischen Präsidenten

die Durchführung seines Programmes, insbesondere die Enteignung des Großgrundbesitzes — für die er allerdings vor einem Staatsstreich nicht zurückschrecken darf —, so wird die Rückwirkung auf die übrigen Republiken, in erster Linie natürlich auf Argentinien, gewaltig sein. Alessandri und Frigoyen sind heute die herrschenden Figuren des südamerikanischen politischen und wirtschaftlichen Lebens.

Die Entwicklung wird auch dadurch vorwärts getrieben, daß die Studentenschaft überwiegend modernen sozialen, internationalen und pazifistischen Idealen huldigt, besonders in Chile. Ferner erfolgt natürlich trotz aller Einwanderungsgesetze eine ständige Infiltration von Europa aus. Überhaupt liegt das Schwergewicht durchaus in der europäischen Entwicklung. Südamerika hat noch auf keinem Gebiete ein eigenes geistiges Leben und holt sich in allem die Ideen aus Europa. Wie die französische Revolution die Unabhängigkeitsbewegung auslöste, so wird eine siegreiche soziale Revolution sofort auf die andere Seite des Atlants überspringen. Auch das Schicksal Südamerikas wird in Rußland entschieden.

Von unoptimistischer Erziehung

Von Otto Flake

I

Schließlich kommt immer ein Augenblick, wo das geistige Erlebnis sich in die Überzeugung umsetzt, daß die Erziehung nichts taugt.

Die Erziehung ist schlecht, weil sie ein Weltbild vermittelt, das sich nicht mehr halten läßt. Wenn ich sage, dieses Weltbild sei das bürgerliche, so bitte ich, diesen Begriff nicht in dem Sinn zu verstehen, den ihm der Literat, der Sozialist, der Kommunist gibt. Ich begreife vielmehr unter dem bürgerlichen Weltbild eine philosophische Auffassung, die zu den großen Versuchen gehört, Ordnung, Sinn und Ziel in die Existenz zu bringen, Energie- und Aktivitätslehre zu ermöglichen. Insofern die sozialistischen Systeme Anweisung zur Ordnung sind, müssen sie ihrerseits bürgerlich genannt werden.

Das Gegenteil von bürgerlich ist gewiß nicht sozialistisch. Ob der Staat ein System verschiedener Klassen ist oder nur eine Klasse umfaßt, das ist kein wesentlicher Unterschied. Diesen begründen nicht die Gesellschaftsformen, sondern die Wertungen. Es gilt, diesen Begriff zu definieren.

Die Wertungen gehören in die religiöse Sphäre, dorthin, wo vom Wert oder Unwert des Lebens ausgesagt und der Versuch gemacht wird, eine den Gegebenheiten und Tatsächlichkeiten der Existenz entsprechende Meinung vom Wesen der Existenz zu erlangen. Es ist die Sphäre, in der über Nein und Ja, Tapferkeit, Heroismus, Zynismus, Pessimismus, Erkennbarkeit der Substanz und jede allgemeine Auffassung gehandelt wird.

Alle bürgerlichen Systeme nun sind optimistisch, erscheinungs- und tatgläubig, rationalistisch; ich rechne auch die deutschen Systeme, ungeachtet ihrer aufrichtig oder heimlich metaphysischen Begründung, zu den rationalistischen, denn rationalistisch ist jede Lehre, die den Mut hat, zu erklären, sie könne in der Existenz einen immanenten Sinn nachweisen, und damit Ordnungsnormen aufstellt, deren Befolgung Klarheit verleiht.

Diese Systeme kommen sämtlich von der Theologie her, wenn sie auch behaupten, die Theologie längst überwunden zu haben. Theologisch ist nicht etwa nur der christliche Dogmatismus, sondern jede Auffassung, die den Grund der Welt exzentrisch in einem außerhalb der Existenz liegenden Prinzip sucht, sei es in einem Schöpfer, sei es in platonischen Ideen, sei es im Kantischen Pflichtbegriff. Mag dieses Prinzip noch so metaphysisch und noch so unkirchlich sein, dadurch, daß es behauptet, es bringe dem Menschen Erlösung, Ruhe, Wahrheit, wenn er es befolge, wenn er sich ihm unterordne, verwandelt es sich in lehrbare Dogmatik und damit in Rationalismus. Der untheologische Anhänger platonischer Ideen ist für meine Auffassung Rationalist. An ihrer Pädagogik, das heißt an ihrer Aktivitätslehre sollt ihr sie erkennen.

Nicht etwa, daß eine solche dogmatische Lehre vom Ja-sagen, von der Charakterfestigung, von der Selbstbehauptung nicht ihren ungeheuren Wert hätte, vorausgesetzt, daß dieses Ja ein Wall und Schuttdamm gegen den Einbruch des Nein, des Unoptimistischen, des Tatfeindlichen ist. Es fehlt aber diese Voraussetzung unsrer Pädagogik wie unsrer ganzen Philosophie — sie ist verloren gegangen.

Warum macht den Europäer sein Glaube an die Notwendigkeit der Organisation, der Staatsautorität, der balancierten Gesellschaft, der Arbeit, der Tat, der Energie nicht glücklich? Weil ihn eine geheime Stimme mahnt, daß dieser eindeutige Optimismus eine Überzüchtung ist, die ihm das Weltbild fälscht.

Er fühlt, daß ihn so das Religiöse mahnt, aber er ist derart auf das Ja, die Harmonie, die Einheitlichkeit des Charakters eingestellt, daß er sogar in seinem religiösen Denken Optimist, Moralist und Rationalist wurde, das heißt aus dieser Sphäre Anweisungen zu einer Pflicht- und

Arbeitslehre bezieht. In Wahrheit ist das Religiöse die Sphäre des Unoptimistischen; vor dem Ewigen und dem Sein schrumpfen Organisation, Tat, Moral auf ihren rein regulativen, praktischen Charakter zusammen.

Wenn ein Mensch das Bedürfnis nach religiösen Empfindungen hat, tritt er aus der Sphäre der Gestaltung, und das ist ein feindlicher Schritt, eine Aufhebung voll „böser“ Gedanken, die er in sich verschließt, weil sie in unsrer überaktiven Kultur für müde, melancholisch, skeptisch, zynisch gelten.

Hätte er den Mut, sie als wesentlich zu benennen, hätte sich die europäische Zivilisation die Einrichtung erhalten, daß jeder auf Verständnis rechnen kann, wenn er sich von der periodischen Welle des Unoptimistischen tragen läßt, wäre uns das tief hygienische System des Wechsels und der Kontrapunktierung zweier Sphären, nämlich der tätigen und der religiösen, geläufig, dann brauchte der Europäer seine Melancholie nicht zu verbergen, sondern könnte sich von ihr befreien, indem er sich ihr überläßt, wenn ihre Zeit gekommen ist. Er lebt unhygienisch, weil er sich verschließt, und wird so ein Organismus der Stockungen, der Hemmungen, des Nichtausgestohenen.

Religiöse Reaktionen auf das anmaßend Optimistische sind bei uns matte Privatangelegenheiten, denen keine brüderliche, wahrhaft soziale Öffentlichkeit zu Hilfe kommt, und der auf rein optimistischer Basis erzogene Europäer, zumal der Deutsche, erlebt einen solchen Kampf nicht als den klaren, maximalen Austrag zweier großen Prinzipien, aus dem er mit neuer, und zwar denkender Bereitschaft den Lebensaufgaben gegenüber hervorgehen könnte, sondern er zerstört krampfhaft den in ihm reifenden Keim, indem er sich bemüht, auch das religiöse Gefühl, diesen Widerstand gegen den Optimismus, in Moral umzudeuten, sich die sittliche Weltordnung zu bewahren und was sonst zur schlechten Identitätsphilosophie gehört — denn aller Optimismus läuft darauf hinaus, Sein und Moral gleichzusetzen.

II

Die Erziehung ist danach. Sie sucht Bindung zu geben, das heißt dadurch, daß sie die Menschen unverrückbaren Ideen unterordnet, den Charakter zu befestigen und gegenüber dem Einbruch der Beunruhigungen, Erregungen, Zersetzungen widerstandsfähig zu machen.

Wiederum, vorausgesetzt daß dieses Ja ein Schußdamm gegen das Unoptimistische ist, läßt sich nichts gegen eine solche Lehre sagen, deren Wesen darin bestände, daß sie in der praktischen Philosophie das setzt, was sie in der metaphysischen aufhebt: den Optimismus.

Die Voraussetzung wird aber nicht erfüllt. Statt optimistische Orientierung bei pessimistischer Fundamentierung zu lehren, statt sich des relativistischen, illusionschaffenden, im Grunde also tragischen Charakters der Bindungen bewusst zu bleiben, schiebt unsre Erziehung das Optimistische aus der Orientierung in die Fundamentierung — sie lehrt die Identität von Sein und Moral.

Die Folge ist eine Verkümmrung, um nicht direkt zu sagen Verkrümmung des religiösen Grundgefühls. Diese Tatsache meldet sich auch im Bewußtsein des Moralisten, aber da er blind ist, will er den Riß schließen, indem er die optimistischen Fundamente noch zu verstärken sucht. Das ist die Tragödie dessen, was bei uns Wiederbelebung der Religiosität heißt und nur Versteifung der Moral, also des Rationalen ist.

Die pantheistischen Sentimentalitäten dieser rationalistischen Versuche sind nur Verbrämungen, sie sind Protestantismus. Das Religiöse ist in Wirklichkeit antirationalistisch, relativiert die Moral und bringt auf eine nicht ethische, sondern dämonistische Moralität, die mit gutem Gewissen echte Identität mit dem Sein ist — diese Moralität umfaßt alles Böse, Grausame, Brutale und ist Anschauung des Geschehens, ohne moralistische Wertung.

Wenn ich mittags durch Berlin gehe und in jeder Straße aus einem Lyzeum die Knaben und Mädchen strömen sehe, empfinde ich: es ist brav und schön, was die Kinder da lernen, aber es ist nur die eine Hälfte, die optimistische; sie lernen die Begriffe Arbeit, Organisation, Energie — aber wie unerträglich, wie fälschend nüchtern, trivial, atmosphärellos ist das.

Sie werden im Glauben erzogen, das Leben sei gelebt, wenn es in die kleine Sicherheit von Bureau, Amt, Ehe, Familie, Staat führe. Wenn die Stürme, die Konflikte, die Leidenschaften, der Kummer, die Enttäuschungen kommen, was haben sie, um ihnen zu begegnen? Einen ungeistigen, undurchdachten, schematischen Widerstand, eben die ihnen eingelernte Norm. Der Zusammenstoß dieser Norm mit den Erlebnissen macht sie entweder plump, wenn sie nämlich die Norm für unverrückbar ansehen, oder er gibt ihnen ein schlechtes Gewissen, wenn sie gegen die Norm handeln und sie doch für richtig halten, oder er zerlegt sie, wenn sie nicht mehr an die Norm glauben, aber keinen Ersatz für sie finden.

Wenn ich am Nachmittag und Abend in demselben Berlin Menschen treffe, aus den verschiedensten Klassen, und ihre Biographien höre, Zeuge ihrer Erlebnisse werde, überall nur von Konflikten, von Leid, von Müdigkeit, Zerrissenheit, Zwiespalt des Intellekts mit der Natur, der Natur mit der Zivilisation vernehme, dann erkenne ich unmittelbar die Unzulänglichkeit der Erziehung.

Sie gibt den Heranwachsenden zwar eine Anweisung mit, wie sie gegenüber den Erregungen und beunruhigenden Ideen die Einheit ihres Charakters bewahren können, aber um den Preis eines verengten Weltbildes, bürgerlichen Doktrinarismus, unbeschwingter Vorstellungskraft: die unbürgerlichen Erregungen und Vorstellungen erscheinen als lästige, gefährliche, unmoralische Eindringlinge aus einer Welt der Boheme, des Phantastischen, des Unsoliden, und was diese Erziehung lehrt, ist nicht umfassende Menschlichkeit, nicht Demut, und das heißt Skepsis gegenüber der eignen Sicherheit, nicht Duldung, nicht Tapferkeit, die den Mut hat, Schicksal und Verworrenheit auf sich zu nehmen, sondern es ist Unterdrückung der vitalen Triebe, Entsagung um moralischer Regulative willen, weiterhin Lüge, Neid, Verstellung uff.

Keines dieser Kinder wird, bei einiger Intelligenz, glücklich sein, alle werden ihre Konflikte, Liebchaften, Scheidungen, Versuchungen, Verzweiflungen, Müdigkeiten erleben und ihnen hilflos gegenüberstehn, weil erstens ihre Erziehung sie nicht auf diese Dämonie vorbereitet hat, weil zweitens in der Gesellschaft keine weise Konvention besteht, die den Leidenden sofort den Trost gibt, daß alle von der Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit des Erleidens wissen, duldsam sind, Hilfe anbieten.

In unsrer Gesellschaft muß jeder solche Leidensvorgänge verbergen, unterdrücken, ohne sich in eine soziale Sphäre flüchten zu können, die das bietet, was ehemals die Religion, das Gotteshaus, der Beichtstuhl bot.

Mit andern Worten: in unsrer Erziehung ist nicht ein Ansaß zu einem Kanon der Weisheit zu finden. Diese würde, statt den tyrannischen Charakter der Moralnormen zu begründen, vielmehr zeigen, welch ein Ort der Erschütterungen, welch eine Stätte ewiger Verwandlungen der Mensch heißen muß, und sie würde die Einheit des Charakters, die in den Händen unsrer Philosophen eine plumpe Lüge ist, als höchstes Glück hinstellen, dessen Voraussetzung die Einsicht in die Uneinheitlichkeit, die Ohnmacht, die Hysterie des Charakters wäre.

Die Klassen sind moralisch in ungeheuerlicher Weise getrennt. Es ist nicht das Erleben, das sie trennt, denn allen Schichten ist heute gemeinsam, daß keiner mehr mit den Begriffen Pflicht, Harmonie, Resignation auskommt, sondern mehr oder weniger zynisch, mit mehr oder weniger schlechtem Gewissen seine Grenzen erweitert; denn das Temperament folgt der Dämonie der Zeit — die Trennung beginnt bei der geistigen Verarbeitung.

Das Volk, ein sehr weiter Begriff, zu dem jeder gehört, der sich seine Menschlichkeit gewonnen und den bürgerlichen Schwindel über Bord geworfen hat, lebt, wie es ihm Bedürfnis ist, und noch seine Verbrechen

und täglich dreimal von den Zeitungen berichteten Vergehen sind der Druck, durch den ein neues Elementargefühl die Satzungen zu sprengen sucht, die aus einer in Ordnung verengten Zeit stammen; die gebildeten Klassen, deren Aufgabe es ist, reale Zustände in Geistigkeit zu projizieren und die Wirklichkeit durch eine Idee zu überwölben, die danach meinetwegen Grenzen festsetzt — die gebildeten Klassen, in der Praxis längst dem Volk angenähert, stehn in ihrer Philosophie, Pädagogik, Jurisprudenz und dem ganzen System der Regulative noch auf der Basis wie vor dem Krieg, der dogmatischen, die, wie wir sahn, ebensogut rationalistisch wie metaphysisch genannt werden kann.

Noch immer wirkt die größte Täuschung nach, die in der Geistesgeschichte da war, die idealisierte Antike Herders und Hegels, diese groteske, angebliche Identität von Sein und Sittlichkeit, aus der eine Moral abgeleitet wurde, die die Auseinandersetzung des Menschen mit den Ideen zu einer theokratischen Angelegenheit macht, die nur mit der Unterwerfung des Menschen enden kann.

III

Der Deismus des 18. Jahrhunderts stand gewiß in Gegensatz zum Theismus, Aufklärung zur Mystik, Protestantismus und preussischer Staatsgedanke zum katholischen Gottesstaat; aber im großen Zusammenhang gesehen, rücken diese Bewegungen zusammen und erscheinen alle als Variationen einer theologischen Epoche, die bis zu den alten Juden zurückreicht; Mystik ist nur eine Nuance in diesem Nationalismus, es sei denn, daß in ihr zum ersten Male eine untheologische, dämonistische Betrachtungsweise durchbricht, die den Mystiker logischerweise zum Atheisten machen müßte.

Umgekehrt rückt der Punkt, wo wirklich ein absoluter Gegensatz von Epochen festgestellt werden darf, sehr weit nach vornen — es könnte sein, daß wir ihm nahe stehn und in der That im Begriff sind, endgültig aus der christlich-jüdischen Sphäre herauszutreten, um eine neuantike, neuheidnische Anschauung der Existenz zu erlangen.

Wenn ich nun behauptete, der Gegensatz von bürgerlich heiße (nicht sozialistisch, sondern) religiös, so ergibt sich aus dem Zusammenhang mit dem eben Gesagten, daß diese Religiosität durchaus verschieden sein müsse von der Auslegung des Begriffes religiös, die sich in Europa herausgebildet hat. Sie ist undogmatisch, unrationalistisch, unoptimistisch und damit atheistische Religiosität, wobei man das Wort atheistisch in philosophischem, erkenntnistheoretischem, unbanalem Sinn nehme. Religiös ist das Erscheinungs- und Tathandlungsläufige, alles, was den Optimismus,

also auch die auf ihm aufgebauten Aktivitätsgrundsätze, die Erziehungslehren relativiert.

Man kann ohne weiteres zugeben, daß hier eine ungewöhnliche Gefährdung der für den Staat, die Gesellschaft, den Charakter wichtigen Ordnungsbegriffe entsteht.

Beruhete Pädagogik im wesentlichen darauf, den Widerstand gegen alles zu lehren, was die Einfachheit, die Sicherheit, die Einheitlichkeit des Charakters gefährdet, bestand Erziehung darin, die Selbständigkeit und Bedeutung der überraationalen, elementaren, dämonistischen Kräfte herabzusetzen derart, daß der Zögling davor gewarnt wurde, in die unoptimistische Sphäre einzutreten und sich den Wagnissen des eigenen Erlebens zu überlassen, so würde die undogmatische Methode im Gegenteil verlangen müssen, daß der heranwachsende Mensch

theoretisch-philosophisch in den idealistischen, das heißt konstruktiven und im Grunde unrealen Charakter der Regulative, also in die tragische Unvereinbarkeit von Vernunft und Dämonie,

praktisch-philosophisch in eine Weisheitslehre eingeführt wird, die ihn nach zwei Seiten denken lernt, während heute noch Erziehung eine einseitige Überzüchtung der Energie ist.

Der Zweck dieser Erziehung wäre, zu zeigen, daß es neben der energetischen, tätigen, „irdischen“ Sphäre eine religiöse gibt, in der diese dem Europäer heiligen Tugenden aufgehoben sind. Das Ziel wäre: das Trotzdem, nämlich die Lehre, unter minimalen Konflikten beide Sphären maximal und radikal zu umfassen, das heißt ungeachtet eines heute noch verfehmten Nutes zum Unoptimistischen den tätigen Aufgaben gerecht zu werden.

Eine echte, bruch- und rückstandslose Synthese beider Gegensätze ist nicht möglich. Es kann sich nicht mehr um die in den deutschen Romanen und von deutschen Pädagogen gesuchte Überwindung des Unoptimistischen, daher auch nicht mehr um die berühmte und kitschige Harmonie handeln, sondern um die Fähigkeit, sich in allen extremen Erschütterungen, im Dualismus von Ja und Nein zu behaupten, stärker als seine Zersetzungen, stärker als seine Ideen zu sein.

Der Kampf und die Entwicklung geht ohne Zweifel um die Gleichberechtigung des Unoptimistischen, und die „Ertüchtigung“ ist ein zu simples und banales Rezept, als daß durch sie ein Problem gelöst würde, das man, wenn man will, den Einbruch asiatischer Vorstellungen in die europäische Pädagogik nennen kann, vorausgesetzt, daß man nicht glaubt,

damit eine Entwicklung erklärt zu haben, die autonom aus der europäischen Nachkriegslage heraus erfolgt.

Denn wir erinnern uns alle, daß der Ruf nach einer Regeneration des Religiösen lange vor dem Krieg vernommen wurde. Man verstand darunter eine Rückkehr zu den dogmatischen Bindungen; als aber der Krieg das ehern aufgerichtete Gesellschaftssystem auflöste, fiel die ganze dogmatische, die Menschen den Normen unterordnende Weltanschauung zusammen, und das Religiöse an sich, nämlich das Unoptimistische, wurde frei, das heißt es siegte nicht die gläubige Religiosität, sondern die atheistische. Und das eben ist asiatisch.

IV.

Ich darf bemerken, daß ich den Begriff der Weisheit nicht von Keyserling übernommen habe, der in Darmstadt unter Auspizien, die des Dilettantismus nicht unverdächtig zu sein scheinen, eine Schule der Weisheit begründet. Dieser Begriff ergibt sich von selbst, sobald den Menschen nicht mehr übergeordnete Normen leiten, sondern ihm nichts übrig bleibt, als sich trotz der Erkenntnis des Unoptimistischen eine vernünftige Bereitschaft zum Leben zu sichern.

Auch verlegt die Darmstädter Bewegung meines Wissens das Schwergewicht nicht auf die Erziehung der Jugend, sondern ist eine gesellschaftliche Zusammenkunft Erwachsener, daher der Begriff der Weisheit dort die Nuance der abgeklärten Reife hat. Die Altersweisheit aber ist eine Privatangelegenheit, die vernünftiger Aufgabe dürfte darin bestehen, den jungen Menschen zu einer Auffassung anzuleiten, die ihn befähigt, vom Leben zu wissen. Daher man auch das Wort Weisheit durch irgendein andres ersetzen kann.

Die sexuelle Aufklärung, die erkenntnistheoretische Propädeutik, die behutsame, wenn auch entschlossene Einführung in die Ohnmacht der rationalistischen Ordnungsversuche, die Relativität der bürgerlichen Moral, die Lehre von einer absoluten Duldung und Menschlichkeit, die Mitteilung der Erkenntnis, daß die Form, die ein Schicksal annimmt, nicht das Wesentliche sei, die Heranziehung der Hysterie und der Müdigkeit, der Ausblick auf die Hilfsmittel des Stoizismus und selbst eines die Vitalität wiederherstellenden Jynismus, die Krönung durch den Begriff des Widerstands, der Tapferkeit und des Heroismus — das alles sind nur Einzelheiten einer Gesamtauffassung, deren kritisch-demütige, souverän-bereitwillige Grundstimmung hier nur angedeutet werden kann. Das größte Hindernis sind, wie bei allen pädagogischen Reformen, die Lehrenden. Die Keyserlingsche Schule müßte eine Lehrerschule sein.

Siddhartha

Eine indische Erzählung von Hermann Hesse

(Erster — bisher einziger — Teil)

An Romain Rolland

Lieber, verehrter Romain Rolland!

Seit dem Herbst des Jahres 1914, da die seit kurzem eingebrochene Atemnot der Geistigkeit auch mir plötzlich spürbar wurde, und wir einander von fremden Ufern her die Hand gaben, im Glauben an die selben übernationalen Notwendigkeiten, seither habe ich den Wunsch gehabt, Ihnen einmal ein Zeichen meiner Liebe und zugleich eine Probe meines Tuns und einen Blick in meine Gedankenwelt zu geben.

Nehmen Sie die Widmung des ersten Teiles meiner noch unvollendeten indischen Dichtung freundlichst entgegen von

Ihrem

Hermann Hesse.

Der Sohn des Brahmanen

Im Schatten des Hauses, in der Sonne des Flußufers bei den Booten, im Schatten des Salwaldes, im Schatten des Feigengartens, wuchs Siddhartha auf, der schöne Sohn des Brahmanen, der junge Falke, zusammen mit Govinda, seinem Freunde, dem Brahmanensohn. Sonne bräunte seine lichten Schultern am Flußufer, beim Bade, bei den heiligen Waschungen, bei den heiligen Opfern. Schatten floß in seine schwarzen Augen im Mangohain, bei den Knabenspielen, beim Gesang der Mutter, bei den heiligen Opfern, bei den Lehren seines Vaters, des Gelehrten, beim Gespräch der Weisen. Lange schon nahm Siddhartha am Gespräch der Weisen teil, übte sich mit Govinda im Redekampf, übte sich mit Govinda in der Kunst der Betrachtung, im Dienst der Versenkung. Schon verstand er, lautlos das Om zu sprechen, das Wort der Worte, es lautlos in sich hinein zu sprechen mit dem Einhauch, es lautlos aus sich heraus zu sprechen mit dem Aushauch, mit gesammelter Seele, die Stirn umgeben vom Glanz des klardenkenden Geistes. Schon verstand er, im Innern seines Wesens Atman zu wissen, unzerstörbar, eins mit dem Weltall.

Freude sprang in seines Vaters Herzen über den Sohn, den Gelehrigen, den Wissensdurstigen, einen großen Weisen und Priester sah er in ihm heranwachsen, einen Fürsten unter den Brahmanen.

Wonne sprang in seiner Mutter Brust, wenn sie ihn sah, wenn sie ihn schreiten, wenn sie ihn niedersitzen und aufstehen sah, Siddhartha, den Starcken, den Schönen, den auf schlanken Beinen Schreitenden, den mit vollkommenem Anstand sie Begrüßenden.

Liebe rührte sich in den Herzen der jungen Brahmanentöchter, wenn Siddhartha durch die Gassen der Stadt ging, mit der leuchtenden Stirn, mit dem Königsauge, mit den schmalen Hüften.

Mehr als sie alle aber liebte ihn Govinda, sein Freund, der Brahmanensohn. Er liebte Siddharthas Auge und holbe Stimme, er liebte seinen Gang und den vollkommenen Anstand seiner Bewegungen, er liebte alles, was Siddhartha tat und sagte, und am meisten liebte er seinen Geist, seine hohen, feurigen Gedanken, seinen glühenden Willen, seine hohe Berufung. Govinda wußte: dieser wird kein gemeiner Brahmane werden, kein fauler Opferbeamter, kein habgieriger Händler mit Zaubersprüchen, kein eitler leerer Redner, kein böser, hinterlistiger Priester, und auch kein gutes dummes Schaf in der Herde der Vielen. Nein, und auch er, Govinda, wollte kein solcher werden, kein Brahmane, wie es zehntausend gibt. Er wollte Siddhartha folgen, dem Geliebten, dem Herrlichen. Und wenn Siddhartha einstmals ein Gott würde, wenn er einstmals eingehen würde zu den Strahlenden, dann wollte Govinda ihm folgen, als sein Freund, als sein Begleiter, als sein Diener, als sein Speerträger, sein Schatten.

So liebten den Siddhartha alle. Allen schuf er Freude, allen war er zur Lust.

Er aber, Siddhartha, schuf sich nicht Freude, er war sich nicht zur Lust. Wandelnd auf den rosigen Wegen des Feigengartens, sitzend im bläulichen Schatten des Hains der Betrachtung, waschend seine Glieder im täglichen Sühnebad, opfernd im tiefschattigen Mangowald, von vollkommenem Anstand der Gebärden, von allen geliebt, aller Freude, trug er doch keine Freude in seinem Herzen. Träume kamen ihm und rastlose Gedanken aus dem Wasser des Flusses geflossen, aus den Sternen der Nacht gefunkelt, aus den Strahlen der Sonne geschmolzen, Träume kamen ihm und Ruhelosigkeit der Seele aus den Opfern geraucht, aus den Versen der Rig-Veda gehaucht, aus den Lehren der alten Brahmanen geträufelt.

Siddhartha hatte begonnen, Unzufriedenheit in sich zu nähren. Er hatte begonnen zu fühlen, daß die Liebe seines Vaters, und die Liebe seiner Mutter, und auch die Liebe seines Freundes, Govindas, nicht immer und für alle Zeit ihn beglücken, ihn stillen, ihn sättigen, ihm genügen werde. Er hatte begonnen zu ahnen, daß sein ehrwürdiger Vater und seine anderen Lehrer, daß die weisen Brahmanen ihm von ihrer Weisheit das meiste und beste schon mitgeteilt, daß sie ihre Fülle schon in sein wartendes Gefäß gegossen hätten, und das Gefäß war nicht voll, der Geist war nicht begnügt, die Seele war nicht ruhig, das Herz nicht gestillt. Die Waschungen waren gut, aber sie waren Wasser, sie wuschen nicht Sünde ab, sie heilten nicht Geistesdurst, sie lösten nicht Herzensangst. Vortrefflich waren die Opfer und die Anrufung der Götter — aber war dies

alles? Gaben die Opfer Glück? Und wie war das mit den Göttern? War es wirklich Prajapati, der die Welt erschaffen hat? War es nicht der Atman, Er, der Einzige, der Alleine? Waren nicht die Götter Gestaltungen, erschaffen wie ich und du, der Zeit untertan, vergänglich? War es also gut, war es richtig, war es ein sinnvolles und höchstes Tun, den Göttern zu opfern? Wem anders war zu opfern, wem anders war Verehrung darzubringen als Ihm, dem Einzigen, dem Atman? Und wo war Atman zu finden, wo wohnte Er, wo schlug Sein ewiges Herz, wo anders als im eigenen Ich, im Innersten, im Unzerstörbaren, das ein jeder in sich trug? Aber wo, wo war dies Ich, dies Innerste, dies Letzte? Es war nicht Fleisch und Bein, es war nicht Denken noch Bewußtsein, so lehrten die Weisesten. Wo, wo also war es? Dorthin zu bringen, zum Ich, zu Mir, zum Atman, — gab es einen andern Weg, den zu suchen sich lohnte? Ach, und niemand zeigte diesen Weg, niemand wußte ihn, nicht der Vater, nicht die Lehrer und Weisen, nicht die heiligen Opfergesänge! Alles wußten sie, die Brahmanen und ihre heiligen Bücher, alles wußten sie, um alles hatten sie sich gekümmert und um mehr als alles, die Erschaffung der Welt, das Entstehen der Rede, der Speise, des Einatmens, des Ausatmens, die Ordnungen der Sinne, die Taten der Götter — unendlich vieles wußten sie — aber war es wertvoll, dies alles zu wissen, wenn man das Eine und Einzige nicht wußte, das Wichtigste, das allein Wichtige?

Gewiß, viele Verse der heiligen Bücher, zumal in den Upanishaden des Samaveda, sprachen von diesem Innersten und Letzten, herrliche Verse. „Deine Seele ist die ganze Welt“, stand da geschrieben, und geschrieben stand, daß der Mensch im Schlafe, im Tiefschlaf, zu seinem Innersten eingehe und im Atman wohne. Wunderbare Weisheit stand in diesen Versen, alles Wissen der Weisesten stand hier in magischen Worten gesammelt, rein wie von Bienen gesammelter Honig. Nein, nicht gering zu achten war das Ungeheure an Erkenntnis, das hier von unzählbaren Geschlechterfolgen weiser Brahmanen gesammelt und bewahrt lag. — Aber wo waren die Brahmanen, wo die Priester, wo die Weisen oder Büßer, denen es gelungen war, dieses tiefste Wissen nicht bloß zu wissen, sondern zu leben? Wo war der Kundige, der das Daheimsein im Atman aus dem Schlafe herüber zauberte ins Wachsein, in das Leben, in Schritt und Tritt, in Wort und Tat? Viele ehrwürdige Brahmanen kannte Siddhartha, seinen Vater vor allen, den Keinen, den Gelehrten, den höchst Ehrwürdigen. Zu bewundern war sein Vater, still und edel war sein Gehaben, rein sein Leben, weise sein Wort, feine und adlige Gedanken wohnten in seiner Stirn — aber auch er, der so viel Wissende, lebte er

denn in Seligkeit, hatte er Frieden, war er nicht auch nur ein Suchender, ein Dürstender? Mußte er nicht immer und immer wieder an heiligen Quellen, ein Durstender, trinken, am Opfer, an den Büchern, an der Wechselrede der Brahmanen? Warum mußte er, der Untadelige, jeden Tag Sünde abwaschen, jeden Tag sich um Reinigung mühen, jeden Tag von neuem? War denn nicht Atman in ihm, floß denn nicht in seinem eigenen Herzen der Urquell? Ihn mußte man finden, den Urquell im eigenen Ich, ihn mußte man zu eigen haben! Alles andre war Suchen, war Umweg, war Verirrung.

So waren Siddharthas Gedanken, dies war sein Durst, dies sein Leiden.

Oft sprach er aus einem Chandogya-Upanishad sich die Worte vor: „Fürwahr, der Name des Brahman ist sa:ham — wahrlich, wer solches weiß, der geht täglich ein in die himmlische Welt.“ Oft schien sie nahe, die himmlische Welt, aber niemals hatte er sie ganz erreicht, nie den letzten Durst gelöscht. Und von allen Weisen und Weisesten, die er kannte und deren Belehrung er genoß, von ihnen allen war keiner, der sie ganz erreicht hatte, die himmlische Welt, der ihn ganz gelöscht hatte, den ewigen Durst.

„Govinda,“ sprach Siddhartha zu seinem Freunde. „Govinda, Lieber, komm mit mir unter den Banyanenbaum, wir wollen der Versenkung pflegen.“

Sie gingen zum Banyanenbaum, sie setzten sich nieder, hier Siddhartha, zwanzig Schritte weiter Govinda. Indem er sich niedersetzte, bereit das Om zu sprechen, wiederholte Siddhartha murmelnd den Vers:

Om ist Bogen, der Pfeil ist Seele,
Das Brahman ist des Pfeiles Ziel,
Das soll man unentwegt treffen.

Als die gewohnte Zeit der Versenkungsübung hingegangen war, erhob sich Govinda. Der Abend war gekommen, Zeit war es, die Waschung der Abendstunde vorzunehmen. Er rief Siddharthas Namen. Siddhartha gab nicht Antwort. Siddhartha saß versunken, seine Augen standen starr auf ein sehr fernes Ziel gerichtet, seine Zungenspitze stand ein wenig zwischen den Zähnen hervor, er schien nicht zu atmen. So saß er, in Versenkung gehüllt, Om denkend, seine Seele als Pfeil nach dem Brahman ausgesandt.

Einmal waren Samanas durch Siddharthas Stadt gezogen, pilgernde Asketen, drei dürre, erloschene Männer, nicht alt noch jung, mit staubigen und blutigen Schultern, nahezu nackt, von der Sonne versengt, von Ein-

samkeit umgeben, fremd und feind der Welt, Fremdlinge und hagere Schakale im Reich der Menschen. Hinter ihnen her wehte heiß ein Duft von stiller Leidenschaft, von zerstörendem Dienst, von mitleidloser Entselbstung.

Am Abend, nach der Stunde der Betrachtung, sprach Siddhartha zu Govinda: „Morgen in der Frühe, mein Freund, wird Siddhartha zu den Samanas gehen. Er wird ein Samana werden.“

Govinda erbleichte, da er die Worte hörte, und im unbewegten Gesicht seines Freundes den Entschluß las, unablenkbar wie der vom Bogen losgeschneelte Pfeil. Als bald und beim ersten Blick erkannte Govinda: Nun beginnt es, nun geht Siddhartha seinen Weg, nun beginnt sein Schicksal zu sprossen, und mit seinem das meine. Und er wurde bleich wie eine trockene Bananenschale.

„O Siddhartha,“ rief er, „wird das dein Vater dir erlauben?“

Siddhartha blickte herüber wie ein Erwachender. Pfeilschnell las er in Govindas Seele, las die Angst, las die Ergebung.

„O Govinda,“ sprach er leise, „wir wollen nicht Worte verschwenden. Morgen mit Tagesanbruch werde ich das Leben des Samana beginnen. Rede nicht mehr davon.“

Siddhartha trat in die Kammer, wo sein Vater auf einer Matte aus Bast saß, und trat hinter seinen Vater und blieb da stehen, bis sein Vater fühlte, daß einer hinter ihm stehe. Sprach der Brahmane: „Bist du es, Siddhartha? So sage, was zu sagen du gekommen bist.“

Sprach Siddhartha: „Mit deiner Erlaubnis, mein Vater. Ich bin gekommen dir zu sagen, daß mich verlangt, morgen dein Haus zu verlassen und zu den Asketen zu gehen. Ein Samana zu werden ist mein Verlangen. Möge mein Vater dem nicht entgegen sein.“

Der Brahmane schwieg, und schwieg so lange, daß im kleinen Fenster die Sterne wanderten und ihre Figur veränderten, ehe das Schweigen in der Kammer ein Ende fand. Stumm und regungslos stand mit gekreuzten Armen der Sohn, stumm und regungslos saß auf der Matte der Vater, und die Sterne zogen am Himmel. Da sprach der Vater: „Nicht ziemt es dem Brahmanen, heftige und zornige Worte zu reden. Aber Unwille bewegt mein Herz. Nicht möchte ich diese Bitte zum zweiten Male aus deinem Munde hören.“

Langsam erhob sich der Brahmane, Siddhartha stand stumm mit gekreuzten Armen.

„Worauf wartest du?“ fragte der Vater.

Sprach Siddhartha: „Du weißt es.“

Unwillig ging der Vater aus der Kammer, unwillig suchte er sein Lager auf und legte sich nieder.

Nach einer Stunde, da kein Schlaf in seine Augen kam, stand der Brahmane auf, tat Schritte hin und her, trat aus dem Hause. Durch das kleine Fenster der Kammer blickte er hinein, da sah er Siddhartha stehen, mit gekreuzten Armen, unverrückt. Bleich schimmerte sein helles Obergewand. Unruhe im Herzen, kehrte der Vater zu seinem Lager zurück.

Nach einer Stunde, da kein Schlaf in seine Augen kam, stand der Brahmane von neuem auf, tat Schritte hin und her, trat vor das Haus, sah den Mond aufgegangen. Durch das Fenster der Kammer blickte er hinein, da stand Siddhartha, unverrückt, mit gekreuzten Armen, an seinen bloßen Schienbeinen spiegelte das Mondlicht. Besorgnis im Herzen, suchte der Vater sein Lager auf.

Und er kam wieder nach einer Stunde, und kam wieder nach zweien Stunden, blickte durchs kleine Fenster, sah Siddhartha stehen, im Mond, im Sternenschein, in der Finsternis. Und kam wieder von Stunde zu Stunde, schweigend, blickte in die Kammer, sah den unverrückt Stehenden, füllte sein Herz mit Zorn, füllte sein Herz mit Unruhe, füllte sein Herz mit Zagen, füllte es mit Leid.

Und in der letzten Nachtstunde, ehe der Tag begann, kehrte er wieder, trat in die Kammer, sah den Jüngling stehen, der ihm groß und wie fremd erschien.

„Siddhartha,“ sprach er, „worauf wartest du?“

„Du weißt es.“

„Wirst du immer so stehen und warten, bis es Tag wird, Mittag wird, Abend wird?“

„Ich werde stehen und warten.“

„Du wirst müde werden, Siddhartha.“

„Ich werde müde werden.“

„Du wirst einschlafen, Siddhartha.“

„Ich werde nicht einschlafen.“

„Du wirst sterben, Siddhartha.“

„Ich werde sterben.“

„Und willst lieber sterben als deinem Vater gehorchen?“

„Siddhartha hat immer seinem Vater gehorcht.“

„So willst du dein Vorhaben aufgeben?“

„Siddhartha wird tun, was sein Vater ihm sagen wird.“

Der erste Schein des Tages fiel in die Kammer. Der Brahmane sah, daß Siddhartha in den Knien leise zitterte. In Siddharthas Gesicht sah er kein Zittern, fernhin blickten die Augen. Da erkannte der Vater, daß Siddhartha schon jetzt nicht mehr bei ihm und in der Heimat weile, daß er ihn schon jetzt verlassen habe.

Der Vater berührte Siddharthas Schulter.

„Du wirfst,“ sprach er, „in den Wald gehen und ein Samana sein. Hast du Seligkeit gefunden im Walde, so komm und lehre mich Seligkeit. Findest du Enttäuschung, dann lehre wieder und laß uns wieder gemeinsam den Göttern opfern. Nun gehe und küsse deine Mutter, sage ihr, wohin du gehst. Für mich aber ist es Zeit, an den Fluß zu gehen und die erste Waschung vorzunehmen.“

Er nahm die Hand von der Schulter seines Sohnes und ging hinaus. Siddhartha schwankte zur Seite, als er zu gehen versuchte. Er bezwang seine Glieder, verneigte sich vor seinem Vater und ging zur Mutter, um zu tun, wie der Vater gesagt hatte.

Als er im ersten Tageslicht langsam auf erstarrten Beinen die noch stille Stadt verließ, erhob sich bei der letzten Hütte ein Schatten, der dort gekauert war und schloß sich an den Pilgernden an — Govinda.

„Du bist gekommen,“ sagte Siddhartha und lächelte.

„Ich bin gekommen,“ sagte Govinda.

Bei den Samanas

Am Abend dieses Tages holten sie die Asketen ein, die dünnen Samanas, und boten ihnen Begleitschaft und Gehorsam an. Sie wurden angenommen.

Siddhartha schenkte sein Gewand einem armen Brahmanen auf der Straße. Er trug nur noch die Schambinde und den erdfarbenen, ungenähten Überwurf. Er aß nur einmal am Tage, und niemals Gekochtes. Er fastete fünfzehn Tage. Er fastete achtundzwanzig Tage. Das Fleisch schwand ihm von Schenkeln und Wangen. Heiße Träume flackerten aus seinen vergrößerten Augen, an seinen dorrenden Fingern wuchsen lang die Nägel und am Kinn der trockne, struppige Bart. Eisig wurde sein Blick, wenn er Weibern begegnete; sein Mund zuckte Verachtung, wenn er durch eine Stadt mit schön gekleideten Menschen ging. Er sah Händler handeln, Fürsten zur Jagd gehen, Leidtragende ihre Toten beweinen, Huren sich anbieten, Ärzte sich um Kranke mühen, Priester den Tag für die Aussaat bestimmen, Liebende lieben, Mütter ihre Kinder stillen — und alles war nicht den Blick seines Auges wert, alles log, alles stank, alles stank nach Lüge, alles täuschte Sinn und Glück und Schönheit vor, und alles war uneingestandene Verwesung. Bitter schmeckte die Welt. Qual war das Leben.

Ein Ziel stand vor Siddhartha, ein einziges: leer werden, leer von Durst, leer von Wunsch, leer von Traum, leer von Freude und Leid. Von sich selbst wegsterben, nicht mehr Ich sein, entleerten Herzens Ruhe

zu finden, im entselbsteten Denken dem Wunder offen zu stehen, das war sein Ziel. Wenn alles Ich überwunden und gestorben war, wenn jede Sucht und jeder Trieb im Herzen schwieg, dann mußte das Letzte erwachen, das Innerste im Wesen, das nicht mehr Ich ist, das große Geheimnis.

Schweigend stand Siddhartha im senkrechten Sonnenbrand, glühend vor Schmerz, glühend vor Durst, und stand, bis er nicht Schmerz noch Durst mehr fühlte. Schweigend stand er in der Regenzeit, aus seinem Haare troff das Wasser über frierende Schultern, über frierende Hüften und Beine, und der Büsser stand, bis Schultern und Beine nicht mehr froren, bis sie schwiegen, bis sie still waren. Schweigend kauerte er im Dorngerank, aus der brennenden Haut tropfte das Blut, aus Schwären der Eiter, und Siddhartha verweilte starr, verweilte regungslos, bis kein Blut mehr floß, bis nichts mehr stach, bis nichts mehr brannte.

Siddhartha saß aufrecht und lernte den Atem sparen, lernte mit wenig Atem auskommen, lernte den Atem abzustellen. Er lernte, mit dem Atem beginnend, seinen Herzschlag beruhigen, lernte die Schläge seines Herzens vermindern, bis es wenige und fast keine mehr waren.

Vom Ältesten der Samanas belehrt, übte Siddhartha Entselbstung, übte Versenkung, nach neuen Samanaregeln. Ein Reiher flog überm Bambuswald — und Siddhartha nahm den Reiher in seine Seele auf, flog über Wald und Gebirg, war Reiher, fraß Fische, hungerte Reiherhunger, sprach Reihergekrächz, starb Reihertod. Ein toter Schakal lag am Sandufer, und Siddharthas Seele schlüpfte in den Leichnam hinein, war toter Schakal, lag am Strande, blähte sich, stank, verweste, ward von Hyänen zerstückt, ward von Geiern enthäutet, ward Gerippe, ward Staub, wehte ins Gefild. Und Siddharthas Seele kehrte zurück, war gestorben, war verwest, war zerstäubt, hatte den trüben Rausch des Kreislaufs geschmeckt, harrte in neuem Durst wie ein Jäger auf die Lücke, wo dem Kreislauf zu enttrinnen wäre, wo das Ende der Ursachen, wo leidlose Ewigkeit begänne. Er tötete seine Sinne, er tötete seine Erinnerung, er schlüpfte aus seinem Ich in tausend fremde Gestaltungen, war Tier, war As, war Stein, war Holz, war Wasser, und fand sich jedesmal erwachend wieder, Sonne schien oder Mond, war wieder Ich, schwang im Kreislauf, fühlte Durst, überwand den Durst, fühlte neuen Durst.

Vieles lernte Siddhartha bei den Samanas, viele Wege vom Ich hinweg lernte er gehen. Er ging den Weg der Entselbstung durch den Schmerz, durch das freiwillige Erleiden und Überwinden des Schmerzes, des Hungers, des Dursts, der Müdigkeit. Er ging den Weg der Ent-

selbstung durch Meditation, durch das Leerdenken des Sinnes von allen Vorstellungen. Diese und andere Wege lernte er gehen, tausendmal verließ er sein Ich, Stunden lang und Tage lang verharrte er im Nicht-Ich. Aber ob auch die Wege vom Ich hinweg führten, ihr Ende führte doch immer zum Ich zurück. Ob Siddhartha tausendmal dem Ich entfloh, im Nichts verweilte, im Tier, im Stein verweilte, unvermeidlich war die Rückkehr, unentrinnbar die Stunde, da er sich wieder fand, im Sonnenschein oder im Mondschein, im Schatten oder im Regen, und wieder Ich und Siddhartha war, und wieder die Qual des auferlegten Kreislaufes empfand.

Neben ihm lebte Govinda, sein Schatten, ging dieselben Wege, unterzog sich denselben Bemühungen. Selten sprachen sie anderes miteinander als der Dienst und die Übungen erforderten. Zuweilen gingen sie zu zweien durch die Dörfer, um Nahrung für sich und ihre Lehrer zu betteln.

„Wie denkst du, Govinda,“ sprach einst auf diesem Bettelgang Siddhartha, „wie denkst du, sind wir weiter gekommen? Haben wir Ziele erreicht?“

Antwortete Govinda: „Wir haben gelernt, und wir lernen weiter. Du wirst ein großer Samana sein, Siddhartha. Schnell hast du jede Übung gelernt, oft haben die alten Samanas dich bewundert. Du wirst einst ein Heiliger sein, o Siddhartha.“

Sprach Siddhartha: „Mir will es nicht so erscheinen, mein Freund. Was ich bis zu diesem Tage bei den Samana gelernt habe, das, o Govinda, hätte ich schneller und einfacher lernen können. In jeder Kneipe eines Hurenviertels, mein Freund, unter den Fuhrleuten und Würfelspielern hätte ich es lernen können.“

Sprach Govinda: „Siddhartha macht sich einen Scherz mit mir. Wie hättest du Versenkung, wie hättest du Anhalten des Atems, wie hättest du Unempfindlichkeit gegen Hunger und Schmerz dort bei jenen Elenden lernen sollen?“

Und Siddhartha sagte leise, als spräche er zu sich selber: „Was ist Versenkung? Was ist Verlassen des Körpers? Was ist Fasten? Was ist Anhalten des Atems? Es ist Flucht vor dem Ich, es ist ein kurzes Entrinnen aus der Qual des Ichseins, es ist eine kurze Betäubung gegen den Schmerz und die Unsinnigkeit des Lebens. Dieselbe Flucht, dieselbe kurze Betäubung findet der Ohsentreiber in der Herberge, wenn er einige Schalen Reiswein trinkt oder gegorene Kokosmilch. Dann fühlt er sein Selbst nicht mehr, dann fühlt er die Schmerzen des Lebens nicht mehr, dann findet er kurze Seligkeit, findet kurze Betäubung. Er findet, über seiner Schale mit Reiswein eingeschlummert, dasselbe, was Siddhartha

und Govinda finden, wenn sie in langen Übungen aus ihrem Körper entweichen, im Nicht-Jah verweilen. So ist es, o Govinda."

Sprach Govinda: „So sagst du, o Freund, und weißt doch, daß Siddhartha kein Ochsentreiber ist und ein Samana kein Trunkenbold. Wohl findet der Trinker Betäubung, wohl findet er kurze Flucht und Rast, aber er kehrt zurück aus dem Wahn und findet alles beim alten, ist nicht weiser geworden, hat nicht Erkenntnis gesammelt, ist nicht um Stufen höher gestiegen."

Und Siddhartha sprach mit Lächeln: „Ich weiß es nicht, ich bin nie ein Trinker gewesen. Aber daß ich, Siddhartha, in meinen Übungen und Versenkungen nur kurze Betäubung finde und ebenso weit von der Weisheit, von der Erlösung entfernt bin wie als Kind im Mutterleibe, das weiß ich, o Govinda, das weiß ich."

Und wieder ein anderes Mal, da Siddhartha mit Govinda den Wald verließ, um im Dorfe etwas Nahrung für ihre Brüder und Lehrer zu betteln, begann Siddhartha zu sprechen und sagte: „Wie nun, o Govinda, sind wir wohl auf dem rechten Wege? Nähern wir uns wohl der Erkenntnis? Nähern wir uns wohl der Erlösung? Oder gehen wir nicht vielleicht im Kreise — wir, die wir doch dem Kreislauf zu entrinnen dachten?"

Sprach Govinda: „Viel haben wir gelernt, Siddhartha, viel bleibt noch zu lernen. Wir gehen nicht im Kreise, wir gehen nach oben, der Kreis ist eine Spirale, manche Stufe sind wir schon gestiegen."

Antwortete Siddhartha: „Wie alt wohl, meinst du, ist unser ältester Samana, unser ehrwürdiger Lehrer?"

Sprach Govinda: „Vielleicht sechzig Jahre mag unser Ältester zählen."

Und Siddhartha: „Sechzig Jahre ist er alt geworden und hat Nirwana nicht erreicht. Er wird siebzig werden und achtzig, und du und ich, wir werden ebenso alt werden und werden uns üben, und werden fasten, und werden meditieren. Aber Nirwana werden wir nicht erreichen, er nicht, wir nicht. O Govinda, ich glaube, von allen Samanas, die es gibt, wird vielleicht nicht einer, nicht einer Nirwana erreichen. Wir finden Tröstungen, wir finden Betäubungen, wir lernen Kunstfertigkeiten, mit denen wir uns täuschen. Das Wesentliche aber, den Weg der Wege finden wir nicht."

„Mögest du doch," sprach Govinda, „nicht so erschreckende Worte aussprechen, Siddhartha! Wie sollte denn unter so vielen gelehrten Männern, unter so viel Brahmanen, unter so vielen strengen und ehrwürdigen Samanas, unter so viel suchenden, so viel innig beflissenen, so viel heiligen Männern keiner den Weg der Wege finden?"

Siddhartha aber sagte mit einer Stimme, welche so viel Trauer wie Spott enthielt, mit einer leisen, einer etwas traurigen, einer etwas spöttischen Stimme: „Bald, Govinda, wird dein Freund diesen Pfad der Samanas verlassen, den er so lang mit dir gegangen ist. Ich leide Durst, o Govinda, und auf diesem langen Samanawege ist mein Durst um nichts kleiner geworden. Immer habe ich nach Erkenntnis gedürstet, immer bin ich voll von Fragen gewesen. Ich habe die Brahmanen befragt, Jahr um Jahr, und habe die heiligen Vedas befragt, Jahr um Jahr, und habe die frommen Samanas befragt, Jahr um Jahr. Vielleicht, o Govinda, wäre es ebenso gut, wäre es ebenso klug und ebenso heilsam gewesen, wenn ich den Nashornvogel oder den Schimpansen befragt hätte. Lange Zeit habe ich gebraucht, und bin noch nicht damit zu Ende, um dies zu lernen, o Govinda: daß man nichts lernen kann! Es gibt, so glaube ich, in der Tat jenes Ding nicht, das wir ‚Lernen‘ nennen. Es gibt, o mein Freund, nur ein Wissen, das ist überall, das ist Atman, das ist in mir und in dir und in jedem Wesen. Und so beginne ich zu glauben: dies Wissen hat keinen ärgeren Feind als das Wissenwollen, als das Lernen.“

Da blieb Govinda auf dem Wege stehen, erhob die Hände und sprach: „Mögest du, Siddhartha, deinen Freund doch nicht mit solchen Reden beängstigen! Wahrlich, Angst erwecken deine Worte in meinem Herzen. Und denke doch nur: wo bliebe die Heiligkeit der Gebete, wo bliebe die Ehrwürdigkeit des Brahmanenstandes, wo die Heiligkeit der Samanas, wenn es so wäre wie du sagst, wenn es kein Lernen gäbe?! Was, o Siddhartha, was würde dann aus alledem werden, was auf Erden heilig, was wertvoll, was ehrwürdig ist?!“

Und Govinda murmelte einen Vers vor sich hin, einen Vers aus einer Upanishad:

Wer nachsinnend, geläuterten Geistes, in Atman sich versenkt,
Unausprechlich durch Worte ist seines Herzens Seligkeit.

Siddhartha aber schwieg. Er dachte der Worte, welche Govinda zu ihm gesagt hatte, und dachte die Worte bis an ihr Ende.

Ja, dachte er, gesenkten Hauptes stehend, was bliebe noch übrig von allem, was uns heilig schien? Was bleibt? Was bewährt sich? Und er schüttelte den Kopf.

Einstmals, als die beiden Jünglinge gegen drei Jahre bei den Samanas gelebt und ihre Übungen geteilt hatten, da erreichte sie auf mancherlei Wegen und Umwegen eine Kunde, ein Gerücht, eine Sage: Einer sei erschienen, Gotama genannt, der Erhabene, der Buddha, der habe in

sich das Leid der Welt überwunden und das Rad der Wiedergeburten zum Stehen gebracht. Lehrend ziehe er, von Jüngern umgeben, durch das Land, besitzlos, heimatlos, weiblos, im gelben Mantel eines Asketen, aber mit heiterer Stirn, ein Seliger, und Brahmanen und Fürsten beugten sich vor ihm und würden seine Schüler.

Diese Sage, dies Gerücht, dies Märchen klang auf, duftete empor, hier und dort, in den Städten sprachen die Brahmanen davon, im Wald die Samanas, immer wieder drang der Name Gotamas, des Buddha, zu den Ohren der Jünglinge, im Guten und im Bösen, in Lobpreisung und in Schmähung.

Wie wenn in einem Lande die Pest herrscht, und es erhebt sich die Kunde, da und dort sei ein Mann, ein Weiser, ein Kundiger, dessen Wort und Anhauch genüge, um jeden von der Seuche Befallenen zu heilen, und wie dann diese Kunde das Land durchläuft und jedermann davon spricht, viele glauben, viele zweifeln, viele aber sich alsbald auf den Weg machen, um den Weisen, den Helfer aufzusuchen, so durchlief das Land jene Sage, jene duftende Sage von Gotama, dem Buddha, dem Weisen aus dem Geschlecht der Sakya. Ihm war, so sprachen die Gläubigen, höchste Erkenntnis zu eigen, er erinnerte sich seiner vormaligen Leben, er hatte Nirwana erreicht und kehrte nie mehr in den Kreislauf zurück, tauchte nie mehr in den trüben Strom der Gestaltungen unter. Vieles Herrliche und Unglaubliche wurde von ihm berichtet, er hatte Wunder getan, hatte den Teufel überwunden, hatte mit den Göttern gesprochen. Seine Feinde und Ungläubigen aber sagten, dieser Gotama sei ein eitler Verführer, er bringe seine Tage in Wohlleben hin, verachte die Opfer, sei ohne Gelehrsamkeit und kenne weder Übungen noch Kasteiung.

Süß klang die Sage von Buddha, Zauber duftete aus diesen Berichten. Krank war ja die Welt, schwer zu ertragen war das Leben — und siehe, hier schien eine Quelle zu springen, hier schien ein Botenruf zu tönen, trostvoll, mild, edler Versprechungen voll. Überall, wohin das Gerücht vom Buddha erscholl, überall in den Ländern Indiens horchten die Jünglinge auf, fühlten Sehnsucht, fühlten Hoffnung, und unter den Brahmanensöhnen der Städte und Dörfer war jeder Pilger und Fremdling willkommen, wenn er Kunde von ihm, dem Erhabenen, dem Sakyamuni brachte.

Auch zu den Samanas im Walde, auch zu Siddhartha, auch zu Govinda war die Sage gedrungen, langsam, in Tropfen, jeder Tropfen schwer von Hoffnung, jeder Tropfen schwer von Zweifel. Sie sprachen wenig davon, denn der Älteste der Samanas war kein Freund dieser Sage. Er hatte vernommen, daß jener angebliche Buddha vormals Asket

gewesen und im Walde gelebt, sich dann aber zu Wohlleben und Weltlust zurück gewendet habe, und er hielt nichts von diesem Gotama.

„O Siddhartha,“ sprach einst Govinda zu seinem Freunde. „Heute war ich im Dorf, und ein Brahmane lud mich ein, in sein Haus zu treten, und in seinem Hause war ein Brahmanensohn aus Magadha, dieser hat mit seinen eigenen Augen den Buddha gesehen und hat ihn lehren hören. Wahrlich, da schmerzte mich der Atem in der Brust, und ich dachte bei mir: Möchte doch auch ich, möchten doch auch wir beide, Siddhartha und ich, die Stunde erleben, da wir die Lehre aus dem Munde jenes Vollendeten vernehmen! Sprich, Freund, wollen wir nicht auch dorthin gehen und die Lehre aus dem Munde des Buddha anhören?“

Sprach Siddhartha: „Immer, o Govinda, hatte ich gedacht, Govinda würde bei den Samanas bleiben, immer hatte ich geglaubt, es wäre sein Ziel, sechzig und siebenzig Jahre alt zu werden und immer weiter die Künste und Übungen zu treiben, welche den Samana zieren. Aber sieh, ich hatte Govinda zu wenig gekannt, wenig wußte ich von seinem Herzen. Nun also willst du, Teuerster, einen neuen Pfad einschlagen und dorthin gehen, wo der Buddha seine Lehre verkündet.“

Sprach Govinda: „Dir beliebt es, zu spotten. Mögest du immerhin spotten, Siddhartha! Ist aber nicht auch in dir ein Verlangen, eine Lust erwacht, diese Lehre zu hören? Und hast du nicht einst zu mir gesagt, nicht lange mehr werdest du den Weg der Samanas gehen?“

Da lachte Siddhartha, auf seine Weise, wobei der Ton seiner Stimme einen Schatten von Trauer und einen Schatten von Spott annahm, und sagte: „Wohl, Govinda, wohl hast du gesprochen, richtig hast du dich erinnert. Mögest du doch auch des andern dich erinnern, das du von mir gehört hast, daß ich nämlich mißtrauisch und müde gegen Lehre und Lernen geworden bin, und daß mein Glaube klein ist an Worte, die von Lehrern zu uns kommen. Aber wohlan, Lieber, ich bin bereit, jene Lehre zu hören — ob schon ich im Herzen glaube, daß wir die beste Frucht jener Lehre schon gekostet haben.“

Sprach Govinda: „Deine Bereitschaft erfreut mein Herz. Aber sage, wie sollte das möglich sein? Wie sollte die Lehre des Gotama, noch ehe wir sie vernommen, uns schon ihre beste Frucht erschlossen haben?“

Sprach Siddhartha: „Laß diese Frucht uns genießen und das weitere abwarten, o Govinda! Diese Frucht aber, die wir schon jetzt dem Gotama verdanken, besteht darin, daß er uns von den Samanas hinwegruft! Ob er uns noch anderes und Besseres zu geben hat, o Freund, darauf laß uns ruhigen Herzens warten.“

An diesem selben Tage gab Siddhartha dem Ältesten der Samanas

seinen Entschluß zu wissen, daß er ihn verlassen wollte. Er gab ihn dem Ältesten zu wissen mit der Höflichkeit und Bescheidenheit, welche dem Jüngeren und Schüler ziemt. Der Samana aber geriet in Zorn, daß die beiden Jünglinge ihn verlassen wollten, und redete laut und brauchte grobe Schimpfworte.

Govinda erschrak und kam in Verlegenheit, Siddhartha aber neigte den Mund zu Govindas Ohr und flüsterte ihm zu: „Nun will ich dem Alten zeigen, daß ich etwas bei ihm gelernt habe.“

Indem er sich nahe vor dem Samana aufstellte, mit gesammelter Seele, fing er den Blick des Alten mit seinen Blicken ein, bannte ihn, machte ihn stumm, machte ihn willenlos, unterwarf ihn seinem Willen, befahl ihm, lautlos zu tun, was er von ihm verlangte. Der alte Mann wurde stumm, sein Auge wurde starr, sein Wille gelähmt, seine Arme hingen herab, machtlos war er Siddharthas Bezauberung erlegen. Siddharthas Gedanken aber bemächtigten sich des Samana, er mußte vollführen, was sie befahlen. Und so verneigte sich der Alte mehrmals, vollzog segnende Gebärden, sprach stammelnd einen frommen Reisewunsch. Und die Jünglinge erwiderten dankend die Verneigungen, erwiderten den Wunsch, zogen grüßend von dannen.

Unterwegs sagte Govinda: „O Siddhartha, du hast bei den Samanas mehr gelernt als ich wußte. Es ist schwer, es ist sehr schwer, einen alten Samana zu bezaubern. Wahrlich, wärest du dort geblieben, du hättest bald gelernt, auf dem Wasser zu gehen.“

„Ich begehre nicht, auf dem Wasser zu gehen,“ sagte Siddhartha. „Mögen alte Samanas mit solchen Künsten sich zufrieden geben!“

Gotama

In der Stadt Savathi kannte jedes Kind den Namen des Erhabenen Buddha, und jedes Haus war gerüstet, den Jüngern Gotamas, den schweigend Bittenden, die Almosenschale zu füllen. Nahe bei der Stadt lag Gotamas liebster Aufenthalt, der Hain Jetavana, welchen der reiche Kaufherr Anathapindika, ein ergebener Verehrer des Erhabenen, ihm und den Seinen zum Geschenk gemacht hatte.

Nach dieser Gegend hatten alle Erzählungen und Antworten hingewiesen, welche den beiden jungen Asketen auf der Suche nach Gotamas Aufenthalt zuteil wurden. Und da sie in Savathi ankamen, ward ihnen gleich im ersten Hause, vor dessen Tür sie bittend stehen blieben, Speise angeboten, und sie nahmen Speise an, und Siddhartha fragte die Frau, welche ihnen die Speise reichte:

„Gerne, du Milbtätige, gerne möchten wir erfahren, wo der Buddha

weilt, der Ehrwürdigste, denn wir sind zwei Samanas aus dem Walde, und sind gekommen, um ihn, den Vollendeten, zu sehen und die Lehre aus seinem Munde zu vernehmen."

Sprach die Frau: „Am richtigen Orte wahrlich seid Ihr hier abgestiegen, Ihr Samanas aus dem Walde. Wisset, in Jetavana, im Garten Anathapindikas, weilt der Erhabene. Dort möget Ihr, Pilger, die Nacht verbringen, denn genug Raum ist daselbst für die Unzähligen, die herbeiströmen, um aus seinem Munde die Lehre zu hören."

Da freute sich Govinda, und voll Freude rief er: „Wohl denn, so ist unser Ziel erreicht und unser Weg zu Ende! Aber sage uns, du Mutter der Pilgernden, kennst du ihn, den Buddha, hast du ihn mit deinen Augen gesehen?"

Sprach die Frau: „Viele Male habe ich ihn gesehen, den Erhabenen. An vielen Tagen habe ich ihn gesehen, wie er durch die Gassen geht, schweigend, im gelben Mantel, wie er schweigend an den Haustüren seine Almosenschale darreicht, wie er die gefüllte Schale von dannen trägt."

Entzückt lauschte Govinda und wollte noch vieles fragen und hören. Aber Siddhartha mahnte zum Weitergehen. Sie sagten Dank und gingen und brauchten kaum nach dem Wege zu fragen, denn nicht wenige Pilger und auch Mönche aus Gotamas Gemeinschaft waren nach dem Jetavana unterwegs. Und da sie in der Nacht dort anlangten, war daselbst ein beständiges Ankommen, Rufen und Reden von solchen, welche Herberge heischten und bekamen. Die beiden Samanas, des Lebens im Walde gewohnt, fanden schnell und geräuschlos einen Unterschlupf und ruhten da bis zum Morgen.

Beim Aufgang der Sonne sahen sie mit Erstaunen, welche große Schar, Gläubige und Neugierige, hier genächtigt hatte. In allen Wegen des herrlichen Haines wandelten Mönche im gelben Gewand, unter den Bäumen saßen sie hier und dort, in Betrachtung versenkt oder im geistlichen Gespräch, wie eine Stadt waren die schattigen Gärten zu sehen, voll von Menschen, wimmelnd wie Bienen. Die Mehrzahl der Mönche zog mit der Almosenschale aus, um in der Stadt Nahrung für die Mittagsmahlzeit, die einzige des Tages, zu sammeln. Auch der Buddha selbst, der Erleuchtete, pflegte am Morgen den Bettelgang zu tun.

Siddhartha sah ihn, und er erkannte ihn alsbald, als hätte ihm ein Gott ihn gezeigt. Er sah ihn, einen schlichten Mann in gelber Kutte, die Almosenschale in der Hand tragend, still dahin gehen.

„Sieh hier!" sagte Siddhartha leise zu Govinda. „Dieser hier ist der Buddha."

Aufmerksam blickte Govinda den Mönch in der gelben Kutte an, der

sich in nichts von den Hunderten der Mönche zu unterscheiden schien. Und bald erkannte auch Govinda: Dieser ist es. Und sie folgten ihm nach und betrachteten ihn.

Der Buddha ging seines Weges bescheiden und in Gedanken versunken, sein stilles Gesicht war weder fröhlich noch traurig, es schien leise nach innen zu lächeln. Mit einem verborgenen Lächeln, still, ruhig, einem gesunden Kinde nicht unähnlich, wandelte der Buddha, trug das Gewand und setzte den Fuß gleich wie alle seine Mönche, nach genauer Vorschrift. Aber sein Gesicht und sein Schritt, sein still gesenkter Blick, seine still herabhängende Hand, und noch jeder Finger an seiner still herabhängenden Hand, sprach Friede, sprach Vollkommenheit, suchte nicht, ahmte nicht nach, atmete sanft in einer unverwelklichen Ruhe, in einem unverwelklichen Licht, einem unantastbaren Frieden.

So wandelte Gotama, der Stadt entgegen, um Almosen zu sammeln, und die beiden Samanas erkannten ihn einzig an der Vollkommenheit seiner Ruhe, an der Stille seiner Gestalt, in welcher kein Suchen, kein Wollen, kein Nachahmen, kein Bemühen zu erkennen war, nur Licht und Frieden.

„Heute werden wir die Lehre aus seinem Munde vernehmen,“ sagte Govinda.

Siddhartha gab nicht Antwort. Er war wenig neugierig auf die Lehre, er glaubte nicht, daß sie ihn Neues lehren werde, hatte er doch, ebenso wie Govinda, wieder und wieder den Inhalt dieser Buddhalehre vernommen, wennschon aus Berichten von zweiter und dritter Hand. Aber er blickte aufmerksam auf Gotamas Haupt, auf seine Schultern, auf seine Füße, auf seine still herabhängende Hand, und ihm schien, jedes Glied an jedem Finger dieser Hand war Lehre, sprach, atmete, duftete, glänzte Wahrheit. Dieser Mann, dieser Buddha, war wahrhaftig bis in die Gebärde seines letzten Fingers. Dieser Mann war heilig. Nie hatte Siddhartha einen Menschen so verehrt, nie hatte er einen Menschen so geliebt wie diesen.

Die beiden folgten dem Buddha bis zur Stadt und kehrten schweigend zurück, denn sie selbst gedachten diesen Tag sich der Speise zu enthalten. Sie sahen Gotama wiederkehren, sahen ihn im Kreise seiner Jünger die Mahlzeit einnehmen — was er aß, hätte keinen Vogel satt gemacht — und sahen ihn sich zurückziehen in den Schatten der Mangobäume.

Am Abend aber, als die Hitze sich legte und alles im Lager lebendig ward und sich versammelte, hörten sie den Buddha lehren. Sie hörten seine Stimme, und auch sie war vollkommen, war von vollkommener Ruhe, war voll von Frieden. Gotama lehrte die Lehre vom Leiden, von der Herkunft des Leidens, vom Weg zur Aufhebung des Leidens. Ruhig

floß und klar seine stille Rede. Leiden war das Leben, voll Leid war die Welt, aber Erlösung vom Leid war gefunden: Erlösung fand, wer den Weg des Buddha ging. Mit sanfter, doch fester Stimme sprach der Erhabene, lehrte die vier Hauptsätze, lehrte den achtfachen Pfad, geduldig ging er den gewohnten Weg der Lehre, der Beispiele, der Wiederholungen, hell und still schwebte seine Stimme über den Hörenden, wie ein Licht, wie ein Sternhimmel.

Als der Buddha — es war schon Nacht geworden — seine Rede schloß, traten manche Pilger hervor und baten um Aufnahme in die Gemeinschaft, nahmen ihre Zuflucht zur Lehre. Und Gotama nahm sie auf, indem er sprach: „Wohl habt ihr die Lehre vernommen, wohl ist sie verkündigt. Tretet denn herzu und wandelt in Heiligkeit, allem Leid ein Ende zu bereiten.“

Siehe, da trat auch Govinda hervor, der Schüchterne, und sprach: „Auch ich nehme meine Zuflucht zum Erhabenen und zu seiner Lehre,“ und bat um Aufnahme in die Jüngerschaft, und ward aufgenommen.

Gleich darauf, da sich der Buddha zur Nachtruhe zurückgezogen hatte, wendete sich Govinda zu Siddhartha und sprach eifrig: „Siddhartha, nicht steht es mir zu, dir einen Vorwurf zu machen. Beide haben wir den Erhabenen gehört, beide haben wir die Lehre vernommen. Govinda hat die Lehre gehört, er hat seine Zuflucht zu ihr genommen. Du aber, Verehrter, willst denn nicht auch du den Pfad der Erlösung gehen? Willst du zögern, willst du noch warten?“

Siddhartha erwachte wie aus einem Schlafe, als er Govindas Worte vernahm. Lange blickte er in Govindas Gesicht. Dann sprach er leise, mit einer Stimme ohne Spott: „Govinda, mein Freund, nun hast du den Schritt getan, nun hast du den Weg erwählt. Immer, o Govinda, bist du mein Freund gewesen, immer bist du einen Schritt hinter mir gegangen. Oft habe ich gedacht: Wird Govinda nicht auch einmal einen Schritt allein tun, ohne mich, aus der eigenen Seele? Siehe, nun bist du ein Mann geworden und wählst selber deinen Weg. Mögest du ihn zu Ende gehen, o mein Freund! Mögest du Erlösung finden!“

Govinda, welcher noch nicht völlig verstand, wiederholte mit einem Ton von Ungeduld seine Frage: „Sprich doch, ich bitte dich, mein Lieber! Sage mir, wie es ja nicht anders sein kann, daß auch du, mein gelehrter Freund, deine Zuflucht zum erhabenen Buddha nehmen wirst!“

Siddhartha legte seine Hand auf die Schulter Govindas: „Du hast meinen Segenswunsch überhört, o Govinda. Ich wiederhole ihn: Mögest du diesen Weg zu Ende gehen! Mögest du Erlösung finden!“

In diesem Augenblick erkannte Govinda, daß sein Freund ihn verlassen habe, und er begann zu weinen.

„Siddhartha!“ rief er klagend.

Siddhartha sprach freundlich zu ihm: „Vergiß nicht, Govinda, daß du nun zu den Samanas des Buddha gehörst! Abgesagt hast du Heimat und Eltern, abgesagt Herkunft und Eigentum, abgesagt deinem eigenen Willen, abgesagt der Freundschaft. So will es die Lehre, so will es der Erhabene. So hast du selbst es gewollt. Morgen, o Govinda, werde ich dich verlassen.“

Lange noch wandelten die Freunde im Gehölz, lange lagen sie und fanden nicht den Schlaf. Und immer von neuem drang Govinda in seinen Freund, er möge ihm sagen, warum er nicht seine Zuflucht zu Gotamas Lehre nehmen wolle, welchen Fehler denn er in dieser Lehre finde. Siddhartha aber wies ihn jedesmal zurück und sagte: „Sib dich zufrieden, Govinda! Sehr gut ist des Erhabenen Lehre, wie sollte ich einen Fehler an ihr finden?“

Am frühesten Morgen ging ein Nachfolger Buddhas, einer seiner ältesten Mönche, durch den Garten und rief alle jene zu sich, welche als Neulinge ihre Zuflucht zur Lehre genommen hatten, um ihnen das gelbe Gewand anzulegen und sie in den ersten Lehren und Pflichten ihres Standes zu unterweisen. Da riß Govinda sich los, umarmte noch einmal den Freund seiner Jugend und schloß sich dem Zuge der Novizen an.

Siddhartha aber wandelte in Gedanken durch den Hain.

Da begegnete ihm Gotama, der Erhabene, und als er ihn mit Ehrfurcht begrüßte und der Blick des Buddha so voll Güte und Stille war, faßte der Jüngling Mut und bat den Ehrwürdigen um Erlaubnis, zu ihm zu sprechen. Schweigend nickte der Erhabene Gewährung.

Sprach Siddhartha: „Gestern, o Erhabener, war es mir vergönnt, deine wundersame Lehre zu hören. Zusammen mit meinem Freunde kam ich aus der Ferne her, um die Lehre zu hören. Und nun wird mein Freund bei den Deinen bleiben, zu dir hat er seine Zuflucht genommen. Ich aber: trete meine Pilgerschaft aufs neue an.“

„Wie es dir beliebt,“ sprach der Ehrwürdige höflich.

„Allzu kühn ist meine Rede,“ fuhr Siddhartha fort, „aber ich möchte den Erhabenen nicht verlassen, ohne ihm meine Gedanken in Aufrichtigkeit mitgeteilt zu haben. Will mir der Ehrwürdige noch einen Augenblick Gehör schenken?“

Schweigend nickte der Buddha Gewährung.

Sprach Siddhartha: „Eines, o Ehrwürdigster, habe ich an deiner Lehre vor allem bewundert. Alles in deiner Lehre ist vollkommen klar, ist bewiesen; als eine vollkommene, als eine nie und nirgends unterbrochene Kette zeigt du die Welt, als eine ewige Kette, gefügt aus Ursachen und

Wirkungen. Niemals ist dies so klar gesehen, nie so unwiderleglich dargestellt worden; höher wahrlich muß jedem Brahmanen das Herz im Leibe schlagen, wenn er, durch deine Lehre hindurch, die Welt erblickt als vollkommenen Zusammenhang, lückenlos, klar wie ein Kristall, nicht vom Zufall abhängig, nicht von Göttern abhängig. Ob sie gut oder böse, ob das Leben in ihr Leid oder Freude sei, möge dahingestellt bleiben, es mag vielleicht sein, daß dies nicht wesentlich ist — aber die Einheit der Welt, der Zusammenhang alles Geschehens, das Umschlossensein alles Großen und Kleinen vom selben Strome, vom selben Gesetz der Ursachen, des Werdens und des Sterbens, dies leuchtet hell aus deiner erhabenen Lehre, o Vollendeter. Nun aber ist, deiner selben Lehre nach, diese Einheit und Folgerichtigkeit aller Dinge dennoch an einer Stelle unterbrochen, durch eine kleine Lücke strömt in diese Welt der Einheit etwas Fremdes, etwas Neues, etwas, das vorher nicht war, und das nicht gezeigt und nicht bewiesen werden kann: das ist deine Lehre von der Überwindung der Welt, von der Erlösung. Mit dieser kleinen Lücke, mit dieser kleinen Durchbrechung aber ist das ganze ewige und einheitliche Weltgesetz wieder zerbrochen und aufgehoben. Mögest du mir verzeihen, wenn ich diesen Einwand ausspreche.“

Still hatte Gotama ihm zugehört, unbewegt. Mit seiner gütigen, mit seiner höflichen und klaren Stimme sprach er nun, der Vollendete: „Du hast die Lehre gehört, o Brahmanensohn, und wohl dir, daß du über sie so tief nachgedacht hast. Du hast eine Lücke in ihr gefunden, einen Fehler. Mögest du weiter darüber nachdenken. Laß dich aber warnen, du Wißbegieriger, vor dem Dickicht der Meinungen und vor dem Streit um Worte. Es ist an Meinungen nichts gelegen, sie mögen schön oder häßlich, klug oder töricht sein, jeder kann ihnen anhängen oder sie verwerfen. Die Lehre aber, die du von mir gehört hast, ist nicht eine Meinung, und ihr Ziel ist nicht, die Welt für Wißbegierige zu erklären. Ihr Ziel ist ein anderes; ihr Ziel ist Erlösung vom Leiden. Diese ist es, welche Gotama lehrt, nichts anderes.“

„Mögest du mir, o Erhabener, nicht zürnen,“ sagte der Jüngling. „Nicht um Streit mit dir zu suchen, Streit um Worte, habe ich so zu dir gesprochen. Du hast wahrlich recht, wenig ist an Meinungen gelegen. Aber laß mich dies eine noch sagen: Nicht einen Augenblick habe ich an dir gezweifelt. Ich habe nicht einen Augenblick gezweifelt, daß du Buddha bist, daß du das Ziel erreicht hast, das höchste, nach welchem so viel tausend Brahmanen und Brahmanensöhne unterwegs sind. Du hast die Erlösung vom Tode gefunden. Sie ist dir geworden aus deinem eigenen Suchen, auf deinem eigenen Wege, durch Gedanken, durch Ver-

senkung, durch Erkenntnis, durch Erleuchtung. Nicht ist sie dir geworden durch Lehre! Und — so ist mein Gedanke, o Erhabener — keinem wird Erlösung zu teil durch Lehre! Keinem, o Ehrwürdiger, wirst du in Worten und durch Lehre mitteilen und sagen können, was dir geschehen ist in der Stunde deiner Erleuchtung! Vieles enthält die Lehre des erleuchteten Buddha, viele lehrt sie, rechtschaffen zu leben, Böses zu meiden. Eines aber enthält die so klare, die so ehrwürdige Lehre nicht: sie enthält nicht das Geheimnis dessen, was der Erhabene selbst erlebt hat, er allein unter den Hunderttausenden. Dies ist es, was ich gedacht und erkannt habe, als ich die Lehre hörte. Dies ist es, weswegen ich meine Wanderschaft fortsetze — nicht um eine andere, eine bessere Lehre zu suchen, denn ich weiß, es gibt keine, sondern um alle Lehren und alle Lehrer zu verlassen und allein mein Ziel zu erreichen oder zu sterben. Oftmals aber werde ich dieses Tages denken, o Erhabener, und dieser Stunde, da meine Augen einen Heiligen sahen.“

Die Augen des Buddha blickten still zu Boden, still in vollkommenem Gleichmut strahlte sein unerforschliches Gesicht.

„Mögen deine Gedanken,“ sprach der Ehrwürdige langsam, „keine Irrtümer sein! Mögest du ans Ziel kommen! Aber sage mir: Hast du die Schar meiner Samanas gesehen, meiner vielen Brüder, welche ihre Zuflucht zur Lehre genommen haben? Und glaubst du, fremder Samana, glaubst du, daß es diesen allen besser wäre, die Lehre zu verlassen und in das Leben der Welt und der Lüfte zurück zu kehren?“

„Fern ist ein solcher Gedanke von mir,“ rief Siddhartha. „Mögen sie alle bei der Lehre bleiben, mögen sie ihr Ziel erreichen! Nicht steht mir zu, über eines andern Leben zu urteilen. Einzig für mich, für mich allein muß ich urteilen, muß ich wählen, muß ich ablehnen. Erlösung vom Ich suchen wir Samanas, o Erhabener. Wäre ich nun einer deiner Jünger, o Ehrwürdiger, so fürchte ich, es möchte mir geschehen, daß nur scheinbar, nur trügerisch mein Ich zur Ruhe käme und erlöst würde, daß es aber in Wahrheit weiter lebte und groß würde, denn ich hätte dann die Lehre, hätte meine Nachfolge, hätte meine Liebe zu dir, hätte die Gemeinschaft der Mönche zu meinem Ich gemacht!“

Mit halbem Lächeln, mit einer unerschütterten Helle und Freundlichkeit sah Gotama dem Fremdling ins Auge und verabschiedete ihn mit einer kaum sichtbaren Gebärde.

„Klug bist du, o Samana,“ sprach der Ehrwürdige. „Klug weißt du zu reden, mein Freund. Hüte dich vor allzu großer Klugheit!“

Hinweg wandelte der Buddha, und sein Blick und halbes Lächeln blieb für immer in Siddharthas Gedächtnis eingegraben.

So habe ich noch keinen Menschen blicken und lächeln, sitzen und schreiten sehen, dachte er, so wahrlich wünsche auch ich blicken und lächeln, sitzen und schreiten zu können, so frei, so ehrwürdig, so verborgen, so offen, so kindlich und geheimnisvoll. So wahrlich blickt und schreitet nur der Mensch, der ins Innerste seines Selbst gedrungen ist. Wohl, auch ich werde ins Innerste meines Selbst zu dringen suchen.

Einen Menschen sah ich, dachte Siddhartha, einen einzigen, vor dem ich meine Augen niederschlagen mußte. Vor keinem andern mehr will ich meine Augen niederschlagen, vor keinem mehr. Keine Lehre mehr wird mich verlocken, da dieses Menschen Lehre mich nicht verlockt hat.

Veraubt hat mich der Buddha, dachte Siddhartha, beraubt hat er mich, und mehr noch hat er mich beschenkt. Veraubt hat er mich meines Freundes, dessen, der an mich glaubte und der nun an ihn glaubt, der mein Schatten war und nun Gotamas Schatten ist. Geschenkt aber hat er mir Siddhartha, mich selbst.

Erwachen

Als Siddhartha den Hain verließ, in welchem der Buddha, der Vollendete, zurückblieb, in welchem Govinda zurückblieb, da fühlte er, daß in diesem Hain auch sein bisheriges Leben hinter ihm zurückblieb und sich von ihm trennte. Dieser Empfindung, die ihn ganz erfüllte, sann er im langsamen Dahingehen nach. Tief sann er nach, wie durch ein tiefes Wasser ließ er sich bis auf den Boden dieser Empfindung hinab, bis dahin, wo die Ursachen ruhen, denn Ursachen erkennen, so schien ihm, das eben ist Denken, und dadurch allein werden Empfindungen zu Erkenntnissen, und gehen nicht verloren, sondern werden wesenhaft und beginnen auszustrahlen, was in ihnen ist.

Im langsamen Dahingehen dachte Siddhartha nach. Er stellte fest, daß er kein Jüngling mehr, sondern ein Mann geworden sei. Er stellte fest, daß eines ihn verlassen hatte, wie die Schlange von ihrer alten Haut verlassen wird, daß eines nicht mehr in ihm vorhanden war, das durch seine ganze Jugend ihn begleitet und zu ihm gehört hatte: der Wunsch, Lehrer zu haben und Lehren zu hören. Den letzten Lehrer, der an seinem Wege ihm erschienen war, auch ihn, den höchsten und weisesten Lehrer, den Heiligsten, Buddha, hatte er verlassen, hatte sich von ihm trennen müssen, hatte seine Lehre nicht annehmen können.

Langsamer ging der Denkende dahin und fragte sich selbst: „Was nun ist es aber, das du aus Lehren und von Lehrern hattest lernen wollen, und was sie, die dich viel gelehrt haben, dich doch nicht lehren konnten?“ Und er fand: „Das Ich war es, dessen Sinn und Wesen ich lernen wollte.“

Das Ich war es, von dem ich loskommen, das ich überwinden wollte. Ich konnte es aber nicht überwinden, konnte es nur täuschen, konnte nur vor ihm fliehen, mich nur vor ihm verstecken. Wahrlich, kein Ding in der Welt hat so viel meine Gedanken beschäftigt wie dieses mein Ich, dies Rätsel, daß ich lebe, daß ich einer und von allen andern getrennt und abgesondert bin, daß ich Siddhartha bin! Und über kein Ding in der Welt weiß ich weniger als über mich, über Siddhartha!“

Der im langsamen Dahingehen Denkende blieb stehen, von diesem Gedanken erfaßt, und alsbald sprang aus diesem Gedanken ein anderer hervor, ein neuer Gedanke, der lautete: „Daß ich nichts von mir weiß, daß Siddhartha mir so fremd und unbekannt geblieben ist, das kommt aus einer Ursache, einer einzigen: Ich hatte Angst vor mir, ich war auf der Flucht vor mir! Atman suchte ich, Brahman suchte ich, ich war gewillt, mein Ich zu zerstückeln und auseinander zu schälen, um in seinem unbekanntem Innersten den Kern aller Schalen zu finden, den Atman, das Leben, das Göttliche, das Letzte. Ich selbst aber ging mir dabei verloren.“

Siddhartha schlug die Augen auf und sah um sich, ein Lächeln erfüllte sein Gesicht, und ein tiefes Gefühl von Erwachen aus langen Träumen durchströmte ihn bis in die Zehen. Und alsbald lief er wieder, lief rasch, wie ein Mann, welcher weiß, was er zu tun hat.

„D,“ dachte er aufatmend mit tiefem Atemzug, „nun will ich mir den Siddhartha nicht mehr entschlüpfen lassen! Nicht mehr will ich mein Denken und mein Leben beginnen mit Atman und mit dem Leid der Welt. Ich will beginnen mit mir, mit Siddhartha, und will mich nicht mehr töten und zerstückeln, um hinter den Trümmern ein Geheimnis zu finden. Nicht Yoga-Veda mehr soll mich lehren, noch Atharva-Veda, noch die Asketen, noch irgendwelche Lehre. Bei mir selbst will ich lernen, will ich Schüler sein, will mich kennen lernen, das Geheimnis Siddhartha.“

Er blickte um sich, als sähe er zum ersten Male die Welt. Schön war die Welt, bunt war die Welt, seltsam und rätselhaft war die Welt! Hier war Blau, hier war Gelb, hier war Grün, Himmel floss und Fluß, Wald starrte und Gebirg, alles schön, alles rätselvoll und magisch, und inmitten er, Siddhartha, der Erwachende, auf dem Wege zu sich selbst. All dieses, all dies Gelb und Blau, Fluß und Wald, ging zum erstenmal durchs Auge in Siddhartha ein, war nicht mehr Zauber Maras, war nicht mehr der Schleier der Maya, war nicht mehr sinnlose und zufällige Vielfalt der Erscheinungswelt, verächtlich dem tief denkenden Brahmanen, der die Vielfalt verschmäht, der die Einheit sucht. Blau war Blau, Fluß war Fluß, und wenn auch in Blau und Fluß und Siddhartha das Eine und Göttliche verborgen lebte, so war es doch eben des Göttlichen Art

und Sinn, hier Gelb, hier Blau, dort Himmel, dort Wald und hier Siddhartha zu sein. Sinn und Wesen war nicht irgendwo hinter den Dingen, sie waren in ihnen, in allem.

„Wie bin ich taub und stumpf gewesen!“ dachte der rasch dahin Wandelnde. „Wenn einer eine Schrift liest, deren Sinn er suchen will, so verachtet er nicht die Zeichen und Buchstaben und nennt sie Täuschung, Zufall und wertlose Schale, sondern er liest sie, er studiert und liebt sie, Buchstabe um Buchstabe. Ich aber, der ich das Buch der Welt und das Buch meines eigenen Wesens lesen wollte, ich habe, einem im voraus vermuteten Sinn zuliebe, die Zeichen und Buchstaben verachtet, ich nannte die Welt der Erscheinungen Täuschung, nannte mein Auge und meine Zunge zufällige und wertlose Erscheinungen. Nein, dies ist vorüber, ich bin erwacht, ich bin in der Tat erwacht und heute erst geboren.“

Indem Siddhartha diesen Gedanken dachte, blieb er abermals stehen, plötzlich, als läge eine Schlange vor ihm auf dem Weg.

Denn plötzlich war auch dies ihm klar geworden: Er, der in der Tat wie ein Erwachter oder Neugeborener war, er mußte sein Leben neu und völlig von vorn beginnen. Als er an diesem selben Morgen den Hain Jetavana, den Hain jenes Erhabenen, verlassen hatte, schon erwachend, schon auf dem Wege zu sich selbst, da war es seine Absicht gewesen und war ihm natürlich und selbstverständlich erschienen, daß er, nach den Jahren seines Asketentums, in seine Heimat und zu seinem Vater zurück kehre. Jetzt aber, erst in diesem Augenblick, da er stehen blieb, als läge eine Schlange auf seinem Wege, erwachte er auch zu dieser Einsicht: „Ich bin ja nicht mehr der ich war, ich bin nicht mehr Asket, ich bin nicht mehr Priester, ich bin nicht mehr Brahmane. Was denn soll ich zu Hause und bei meinem Vater tun? Studieren? Opfern? Die Versenkung pflegen? Dies alles ist ja vorüber, dies alles liegt nicht mehr an meinem Wege.“

Regungslos blieb Siddhartha stehen, und einen Augenblick und Atemzug lang froh sein Herz, er fühlte es in der Brust innen frieren wie ein kleines Tier, einen Vogel oder einen Hasen, als er sah, wie allein er sei. Jahrelang war er heimatlos gewesen und hatte es nicht gefühlt. Nun fühlte er es. Immer noch, auch in der fernsten Versenkung, war er seines Vaters Sohn gewesen, war Brahmane gewesen, hohen Standes, ein Geistiger. Jetzt war er nur noch Siddhartha, der Erwachte, sonst nichts mehr. Tief sog er den Atem ein, und einen Augenblick froh er und schauderte. Niemand war so allein wie er. Kein Adliger, der nicht zu den Adligen, kein Handwerker, der nicht zu den Handwerkern gehörte und Zuflucht bei ihnen fand, ihr Leben teilte, ihre Sprache sprach. Kein Brahmane, der nicht zu den Brahmanen zählte und mit ihnen lebte,

kein Asket, der nicht im Stande der Samanas seine Zuflucht fand, und auch der verlorenste Einsiedler im Walde war nicht einer und allein, auch ihn umgab Zugehörigkeit, auch er gehörte einem Stande an, der ihm Heimat war. Govinda war Mönch geworden, und tausend Mönche waren seine Brüder, trugen sein Kleid, glaubten seinen Glauben, sprachen seine Sprache. Er aber, Siddhartha, wo war er zugehörig? Wessen Leben würde er teilen? Wessen Sprache würde er sprechen?

Aus diesem Augenblick, wo die Welt rings von ihm wegschmolz, wo er allein stand wie ein Stern am Himmel, aus diesem Augenblick einer Kälte und Verzagttheit tauchte Siddhartha empor, mehr Ich als zuvor, fester geballt. Er fühlte: Dies war der letzte Schauer des Erwachens gewesen, der letzte Krampf der Geburt. Und alsbald schritt er wieder aus, begann rasch und ungeduldig zu gehen, nicht mehr nach Hause, nicht mehr zum Vater, nicht mehr zurück.

Chassidische Lehre

Von Martin Buber

Bewegungen, die eine Erneuerung der Gesellschaft anstreben, meinen damit zumeist, daß der vorgefundenen Ordnung die Art an die Wurzel zu legen sei; sie setzen dem Gewordenen, das sie verwerfen, ein von Grund aus andersartiges Erzeugnis des wollenden Gedankens gegenüber. Nicht so die religiösen Bewegungen, die auf eine Erneuerung der Seele ausgehn. Mag das Prinzip, das eine echte religiöse Bewegung vertritt, dem herrschenden religiösen Status der Umwelt noch so entgegengesetzt sein: sie empfindet und äußert diesen Gegensatz nicht als einen Gegensatz zum wesenhaften Urbestand der Überlieferung, sie fühlt und erklärt sich vielmehr berufen, diesen Urbestand von seiner gegenwärtigen Trübung zu reinigen, ihn wiederherzustellen, „wiederzubringen“. Von diesem gleichen Ausgang aber können die religiösen Bewegungen in ihrem Verhältnis zum geltenden Glauben sehr verschieden fortschreiten. Entweder das altneue Prinzip setzt seine eigene Botschaft als die verdunkelte und nun als Licht gerettete Urwahrheit, in dem zur Wiederbringung „gekommenen“ zentralen Menschen dargestellt, ja geradezu mit ihm identisch, dem Spätstand der Überlieferung leidenschaftlich entgegen und für ihren Urstand ein; dann vollzieht sich bald die völlige Wandlung und Scheidung; solche Bewegungen dürfen als die stifterischen bezeichnet werden. Oder das

Prinzip geht lediglich auf einen älteren Stand der Überlieferung, auf das „reine Wort“ zurück, das es zu befreien hat und dessen Entstellung es bekämpft; dann vollzieht sich eine Teilscheidung, so daß die mythisch-dogmatischen und magisch-kultischen Fundamente zumeist unberührt bleiben und ungeachtet der organisatorischen Trennung die geistige Einheit im wesentlichen fortbauert; diese Bewegungen heißen die reformatorischen. Oder auch das Prinzip nimmt die Überlieferung ihrem gegenwärtigen Stande nach in ungeschmälerter Geltung hin; deren Lehren und Sagen werden in ihrem vollen gegenwärtigen Ausmaß ohne Prüfung ihrer geschichtlichen Beglaubigung und ohne Vergleich mit einer ursprünglicheren Gestalt anerkannt; aber das Prinzip schafft eine neue Beleuchtung der Lehren und Sagen, es läßt sie in seinem Licht eine neue Beseeltheit, einen neuen Sinn gewinnen, es erneuert sie in ihrer Vitalität, ohne sie in ihrer Materie zu verändern. Hier vollzieht sich keine Scheidung, obgleich auch hier der Kampf zwischen dem Alten und dem Jungen entbrennen muß und die heftigsten Formen annehmen kann: die neue Gemeinschaft bleibt innerhalb der angestammten und versucht sie von innen zu durchbringen — ein Messen zweier Kräfte, der bewegenden und der beharrenden, das sich bald auf den Boden der neuen Gemeinschaft selbst überträgt und zwischen deren Mitgliedern, ja im Herzen jedes einzelnen fortsetzt; naturgemäß werden die Kampfbedingungen immer günstiger für die Kraft der Trägheit. Zu den Bewegungen solcher Art gehört die massidische, die, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Wolhynien und Podolien ausgehend, um die Jahrhundertwende die Judenheit des ganzen polnischen Reiches sowie Ostungarns und der Moldau in wesentlichen Teilen ergriffen hatte und um die Mitte des neunzehnten zu einem im Geist erstarrten, aber zahlenmäßig mächtigen Gebilde geworden war, das auch heute noch fortbesteht.

Alle echten religiösen Bewegungen wollen nicht etwa dem Menschen die Lösung des Weltgeheimnisses darbieten, sondern ihn ausrüsten, aus der Kraft des Geheimnisses zu leben; sie wollen ihn nicht über Gottes Wesen belehren, sondern ihm den Weg weisen, auf dem ihm Gott begegnen kann. Aber unter ihnen ist es jener dritten Art, von der ich sprach, ganz besonders nicht um ein allgültiges Wissen des Seins und Sollens, nur um das Jetzt und Hier der menschlichen Person, den ewig neuen Schoß der ewigen Wahrheit, zu tun. Darum eben können sie einen Zusammenhang allgemeiner Glaubenssätze und Vorschriften von dem gleichzeitigen Stand der Tradition unverändert übernehmen; ihr eigener Beitrag kann nicht kodifiziert werden, er ist nicht Materie einer dauernden Erkenntnis oder Verpflichtung, nur Licht für das schauende Auge, Kraft für die wirkende Hand, immer neu erscheinend.

Besonders deutlich gibt sich die: am Chassidismus kund. Von oberstem Belang ist ihm nicht, was von je war, sondern was je und je geschieht; und hinwieder nicht, was dem Menschen widerfährt, sondern was er tut; und nicht das Außerordentliche, das er tut, sondern das Gewöhnliche; und mehr noch als was er tut, wie er es tut. Unter allen Bewegungen seiner Art hat wohl keine so wie er das unendliche Ethos des Augenblicks verkündet.

Zwei Überlieferungen vereinigt hat der Chassidismus übernommen, ohne ihnen wesentlich anderes hinzuzufügen als ein neues Licht und eine neue Kraft: eine Überlieferung religiösen Gesetzes — nach der vedischen Opferlehre der riesenhafteste Aufbau geistlichen Sollens —: die rituale Formung des Judentums; und eine Überlieferung religiöser Wissenschaft, der Gnosis an Bildgewalt nachstehend, an Systematik überlegen: die Kabbala.

Individual verbunden waren diese zwei Überlieferungsreihen naturgemäß in jedem Kabbalisten, aber die eigentliche Verschmelzung zu einer Realität des Lebens und der Gemeinschaft haben sie erst im Chassidismus erfahren.

Die Verschmelzung geschah durch das altneue Prinzip, das er vertrat: das Prinzip der Verantwortung des Menschen für das Schicksal Gottes in der Welt.

Verantwortung, nicht in einem bedingten, moralischen, sondern in einem unbedingten, metaphysischen Sinn, heimlicher, unerforschlicher Wert der menschlichen Handlung, Einfluß des handelnden Menschen auf die Geschehnisse des Alls, ja auf dessen lenkende Kräfte — das ist eine uralte Idee im Judentum. „Die Gerechten mehren die Macht der oberen Herrschaft.“ Es gibt eine unserer Erfahrung entrückte, nur unserer Ahnung zugängliche Kausalität der Tat.

Diese Idee gestaltet sich in der Entwicklung der Kabbala zu der zentralen und tragenden aus, als die sie im Chassidismus hervortritt: durch die kabbalistische Anschauung von Gottes Schicksal in der Welt.

Mythisch lebendig schon in iranischer Religiosität — uns überliefert in deren manichäischer und manichäischer Umbildung*) —, dann begrifflicher umrissen in mannigfacher Gnosis erscheint uns die Konzeption der in der Stoffwelt gefangenen Gottseele, die erlöst werden soll. Der gottentstrahlte Lichtglanz, der in die Finsternis gesunken ist, die Sophia, die in die Gewalt der niederen weltbeherrschenden Mächte geriet, die „Mutter“, die durch alle Leiden der Dinglichkeit schreiten muß, — immer

*) Vgl. Ketzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, Bonn 1921.

ist es ein zwischen dem Urguten und dem Urbösen mittelndes Wesen, dessen Schicksal erzählt wird: ein preisgegebenes Wesen und doch ein Gottwesen, von seinem Ursprung abgetrennt und doch nicht abgetrennt; denn die Scheidung heißt Zeit und die Vereinigung Ewigkeit. Die Kabbala hat die Konzeption der eingebannten Gottseele aufgenommen, aber sie im Feuer der jüdischen Einheitsidee, die eine Urzweiheit ausschließt, umgeprägt. Das Schicksal der Herrlichkeit Gottes, der „Einwohnung“ (Schechina), widerfährt ihr nun nicht mehr von ihrem Gegensatz, nicht von den Mächten der gottfremden oder gottfeindlichen Materie, sondern von der Notwendigkeit des Urwillens selber; es gehört in den Sinn der Welterschöpfung.

Wie ist Welt möglich? Das ist die Grundfrage der Kabbala, wie es die Grundfrage aller Gnosis war. Wie kann die Welt sein, da doch Gott ist? Da Gott unendlich ist, wie kann es etwas außer ihm geben? Da er ewig ist, wie kann Zeit bestehen? Da er vollkommen ist, wie konnte das Mangelhafte werden? Da er unbedingt ist, was soll das Bedingte?

Die Kabbala *) antwortet: Gott schränkte sich zur Welt ein, weil er, zweiheits- und beziehungslose Einheit, die Beziehung hervortreten lassen wollte: weil er erkannt, geliebt, gewollt werden wollte, weil er seinem ureinen Sein, in dem das Denken und das Gedachte eins sind, die Anderheit entsteigen lassen wollte, die zur Einheit strebt. So entstrahlten ihm die Sphären: Sonderung, Schöpfung, Gestaltung, Fertigung, die Welten der Ideen, der Kräfte, der Formen, der Stoffe, die Reiche des Genius, des Geistes, der Seele, des Lebens, so ward, in ihnen aufgebaut, das All, dessen „Ort“ Gott ist und dessen Kern er ist. Der Sinn der Emanation ist nach einem chassidischen Wort „nicht, wie die Kreaturen vermeinen, daß die oberen Welten über den unteren sind, sondern die Welt der Fertigung ist dies, was unserm stofflichen Auge erscheint; aber ergründest du es tiefer, und enthüllst du es der Stofflichkeit, so ist eben dies die Welt der Gestaltung, und enthüllst du es weiter, so ist es die Welt der Schöpfung, und ergründest du sein Wesen noch tiefer, so ist es die Welt der Sonderung, bis zum Unbegrenzten, gesegnet sei Er“. Die raumzeitliche Sinnenwelt ist nur die äußerste Hülle Gottes, die äußerste und dichteste „Schale“, daher auch vor allem die „Welt der Schalen“ genannt. Es gibt kein Böses an sich; alles Mangelhafte ist Gewand eines Vollkommeneren, alles Übel Schäume des Guten.

Alles Weltsein ist somit nicht substanzhaft real; es ist zwar nicht bloßer Schein, wohl aber ein System immer dichterem Verhüllungen. Und doch ist es eben dieses System, worin sich Gottes Schicksal vollzieht. Gott

*) Ich berücksichtige hier Entwicklung und Abwandlungen der kabbalistischen Anschauung nicht, sondern nur ihren Grundgehalt, der für den Chassidismus bestimmend wurde.

hat nicht, schicksallos, eine schicksalerfahrende Welt gemacht: er selber, insofern er sie aus sich entsandt, sich in sie gehüllt hat, ihr einwohnt, er selber in seiner Schechina hat sein Schicksal an der Welt.

Warum aber war dem Urwillen nicht durch die reine Sphäre der Sondernung, die Welt der Ideen, genug getan, wo er, der erkannt werden wollte, von Angesicht zu Angesicht erkannt werden konnte? Warum mußte der Akt über sie hinaus immer „niedrere“, fernere, äußerlichere, schalenhaftere Bereiche hervorbringen, bis zu dieser unüberbietbar schalenhaften, dieser zähen, trüben, beladenen Welt, in der wir Kreaturen, wir Dinge hausen? Warum durften wir nicht lichtätherhafter Genius bleiben, mußten hintereinander mit feuerhaftem Geist, wasserhafter Seele, erdhaftem Körperleben bemakelt und durchseht werden?

Auf alle solche Fragen antwortet die Kabbala nun: Gott schränkte sich zur Welt ein. Und es ist geantwortet. Gott wollte erkannt, geliebt, gewollt werden, das heißt: Gott wollte eine frei bestehende, in Freiheit erkennende, in Freiheit liebende, in Freiheit wollende Anderheit; er gab sie frei. Dies bedeutet der Begriff Zimzum, Einschränkung. Aber indem eine dem ewigen Sein enthobene Macht ihrer Freiheit überlassen wurde, war ihr die Grenze durch nichts mehr als durch die eigne Auswirkung gesetzt; sie flutete über ihre gottnahe Reinheit hinaus, Werden brach aus dem Sein, es geschah, was die Kabbala „das Mysterium des Zerbrechens der Gefäße“ nennt. Sphäre reckte sich aus Sphäre, Welt klomm über Welt hinweg, Schale schloß an Schale, bis an die Grenze der Wandlungen; hier, im Reich der im Raum gedehnten, in der Zeit verharrenden Materie, am Rand des Gewordenseins, in der Leßtheit der Sinnendinge bricht sich die Gotteswelle. Gottes ist die Welle, die sich hier bricht. Lichtfunken des gottunmittelbaren Urwesens, des geniushaften Adam Kadmon, sind, als das Licht aus der obersten in die unteren Sphären stürzte und sie sprengte, in die Kerkerhaft der Dinge gefallen. Gottes Schechina stieg von Sphäre zu Sphäre nieder, wanderte von Welt zu Welt, bannte sich in Schale um Schale ein, bis in ihr äußerstes Exil: uns. In unserer Welt erfüllt sich das Schicksal Gottes.

Unsere Welt aber ist in Wahrheit die Welt des Menschen.

In altindischer Religion begegnet uns der Mythos vom „Mopfer“, der Opferung des Urmenschen, aus dessen Teilen die Welten erschaffen werden. Die Vorstellung des menschhaften Urwesens, das vergehen oder sich erniedern muß, damit die Weltenscheidung geschehe, kehrt in vorderasiatischen Mysterienriten und Kultliedern, Kosmogonien und Apokalypsen wieder. Der Kabbala steht im Anfang des Weltwerdens der Adam Kad-

mon als Gestalt Gottes und Urbild des Alls, Gotteslicht seine Substanz, Gottesname sein Leben, die noch ruhenden Sphärenelemente seine Glieder, alle Gegensätze in ihm wie Rechts und Links verbunden. Das Auseinander-treten seiner Teile ist das Werden der Welt, auch es eine Opferung. Aber an deren Ende, am Rand des Gewordenseins, Ergebnis aller Brechungen und Erübungen des Urlichts, aus dem Wuchern aller Sphären gewachsen, alle Gegensätze in ihm wie Mann und Weib zerfallen, steht wieder der Mensch, das Mischwerk der Elemente, dieser irdische, geeinzelte, benannte, stoffwechselnde, unzählbar geborene und gestorbene Mensch. In ihm hat sich die ihrer Freiheit überlassene Anderheit zum Letzten ausgewirkt, in ihm sich versammelt, und er, das späteste, beladenste der Geschöpfe hat unter allen das volle Erbe der Freiheit empfangen. Hier erst, in diesem Kind der Fäulnis und des Lichts, ist das rechtmäßige Subjekt des Aktes erstanden, in dem Gott erkannt, geliebt, gewollt werden will. Hier ist die Bewegung zu Ende, von hier aus erst kann „der Jordan aufwärts fließen“. Hier geschieht die Entscheidung.

In andern Lehren konnte die Gottseele, vom Himmel zur Erde gesandt oder zur Erde entlassen, vom Himmel wieder heimgesufen oder heimbefreit werden, Schöpfung und Erlösung in gleicher Richtung, von „oben“ nach „unten“ geschehen; nicht in einer Lehre, die, wie die jüdische, so ganz auf die doppelgerichtete Beziehung von Menschen-Ich und Gott-Du, auf die Realität der Gegenseitigkeit, auf die Begegnung gestellt war. Hier ist der Mensch, dieser elende Mensch, seinem Ursinn nach der Helfer Gottes. Um seines, des „Wählenden“, des Gottwählenden willen ist die Welt erschaffen worden. Ihre Schalen sind dazu da, daß er durch sie in den Kern dringe. Die Sphären sind auseinandergewichen, daß er sie einander nähere. Seiner harret die Kreatur. Gott harret seiner. Von ihm, von „unten“ muß der Antrieb zur Erlösung ausgehen. Die Gnade ist Gottes Antwort.

Keine der oberen, innerlicheren Welten, erst diese niederste und äußerste ist befähigt, den Anstoß zur Verwandlung in den Olam hatikun, die Welt der Vollenbung, in der „die Gestalt der Schechina aus der Verborgenheit tritt“, zu geben. Denn Gott hat sich zur Welt beschränkt, er hat sie freigegeben; nun steht das Schicksal auf ihrer Freiheit. Das ist das Mysterium des Menschen.

In der Geschichte des Menschen wiederholt sich die Geschichte der Welt. Das Freigewordene übergreift sich. Dem „Zerbrechen der Gefäße“ entspricht der Sündenfall. Beide sind Zeichen des notwendigen Wegs. Innerhalb des kosmischen Erils der Schechina steht das irdische, in das

sie durch das Versagen des Menschen getrieben wurde, mit ihm aus dem Paradiese ins Irrefal gehend. Und noch einmal wiederholt sich die Geschichte der Welt in der Israels: seinem Abfall folgt Mal um Mal — nicht als Strafe, sondern als Wirkung — die Verbannung, in die die Schechina mit ihm geht, bis zur letzten, wo nunmehr, in der tiefsten Erniedrigung, „alles an der Umkehr hängt“.

Diese Verknüpfung einer kosmischen Konzeption mit einer geschichtlichen, von der Kabbala nach altjüdischen Überlieferungen vollzogen, trug sicherlich dazu bei, die Anschauung des Emanationssystems unmittelbarer und gefühlhafter zu machen; zugleich aber wurden Sinn und Aufgabe des Menschen eingeengt. Alle Eschatologie ist ja stets in Gefahr, durch Vermengung absoluter mit historischen Kategorien das Überzeitliche ans Zeitliche hinzugeben, zumal in einer Epoche, wo die eschatologische Schau durch Konstruktion ersetzt wird. Die Verendlichung des Ziels verendlicht das Mittel: wird die Innerlichkeit des Messianismus, Weltumkehr und Weltverwandlung, vergessen, so entsteht leicht eine theurgische Praxis, die die Erlösung durch formelhafte Prozeduren herbeiführen will. Diese Praxis erhebt sich über sich hinaus in jenen gewaltigen und ins Leere wuchsenden Überspannungen der Askese, die die letzte, vorkhassidische Phase der Kabbala kennzeichnen, und deren Nachwirkungen in den Chassidismus hineinreichen, aber von seiner antiasketischen Tendenz überwunden werden. Zumeist jedoch steht der großen kosmogonischen Vision des sphärenumfassenden Urmenschen ein kleines Erlösungsschema gegenüber.

Was der Chassidismus im Verhältnis zur Kabbala anstrebt, ist die Entschematisierung des Mysteriums. Das altneue Prinzip, das er vertritt, ist, geläutert wiederhergestellt, das der kosmisch-metakosmischen Macht und Verantwortung des Menschen. „Alle Welten hängen an seinen Werken, alle schauen aus und hängen nach der Lehre und der Guttat des Menschen.“ Dieses Prinzip, kraft dessen reiner Intensität der Chassidismus zur religiösen Bewegung wird, ist kein neues Lehrelement, wie er überhaupt keine neuen Lehrelemente enthält; es ist nur hier, unter Zurückdrängung (nicht Vertilgung) der ihm vielfältig anhaftenden Gewaltsamkeiten, Formelgläubigkeiten und Mystosophien, zur Mitte einer Lebensform und einer Gemeinschaft geworden. Der eschatologische Antrieb erstickt nicht, das Verlangen nach der messianischen Erlösung findet zuweilen einen noch persönlicheren Ausdruck in beschwörendem Wort und stürmendem Unterfangen; aber die Arbeit um des Endes willen — das „nicht zu bedrängen“ ein alter Spruch gebietet — ordnet sich der steten Wirkung auf die inneren Welten durch die Heiligung alles Tuns unter; in der Stille reifen Ahnungen eines zeitlosen Heils, das der Augenblick erschließt;

nicht mehr eine angelegte Handlung, sondern die Weiheung alles Handelns wird entscheidend; und wie das Geheimnis gegenwärtiger Erfüllung sich stärkend und erhellend der Vereitung der kommenden Dinge gesellt, erhebt sich über der Asketik, wie über einer abgestreiften Verpuppung, die beflügelte Freude.

Man braucht nicht zu fasten, da doch, wer in der Weihe ist, die gefallenen Funken erlöst, die in der Speise gebannt sind und ihr Duft und Geschmack verleihen; selbst Haman wurde, als er bei Esther zu Gast war, von der Heiligkeit des Mahles berührt, und von Abraham heißt es deshalb, er habe „über“ den von ihm bewirteten Engeln gestanden, weil er die ihnen fremde Weihe des Essens kannte. Man braucht nicht der ehelichen Liebe zu entbehren, da doch, wo ein Mann und ein Weib in heiliger Einheit beisammen sind, die Schechina über ihnen ruht; nach dem Tode seiner Frau wollte der Baalschem sich nicht trösten lassen und sprach: „Ich hatte gehofft, im Wetter wie Eliza gen Himmel zu fahren, nun aber ist es mir genommen, denn ich bin nur noch die Hälfte eines Leibs.“ Man soll sich nicht kasteien; „wer seinem Körper Schaden zufügt, fügt seiner Seele Schaden zu“, und die asketische Ekstase ist „von der anderen Seite“, nicht göttlicher, sondern dämonischer Art. Man soll den „bösen Trieb“, die Leidenschaft in sich nicht ertöten, sondern mit ihr Gott dienen; sie ist die Kraft, die vom Menschen die Richtung empfangen soll („Du hast den Trieb böse gemacht,“ sagt Gott schon im Midrasch zum Menschen); die „fremden Gedanken“, die Gelüste, die zum Menschen kommen, sind reine Ideen, die im „Zerbrechen der Gefäße“ verdarben und nun durch den Menschen wieder erhoben zu werden begehren. „Die edelste Bitternis rührt an die Schwermut, und die gemeinste Freude wächst aus der Heiligkeit.“ Man kann zum Kern der Frucht nicht anders als durch die Schale kommen. Ein Zaddik führte das Wort eines talmudischen Weisen an: „Die Wege am Firmament sind mir erleuchtet wie die Wege der Stadt Nehardea“ und kehrte es um: Die Straßen der Erde sollen einem leuchten wie die Bahnen des Himmels; denn „man kann zu Gott nicht anders kommen als durch die Natur“.

„Henoch war ein Schuhflücker. Bei jedem Stich seiner Ahle, der Oberleder und Sohle verband, sprach er: ‚Um Gott und seine Schechina zu vereinigen.‘“

Dieser wunderliche Beitrag zur Legende des Urvaters, der göttlicher Gemeinschaft genoß, von der Erde hinweggenommen wurde und die Verwandlung in den demiurgisch gewaltigen Metatron, den feuerleibigen „Fürsten des Angesichts“ erfuhr, wird in der chassidischen Lehre gern angeführt. Denn in seinem erdnahen Bilde spricht er das ihr Wesentliche

aus: daß der Mensch auf das Ewige einwirkt, und dies nicht durch besondere Werke, sondern durch die Intention all seines Werks. Es ist die Lehre von der Heiligung des Alltags. Es gilt nicht ein neues, seiner Materie nach sakrales oder mystisches Tun zu gewinnen; es gilt das einem Zugewiesene, das Gewohnte und Selbstverständliche in seiner Wahrheit und in seinem Sinn, und das heißt in der Wahrheit und dem Sinn aller Tat, zu tun. Auch die Werke sind Schalen; wer sie mit der rechten Weiße vollbringt, umfängt im Kern das Schrankenlose.

Von hier aus wird verständlich, daß der Chassidismus keinen Anreiz hatte, irgendein Stück aus der Fügung des überlieferten Gesetzes zu brechen, da es der chassidischen Lehre nach keins geben konnte, das nicht mit Intention zu erfüllen oder in seiner Intention zu entdecken war. Aber es wird auch verständlich, wie eben hierdurch die beharrende Kraft der bewegenden und erneuernden insgeheim überlegen blieb und schließlich innerhalb des Chassidismus selbst ihm obsiegen mußte; doch siegt ja immer wieder in der Menschenwelt die Schale dem Kern ob.

Daher hat es keine Lehre so schwer, ihre reine Kraft zu bewahren, wie eine, die den Sinn des Lebens auf die wirkende Wirklichkeit des Jetzt und Hier stellt und nicht duldet, daß der Mensch vor der anstrengenden Unendlichkeit des Augenblicks in ein gleichmäßig geltendes System des Seins und Sollens flüchte; die Trägheit erweist sich bald stärker und zwingt die Lehre um. Aber in der kurzen Zeit ihrer Reinheit hat diese eine unsterbliche Fülle des echten und rückhaltlosen Lebens erzeugt.

Die Hochzeit des „Nagels der Erde“

Tagebuch aus Solo in Mitteljava

Von Max Dauthenden

(Schluß)

28. Oktober 1915.

Gestern konnte ich nichts schreiben, es war zu viel Empfangstätigkeit im Gange. Heute will ich alles nachholen. Heute ist ein Ruhetag. Morgen wollen Herr J. und ich nach dem südlichen Indischen Ozean an die Brandungsstelle Parangtritis fahren. Ob ich dann übermorgen nach Soerabaja und Tosari weiterreise, weiß ich noch nicht genau. Ich will sehen, was ich tue, denn ich habe nach allem, was ich gestern sah, doch Luft bekommen, zum 2. November noch hier zu sein, wo die Prinzessin von Djokja zur Kaiserin erhoben wird. —

Also gestern morgen hörte ich schon um fünf Uhr die Gamelangmusik vom Aloen-Aloen her. Ein frischer Wind trieb in der Morgenstille die Töne in mein Schlafzimmer, bis unter das Moskitoneß meines Bettes. Der Diener klopfte dann um fünf Uhr, als ich schon lange von der Himmelsmusik der wundervollen alten Gamelangs geweckt war. Ich hatte am Abend vorher schon alles vorbereitet, Wäsche und Kleidung usw., so daß ich nur badete und mich rasierte und schon bald fertig war. Ich traf unterwegs auf dem Gang zu den Bädern in Morgenjacket die Djokiaprinzen, die auch zu den Badestuben gingen, von ihren Dienern begleitet. Viele waren auch schon fertig angekleidet und hockten auf ihren Strohmatte auf den Veranden, und vor ihnen hockte ihr Gefolge, und auch der Schirmträger war schon da und hockte in Ehrerbietung an der Spitze des Gefolges.

Um ein Viertel vor neun holte uns in seinem Auto Herr L. ab. Ich traf ihn auf der Treppe, wo er mir einen schwarzen, steifen Filzhut überreichte, den er mir mitbrachte und lieb. Meine weißen Glacéhandschuhe aus Soerabaja vom „Kaufhaus Prinz von Wales“ krachten sogleich zwischen den Fingern auseinander, als ich mich ihnen nur näherte. Es ist alles Schund, was einem diese Händler hier im Osten teuer verkaufen.

Beim Residenten war schon die ganze, breite, weiße Vorgalerie schwarz von europäischen Herren in Gala. Wir gingen, nachdem wir das Auto verlassen hatten, zu Fuß durch eine Menschengasse in der Vorhalle, um dem Residenten die Hand zu drücken. Da bemerkte ich erst, daß Herr Z. zwei Orden am Frack trug. Herr L. nahm mich auf die Seite und sagte: „Herr Z. trägt einen belgischen Orden neben seinem Dranien-Nassau-Orden; das darf er doch nicht jetzt in Kriegszeiten.“ Dabei lachte der lustige Berliner aus der Brückenstraße sich wieder einen Akt. „Sie haben ja noch viel leeren Platz an Ihrer Brust,“ sagte er und deutete auf meinen kahlen Frack. „Ja,“ sagte ich, „seit wann bekommen denn Dichter Orden in jungen Jahren? Vielleicht, wenn man mal über fünfzig ist, erinnert sich der Herr Staat an die Verdienste eines Dichters auch mal. Heute gilt hauptsächlich geschäftliches Verdienst, ein ganz geistiger, ungeschäftlicher und unpolitischer Dichter, der nur mit dem Herzen arbeitet — und gar ein Liebesdichter —, hat im modernen Staat keine Ehrenberechtigung. Dazu stehen unsere Staatsbegriffe von Ehre noch auf einer zu niederen Stufe.“

Der Nebensultan stand in holländischer Offiziersuniform an der Freitreppe und forderte den in Gala gekleideten Residenten auf, in die Galakutsche zu steigen. Sie wurde von vier schweren Schimmeln gezogen. Innen ist der Staatswagen mit goldgelber Seide ausgeschlagen.

Dem Staatswagen schlossen sich alle andern Wagen und Autos, voll von Beamten in gold- und silberbestickten Fracks, und alle Offiziere in Galauniformen an, und auch unser Auto floss mit dem Strom die breite Straße unter den hohen, grünen Mimosenbäumen zum Aoen-Aoen-Platz und zum Kraton. Der Zug sah dunkel aus, und graue Staubwolken und blaue Benzindämpfe hüllten die Wagen ein, und sie sahen gar nicht prunkvoll aus, diese Masse von Eisenautos und die Masse schwarz befrachter Herren, von denen nur einige den Zylinder trugen, andere den runden, steifen Hut, wie ich, und auch Strohhüte und Köpfe ohne Hut sah man in Massen.

Auf dem Aoen standen zwei Reihen der Sultansleibwache in ganzer Länge über den Platz aufgestellt. Dunkelblaue Jacken mit rotweißen Husarenschnüren, braune, hellgemusterte Sarongs und nackte Füße; als Kopfbedeckung schwarze Blumentopfhüte, und das Haar hinten im Nacken zu einem Frauentnoten gebunden. Am Gürtel den Säbel umgehängt und einen Kris eingesteckt, außerdem noch im Arm ein Gewehr mit auf-gepflanztem Seitengewehr.

Vor der großen Halle im Hintergrund des Aoen-Aoen hielten alle Wagen und Autos. Es war ein allgemeines Getümmel von Gefährten und Menschen, die ausstiegen. Man versammelte sich in der einige Stufen höher als der Aoen-Platz gelegenen offenen Riesenhalle, die auf ungefähr fünfzig breiten, viereckigen, weißen, gemauerten Pfeilern ruht. Auch die Decke ist weiß lackiert, und das Ganze macht einen weiten, luftigen Eindruck. — Die Sonne brannte heftig über dem staubigen Aoen-Platz, alle Gamelangs musizierten rundum in allen Regentenhäusern, und zugleich spielte eine europäische Militärkapelle, als der Zug, mit dem Regenten und Nebensultan an der Spitze, sich in der Halle in Bewegung setzte und durch die weiteren Hallen und Freitreppen in den Kraton einzog. Die Gamelangs klangen wie ein großes Glockengeläute, die Musikkapelle, die militärische, brauste die holländische Nationalhymne. Die breite, schwarzbefrachte Masse der Europäer schob sich wie ein finsterer Keil, ein grober, in die wundervollen Hallen. Und die Gamelangtöne, die unschuldigen, jubelten: „Wer klug ist, hat keine Feinde, und wer so klug ist, daß er keine Feinde hat, der ist gut.“ Und dieses sangen immer wieder alle Gamelangtöne, bei denen wir, in der Europäermasse eingekleidet, vorwärts schritten, langsam und Schritt um Schritt, ohne Eile, wie es javanische Sitte gebietet. Nachdem wir die zweite große Empfangshalle auf breiter Freitreppe erstiegen hatten, kamen wir an den ganz heiligen Gamelangs vorbei. Diese Halle der Gamelangs war an den Pfeilern mit abgeschnittenen frischen Fruchtstäuben der Bananenpalme geschmückt. Die Bananenfruchtbündel bedeuten Fruchtbarkeit.

Dann stiegen wir wieder eine Treppe hinunter und kamen an der rotgekleideten, feuerroten Lanzenwache vorbei, die zu beiden Seiten das Volk in der Kratongasse abhielt. Dann kamen wir an den Haupteingang, und endlich in den Kraton selbst. Hier, in den großen Vorhöfen, wo große, immergrüne Bäume Schatten geben und hohe Mauern, glänzende Nebenhallen und Haupthallen, Sonnenschein und Schatten, blißende Säulenfluchten, weiße Freitreppen, blendende, langgestreckte Gesimse und eine unendliche Weite von Gartenflächen und Hallengebäuden sich verwirren und unentwirrbar hinziehen, — hier saßen, ebenso reich wie die Flucht der Gartenflächen, die Flucht der Hallen und Säulen, Scharen von halbnackten, gelbbraunen Javanenhofdienern; wie ebengeschnittene, regelmäßige Blumenbeete hockten die Scharen der Menschenteppiche auf dem Boden. Keine nackte Schulter höher als die Schulter der anderen, kein Kopf höher, alles ebenmäßig, als wären die Köpfe Scharen von Erbsen, gelben, ausgeschüttet in breiten Gruppen, tief in den Garten unter die Bäume, unter die Hallen, an den Freitreppen entlang ins Unendliche. Es waren Meere von Dienern, Köpfe und Köpfe, und Vasallen, Meere von Adligen und Meere von Prinzen, die da vor dem Auge Kopf an Kopf in lautloser Stille wie Engelscharen, die den Anblick Gottes erwarteten und, so weit das Auge reichte, die Hallen, Gärten und Vorhallen füllten. Dazu brausten immer noch die Huldigungsmärsche vom Turm des Kratons, wo die Militärmusik ihren Platz hatte, und alle Gamelangs läuteten und träumten, als wäre die Luft über allen Köpfen mit allen Glocken der Erde und des Himmels herangekommen, uns befreundet zu begrüßen.

Diese Gamelanglaute in solchem Getümmel und überbraust von der Militärmusik, und dieser Weihrauchduft, die heiligen Düfte von Blumen, Wohlgerüchen und Salben, die Blitze der smaragdnen Seidengürtel an den braunen Gestalten, der kupferroten Seiden, der scharlachroten Seidenfarongs, die Blitze der diamantenbesetzten Krise, die Blitze der schlichten, schlanken Goldketten auf den goldbraunen, nackten Oberkörpern der Männer und Frauen, die göttliche, schöne, schlanke Nacktheit, die, in der Goldbräune ihrer Haut wie Bildwerke aus Goldbronze, die Bodenflächen überall, wohin das Auge sah, Schulter an Schulter bedeckte, die vielen tausend stillen, schwarzen Augen unter edel geschweiften Augenbrauen, die Einheit der schwarzglänzenden Haarfarbe bei all den tausend Köpfen, sowie die Einheit der schwarzen Augen und die Einheit der unschuldig demütigen Haltung der Körper, — alles berührte mich mit einer so innerlichen Freude, einer Freude, die fast schon schmerzhaft weh war und mir beinahe vor Glück die hellen Tränen in die Augen getrieben hätte. Es war

mir, als wäre ich gestorben und zöge nun als Seele, im Frack und unter Musik, mit einer Schar auserlesener, befrachteter Europäer in den Himmel ein, in den Himmel, an den niemand mehr von uns im Leben der Autos und der Ehrgeizorden, im Leben der elektrischen Glühbirnen und der Eisenbahnkarten, im Leben des vernichtenden Europadünkels hatte glauben können.

Hier aber war er nun, der Himmel der Phantasie, der Himmel, der im Koran und in der Bibel lebte, der Himmel alles Edeln, alles Unschuldigen, aller reinen Töne, aller reinen Farben, aller klaren Seelen, — hier war er vor mir ausgebreitet. Und mir wurde weh, weil ich mit dem ersten Schritt beim Eintritt schon den Abschiedsschmerz des Hier-nicht-bleiben-dürfens fühlte. — Denn da der Strom der Europäer, lebhaft plaudernd und angeregt, in diese feierliche, unschuldige und herrliche Umgebung kam, sah man den Europäern mehr Schuld, mehr Dummheit und mehr Leere an als jemals draußen in der Welt, wo sie in ihren Häusern zwischen ihren Apparaten und Maschinen wie Zauberer hantieren und mächtig und fürchterlich wirken.

Alle suchten hastig die Stühle auf, die rund um den Saal gestellt waren. Ich wußte aber nicht, daß die Stuhlreihen links und rechts nahe beim Sultan für die holländischen Regierungsbeamten, für die königlichen Djokiaprinzen, für die Residenten, Kontrolleure und Landräte bestimmt waren. Herr Z. sagte: „Dort ist noch ein einzelner Stuhl in der vordersten Reihe frei. Gehen Sie rasch und nehmen sie dort Platz.“ Ich war, da ich unbekannt war, so einfältig, dem Vorschlag zu folgen. Aber als ich mich eben setzen will, sagt ein Herr neben mir, ein Holländer: „Diese Stühle sind für holländische Regierungsbeamte bestimmt.“ So mußte ich flüchten und zog mich, um nicht wieder anzustoßen, sehr beschämt und gequält in eine letzte, allerletzte Stuhlreihe zurück.

So sah ich wenig, wenn ich saß, und nur wenn ich aufstand, konnte ich Reihen von Prinzen sehen, die auf dem Fußboden in der Mitte des Saales in vier Reihen kauerten. Javanische Beamte hatten Messinggefäße, Sirispucknäpfe, vor sich stehen. Die Prinzen aber hatten silberne Spucknäpfe. Der Sultan hatte einen goldenen, großen Spucknapf vor sich.

Draußen im Garten sah ich nun in langen Reihen die Leibwache unter den Bäumen aufgestellt. Reihen von Beamten kauerten dort in unabsehbarer Zahl.

Hinter mir, in einer tiefer gelegenen Zwischenhalle, die wieder zu einer höher gelegenen Speisesaalhalle führte, die durch Mattglaswände abgetrennt war, saßen an dreißig halbnackte, schön gepuhte javanische Sängerninnen und stand der rot und goldene Gamelang mit vielen Messing-

gefäßen und mit vielen rotgekleideten Musikanten. Im weiten Eßsaal sah ich lange, niedere, nur fußhohe, gedeckte Tafeln stehen.

In der Ferne verloren sich die Säle in Glas, Säulen, Spiegeln, Gartenblicken und offenen Gemächern ohne Ende, alles war nur einige Treppenstufen über die Gartenflächen erhöht und wirkte unendlich ausgedehnt, Halle bei Halle, so wie der Garten Rasen bei Rasen zeigte.

Ich sah manchmal das dicke, volle Sultangesicht zwischen den Köpfen der holländischen Beamten, die vor mir saßen. Auch sah ich die karmoisinfarbene Lehne des Seidensessels, auf dem der holländische Resident neben dem Sultan saß. Über die Art, wie die beiden Sitze der beiden Mächte stehen sollen, ist schon viel Streit entstanden. Immer versuchten die Hofleute, den Stuhl des Sultans ein wenig vor den Residentenstuhl, und wenn es nur einen Zoll wäre, vorzuschieben, damit der Sultan ausgezeichnet sei. Immer muß die holländische Regierung sich das verbitten. Ebenso versuchen die Javanen, durch Kissenunterlagen den Sitz des Sultans ein wenig nur zu erhöhen, damit ihr Herr ein wenig über dem holländischen Herrn des Landes sitze. Aber es gelingt ihnen nicht. Sie werden immer wieder zurechtgewiesen. Der Holländer läßt sich nichts gefallen. Einmal soll der Sultan den Residenten sogar haben warten lassen. Da war aber der Resident sehr ungehalten darüber. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden Regierungen. Der Sultan entschuldigte sich damit, daß der Diener, der ihm den Sarongfaltentwurf legen mußte, plötzlich mitten in der Arbeit einmal hinausgegangen wäre, — „nach hinten“ —, deshalb habe sich der Empfang verzögert. Das war natürlich Schwindel. Man hat versuchen wollen, den Residenten einmal warten zu lassen. Später ist es nie mehr vorgekommen. Die Toilette des Sultans nimmt immer Stunden in Anspruch. Ihm den Haar Knoten zu machen, dauert allein täglich mehrere Stunden. Wenn er sein Haar schneiden lassen würde, so würde er täglich viele Stunden Zeitersparnis haben. Aber sich zu eilen, ist gar nicht javanisch. Es ist unvornehm; und sich zu allem reichlich Zeit nehmen, das nennt der Javane und nenne auch ich vornehm sein. — Den Europäer, den er immer so hastig und eilig sieht, hat er jetzt erst verstehen gelernt, seit öfter einmal einige Prinzen in Europa waren, wo sie sahen, daß es eine ganz andere Welt dort gibt, die ganz unjavanisch ist. Jetzt, seit sie das wissen, schätzen sie auch den Europäer höher, da sie die Umgebung verstehen lernten, aus der jeder Europäer hervorgeht, der zu ihnen kommt. Auch der Bioskop und die Maschinen haben sie mit Europa bekannt gemacht.

Im Saal kamen jetzt der Reichskanzler, dann Prinzen, dann mohammedanische Priester über den Teppich auf den Knien herangekrochen, wobei

sie hockend, auf die Hände gestützt, in sitzender Stellung, auf den Fußsohlen umständlich vorwärts krochen, wie Leute, die keine Beine mehr haben, wie Krüppel, die sich auf Beinestummeln und Händen vorwärtsdrehen. Zehn Schritte vor dem Sultan blieben sie hocken. Der Reichskanzler ist sehr dick. Er ist ein zweiundsiebzigjähriger Herr. Er sieht sehr gut und fett aus. Aber sein Gesicht ist „zementiert“, wie Herr L. sich ausdrückte. Er meinte emailliert. Er war wie ein gemästeter Kapaun, so schwer sah er aus, der Reichskanzler, und ihm war der Weg in hockender Stellung durch den ganzen Saal bis zum Sultan sehr mühsam und schweißeregend.

Der Reichskanzler sprach etwas, dann antwortete der Sultan, dann sprachen die Priester, dann rutschten alle Herren wieder zurück. Und dann begannen alle Anwesenden, siebenundsiebzigmal Amen zu singen. Es klang wie das Geblök einer Herde. A-mön — A-mön — usw. Und dieses A-mön wurde von allen Tausenden in der Halle, in allen Hallen, im Garten und in allen Gärten und Höfen wiederholt. Nur wir Europäer schwiegen. Viele lachten belustigt, viele plauderten, andere fächelten sich mit javanischen Papierfächern. In der Mitte der Halle sind vier holzgeschnitzte, vergoldete und wunderbar in Edelsteinfarben bemalte Säulen, und die Decke ist in Kassettenform ebenso vergoldet, geschnitzt und bemalt. Oben in den Ornamenten nisteten zwei Schwalben, die jetzt, von den siebenundsiebzig Amenrufen aufgeschreckt, im Saal unter der Decke um die Kronleuchter hin und her schossen.

Ungefähr fünfzig venezianische Glaskronleuchter hängen in einem Saal, alle mit elektrischen Birnen versehen. Aber am Morgen brannten sie noch nicht, erst am Nachmittag. Auf allen Treppenstufen standen altmodische, über und über vergoldete, griechische Jungfrauen aus Bronze, die ein Duzend Petroleumlampen mit Milchglaskugeln, ähnlich wie einen Haufen Kinderluftballons, hielten.

Als das letzte Amen verklungen war, spielten die Musikkorps und alle Gamelangs, und die langen Reihen Leibwache schossen krachende Salven ab, die mir fast das eine Ohr taub schossen. Die Luft roch nach Pulver, und es war viel Lärm, und die Salven wiederholten sich oft. Ich wunderte mich, daß die Leibwache nicht scharf schoß und uns versammelte Europäer alle niedermähte. Es war die schönste Gelegenheit. Herr L. sagte mir, er habe seinen scharf geladenen Revolver in der Tasche, und ehe man ihn niederstrecke, müßten erst ein Duzend Javanen daran glauben. Und so hätten die meisten Herren hier ihren Revolver im Frack. Ach, daran hatte ich gar nicht gedacht: diese Herren wären also, meistens mit dem Revolver bewaffnet, in den Himmel eingezogen.

Der Sultan und alle javanischen Hofherren im Saal trugen durchsichtige Kopfbedeckungen. Aus einer Art Stärkemasse, die wie Milchglas oder matte Gelatine wirkt, sind diese Toppföhne gemacht. Man sieht die Kopfhälfte, die im Hut ist, dunkel durch den durchsichtigen, glasigen Hut. Wie wenn man eine Geldbörse mit Röntgenstrahlen beleuchtet und dann das Geld im Geldbeutel sehen kann, so sah man in den weißbläulichen Gelatinekopfhüllen die Köpfe stecken. Das ist deshalb eingeföhrt, weil es früher vorkam, daß Höflinge einen kleinen Dolch unterm Hut im Haarknoten versteckt trugen, den sie beim Fußkuß herauszogen, um dann mit einem Stoß von unten dem Sultan die Gedärme durchzuschneiden. Auch das ist früher im Himmel geschehen. Deshalb tragen auch alle den Oberkörper nackt, um sich als waffenlos zu zeigen und bereit, vom Sultan getötet zu werden, wenn es ihm gefallen sollte, das zu wollen.

Noch während vom Garten die Salven ohrenvernichtend krachten, kam eine Schar Diener, mit nackten Oberkörpern, die trugen silberne Platten in den Händen, darauf gefüllte, gläserne Champagnerschalen standen, die sie uns reichten. Aber zuerst zogen alle vor den Sultan. An der Spitze der halbnackten Javanendiener schritt ein einziger europäischer Diener in dunkler Kleidung; dieser Europäer war der einzige unter allen Dienern, der vor dem Sultan nicht niederzufallen brauchte. Er bediente aber nur, wenn der holländische Resident zu Besuch war. Die beiden Champagnerschalen, die er auf goldener Platte trug, waren jede mit einem goldenen, schön getriebenen Deckel zugedeckt. Er schritt vor die javanische und die holländische Macht, und nachdem er sie bedient hatte, wurden auch wir von den andern Dienern bedient. Diese Javanen, diese Mundschenken, trugen smaragdgrüne Gürtel, braune Sarongs, im Rücken den Kris und um den Kopf seltsame Binden aus braun und weißem Sarongstoff, die als Schleifen im Nacken wie zwei Fledermausflügel ausgespannt waren. Ihr Haar war wie bei allen Javanern, im Nacken zum Knoten gebunden.

Es sind lauter schöne, schlanke Gestalten. Sie wirken gar nicht nackt, diese gelbbraunen Oberkörper, die die Farbe irdener, gelber Krüge haben; schön und unaufbringlich und glatt, wie mit gut anliegender Handschuhhaut, so sind ihre Körper mit der schönen, dunkeln Haut am besten und aufs vornehmste bekleidet. Sie gehen alle barfuß und lautlos.

Der Sultan wird während des Empfangs von einer Frau bedient. Und eine Frau hält auch den goldenen Sonnenschirm über ihn. Links und rechts von den Sigen des Sultans und des Residenten standen große Blumenaufbauten. Alle Blumen waren weiß, alles Grün dazwischen war silbergrün, die ungeheuren breiten Vasen mattsilbern, und über die manns-

großen Blumenaufbaue waren silberne Gazeschleier gespannt. Die Blumen der Sträuße waren weiße Kallablüten, weiße Lotosblüten, weiße Drangenblüten, weiße Engelstropfen, weiße Tuberosen und weiße Myrten, weiße Teeblüten und weiße Rosen. Die Sträuße wirkten wie weiße, dampfende Wolken, deren Formen sich in weiße Blüten verwandelt hatten, starkduftende Blumenwolken.

Sicher kann der Sultan den zigarrenstinkenden holländischen Residenten nicht riechen, darum hatte er sich und ihn von der Unmasse von betäubenden Blütenmassen umgeben lassen. Mit dem siebenundsiebzigfachen Amen und dem Glas Champagner, den Salven und einer Tasse Kaffee war die Frühzeremonie beendet. Der Sultan war nun kirchlich getraut. Er stand auf, geleitete am Arm des Residenten diesen bis zur Treppe der Halle, alle Prinzen waren auf der Erde über den wassergrünen Teppich, der mit kleinen Blütenblättern erust bestreut war, zur Halle hinausgekrochen und erwarteten uns stehend am Fuß der Ausgangstreppe.

Die Europäer drängten nun alle so rasch hinaus, wie sie hereingedrängt waren; überall hockten noch die Scharen des javanischen Hofstaates in allen Höfen zu beiden Seiten des Weges.

Um halb acht Uhr hatte die Zeremonie begonnen, um neun Uhr war sie beendet, um halb zehn Uhr waren wir wieder im Hotel.

Herr W. war mit Herrn Z. und mir ins Hotel gegangen, ich hatte ihn zum Mittagessen eingeladen. Wir saßen noch auf der breiten, hellen, glänzenden Veranda, die von Fremden wimmelte, da fuhren auch die Wagen der javanischen Prinzen vor, die kamen, sich in ihren Hotelzimmern auszuruhen.

Um halb zwölf Uhr sollte die kaiserliche Braut aus Djokja am Bahnhof in festlichem Zug vom ganzen javanischen Hof von Solo abgeholt werden. Und das war eine neue Anstrengung für die edlen Fürsten. —

Wir saßen noch in der Vorhalle des Hotels und überlegten, ob wir zum Empfang auf den Bahnhof fahren oder oben auf meiner Veranda den Zug abwarten sollten, wenn er vom Bahnhof käme. Da zwitscherten Sperlinge, und wie immer flogen sie uns in der Halle über die Köpfe, flogen durch die Zimmer, und ehe ich mich versah, fühlte ich, daß mir etwas an das Herz geflogen war. Ein kleines, graues, ganz winziges Sperlingskind hing an meinem Frack, dort, wo mir ein Orden des deutschen Reiches sitzen sollte. Das heilige Leben ehrte mich und heftete mir ein junges, pochendes Vogelherz an die linke Frackbrust. Nur eine Sekunde, dann griff ich vorsichtig mit der Hand hin und nahm den lebenden Orden ab, und er flog mir aus der hohlen Hand auf den glatten, spiegelnden Flur unter einen Tisch. Vater Spas und die Mutter flogen lebhaft

erregt lachend und plaudernd hinter ihrem Kind her. Dieser kleine Scherz der Vogelwelt freute mich sehr, und bis zum Nachmittag, wo ich die junge javanische Braut sah, hielt ich dieses winzige, überraschende Erlebnis höher als den Morgenempfang im Himmel des Kratons. Noch am Nachmittag, als ich unter meinem Betthimmel lag und die zehn ganzen und die vier halben, also die zwölf gestickten weißen Löwen auf dem weißen Mouffelinnes meines Betthimmels zählte, war ich angenehm bewegt von dem vertraulichen kleinen Vogelkind, das sich in so treuherziger Zuflucht bei seinen ersten Flugversuchen geradeaus an mein Herz verloren hatte. Ich wünschte dem Vögelnchen Glück und Segen für sein ferneres fliegendes Leben.

Dann fuhren wir, in frische, weiße Leinwandanzüge umgekleidet, alle drei im Wagen um elf Uhr zum Bahnhof. Da sahen wir erst die Erwartung des Volkes in allen Eingeborenenstraßen auf dem Weg zur Station. Kopf an Kopf standen die Leute, aber geduldig, freundlich und lautlos beieinander. Von Zeit zu Zeit waren kleine Hallen am Wege errichtet, darinnen ein Gamelangorchester seine rührenden Glockenträume in die Ohren der horchenden Menge streute. Auch kleine Fähnchen, rot und weiße, an Lanzenstangen, dicht gereiht, schmückten alle Straßenränder der ganzen Stadt. In der Nähe des Bahnhofs, an der linken Seite des Weges, stand im Gedräng ein Mann, der hatte sich gebückt, strich über seine Wade und machte den Eindruck, als wolle er zusammenbrechen. Wir dachten aber nicht daran, daß das ein Pestkranker sein könnte. Dann standen schon eine Viertelstunde vor dem Bahnhof die Straßen voll von Abgeordneten des Hofes, einer Unmasse javanischer Staatsbeamten. Und eine Unmasse heilige Würdensonnenschirme, Gold mit Dunkelgrün umrändert, oder Gold mit Rot, oder Gold mit Blau, füllten die Luft der Straße über den Häuptern der Menschen wie schwimmende Lotosblätter an.

Wir mußten den Wagen verlassen, er konnte im Gedräng nicht mehr weiter. Zehn Minuten mußten wir uns durch dicht gedrängte Straßen, unter Bäumen, zwischen Reitern auf arabischen, kleinen Pferden, vorbei an den papageifarbig bunten Hunderten von kaiserlichen Bogenschützen zum Bahnhof winden. Wir drängten gemächlich auf den Bahnsteig. Ein Assistent-Resident, den Herr W. kannte, erlaubte uns, am Teppichrand stehen zu bleiben, wo die Prinzessin zum Ausgang des Bahnhofs geführt werden sollte. Die Säulen des Bahnhofs waren schlicht mit olivgrünen Papiergirlanden geschmückt. Alle Ketten dünn, untermischt mit einigen wenigen unscheinbaren Papierblumen. Am Ende des Bahnsteiges stand ein grüingedeckter Tisch mit Erfrischungen. Ein roter Läufer lief den Bahn-

steig entlang, aber sonst war kein Schmuck da als gepushte Offiziere und javanische Staatsbeamte in voller Pracht. Der Reichskanzler kam und führte an seiner linken Seite seine Frau, die in ein langes, tief enziamblaues, dünnes Übergewand gekleidet war. Sie schritt sehr vornehm und ruhig neben ihrem mit hauschigem Sarong hoch aufgepushten Gemahl an dessen Arm. Aber das Gedräng von Halbkastleuten wurde nun groß um uns. Wir fanden den Geruch von all den schwitzenden Menschenkörpern unerträglich und dachten daran, zum Hotel auf meine Veranda im ersten Stock des Hauses zu gehen.

Draußen vor dem Bahnhofsausgang trafen wir bereits alle Staatskarossen und dicht vor der Treppe die prächtigste, goldene Krönungskarosse der Welt. Sie war ungeheuerlich goldstrotzend, auf ihrem Dach hob sich ein rotes Samtkissen mit den Reichsinsignien, den goldenen, geschmückt, und darüber lag die ungeheuerlichste Riesenkrone aus Gold, die ich je gesehen. Ein in Rot und Weiß gekleideter, silberbetrefter Kutscher saß auf dem hohen Bod. Innen war die Kutsche mit schwerem Golddamast ausgeschlagen und mit elektrischen Lampen erleuchtet. Zwischen den zwei goldenen Hinterrädern hoben sich vier große, goldene Füllhörner, mit goldenen Bananen angefüllt, die sich in goldenen Bündeln aufbauschten. Die zwölf schwarzen australischen Pferde am Wagen waren auf Kopf und Rücken mit Sträußen von falben Kakadufedern geschmückt. Diese leuchteten prächtig aprikosenfarben auf den blankglänzenden, finstern Kappen. Wir kamen mit unserem Wagen dann kaum zurück, da wir gegen eine Wagen- und Autoflut anfahren mußten. Plötzlich stockte alles. Ein Auto drängte sich durch alle durch. Ich erkannte in dem Augenblick, daß unsere Wagennummer „Dreizehn“ war, die unangenehme Zahl, die mich auf dieser ganzen Asienreise, besonders aber in Java, seit 1914 verfolgt hat. Da sehe ich auch, wie der Herr W. neben mir mit zwei Herren in dem Auto spricht, das sich uns so entgegendrängt und den ganzen Verkehr verwirrt. Er sagt dann kurz und knapp: „Ein Pestfall auf dem Bahnhof! Der Herr da drüben im Auto ist einer der Herren von der Kommission zur Pestbekämpfung, er sagt es mir eben, ich kenne den Herrn aus meiner Pension.“ Da, — das war das Gesicht der Zahl Dreizehn — dachte ich rasch. Und im Geist sah ich jenen Mann von vorhin auf der Station tot liegen, der am Wege halbzusammengebrochen seine Wade gerieben hatte, die blau angelaufen war.

Wir fuhren dann, um das Abenteuer zu vervollständigen und den Weg abzukürzen, durch ein Eingeborenenhüttenviertel, wo die Pest schlimm hauste und viele, viele Häuser abgedeckt und ausgestorben waren. Ich zählte einmal sechs pesttote Häuser nebeneinander. —

Dann saßen wir im Hotel auf der Veranda, unten und oben war alles voll von Besuchern und Gästen des Hotels, die den Festzug erwarteten. Er kam dann mit Musik, Gonggeläute der Gamelangs, die mitgetragen wurden, bunt und farbig, mit Leibwachen und Reitern, mit den Bogenschützen, die gelb-grün-blau-rote Gewänder trugen und bunte Papageienfedern im Haar und federgeschmückte Köcher und lange Federn als Ohrgehänge; endlich kamen auch die Staatskarossen, in einer zuerst die Frau des Reichskanzlers, dann in der ganz goldstrohenden, einem ungeheuren Goldschmuckkasten ähnlichen kaiserlichen Brautkarosse saß die Braut; aber man sah nur dunkelblaue Seidengestalten und nichts Bestimmtes von meiner Veranda hinter den Glasscheiben. Erst am Nachmittag sah ich die Braut halbnackt beim Empfang im Kraton. — Der Sultan, als Herr nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere seines Reiches, soll, so erzählte Herr W., die Ratten in seinem Kraton in Scharen füttern lassen. Es gibt einen Hofrattenfütterer, wie es einen Hofhenker gibt. Trotzdem der Sultan öffentlich kein Recht mehr über Leben und Tod hat, so hat er es doch noch im geheimen in der Tiefe des himmlischen Kratons, wo so manches vorgeht, was nie bekannt wird. Auch einen Hofgiftmischer gibt es. Im Kraton sind tiefe, stille, unterirdische Gänge und geheime Verließe, wo Ratten und Menschen verschwinden können. Übrigens sind auch Pestfälle im Kraton gewesen. Auch im Hause eines Prinzen sieben Fälle, er mußte danach sein Haus verlassen, und es wurde eingerissen. Das sollte man mit dem ganzen Kraton tun und ihn an neuer Stelle frisch aufbauen. —

Von halb zwölf bis halb zwei Uhr hatten wir und alle Menschenmassen auf der Straße und im Hotel auf den Festzug gewartet. — Eine japanische, buntgekleidete, grell gelb und rot maskierte Reklamegesellschaft für japanische Allerveltspillen stand in der Zeit mit Musik und Fahnen unten und ließ zum Gaudium des javanischen Volkes bunte Reklameluftballons in den heißen Mittagshimmel steigen. Dann, am Nachmittag, als ich erschöpft auf meinem Bett nach Tisch um drei Uhr einen Augenblick eingeschlafen war, weckte mich ein krachender Donnerschlag. Ein Wind jagte klappernd durchs ganze Haus. Blitze blendeten, Regen stürzte, und in den Glutofen kam für eine Stunde etwas Himmelsmilcherquidung.

Um halb vier Uhr mußte ich baden und mich anziehen, wieder in Gala und Frack, wie am Morgen. —

Freitag, 29. Oktober.

Heute morgen um drei Viertel auf sechs Uhr fuhren Herr Z. und ich nach Parangtritis, einem kleinen Platz am südlichen Indischen

Ozean. Wir kamen um drei Viertel auf acht Uhr, also nach zwei Stunden, in Djokia an, und um drei Viertel auf neun Uhr in Parangtritis. Es ist dort große, rollende Brandung, graue Sanddünen. Ein schmutziger, fast schwarzer Magneteisenstaub fliegt in der Luft und bildet hohe, graue, kaum von Mangrovenstauden bewachsene Dünenhügel. Aber teilweise fällt die Küste, weiter fort von Parangtritis, steil von Bergeshöhe senkrecht felsig in die Brandung ab. Es ist dort auch ein Häuschen unter Palmen auf einem Berg der Küste, darin wird eine javanische Göttin verehrt, die wird Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans genannt. Sie hat ihre Kleider und ihren Altar dort in der Hütte, und es wird ihr noch immer geopfert. Der Kutscher zeigte uns von der Landstraße aus das hübsche, geheimnisvolle Häuschen auf einem bewachsenen Hügel, der nach dem Meer sieht.

Wir badeten unter Schwierigkeiten in rollenden Wellen, die man abwarten mußte.

Wir aßen dort im Strandhotel, — eine lange Hütte, aber kein Hotel. Nur Malaienbedienung, kein Wirt, kein Gast und kein Europäer war da. Auf der Hinfahrt mußten wir eine halbe Stunde vor Parangtritis bei einem breiten Fluß das Auto verlassen und einen zweispännigen, armseligen Karren besteigen. Wir mußten, da es keine Brücke gibt, mit dem Wagen durch den breiten Fluß fahren. Es war sehr sandiger Grund und sehr schweres Ziehen für die kleinen Säule. Ein Haufen Kulis half schieben, und es ging ohne Unfall.

Um zwei Uhr kehrten wir um, um fünf Uhr waren wir wieder in Solo im Hotel Slier.

Samstag, 30. Oktober 1915. Morgens elf Uhr.

Heute ist mein letzter Tag hier. Morgen will ich zum Burubudur reisen und dort übernachten. Und dann übermorgen nach Saroet zurückreisen. Ich bekomme kein Zimmer in Tosari. Den ganzen November ist alles besetzt. Vielleicht wird im Dezember ein Zimmer frei. Deshalb reise ich. Ich bin zu müde, um heute nochmals einen Abendempfang beim Sultan, zu dem ich eingeladen bin, zu besuchen. Und bis zum 2. November auf die Krönung der Kaiserin zu warten, das dauert mir auch zu lang, und es wird eben auch wieder ein offizieller Empfang sein, von denen ich jetzt drei mitgemacht habe. Davon habe ich reichlich genug. Im Gegenteil, wenn ich zu oft dabei bin, dann wird das Ganze gewöhnlich, und der künstlerische Reiz stumpft ab. Darum will ich auf die zwei Einladungen zum Hof verzichten.

Gestern abend war es am schönsten. Da sah ich endlich Frauentänze und Theatertänze.

Ich hörte erst am Abend um sieben Uhr von Herrn Z., daß wir zusammen mit dem Offizierkorps, dem holländischen, eingeladen waren. Wir fuhren im Frack gegen neun Uhr vom Hotel zum Kraton. Es hatte furchtbar geregnet. Herr Z. hatte einen Gummimantel, ich nur den Schirm; beim Einsteigen in den Wagen regnete es noch. Als wir zum Aoen-Aoen kamen, leuchteten nur die illuminierten Regentenhäuser, aber der nasse, aufgeweichte, weite Platz glänzte von schwarzen Pfützen und war wie ein weicher Sumpf. Der ganze dicke Staub der Trockenzeit hatte sich in dunkeln Brei verwandelt. Keine Menschen auf dem weiten Aoen. Nur in den Kratonstraßen war es lebendig, und dicht vor dem illuminierten Kratontor standen Menschenmengen. Wir fuhren in dem erbärmlichen Mietskarren mit den schäbigen Säulen und dem schmutzigen Kutscher vor.

Im Kraton hockten draußen unter Hallen und an geschützten Mauern wieder Hunderte von Mitgliedern der entfernteren Familie des Sultans, — die kaiserliche Sippschaft. Die Haupthalle, als wir ihr uns von weitem näherten, war ganz leer. Nur viele hundert Glaskronen leuchteten mit vielen elektrischen Glasbirnen an allen Enden unter der Decke. Und die Stühle, die weißen, in der Sultanshalle, der grünblaue Fußteppich und die rotgoldenen, geschnitzten Säulen und der spiegelblanken, weißen Marmorfußboden und die weißen Marmorstufen leuchteten und glänzten, als sähe man unter Wasser in ein erleuchtetes, sonnendurchglitzertes, großes Fischglas. Die Hallen sind nicht sehr hoch, aber sehr ausgedehnt. —

Der Sultan saß allein auf seinem weißgoldenen Stuhl neben zwei Tischen. Je eines an einer Seite. Er trug eine dunkellila seidene Jacke, die war schräg über der Brust geknöpft. Sein gebauschter Sarong war braun und weißlich gemustert. Maigrüne, seidene Strümpfe und Pantoffeln. An seiner Brust diamantene Orden. Ein breiter, lockerer Brillantengürtel hielt die Sarongfalten um die Hüften zusammen. Auch die Jacke war am Rande mit einer handbreiten, diamantgestickten Borte besetzt. Die Finger blitzten, wenn er beim Sprechen eine Hand hob, als hingen diamantene Eiszapfen an den Fingergliedern. Er trug auch unterhalb des schwarzen, goldgestickten Blumentopfhutes, der die sonnenbestrahlte Erde bedeuten soll, reichen, diamantenen Haarschmuck am Haarknoten. Er war etwas bleich im aufgeschwemmten Gesicht, sah aber fröhlicher als sonst beim Anblick der Offiziere aus. Auch eine große, schlanke, goldene Kette hing um seinen Hals, und ein glasgrünes Ordensband aus Seide hing als Schärpe über der lilaseidenen Jacke. Ich selbst fühlte mich erst bedrückt von den holländischen, deutschfeindlichen Offizieren, dann aber, da wir uns vorher alle einander, beim Major an-

gefangen, vorgestellt hatten, fühlte ich mich angenehmer. Auf zwei Reihen Stühlen, die nebeneinander liefen und eine breite Gasse auf dem dicken, grünen Teppich zum Sultan ließen, saßen wir nieder.

In der Halle rutschten die Prinzen herbei, am Boden humpelnd und krabbelnd, als ob sie Stummel unterm Leib statt Beine hätten. So rutschte jeder bis zu seinem Stuhl, wo er sich gebückt ein wenig hob und sich dann hinsetzte.

Wir begrüßten sie, als wir aufstanden und an ihnen vorüber in den rückwärts liegenden Saal geführt wurden, um der Kaiserin vorgestellt zu werden.

Dort standen die Mutter der Sultanin links vom Kaiser — wenn man vor ihm stand, links — und rechts die Kaiserin, die junge, eben verheiratete. Wir zogen vorüber, fünf Schritte vor ihr eine Verbeugung, dann drei Schritte näher eine zweite Verbeugung, und Handdruck. Das heißt Fingerspizendruck. Ich werde die Sekunde nie vergessen, wo ich das kühle Händchen, ein wie ein Elfenbeinagliederpüppchen zerbrechliches und doch sehr geschmeidig schlankes Händchen in meiner Hand fühlte und den Druck der glatten Knöchel, der blanken, polierten Haut genoß. Ich erinnere mich, ein abgerupftes junges Läubchen als Junge in der Küche in die Hand genommen zu haben. Wie ein junges Läubchen oder ein junges Hühnchen, ein glattgerupftes, dessen dünne Haut so verschiebbar an dem glatten, dünnen Gebein ist, so fühlte sich diese junge, schlanke, langgliedrige, kleine Hand der javanischen Kaiserin von Soerakarta an. Diese Hand hatte die Kühle von Waldblättern und die feine, glatte Haut der wilden Kirschenzweige, die so süß und klug duftet. Diese Hand war wie ein feiner Luftzug in blauer, durchleuchteter Sternennacht, die auf den Aufgang des Mondes um Mitternacht wartet und schweigt und horcht, denn sie hört den Mond aufgehen, diese Nacht. Diese Hand, die bisher ihr Leben lang nur feinste Batikstoffe am Hofe ihres Vaters gemalt hatte, die nur ihren Vater und ihre Geschwister bisher geliebt hatte, war in der Liebesblüte noch so keusch; nach den ersten Nächten der Erschließung ihrer Blüte war sie noch nicht lebendig, noch nicht voll zum Liebesgenuß erwacht; wenn ich die Seele der Hand gesehen hätte, so wäre ein Licht der ersten Frühdämmerung über ihr gewesen, kein Tag noch, kein klares Liebesbewußtsein.

Die Prinzessin, wie sie da nackt mit ihrem glänzenden, hohen, tiefgrünen Seidengürtel vor mir stand, nackt bis unter die Brüste, sah nackt und schmal aus wie eine Weidenrute zu Ostern, wenn die silbernen Kästchen dran blinken, aber noch kein grünes Blatt schattet, — so nackt und keusch sah sie aus. Ihre Schultern standen, wie bei den Weiang-Tanzfiguren,

schmal und doch energisch vom Körper weg. Ich sah magere Gruben unter den Sehnen des Halses und Einsenkungen von Magerkeit unter dem Schlüsselbein. Es war, als habe man eine Elfenbeingestalt in eine goldgelbe Gaze straff eingespannt. Die Haut war mit schwefelgelbem Puder, gefärbtem Reispuder, hellgelb eingerieben. Der an den Hüften und Brüsten schmale, nackte Leib war so gelb leuchtend von diesem Puder, daß er wie aus sich selbst leuchtete, als sei in den gelben Puder ein grünliches Phosphorpulver hineingemischt. Das Wesen dieses Leibes schien durch diese giftige Leichenfarbe, die dem nackten Körper künstlich beigelegt war, von jeder Sinnlichkeit entkräftet zu sein. Der Körper sah aus, als leuchte der Astral Leib aus ihm, und als sei er von einem gelben Licht beschienen, das nirgends im Raume sichtbar brannte; nur auf diesem Leibe lag ein fremder Schein und gab Kunde von dem geheimnisvollen Licht. Das bewirkte dieser Schein, dieser goldgelbe, unirdische, der von dem schmalen Oberkörper, von den schmalen Armen, von dem schmalen, mageren Gesicht in den Saal leuchtete; er war verwirrend und entgeisterte den fernen, harmlosen Beschauer.

Es war, als stehe dort, aller Vernunft zum Hohn, ein Leben und Wirklichkeit gewordener Schwindel.

Man fand das Wesen, das so seltsam mit Entrückungspuder bestreut war, zuerst verrückt. Man haberte mit seinem gesunden Menschenverstand, ob das schön oder häßlich, wirklich oder unwirklich, bleibend oder spukhaft verschwindend wäre. Es wurde einem unheimlich, alle Begriffe von Lebensverständnis, die sichersten und gewöhnlichsten, gaben ihren Dienst auf und versagten, man stand hier vor einer geheiligten Überlieferung, vor tausendjährigen Schönheitsbegriffen der Javanen, die verstanden sein wollten und nicht nur mit einer inneren Abneigung widerlegt werden durften.

Und man vertiefte sich, fing an zu verstehen, lernte neue Empfindungsreize kennen, freute sich, bewunderte den Reichtum der Sinnenwelt und sagte sich, man habe ja deshalb Asien und das ferne Reich Insulinde im Rosengarten aufgesucht, um neue Eindrücke, fremde Genüsse und neue Erkenntnisse aufzunehmen.

So entstand dann, nach dem ersten Anprall des Erstaunens, nach dem Erschrecken vor so fremdartigen Erscheinungen eine Zuneigung, eine Begeisterung, eine Fähigkeit, diese gelbgepuderte, magere Gestalt poetisch und genießerisch sehen zu können. Ich sah über das weite Frauengemach der Kaiserin hin, sah die nackten, halbbedeckten Hofdamen. Und das Märchen aus Fleisch und Leben, die Märchenwelt des Sultanpalastes, aus reicher Vergangenheit, alter Macht und altem Glanz vereinigt, stand

vor mir. Und ich mußte sie künstlerisch anbeten, diese geheiligte Welt der Javanen, die uns nur als ein Märchen erscheint und als Märchen verständlich wird, während sie dem Javanen Alltag, Gewohnheit und täglichen Lebensdienst, ernst und vertieft, bedeutet.

Es war mir nun zum drittenmal in einer Woche die Stimmung von einem großen Weihnachtsfest unter einem großen Lichterbaum, mit einer großen, geheiligten Bescherung, in mein Blut eingezogen. Die Gamelangs spielten wie hundert Weihnachtsglocken, die vielen hundert sanften Gesichter, die sanfte Sitte, die heilige Pracht, — es erinnerte mich an die Christnacht; aber statt in der Krippe lag hier das heilige Leben entfaltet in einem Palast, in aller Pracht, die das Leben zu spenden hat.

Weihnachten! Ich mußte an ein Weihnachtsfest im Jahr 1883 denken. Ich hatte damals von den Sonnenuntergängen, den roten, die stundenlang noch die Winternacht feurig erhellten, gehört und war angeregt, da ich wochenlang hatte von Java sprechen hören, wo der Vulkan Krakatau auseinander gesprengt war, wo ein Berg dreißigtausend Menschen vernichtet hatte, wo Feuer und Nachtigall lebte und Tropenwelt und Pracht der Natur, vereinigt mit der Herrlichkeit der nackten Menschenkörper. Ich war so von Java angezogen, daß ich mich, als ich von einem jungen Mann hörte, der dorthin ausgewandert war, um holländischer Soldat zu werden, heftig von diesem Gedanken angezogen fühlte, nach Java zu reisen und dort aus meinem Leben ein javanisches Märchen zu machen. Denn die deutsche Schulbank ernüchterte meine lebhafteste, junge, dichterische Vorstellung vom Leben zu sehr. — Zu jenen Weihnachten 1883 wollte ich von meinem Vater kein anderes Geschenk haben als ein Buch über Java. Man erstaunte über den Wunsch. Ich aber sagte und beharrte fest darauf, daß ich kein anderes Geschenk wolle als nur dieses Buch. Und da mein Vater leidend war, sollten wir auch keinen hellen Weihnachtsbaum haben. Erst in der letzten Minute grämte sich meine alte Cousine Emilie, die den Haushalt führte, so sehr, weil kein Baum brennen sollte, daß sie doch noch ganz heimlich einen kleinen Baum anpflanzte, der am heiligen Abend brannte. Und ich bekam, wie ich es gewollt, nichts als das Buch über Java. Es lag auf einem Spiegeltisch neben dem Tisch, auf dem das Bäumchen brannte. Ich war sechzehn Jahre alt. Und ich las in den Weihnachtstagen das Buch durch, immer wieder saß ich am Ofen und genoß aus den Zeilen des Buches die Wärme der heißen javanischen Luft, und dazu knabberte ich Weihnachtsgebäck. Am Weihnachtsabend hatte ich mich meinem Vater vertraulich genähert und ihm meinen Plan gesagt, nach Java zu gehen, als Kaufmann oder als Soldat, nur fort von der häßlichen Schulbank, und am liebsten fort nach einem Land, wo alles

harmlos, einfach, glücklich und bescheiden zufrieden lebt. Ich kämpfte für diesen Plan nachher noch Wochen und Monate, bis ich ihm ganz entsagen mußte. Als ich ihn sehr spät im Sommer des nächsten Jahres aufgab, war es zu Hause in Würzburg so heiß und gemütlich in Wald und Flur, als läge Java mitten in Deutschland und Franken. Und nur darum verzichtete ich ein wenig schmerzloser auf den Lieblingsplan, Javaner werden zu wollen, überredet vom Vater, den Geschwistern und von dem Sommer in der Heimat.

An diese Weihnachten von damals, wo ich Java zum erstenmal in Buch und Bild zu sehen bekam und mir seinethalben alle andern Weihnachtsfreuden verbeten und versagt hatte, an diese Weihnachten mußte ich jetzt denken. Da ich gestern zum drittenmal den Kraton besuchte, kam eine mir unerklärliche Weihnachtsstimmung über mich, als alle Gamelangs sangen und läuteten wie die Würzburger Weihnachtsglocken, als alle Hofdamen, die halbnackten, wie Engelscharen sangen, ähnlich den Engeln der Weihnachtsnacht, ähnlich den Mettegesängen beim Duft der Wachslichter und der Tannenzweige um Mitternacht im erleuchteten Dom von Würzburg zur heiligen Mettestunde.

Aber diese Hochzeitsmette hier im javanischen Palast war unbedrückter als die der christlichen Feier. Es war nicht mehr nur Erfüllung des geborenen Kindes, es war Lebenserfüllung des Erwachsenen in mir, — eines Erwachsenen, der dankbar den heiligen Duft von Weihrauch, von Blumen, von geweihten Menschen und geweihten Gedanken einatmete.

In dem Frauensaal saßen auf um ein paar Stufen erhöhtem Fußboden auf rotem Teppich des Hintergrundes Hunderte von Hofdamen mit hohen, glatten, grünen und rosa Seidengürteln und braunen Sarongs nur bis hoch an die Hüften bekleidet, die Oberkörper alle nackt. Aber welche schmalen, unsinnlich anziehenden Oberkörper. Nackte Körper veredeltster Menschen, die die Sinnlichkeit so hoch gesteigert und veredelt haben, daß sie äußerlich vom Körper verschwand, aber in den heißen Adern wie Eis brennt.

Der rote Teppich, die bräunliche, gelbgepuderte, goldbronzene Nacktheit aller der Frauengestalten und Frauengruppen, die sitzend dem Europäer kaum bis ans Knie reichten, die roten Lack- und Goldsäulen, der Glanz der elektrischen Birnen, die gläsernen Kandelaber und die unentwirrbare Flucht geheimnisvoller, nie endenwollender erleuchteter Hallen rundum, und der offene Mondscheinhimmel daneben über der endlosen Länge der Stufen, die zu dem Gartenhof führten, — alles zusammen war vereinigt, mich reich zu beschenken, und die Nähe der heiligen Kaiserin, einer blutreinen Javanin, vervollkommnete den Eindruck, daß es Weihnachten

sei. Weihnachten im Himmel, wo für den Mann ein Weib am heiligen Abend beschert wird, Weihnachten unter goldenen Engeln und weit über der Erde, im Märchenlande der Wolken und der Sonne.

Und auf der andern Erdhälfte wütete in der gleichen Sekunde der Kriegstod viel schlimmer, als die Pest in Solo wüten kann.

Und ich mußte wieder an den Prinzen denken, der gesagt hatte: „Kluge Menschen machen sich keine Feinde, Kluge Menschen sind gute Menschen.“

Und ich mußte der alten zweiundneunzigjährigen Fürstin, die in ein langes, tiefblaues Seidengewand gehüllt war, die Hand reichen. Und den andern Damen meine Verbeugung machen. Und dann wanderte ich weiter. Immer mich verbeugend, wie die anderen Herren. Es war, als wollte jede meiner Verbeugungen den Damen sagen: „Ich huldige euch und eurem Lande tief.“ Ich wollte noch viel mit den Augen sagen, aber meine Augen wollten mich immer stören und gehorchten nicht, sie sahen zu viel und waren, wie Kinder unterm Weihnachtsbaum, stumm gemacht von zu reichem Beschenktsein.

Dann wurde Spielabend gemacht, die Frauen und die Kaiserin blieben in ihrer Halle, von wo sie in die andern Hallen, in denen wir uns befanden, hinübersehen konnten. Und in dem Saal des Sultans wurden dann die Spieltische und die Sessel von den Dienern gebracht. Man hatte sich einen Augenblick gesetzt. Dann erhob man sich, und alles zerstreute sich in den Säulengang, der an einer Seite gegen den Garten die Halle abschloß. Hier konnte man in zwei Säle sehen, in den Prinzensaal und in den Sultansaal, der Frauensaal lag entlegener und war nicht mehr sichtbar. Hier stand eine lange Reihe grüner Kartentische. Es wurde P'hombre gespielt. Die obersten Soerakarta- und Djolia-Prinzen setzten sich, je drei Prinzen mit einem Offizier, an die grünen Tische zu den Karten.

Der Sultan saß in seinem Saal mit dem obersten Offizier, mit dem Reichskanzler und dem ältesten Prinzen zusammen am Kartentisch.

Im Hintergrunde, einige Stufen tiefer, saßen Scharen halbnackter Sängerrinnen und Gamelangspieler. Die Gamelangs spielten immer in einiger Entfernung in einem offenen Zwischengang, der einige Stufen tiefer zwischen dem großen Prinzenempfangsaal und dem heute abend mit Glasscheiben und weißen Vorhängen geschlossenen Speisesaal lag. Dort waren die purpurnen und mit goldenen Drachenschlangen vergoldeten und geschnitzten Gestelle aufgebaut, an welchen die alten, heiligen Songs sangen, die noch im alten Reich Mataram den Ton der Festlichkeit angestimmt hatten, im alten javanischen, freien Sultansreich.

Die Hallen hier, die verschieden verteilt sind, sich vergrößern und verkleinern und alle reich beleuchtet sind, erinnern, da sie offen in die Garten-

höfe und in weitere Hallen sich fortsetzen, an das Innere eines sonnen-erleuchteten, glühendes Waldes, wo es Lichtungen und Waldplätze und Wiesen gibt und wieder Waldhallen, in denen die Baumsäulen zum Himmelslicht streben. Aber es war nicht die Höhe, sondern die Mannigfaltigkeit der Räumlichkeiten, die doch im letzten Gefühl sehr einfach und natürlich im Gedanken war.

Die L'hombretische waren besetzt, und alles arbeitete dort leise plaudernd und sich gut unterhaltend mit Spiel und Wort. Nebentischen trugen die Trinkgläser, Feuerzeuge und Aschenbecher. Es waren vorher schon, bei der Sitzung vor dem Sultan, an uns alle Zigarren von Dienern gereicht worden und Kaffee und Tee.

Ich hatte vorher Tee genommen. Ich habe nie vorher im Leben solch einen aromatischen Tee getrunken. Er war vermischt mit den getrockneten Blüten des Mellattibaumes, der in den Tempelhöfen und auf javanischen Begräbnisplätzen wegen seines starken, tuberosenähnlichen Geruchs angepflanzt wird. Dieser Tee war ein ebensolches Märchen von Duft, wie es der Frauensaal vorher an Festlichkeit gewesen war.

Nun ließ ich mir nur Eiswasser geben, Apollinariswasser, deutsches, mit Eis, ohne Whisky.

Wir saßen eine lange Weile, dann kamen vor den Sultansaal in einen offenen Flur zwischen zwei Hallen auf dem glatten, spiegelnden, weißen Marmorboden neun Dagonjas gezogen. Neun dürfen vor dem Sultan tanzen, aber nur sieben, wenn Fest ist im Hause des Kanzlers. Die Frauen wandelten wie Vestalinnen oder griechisch: Priesterinnen herein. Sie trugen ebenfalls den Oberkörper nackt, die Brüste nackt, hohe, dunkelgrüne Samtgürtel, von weißem, breitem Band gehalten, und darunter eng um ihre Beine rehfarbene, gelbbraun und weiß gemusterte Sarongs, deren eines langes Ende als eine schlanke Schleppe beim Tanzen mit der nackten Ferse bald links, bald rechts im Tanztakt nach der Seite geschleudert wurde. Sie tanzten mit weit vorgestreckten, immer sich im Takt gefühlvoll windenden Armen, die Hände hielten zwei weiße Schärpenenden, die sie wie Libellenflügel hoben und senkten. Es tanzten nicht bloß die Glieder, — es tanzte die geschmeidige Kleidung, beweglich wie die geschmeidigen Glieder, geschmeidig wie der gelbgepuderte, schmale, nackte Oberkörper der kleinen neun Frauengestalten. Eine Frau saß am Boden daneben, die ordnete manchmal einer Tanzenden einen Schärpentel oder einen Haarschmuck, ohne daß die Tänzerin im Tanze inne hielt. Nachdem die neun eine Stunde rhythmisch getanzt hatten, setzten sie sich in drei Reihen, mit dem Gesicht gegen den Sultan hin.

Sie kamen auch nicht wie sonst die Tänzerinnen und die Frauen und

Männer kriechend herein. Sie durften im Takt der Musik aufrecht gehend langsam heranwandeln. Sie gingen, als trügen sie unsichtbare Krüge, gefüllt mit allen innerlich geweinten Freudentränen der Erde, auf ihren schmalen Schultern. Die Musik und der Tanz der neun Feierlichen war wie ein wunderbarer Gottesdienstanz aus den heiligsten Tempeln, getanzt zu Ehren eines unbekanntes Gottes. Ich hätte ohne Langeweile bis an mein Lebensende diesem Tanz und dem begleitenden Gonggeläute und den Gamelangwohllauten zuhören können.

Ich weiß nicht, ob der Sultan oft hinsah zu den Tänzerinnen. Herr Z. sagte mir einmal, er schaue oft auf vom Spiel. Ich sah seinen Kopf nur halb, verdeckt vom Hut und Kopf eines Prinzen.

Während getanzt wurde, rutschten immer verschiedene zu ihm befohlene Prinzen auf den Stummeln ihrer Beine bäuchlings zu dem Spieltisch des Sultans.

Später kam noch die halbnackte, hundertköpfige Schar der Sultanssippschaft zu uns, die vorher in den Vorhallen gefessen hatte. Sie saßen dichtgedrängt beieinander, auf dem glatten, kühlen Marmorboden des Säulenganges, wo wir und die L'ombretische standen.

Es wurde dann Essen gereicht. Alle halbe Stunde ein anderes Gericht, für jeden auf einen Teller gelegt, den man während des Essens in der Hand halten mußte. Indessen tanzten die neun zwei Stunden weiter, bis gegen zwölf Uhr. Dann gingen sie. Und nun kamen sechzehn maskierte Tänzer an. Sie krabbelten auf dem Bauch in den Saal und durften nicht so edel aufrecht gehen wie die neun Frauen, die mir wie die neun Musen erschienen waren.

Die Maskierten stellten sich zu je acht auf zwei Seiten des Saales vor dem Sultan auf, so daß sie gegen ihn hin einen breiten Weg bildeten. Sie stellten in jeder der zwei Gruppen zwei Hähne vor, zwei Hahnenbesitzer, zwei Diener und zwei Spasmacher.

Das Spiel sollte einen vom Spaß der Spasmacher begleiteten Hahnenkampf in Sang und Tanz vorstellen.

Die Hähne hatten grüne Papageienfederhauben auf dem Kopf. Hatten grünsamtne und mit Goldband verzierte, große Niederbügel und darunter bunte Saronghosen, geblünte, seidene, und rosa geblünte, lange Frackschöße, die sie wie Flügel mit den Fingerspitzen an den Enden aufnahmen und rhythmisch bewegten.

Die Tänzer wirkten mit ihrer gelbgepuderten, dunklen Haut wie Weiangfiguren javanischer Schattentheater, sie tanzten auch, als wollten sie ihre Glieder verlängern, wie es die Schattenfiguren tun. Der pantomimische Hahnenkampf dauerte bis gegen ein Uhr.

Um halb zwei Uhr, nachdem wir alle Gerichte eines langen Soupers bis zu Eis und Kuchen durchgegessen hatten, erhob sich der Sultan; Diener trugen den Spieltisch fort. Auch die Herren und Prinzen an den L'hombretischen erhoben sich. Man setzte sich zum Sultan in die Stuhlreihen, die dort standen, und deren weißgeblümete Seide und weißgoldenen Lackfüße den hellen Saal mit dem weißen Marmorboden noch heller machten. Immer noch spielten die Gamelangs und Gongs, immer noch sangen die Chöre der am Boden hockenden, halbnackenden javanischen Sängerinnen. Zwischen den Tänzen, in den Tanzpausen, hatte vorher schon ein europäisches Orchester europäische Melodien gespielt. Ich erkannte die Ouvertüre der Oper „Zampa“ und ein Lied aus der „Dollarprinzessin“.

Jetzt gab es noch ein wenig feierliches Zusammensitzen. Der Sultan sprach mit seiner Füstelstimme, der Stimme eines plötzlich zum Sprechen angereizten Papageis, — schnell, scharf und krächzend, etwas Kindlich-Unerwachsenes im Laut der überverfeinerten Kehle.

Dann standen wir auf, als er sich erhob, jeder trat einzeln zu ihm hin, jeder verbeugte sich, reichte ihm die Hand, und der Abend war beendet. Die Halle leerte sich, die Prinzen gingen mit uns zu den Treppentufen, dann verließen alle Europäer die erleuchtete Halle. In den zwei Zwischenhöfen saßen noch viele Höflingscharen, Leibwachen, Dienerscharen, nackte und bekleidete, bunt zerstreut in reicher Zahl in den Hallen aufgereiht und versammelt. Bis zum letzten Tor sah man die am Boden hockenden, ehrerbietigen Reihen der Javanen sitzen, die zur Hofhaltung des Sultans gehörten. Draußen vor dem illuminierten Eingang in den Kraton stand ein Haufe dichtgedrängter Autos und Wagen zusammen. Denn auch viele Prinzen fuhren mit ihren Frauen fort und hatten ihre Häuser in der Stadt und nicht im Kraton. Wir kamen mit unserem Wagen um zwei Uhr im Hotel an. Ich war totmüde. Denn am Morgen war ich halb fünf Uhr aufgestanden, hatte sechs Stunden Autofahrt und das anstrengende Seebad in der Brandung des Indischen Ozeans erlebt.

Es ist jetzt zehn Uhr abends, und ich will noch ein wenig frische Luft einnehmen und dann früh schlafen gehen. Es ist erquickend draußen, da heute nachmittag wieder ein Sturzregen die Stadt gebadet hat. —

Nun war ich noch in der Nacht auf dem Aloen-Aloen. Es ist jetzt zwölf Uhr. Es war viel Leben heute und ist es noch. Die Gamelangs tönen ununterbrochen bis in mein Zimmer, als ob Chorgesänge, Orgeln und Glocken und viele Orchester spielten. Es klingt so fromm und innig durch die Nacht.

Ich fuhr in einem Wagen durch das Gedränge, der Knabe des Kutschers,

der sonst immer auf dem Trittbrett des Rücksißes stehen muß, ging neben den Pferden und trillerte erbarmungslos auf einer Pfeife, um die Leute vor den Pferden zu warnen. Wir kamen schwer durch das Gedräng.

In den verschiedenen Hallen der Regenten, die rund um den Platz mit Glühbirnenillumination prunken, sah ich in den vom Volk dicht umlagerten Hallen heute Weiangspieler, das sind Maskenspieler, und auch Waffenkämpfer. Statt der Frauen spielten und tanzten heute meistens Männer, zum Teil als Ritter oder Wilde herausgeputzt, mit Waffen und Federschmuck. Die Waffenträger bei drei Regentenhäusern waren ganz vorzüglich. In einem Haus waren sie gekleidet wie römische Gladiatoren. Im anderen waren sie mit Federn reich geschmückt wie wilde Indianer. Im dritten, beim Reichskanzler, tanzten zwei fast nackte Gestalten im Helmschmuck und mit kurzem Schwert. Diese letzten beiden Männer tanzten am vornehmsten und einfachsten. Es war ganz herrlich erquickend, den prachtvollen, rhythmischen Bewegungen, diesen ruckweise ausgeführten und den langgedehnten, zuzusehen. —

Mein Gecko von drüben rief eben wieder aus der Dunkelheit über die Straße herüber, die noch voll Wagen und Menschen lebt. Der Gecko ladet mich zum Schlafen ein; gesehen habe ich diesen Nachtrufser noch nie. Aber seine Stimme besucht mich nachts oft. —

31. Oktober 1915. Sonntagmorgen.

Es ist ein wunderschöner, klarer Morgen. Vor meiner Veranda ist eben die Sonne in das Laubwerk der großen Regenbäume hochgestiegen.

Schwalben wecken mich, so wie gestern. Sie kamen zu zweien in mein Schlafzimmer durchs offene Fenster, das hinüber in den Garten der Javabank sieht. Sie zwitschern so laut und fangen die Fliegen von den weißgetünchten Balken der Zimmerdecke, bis ich die Vorhänge meines Moskitonezgehäuses öffne und heraussteige; da kreisen sie noch ein paarmal über mir und sind dann blickschnell durchs Fenster verschwunden.

Die Dimmelbahn beginnt eben wieder ihr langes Klingeln. Es ist sechs Uhr morgens. Die Straße hallt, und viele Wagen fahren schon, und lautlose Beine der Javanen gehen wie die Beine von Schattenfiguren vor der frischen, sonnenbeschienenen Straße.

Es riecht aber stark nach Leerdeseinfektion. Die Pest lauert irgendwo. Gestern nachmittag sah ich wieder einen weißeingehüllten Sarg vorbeibringen. Viele Menschen folgten, eine Frau trug dabei einen europäischen, weißgeränderten rosa Sonnenschirm über sich, aber nicht über den Sarg.

Es ist wie ein Sonntagmorgen in Würzburg, wo mein Vater und meine Mutter uns um sechs Uhr morgens durch die Stadtparkanlagen

zu einem im Grünen gelegenen Kaffeegarten führten, wo Kaffee getrunken, friedlich geplaudert und Zeitung gelesen wurde. Solch ein taufrischer, reiner Morgen ist es heute hier in Solo im heiligen Java.

Sonntag, 31. Oktober. Morgens neun Uhr.

Herr Z., den ich vorhin nach dem Frühstück traf, erzählte mir, daß gestern abend beim Sultan im Kraton der Tanz noch schöner gewesen sei als vorher. Erst haben, nachdem der Empfang der Beamten sowohl beim Sultan als bei der Kaiserin stattgefunden hatte, die vier „Srimpis“ getanzt, dann Waffenträger, männliche, dann wieder die Wagonjas, die neun, die ich am Tage vorher gesehen.

Ich wollte heute zum Burubudur fahren, aber man kann den Ausflug nicht an einem Tag unternehmen. Ich will nämlich morgen früh hier sein, weil ich doch den Morgenempfang um zehn Uhr im Kraton zur Erhebung der Prinzessin von Djokia zur Kaiserin von Soerakarta mitmachen möchte. Morgen sind es schon neun Tage, daß ich hier in Solo bin. — Übermorgen werde ich wohl wieder nach Saroet zurückkehren müssen, da in Tosari alles besetzt ist. —

Es ist jetzt am Nachmittag wieder schwül, und es wird wohl bald ein Gewitter donnern. Morgen, am 1. November, ist der Geburtstag meines verstorbenen Vaters. Er ist 1819 geboren und 1896 gestorben, er würde jetzt sechsundneunzig Jahre alt werden. Er könnte eigentlich noch gut leben. Und meine Mutter, die 1837 geboren und 1873 gestorben ist, wäre jetzt erst achtundsiebzig Jahre alt; sie könnte erst recht noch gut leben und wäre gar nicht zu alt. Morgen, am 1. November, geht alles in Bayern zu den Gräbern. Ach, es werden zu viel Trauernde und zu viel junge Gräber dieses Jahr besucht werden, und der morgige Tag wird ein Tränentag für Millionen Herzen in Europa sein. —

Morgen früh um zehn Uhr gehe ich nochmals, zum letztenmal, in den Kraton. Die Sultanin wird eingesezt. Der Sultan erhebt seine junge Frau zur Kaiserin. Ich freue mich, beide, und besonders sie, noch einmal zu sehen. Wir werden uns wohl nie mehr im Leben wiedersehen.

Den Nachmittagempfang neulich im Kraton, den habe ich noch nicht beschrieben, ich hatte zu viel zu beschreiben.

Aber er war eigentlich der märchenhafteste Augenblick von allen im Kraton.

Es war kurz nach sechs Uhr, als wir Europäer mit dem holländischen Residenten in den Kraton einzogen. Alle Glühbirnen brannten an den Glaskronen aller Hallen. Die roten, mit Goldschmuckwerk bedeckten Säulen, die weiße Decke und der weiße Marmorboden, die weißen Säulen und die weißseidenen Stühle, alles glänzte uns unter den Klängen der

Gamelangs festlich entgegen. Wir saßen in Reihen, und der Sultan empfing auf seinem Sessel eine auf den Knien hereinrutschende Frau, eine Botin aus dem Frauengemach, die mittheilte, daß alles bereit sei. Er erhob sich und schritt mit dem Residenten in die hinteren, offenen Hallen, die ein wenig dämmeriger beleuchtet sind. Das viele goldbronzene Fleisch von hundert und hundert Frauen dort, die mit nacktem Oberkörper am Boden hockten, beleuchtete wie mit rötlicher Dämmerung die Tiefe der weiten Halle. Auch der rote Teppich am Boden und das rote und goldne Lackschmückwerk verbreiteten ein wie von Abendröte getränktes Licht, das warm und einladend uns entgegenzublühen schien wie eine rote Rose in dunkeln Strauchwerk, oder wie die Farben von rosigem Muscheln und roten Korallen, die man durchs Wasser leuchten sieht in roter Dämmerung der Tiefe des Meeres.

Als der Sultan aufgestanden war, drängten alle Europäer nach. Vergebens schaute ein prinziplicher Zeremonienmeister flehend und entsetzt umher, er mußte ausweichen, und in einem Zwischenaal vor dem Frauengemach fluteten die schwarzbefrachten, breiten Rücken der Europäer wie ein Tintenstrom schwarz hinein in die fremden Gemächer. Und die breiten, festbeschuhnten europäischen Füße hätten beinahe ganze Scharen von kleinen, halbnackten Frauen unter den Sohlen zertreten, die da so schlicht und so feierlich in großen, langen Gruppen saßen und die verschiedensten Geschenke der Braut im Arm hielten. Ich sah zwei mit zwei fußgroßen, massiv goldenen Elefanten im Schoß. Andere hatten Schmuckkästchen, goldene. Einige hatten goldene Speere mit Seidenfähnchen daran.

Im Hintergrund, hinter dem schwarzen Schwarm der neugierig zusammengedrängten Europäer ging inzwischen die Fußwaschungszereemonie vor sich. Der Sultan war in den erhöhten Teil des Frauengemaches getreten. Er hatte seine Braut schon vorher begrüßt.

Jetzt ließen sich Frauen mit silberner Waschküßel vor ihm nieder, er hielt seinen rechten Fuß hin, den sie befeuchteten. Die junge Braut kam auch auf den Knien näher und beugte sich mit der Stirn zu dem silbernen Gefäß. Und die Frauen neigten ihr die Stirn ein wenig, und sie berührte den Fuß des Sultans. Die kleinen, jüngsten Prinzen brachten dann die Pantoffeln des Sultans, in die er hineinschlüpfte. Er erhob sich, stand auf einer kleinen Erhöhung, die Braut stand neben ihm. Er hielt ihre Hand, und nun nahmen beide die Glückwünsche der vornehmsten Europäer, Verbeugung und Händedruck, entgegen. Dann zog sich die Braut in die Tiefe des Gemaches, in den Kreis der andern Frauen zurück, wo sie allein an einem niedern, grünen Tischchen saß, nahebei in einiger Entfernung die Frau des Reichskanzlers.

Der Sultan ging mit dem Residenten zu seinem Empfangssaal zurück, wo man niedersaß. Es wurde Champagner gereicht, und der Resident und alle Europäer tranken ihre Gläser auf das Wohl des Brautpaares. Die Gamelangs läuteten, Salven der Leibwache krachten im Garten. Pulverrauch kroch von draußen herein über alle Köpfe und um die Glaskronen und trübte die Luft. Zwei Schwalben, die oben im goldenen Schnitzwerk des roten Gebälkes der Decke nisteten, flatterten beim Schießen in großen Kreisen durch den Saal und wußten nicht Schuß zu finden vor dem Pulverlärm, der an der Decke doppelt widerhallte. Ich war ganz schwindlig, als ich beim Fortgehen später von der großen Empfangshalle zurück zur Frauenhalle sah, wo die Braut wie ein Bildwerk aus Wein mit gelbgepudertem Oberkörper, nur einen Schmuck am Haupt, ähnlich dem Federpuß der Krontauben, still und allein in dem weiten Kreis der halbnackten Frauen, selbst bis zum Gürtel entblößt, still saß und ein wenig vorgeneigt war, als müsse sie in den Hüften wie eine Teerose vom Stiel abbrechen. Teerosefarbig war auch ihr Gesicht, gelb gepudert, und wirkte gespenstig leuchtend im rötlichen Licht des Frauengemaches. —

1. November 1915.

Heute morgen — eben um sechs Uhr — war wieder ein militärisches Wecken, als ich zum Bad ging. Bei den Badkammern war kaum Platz, so viel Prinzen badeten dort.

Heute um zehn Uhr soll der Empfang im Kraton sein. Es wird wieder ein sonnenheißer Tag werden. Schon jetzt brennt die frühe Morgensonne auf die Veranda.

Drüben unter den Bäumen üben wieder die schilfgrünen Soldaten schon in aller Herrgottsfrühe.

Gestern abend fuhr ich nur einmal im Wagen rund um den Aoen. Es hatte stark geregnet. Das Javanenvolk geht so gut und wohlgesittet wie die Berliner und die Münchner, wenn zum Beispiel der Kaiser erwartet wird. Es war ein stilles, vornehmes Lustwandeln.

Ich hatte einen sonderbaren Traum heute nacht. Er fällt mir eben ein. Ich habe mitten im Schlaf weinen müssen.

Erst war ich in Sälen, wo auch javanische Prinzen unter Europäern herumgingen. Dann kam ich in ein ganz dämmeriges, fast verdunkeltes Zimmer, ganz allein. Da sah ich, dicht gedrängt, einen langen Hofzug von Prinzen und Gefolge und javanischen Beamten, alle aus den höchsten Kreisen des Landes, und auch Kinder in schwarzem Zug an mir vorüber durch den Saal kommen. Ich war erstaunt, so viele vornehme Javanen in meiner Nähe zu sehen. Ich nickte ihnen freundlich zu. Da kamen alle

zu mir. Und ein ganz junger Mann nahm meinen Kopf zwischen die Hände, es war, als sei er der zukünftige Kronprinz, der aus dieser Ehe geboren werden soll, die eben im Kraton geschlossen wurde. Ich war plötzlich von allem Leid des Heimwehs nach Annie und nach Deutschland erlöst. Und in der Befreiung weinte ich laut und überwältigt von Freude. Da sagte der javanische Prinz: „Wir werden dich gegen alle Welt in Schutz nehmen. Gegen alles, was man dir antun will. Sei ruhig, wir schützen dich!“

Dann weinte er auch, und ich hörte mein eigenes Schluchzen und erwachte. — Ich war noch ganz gerührt und erschüttert, als ich aufwachte, über den schönen, beruhigenden Traum.

Montag, 1. November 1915.

Jetzt ist es morgens acht Uhr in Europa. Erster November. Der Geburtstag meines guten Vaters. Nun denkt Annie an mich. Immer um zwei Uhr nachmittags hier und um acht Uhr morgens zu gleicher Zeit dort denken wir beiden armen getrennten Eheleute und ewigen Liebesleute aneinander.

Ob sie in Berlin ist? Oder in Stockholm bei ihrer Mutter, die arme, gattenlose, herumirrende Frau, die so nah dem Krieg lebt. Ach, wird es ein Wiedersehen geben? Ich möchte immer weinen und mich über gar nichts mehr freuen, nur, wenn ich meine Annie wieder habe, kann ich mich echt und wirklich freuen. Alles andere ist wie Medizin, damit ich nicht vor Gram vergehe. Annie am nächsten fühle ich mich in der menschenleeren Natur. Warum nur alles um mich immer eine „Dreizehn“ zeigt? Das Kontorbuch, das der Besitzer des Hotels soeben im Kontor vom Tisch nahm, um meine Rechnung herauszuschreiben, hatte Nr. 113. — Heute morgen beim Regentenempfang sah ich überall die Dreizehn.

Es macht mich kopfschmerzhaft, diese ewige Unglückszahl rund um mich her zu sehen.

Also heute morgen um drei viertel auf zehn Uhr holte Herr L. uns zum letztenmal in seinem Auto ab, um zum Residenten und von da in den Kraton zu fahren.

Heute sah ich alles viel deutlicher, weil ich es schon gewohnter war.

Die Höfe voll blau und rot und purpurn gekleideter Wachen, Soldaten und Diener, alles Javanen, waren in der Sonne wie lebende Regenbogen, die feurig unter den Bäumen leuchteten. Das Laub der Bäume war ganz graugrün im Gegensatz zu den bunten, feurigen Gewändern der Menschengruppen, die bunt verteilt unter den Bäumen im matten Schatten hockten. Die Halle auf weißen und goldbroten Säulen bligte wieder mit

ihren Glasleuchtern, und Gamelangs und Gewehrsalven wechselten wie neulich.

Die Frackherren füllten in schwarzen Reihen die Empfangshalle, und es kamen vier Frauen hockend am Boden angerutscht. Hochadelige Damen, halbnackt, mit schönen, braun und weiß gemusterten Sarongs und karmoisinfarbenen Gürtelschnüren geschmückt.

Als sie zwanzig Schritte vor dem Sultan waren, begannen sie in anbetendem, halb klagendem, halb flehendem, halblautem Chor dem Sultan vorzutragen, daß alles bereitet sei. Nie dürfen sie anders als in diesem flehenden, anbetenden Ton zum Sultan reden. Es waren zwei alte Regentenfrauen. Und es waren zwei jüngere Frauen hinter ihnen. Alle vier adlige Damen, die sich, halbnackt, vor den europäischen Herren nicht erniedrigt fühlten, als sie auf dem nackten Marmorboden wie Enten am Boden hockend heranwatschelten, langsam und feierlich. Diese Frauen machten heute den größten Eindruck auf mich.

Wenn der Sultan von Frauen bedient wird, so sind das nie gemeine Dienerinnen, sondern immer Lieblingsfrauen und adelige Verwandte. Zwei Prinzen wurden mir gezeigt. Einer trug ein Augenglas, einen Zwickel. Der eine von ihnen war der Thronfolger gewesen, weil er früher geboren war, der andere aber nur im Mutterleib früher empfangen worden als der erste. Darüber entstand nun ein Streit, und der zuerst Geborene wollte der Kronprinz werden, und der zuerst im Mutterleib Empfangene von einer andern Nebenfrau wollte der echte sein. Darob ein Streit. Und deshalb schlugen die Räte dem Sultan vor: „Heirate noch einmal, damit du vielleicht einen männlichen Erben von einer Hauptfrau bekommst.“ Denn beide Kronprinzen waren nur von Nebenfrauen geboren. Die Hauptfrau, die erste, hatte kein Kind. Und nun entsteht die große Frage: wird aus der in dieser Woche geschlossenen Hochzeit heute über ein Jahr ein Sohn geboren werden? Denn einen andern Zweck hat die späte Ehe des vierundfünfzigjährigen Regenten nicht.

Um elf Uhr war die Erklärung der Prinzessin zur Sultanin vorüber. Die Zeremonie bestand nur darin, daß der Sultan den Residenten zu dem Frauengemach führte und ihm dort die neuerklärte Sultanin, wie an den andern Tagen von ihrem weiblichen Hofstaat umgeben, vorstellte.

Die anderen Herren mußten in der Empfangshalle zurückbleiben, nur einige höchste Beamte und höchste Offiziere durften dem Residenten folgen.

Ich sah vor dunkeln Rücken nur dunkle Frauengestalten in dem weiten, bämmerigen Gemach. Im Vorsaal die hockenden hundert halbnackten Hofdamen saßen in strahlenförmig verteilten Gruppen vor der Empfangshalle der Kaiserin am Fußboden. Alle trugen goldene Abzeichen der

Kaiserinnenwürde in ihren Händen. Die einen goldene Pfeile, die andern goldene Bogen. Goldene Lanzen. Goldene Siridosen. Fußgroße goldene Elefanten. Goldenen Kopfschmuck auf Kissen und goldene Wasserpfeifen. Und viele goldene Dinge noch, die ich mir nicht erklären konnte.

Nach der Vorstellung des Residenten kehrte man in die erste große Empfangshalle zurück und setzte sich und nahm Kaffee oder Tee ein. Dann stand man auf und verabschiedete sich. Draußen im Gartenhof war in langem Zug von blaugekleideten Dienern der Slamats, das Opferessen für das Volk, in verdeckten, rot und weiß bemalten Tischen auf blauen Tragbahren und in schwarzen, geschlossenen Riesenkörben von mehreren Männern auf den Schultern vorbeigetragen worden.

Diese Truben und Körbe voll Speisen werden in die Regentenhäuser auf den Aoen getragen, wo das Essen unter das Gefolge der Regenten verteilt wird.

Die Gamelangs läuteten wieder so himmelsglücklich und festlich, die Luft war erfüllt von Seligkeit, und trotzdem mir das sich zum viertenmal wiederholende Bild eines Empfanges gewohnt geworden war, konnte ich das süße, glückliche und doch so weltchmerzliche Seligkeitsgefühl, das mich immer im Kraton begleitete, nicht in meiner Ernüchterung ablehnen. Ich war wie ein Kind, dem man zum viertenmal den Weihnachtsbaum im Lauf von neun Tagen anzündet, und das doch nicht überdrüssig davon geworden ist.

Heute nachmittag reise ich um fünf Uhr vierundzwanzig Minuten nach Djokja. Ich will dort einige Photographien kaufen von Kratonpersonen in Hoftrachten. Vielleicht kann ich in Berlin einmal im Deutschen Theater eine javanische Pantomime aufführen lassen. Herr J. will mir dazu durch seine Firma die Sarongs, Helme und Krise besorgen, mir Muster schicken und die Bestellung im großen für tausend Personen vielleicht übernehmen. Man sollte aber auch einen Gamelang haben und Gamelangspieler dazu.

Um sechs Uhr vierzig Minuten heute Abend treffe ich in Djokja ein. Morgen oder übermorgen will ich dann weiterreisen nach Saroet. Ich freue mich sehr auf Briefe von Annie, die mich wahrscheinlich in Saroet erwarten werden. Das ist dann der schönste Abschluß der Hochzeit, wenn ich Briefe bekomme. —

Der Essenverkäufer, der unten immer mit einer Klingel vorbeigeht und seine zwei Kochtischen an einer Stange über der Schulter trägt, wird mich mit seinem Geklingel nicht mehr lange plagen. Aber es tut mir doch leid, das echt javanische Solo für immer verlassen zu müssen. Ich werde es nicht vergessen, so wie man im Alter seine Jugend nicht vergessen kann.

Von einem Kaufmann und einem Voghi

Von Linke Poot

Ein Großindustrieller, ein Mann mit pompösem Namen, erklärt, daß in Deutschland „alles“ darauf ankomme, die Kaufkraft zu heben. Das A und Z der rettenden Lehre: man soll mehr kaufen, und mehr kaufen können. Überhaupt in Europa. Man sieht auf Antrieb, daß diese Industrie direkt Attacken auf Menschen reitet; um die Wirkung auf die Menschen kümmert sie sich nicht. Aber es ist zum Lachen. Was soll uns der Plunder. Weil sie produzieren, glauben sie, man habe sich danach zu richten. Der Mann mit dem großen Namen nennt es ein Verbrechen, die Freiheit der Wirtschaft zu stören; die Freiheit des Menschen erscheint ihm dagegen belanglos. Es wird ja unsagbar zu viel produziert. Und wer vermöchte sich, nachdem ihn der Strudel hineingeschlagen hat, mit heilen Knochen aus diesen Seidenstoffen, den Lack- und Spangenschuhen, den Tanzdielen, dem Hin und Her der Geschäfte, Begierden, Reize herausfischen. An Millionen Menschen arbeitet täglich die Industrie und der Handel, verwirrt sie, spiegelt ihnen Phantome vor, schafft Scheinbedürfnisse; von heute geht es auf morgen, von morgen auf übermorgen, und wie lange, ist man hin. Man bestraft die Aufreizung zum Klassenhaß. Aber gehe einer durch die Leipziger Straße Berlins: diese gläsernen Fassaden, hinter denen Sonnenschirme in zehnerlei Aufmachung und Farbe liegen, fünfzigerlei Handschuhe, Schlipse, Mäntel, Röcke, alles verlockend Puppen eingehängt. Dazu herrliches Obst, Weine, Konfekte, Koffer, Noten, Grammophone, Spiegel, Porzellan, Silberkästen, Bronzestatuen: soll dies erlaubt sein? Bis in die Vorstädte vorgeschoben, keine Straße verschont! Welche Menschen denkt man zu ziehen in dieser Umgebung, welche Gefinnung soll zwischen diesen Glasfassaden wachsen? Und dazwischen gehen die Männer und werfen Blicke auf die Frauen, gehen Frauen und haben Farben und alle Stoffe und allen Schmuck auf sich geladen, um — Magnete zu sein! Dies unsichtbare, aber bis unter der Haut fühlbare Wüten der Menschen gegeneinander.

Die Kaufkraft in Deutschland soll daniederliegen. Die Industrie weint und jammert. Ich zweifle nicht, sie wird bald aufhören, zu jammern. Wir befinden uns in Europa. Aber das Weinen war doch sehr süß.

Als die Futuristen nach Deutschland kamen, jubelten sie. Hier waren keine zehntausend alte Meister und Museen, keine Fremdenindustrie, sondern wirkliche Industrien. Mehr, das ganze Land war eine einzige Industrie. Das hatten sie vermist. In Italien war alles falsch, Historie,

unecht. Das war die Bewegung des Futurismus: die Technik, die Elektrizität, den Rauch in die Seelen aufnehmen. Es war der Drang von der Literatur in das wirklich Lebendige, es war ganz und gar keine Apotheose der industriellen Produkte, kein Preis der Handschuhe, Sonnenschirme, Lackschuhe. — Mondänität stand auf dem Banner der Futuristen, Lob der gewaltigen Technik.

Die Sache hatte für Italien einen Sinn. Für Deutschland kam sie einen Posttag zu spät. Die Maler begannen zwar auch italienisch zu malen — die deutschen Maler malen aus alter Tradition italienisch —, aber die Idee verpuffte. Aufgenommen und festgehalten wurde nur die technische Außenseite. Denn es war das Drollige und tief Kennzeichnende, daß in Deutschland die futuristische Bewegung keineswegs einen Posttag zu spät kam, im „ideellen“ Deutschland: hier malte, dachte und dichtete noch alles so, als hörte man ein Bächlein rauschen; man wußte im großen und ganzen noch immer nicht, was es zu bedeuten hatte, daß ich so traurig bin. Die Maler und Dichter bemerkten nun unter italienischer Beleuchtung gewisse Eigentümlichkeiten des Lebens um sich; die futuristische Idee (vieles, was expressionistisch heißt, ist futuristisch) erreichte sie gar nicht. Deutsche Maler und Dichter haben sich reglementmäßig um Bilder und Bücher, nicht aber um Ideen zu kümmern. Futurismus (und fast das meiste des Expressionismus futuristischer Klasse) wurde in Deutschland zum Formproblem. Mit einem Male heißt es: der Streit ist „gegenständlich“ oder „nicht gegenständlich“, „abstrakt“; man „soll nicht die Natur abzeichnen“. Sie hatten nichts kopiert.

Das ganze Eisen- und Stahlproblem war diesen Pseudokulturellen nicht zum Bewußtsein gekommen. Sie waren imstande, aus der Maschine eine dadaistische Spielerei zu machen.

Sie sind nicht repräsentativ für den Geist und die Kunst, die dieses Zeitalter braucht. Deutschland hat durch das vergangene Regime die furchtbarste Schädigung erlitten, die ein Organismus erleiden kann: es hat den Verstand verloren, ihm ist der Kopf abgeschlagen worden. Es bekam dafür den Automaten eingesetzt: „Deutschland, Deutschland über alles.“ So zertrümmert wurden durch die alte Autokratie die geistigen Schichten, daß die Einzelwesen in der Trümmermasse froh waren, wenn sie dichten und malen konnten; „was“ ist egal; trübe und kläglich war es, aber die Tradition war aufrechterhalten: singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald. Und als zuletzt der dicke Spengler erschien und verkündete, unsere Epoche läuft parallel mit der Hyksoszeit, dem Diabolenreich, dem Hellenismus, dem politischen Stoizismus der Römer, nickte man wehmütig: „Ja so ist es; so, wie er sagt: das Geld herrscht,

die Wirtschaftskomplexe saugen die Staatsform auf; das Dasein findet seine Form nicht mehr, wechselnde Stilmoden für symbolischen Gehalt.“ Sie sind nicht autorisiert zu sprechen. Sie mögen weiter Bilder malen und Bücher schreiben. Der neue Staat, der so sozial denkt, wird auch dafür sorgen, daß ihnen Sablerpichel umgebunden werden.

Man warf einen Stein hin: jeder Teil ist ein Stein. Man lasse Staaten durch irgendwelche Gewalten vernichtet werden. Die Menschen bleiben. Es kommt darauf an, daß jede Gewalt ihre Gegengewalt findet und der Mensch nicht ausgelöscht wird. Es breitet sich ganz und gar keine „letzte Weltstimmung“ im Abendlande aus. Bei mir gewiß nicht und, weil ich nichts einzelnes bin, bei zahllosen andern nicht. Diese Zeit ist nicht erschöpft durch Industrie und Technik. Wenn wir unsere Kraft aus uns und aus starken Geistern, die uns über Epochen die Hände reichen, — und nicht zuletzt aus dem klaren machtvollen Steptiker Gotamo Buddha, der durchaus kein Buddhist war — ziehen, so sind wir vor jeder Müdigkeit geschützt. Es wird kaum einen Endspurt zwischen der Industrie und uns geben. Und wenn: als Rom zugrunde ging, war schon der Phönix zum Weiterfliegen da.

Eh bien, laßt uns der Phönix sein.

Die Leichen waren vom Feld geräumt. Die Parteien standen wieder da, von Kraft strotzend, überlegten, welche Parole sie diesmal wählen sollten zum Losschlagen. Unwillig wiegten sie die Arme. Da blies Satan ein: „Was überlegt ihr? Was habt ihr für Skrupel? Der Zweck — entheiligt die Mittel.“ Schon stürzten sie aufeinander los; im Pöbel und Schnaufen erkannten sie: richtig, es ging auch ohne „Zweck“.

Bei den alten Indern war Sitte, und es kann noch heute in Indien durch hohe Strafen nicht verhindert werden, daß die Witwen dem toten Mann nachfolgen.

Bei uns gibt es Witwenbälle.

Die Bestrafung des künstlichen Aborts hat im heutigen Deutschland keinen Sinn mehr. Früher waren Männer für den Kaiser nötig, wofür jetzt? Es muß jedem überlassen bleiben, wann er essen, trinken, schlafen, defäkieren, abortieren will.

Die Mode ist gesellschaftsbildend. Es werden immer neue Abzeichen geschaffen. Wer sie nicht anlegt, gehört nicht zum Klub. Indem man sie anlegt, ist man ohne weiteres in den Klub aufgenommen. Immer vor neuem muß man seine Zugehörigkeit bekräftigen; die Mitgliedschaft er-

lischt in wenigen Monaten. Kein Unterschied zwischen dem Trauerabzeichen, dem Hakenkreuz, der roten Fahne, Jumper und Spangenschuh.

Eine schöne Sitte in manchen Berliner Tanzlokalen niedriger Art. Man erhält beim Eintritt einen Zettel an die Jacke angeheftet — oder an die Bluse —, an deutlich sichtbarer Stelle; auf diesem gelben Blatt steht eine große Zahl. Wenn ein „Herr“ einer „Dame“ gefällt oder umgekehrt, und das Gedränge ist groß, man weiß nicht, ob man sich wiederfindet, so hat man sich im Nu die Zahl gemerkt, schreibt ein Zettelchen und gibt es dem Tanzmeister. Wer nicht schreiben will oder kann, kauft sich ein gedrucktes sinniges Verschen. Der Tanzmeister stellt sich am Schluß eines Tanzes neben den „Zusch“ kommandierenden Kapellmeister und liest die Zahlen der eingegangenen „Saalpost“ ab; so heißt die Einrichtung. Man schickt auch Blumen und Schokolade an den Unbekannten oder die Unbekannte, auf die dieser süße Bliß herniederzuckt. Das Weitere findet sich von selbst.

Sie tanzen. Die Busen schwingen wie Zentrifugen.

Mit runden Brüsten tanzen sie; die Kindchen flöten in ihrem Leib.

Fließen um die Arme, Schultern, Knie dieser schwarzen Herren. Eine warme Wolke, ein Bad aus Fleisch, Haar und Dampf.

Keine Mimik bewegt sein graues Gesicht. Das Kinn breit, die Kieferbogen gesperrt auseinander; rechtwinklig steigen die seitlichen Wangenlinien hoch. Die schmale Stirnplatte. Kein Hinterhaupt; glatt herauf die Nackenlinie über den geschorenen Schädel. Das Augenglas klemmt sich an die Nase. Der Mund wie unter einem Klotz geöffnet.

Hülsenbeck ist unmöglich. Geworden; es gibt von ihm Ausgezeichnetes. Er begeht einen Unfug an sich, indem er solche richtig gehenden Bücher schreibt wie „Doktor Billig am Ende“ (bei Kurt Wolff, München). D' Annunzio sagt einmal in diesem sehr schön aufgemachten Buch: „Ich liebe nichts mehr als eine Nacht am Meer, weil sie voller Geheimnisse und Abenteuer ist. Ich liebe die Nacht, weil sie unbeteiligt an menschlichen Dingen.“ Einmal findet sich die — nicht vereinzelt — Bemerkung: „Margot (die Heldin) ist die Seele des Kriegsgewinns und der geschäftlichen Möglichkeiten innerhalb der kriegerischen Verwicklungen. Ihre Beziehungen reichen von dem kleinsten Billet verkaufenden Juden bis zu dem Handelsmogul. — Sie kennt die Preise ihrer Kleiderstoffe ebensogut wie die entlegensten Industrienotierungen —.“ Das ist ein Plan; er war schon vorher zu „merken“; es ist nichts daraus geworden. Blißende Charakteristika, kraftvoll hingestellte Einzelbilder. Man muß seine Mittel kennen.

Auch Serner, der ein Kästchen Erzählungen (bei Steegemann in Hannover) publiziert hat, ist ein virtuoser Kenner an Kleinen, und er bleibt darin. Diese bligenden Sachen seines Bändchens „Zum blauen Affen“ haben ihre Vorgänger, aber Serner kann sich neben ihnen zeigen. Als ich entzückt das Bändchen durchgeflogen hatte und fertig war, blätterte ich wehmütig hin und her, ob ich nicht eins ausgelassen hatte; ich hätte noch zu gern ein halbes Duzend der scharfen, frechen, sicheren Bijous zu mir genommen.

Zwei Werke von Psychiatern merke ich an.

Ein Schüler des sehr klugen und erfahrenen Kriminalpsychiaters Moeli, Karl Birnbaum, der selbst Ausgezeichnetes über Degeneration gearbeitet hat, legt „Psycho-pathologische Dokumente“ vor (bei Springer, Berlin). Der Verfasser empfiehlt das Buch mit dem Hinweis, daß es nicht von ihm stammt; es sind, aus den verschiedensten Zeitaltern hergeholt —, keine eigentlichen Krankengeschichten, als vielmehr geistige Kundgebungen von Religiösen, Wissenschaftlern, Künstlern über sich, aus Briefen, Tagebuchblättern, Biographien, und von Zeitgenossen über sie. Immer wieder streift er das ungeheure und interessante Kapitel über das Verhältnis des sogenannt Pathologischen zu den Kulturwerten. Wenn Fris Mauthner in seiner monumentalen „Geschichte des Atheismus im Abendlande“ vor uns die gloriose Schar der Kämpfer, Ringer und Befreier vorüberführt — ihnen zum Ruhm, sich zur Ehre, uns zur Nachfolge —, so zuckt hier eine ganz andere Gesellschaft über den Weg, und siehe da, es sind zum Teil dieselben! Spinoza — von halluzinierten Traumgestalten weit in den wachen Zustand hineinverfolgt —, der Mönch Heinrich Suso mit Visionen von „womöglicher Schönheit“, auch vom „ängstlichen Fegefeuer“, Jean Jaques Rousseau, Motor der großen Revolution, Masochist auf ein erzieherisches Züchtungserlebnis, dazu Exhibitionist (er demonstrierte aber nicht „den unzüchtigen Gegenstand“, sondern „wölbte den entgegengesetzten“ in allace vor fremden Augen). Und Goethe, in den Fünfzigern, bittet seine Christiane um ihre letzten neuen durchtanzten Schuhe. Schopenhauers depressive Konstitution — wahnhaftes Mißtrauen —, die produktive Erregung von Niessches manisch-paralytischer Krankheitsphase in Menzels Frigiditätsbekenntnis, Whitmans Phallusphantasien, die Epilepsie Dostojewskis und ihre geistigen Ausstrahlungen, die hysterischen Zustände der heiligen Theresese, anderes bis auf die Krankheitszeichen in Lautensacks Nachlaß. Das wichtige Buch endet: „Das Leben — ohne das Pathologische — würde an Formen und Nuancen, an Farben und Lichtern, an Reichtum und Fülle des Seelischen erheblich verarmen; es würde an Lebenswert verlieren.“

Aus der Biologie auch das andere Werk: Kurt Hildebrandts: „Norm und Entartung des Menschen“ und „Norm und Entartung des Staates“ (Sibyllenverlag, Berlin), zwei überaus kluge, vorsichtig ruhige Bücher. Der Verfasser kennt, das ist das Zentrum, eine Norm, die aber nicht der Mittelwert ist; er ist von Platons Ideenlehre orientiert. Die Resultate der genetischen Forschung (zu Boden geschleubert und zerschmettert Charles Darwin) benutzt er mit strenger Kritik zu eugenischer, anthropologischer Überlegungen. „Der Verderb des Keimplasmas ist durch keine Hygiene aufzuhalten.“ „Die eigentliche Höherzüchtung der Menschen ist ein leeres Phantasma.“ „Die Natur darf sich Humanität nur so weit gestatten, als dadurch die Qualität der Rasse nicht vermindert wird.“

Das sind nur Andeutungen aus den beiden heftig erregenden, zur Stellungnahme auffordernden Büchern.

Nun aber will ich heben an, vom Grafen Keyserling zu singen. Ich verbürge keinen minniglichen Gesang, bin an mein Sujet gebunden.

Zuerst war der Graf Keyserling da, dann kam der Yoghi aus Indien gezogen. Schon wie Keyserling allein war, war es nicht gut. Er hatte zwar, wie mir gesagt wird, ein oft sehr feines, oft munter plauschendes Buch von einer Asienreise geschrieben; mit Ehre hatte er sich aus dem Renkontre mit dem weißen Papier gezogen. Aber damit war es ihm nicht genug, und er glaubte sich verpflichtet, eine Weisheitsschule in Deutschland zu gründen. In Deutschland, wo man noch nicht einmal klug ist. Wo die Maler und Dichter Futuristen aus Italien einladen müssen, um sich Fabriken zeigen zu lassen. Wo man statt eines Kopfes dreiunddreißig Dynastien hatte. Aber Keyserling gab nicht nach; das Seil wurde aufgespannt, der Bauer vom Wagen geholt und aufgefordert, das Seil zu besteigen. Eheu! Wir erfuhren: Das Problem unsrer Zeit ist es, die Kongruenz zu finden zwischen Ideal und Wirklichkeit; die öffentliche Meinung ist ein unvollkommener Ausdruck des Geistes der Zeit; es gilt die wahre Strömung zu erfühlen. Das deucht mich dunkel, habe ich schon einmal gehört und zweimal vergessen; aber ich höre: es gilt. Also es gelte! Her mit der Wurst! Da bin ich aber gänzlich im Irrtum; es genügt zu wissen, daß die Kongruenz zwischen Ideal und Wirklichkeit — daß die wahre Strömung erfühlt—. Ein ehrlicher Mann; er wird mich nicht in die Akademie aufnehmen. Wenn ich nämlich bei der Prüfung genötigt würde, das Gehörte auf eigne Weise zu reproduzieren, so würde ich schlicht sagen: Irum, Iarum, Löffelstiel.

Es kam der Yoghi. Ich sehe, daß ich nunmehr den Ton ändern muß. Eine Reihe von Zeitungen hat schon durch ihre Interviewers den Yoghi

mit Hymnen anfeiern lassen, aus denen sich deutlich ergab, daß er sie gar nichts anging. Keyserling hat sich sachlich geäußert: Nach Tagore — und Keyserling — ist Deutschland der beste Boden in Europa für das höchste Ziel, des Zusammenschlusses der Völker, Deutschland, nachdem es sich aus dem Zusammenbruch emporgearbeitet und sein Selbstbewußtsein wiedererlangt habe.

(Das höchste Ziel, der Zusammenschluß? Wirklich das höchste Ziel? Es ist die Metapher eines Weisen; der einfache Mann, nur im Besitz von Begriffen, meint, sechs Nullen machen nebeneinander — gar nichts; sieben Wölfe können höchstens einen „Völkerbund“ bilden.)

Aber dies Deutschland soll sich emporarbeiten. Wie? Wirtschaftlich? Siehe die Kaufkraft des pompösen Mannes. Geistig? Es ist zu hoffen, zu wünschen. Aber warum wird gerade Deutschland dann der beste Boden für dieses Ziel? Man ist in Versuchung zu sagen: ausgerechnet Deutschland. Man kränkt sicher keinen Deutschen, wenn man ihn stark amüsisch in bezug auf den Zusammenschluß nennt. — Ich bin für diesen Satz der Zustimmung von einhalb, zweidrittel Deutschland gewiß. Wie wird mir aber vor den Wendungen „Zusammenbruch“ und „Selbstbewußtsein wiederfinden“. Dieselben Zweidrittel Deutschlands, die schmunzelnd sich amüsisch in der Frage „Zusammenschluß der Völker“ nennen lassen, klatschen jetzt Herrn Keyserling Beifall! Sie wollen ihr Selbstbewußtsein „wiederhaben“. Wen oder was wollen sie wiederhaben? Jhrs, sagen sie. „Wie gelehrt bin ich“, dachte der Papagei; da konnte er „Lore, lore“ nachsprechen. Deutschland hatte aber kein Selbstbewußtsein, und darum kann es auch keins wiederfinden. Was sie für ihr Bewußtsein hielten, waren dreiunddreißig Dynastien. Sonderbar, das weiß man auf der Weisheitsschule nicht (alle Weisheit fußt auf einem Granit von Unwissenheit; wenn man nur wüßte, wo der Granit und wo die Weisheit ist). Das Selbstbewußtsein, das alte Selbstbewußtsein erhofft der Graf für Deutschland: wir werden dafür sorgen, daß es nicht wiedergefunden wird; mögen alle Weisen der Welt anreisen und falsch orientiert werden, und alle Grafen und Fürsten ihre edlen Herzenswünsche für asiatische Weisheit ausgeben.

Tagore, hören wir, kann sich nur „in kongenialem Rahmen auswirken“ (Gesellschaft für freie Philosophie); bei den Zusammenkünften in Darmstadt soll er erfahren, was „Deutschland wesentlich“ ist. Die früheren Bemerkungen — Selbstbewußtsein, gerade Deutschland — stellen ersichtlich nur einen hoffnungsvollen Anfang dar. Es wird in Darmstadt seelenvolle Begegnungen geben, Cellospiel, Geheimsprache, bedeutendes Augenblinken, unvergeßliche Händedrücke, Gartenspaziergänge (vom Dalai-Lama wird

vorbildlich der Stuhlgang getrocknet und als heilkräftig an die Gläubigen verteilt.) Ich war nie ein Freund der Lyrik, die sich ins Licht stellt und beglänzen läßt; wäre Tagore im Bilde, würde er — nicht nach Darmstadt fahren. Er scheint eine Art Dichter zu sein, für unsere Begriffe etwas weitläufig, reflektierend, viele Empfindung; es läuft ihm alles davon. Immerhin: Lyrisma und Weisheit ist in Europa außerhalb Darmstadt zweierlei. Dieser neue „Weise“ ist empfindlich gegen Zudringlichkeit und Taktlosigkeit, vornehm bis auf die Fingerspitzen: wach tiefer Grund, ihn anzubeten („das alte Selbstbewußtsein“). Aber die Menschen sind gar nicht vornehm. Die Weisen sind auch nicht vornehm; man hat den guten Indier in eine unglückliche Situation gebracht. Nun fährt er von einer Stadt in die andere, hält Vorträge auf englisch, schleppt sein Löwenfell mit sich umher, und hoffentlich merkt er nicht, was vorgeht.

Es ist nicht zu befürchten, daß Herr Keyserling ihn aufklärt. Der merkt auch nichts; der hat vor, nach Kalkutta im Austausch europäische Weisheit zu exportieren. Man erlasse ihm, da es sich um kulturelle Zwecke handelt, jeden Zoll. Zu dem Plunder, den der Kaufmann exportiert, mag dieser andere kommen, bergehoch, bergehoch. Wir atmen auf; endlich einer, der sich unserer annimmt. Heil, Keyserling, dir! —

Politische Chronik

Von Sebastian Brant

Bestimmen, in der Geschichte und in der Politik, immer nur einige wenige mit starkem Willen und Streben den Gang der Entwicklung? Mitunter. Aber das Schicksal dieser Genien, die, göttergleich, nach ihrem Kopf den Lauf der Welt richten wollen, ist fast stets tragisch nicht nur für sie, sondern auch für ihr Volk gewesen. Auf den Wellenberg folgte, mit unerbittlicher historischer Logik, das Wellental. Bismarcks himmelanstürmende Politik endete nach fünfzigjährigem Rausch — um im Vorübergehen nur ein Beispiel zu nennen —, im Frieden von Versailles. Und nun stehen die siegenden und die besiegten Völker von neuem vor der Frage: Werden, wenn sogenannte große Staatsmänner auftauchen, nicht die Führer leicht auch die Verführer? Genien sind immer einseitig veranlagt. Sehen alles immer nur, meinetwegen in hellseherischem Weitblick, von ihrer stark ausgeprägten Individualität aus. Bauen auf diesem Persönlichkeitsgrunde ihr Werk und türmen es

höher und höher. Sind Kampfnaturen, für die es nur ein Entweder — oder gibt. Betrachten das Volk, die Nation, der sie ihre Lebensaufgabe widmen, nur als Stoff, als Mörtel für ihren Bau. Haben unsere staatsmännischen Genien, vor denen wir als Schüler in der Geschichtsstunde gekniet haben, die Menschheit wirklich aufwärts geführt, oder waren nicht gerade sie es, die den gleichmäßigen Entwicklungsprozeß durch ihren dreinfahrenden brausenden Willen gestört, aufgehalten und zurückgeworfen haben? Warum? Weil diese Genien reine Machtpolitiker waren, welche die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge kühn zugunsten ihrer eigenen Nation, die sie mit dem eigenen Ich identifizierten, zu zerreißen trachteten. Von diesen politischen Idealen müssen wir uns entfernen, wenn die Welt, nach der ungeheuren Krisis der Kriegs- und Nachkriegszeit, wieder gesunden soll. Es geht heute nicht mehr um die oder die Nation. Nicht mehr um den oder den Länderzipfel. Nicht mehr, nachdem Mittel- und Osteuropas überationale Staatsgebilde in zahlreiche selbständige Nationalitäten aufgelöst sind, um die Waffen- oder Diplomatenchre einzelner, sondern um die Reorganisation der ganzen erschütterten Welt. Dazu können nur die Männer berufen sein, die als Willensträger ihres Volkes, und nicht bloß als politische Helden, auch ein Welt- und Menschheitsgewissen in sich tragen. Dieser neue Typ eines Staatsmannes schien Woodrow Wilson zu sein. Der Wille war vorhanden. Die ethischen und physischen Machtgrundlagen waren da. Aber die geistige und die Charakteranlage wurde rissig, als er vom Wollen zur Tat schreiten sollte. Der Mann, der der Welt ein politischer Messias werden konnte, versank, nachdem er in eitler Rechthaberei vergebens auf seinem Schein zu bestehen versucht hatte, in das Nichts der Vergessenheit. Sein eigenes Volk, die Welt ging, lächelnd, über den kranken Mann im Weißen Hause zu Washington zur Tagesordnung über. Nun sucht dieser Typus nach neuen, vollkommeneren Inkarnationen. Denn treibend stehen die Völker dahinter, in denen die Sehnsucht nach materieller und geistig-seelischer Ordnung immer brünstiger wird. Es ist kein psychologischer Zufall, daß in diesen chaotischen Zeitläuften das reine Menschentum der indischen Kultur wie ein herauschender Saft in die Seelen der Europäer eindringt, die im Kriege das Göttliche zu kämpfenden und rächenden Nationalgöttern degradiert hatten. Die Inder kennen, im europäischen Sinne, keine Geschichte. All ihr kulturelles Entstehen und Werden geht vom Einzel-Ich aus und verliert sich darin wieder. Ihre Geschichte, die sich millionenfältig täglich seit vielen Jahrhunderten wiederholt, ist das Streben, das Einswerden der Seele mit Gott. Funken von dieser Ethik der Verinnerlichung schlagen nach dem Abendland über, das in krassestem Materialismus zu

zerfallen droht, und entzündeten Brandherde der Reinigung. Die Mentalität Europas ist, dem äußeren Auge vielleicht noch unsichtbar, in der Wandlung begriffen. Neue Zeiten kündigen sich an. Aus der Tiefe der Völker dringen die Rufe nach Besserung, nach Wiederaufrichtung, nach Ruhe vernehmlicher an das Ohr der Staatsmänner. Werden sie die Folgerungen daraus ziehen?

Ansätze dazu sind schon zu verspüren. Noch ist Deutschland nicht in den Völkerbund aufgenommen worden, der ja ohnehin recht problematischer Natur ist. Aber die steilen Wände, die die übrige Welt von Deutschland politisch, wirtschaftlich und seelisch trennten, beginnen bereits zu sinken. Es bereitet sich eine andere Konstellation vor. Das neue Kabinett Wirth, das entschlossen das Wiedergutmachungs-Ultimatum der Entente angenommen und nun auch willens ist, es Zug um Zug zu erfüllen, hat die gewitterschwüle Atmosphäre gereinigt. Deutschlands politischer Kredit ist im Auslande gewachsen, wenn auch auf Kosten schier unerfüllbarer Geld- und Sachleistungen. Lloyd George hat in seiner Politik, die, im Fahrwasser der Pariser Imperialisten, Deutschland den Daumen aufs Auge drückte, eine leichte Schwentung vollzogen. Briand hat die Nationalisten vom Schlage Poincarés durch seine große Kammerrede, zunächst wenigstens, außer Gefecht gesetzt, und würde nicht der Zankapfel Oberschlesien in einemfort die Situation vergiften, so könnte man bereits von einer erfolgreichen politischen Flurbereinigung nach all den Jahren des Hasses, der Wiedervergeltung und des gegenseitigen Mißverstehens sprechen. Aber, darüber hinaus, bahnen sich weitere Möglichkeiten für eine neue Ära der Weltpolitik an. Das russische Problem heischt immer dringender einer praktischen Lösung. Wirtschaftliche Notwendigkeiten in den Produktivländern und ihre überfüllten Warenlager drängen dazu. In Rußland selbst schreitet die rückläufige Bewegung vom reinen Kommunismus zur Individualwirtschaft unaufhaltsam fort. Noch versucht Lenin selbst diese Rückwärtsentwicklung zum Kapitalismus zu lenken und zu leiten, um, wenigstens politisch, die Macht der Sowjets zu erhalten. Ebenso eifrig sind die russischen Emigranten am Werke, um von außenher eine politische Umwälzung Rußlands zugunsten der Bourgeois und der Bauern vorzubereiten. Werden sie sich schließlich auf einer mittleren Linie treffen? Die Sowjetregierung hat inzwischen mit England sowohl wie mit Deutschland einen (innerlich verketteten) Handelsvertrag geschlossen. Eine neue wirtschaftliche „Entente“, an der sich vermutlich Amerika beteiligen wird, ist zur ökonomischen Neuaufrichtung und Exploitation Rußlands im Entstehen, während Frankreich, außerhalb dieser Kombination, sich auf Gedeih und Verderb mit dem Kartenhausstaate Polen

verbunden hat. Werden sich aus dieser deutsch-englischen Wirtschafts-kooperation allmählich auch politische Folgerungen ergeben? Zunächst hoffentlich nur nach der Richtung hin, daß Frankreich nicht mehr wie bisher gleich Brennus jederzeit das Schwert des Siegers auf die Waagschale werfen darf, um durch eine von neuem angedrohte Besetzung des Ruhrgebiets Deutschland zu allem und jedem gefügig zu machen.

Durch diese Gemeinschaftsarbeit in Rußland mit seinem riesigen, unermesslichen Hinterlande bekommt der Wiederaufbau Deutschlands und die in ihren Milliardenziffern geradezu phantastische Wiedergutmachungsleistung ein anderes Aussehen. Das Unwahrscheinliche wird wahrscheinlich, wenn man über den Tag hinaus in die Zukunft zu blicken vermag. Das Geschäft mit Rußland wird sicherlich erst ganz langsam in Gang kommen, dann aber, einmal eingeleitet, von Jahr zu Jahr überraschend schnell zunehmen. Die Weltpolitik der nächsten Zeit wird sich von der Linie der traditionellen Diplomatie, die in Versailles ihr letztes Brillantfeuerwerk abbrannte, mehr und mehr entfernen. Ein Welt-Sozialismus wird, vorerst wenigstens, nicht an ihre Stelle treten. In und nach dem Kriege sind alle Formen des Sozialismus — Zwangswirtschaft, Sozialisierung und Kommunismus — durchprobiert. Keine erwies sich auch nur für eine kurze Dauer als haltbar. Immer wieder bäumten sich die Massen (als Einzelindividuen im praktischen Leben des Alltags) gegen Zwang, Bevormundung und Rationierung auf. Bleibt die industrielle und finanzielle Trustpolitik, die ihre Neze über den Erdball wirft und, im größten Maßstabe, das Wiedergutmachungsproblem der ganzen Welt in gewaltigem Ausmaß zu lösen beginnt. Die Diplomaten sind, gewollt oder ungewollt, nur die Vollstrecker dieser wirtschaftlichen Mächte, die hinter ihnen stehen und drängen. Das tritt, zusammen mit dem sozialen und demokratischen Gewissen, das die Arbeiterscharen gleichsam verkörpern, täglich deutlicher hervor. In dieser „Offensive“ der Industrie, die sich, nicht zuletzt aus Absatzgründen, Luft schaffen will, fürchtet Frankreich ins Hintertreffen zu geraten. Vor dem Kriege war es ein Rentner- und Bauernstaat mit verhältnismäßig bescheidener Industrie. Der Krieg hat, wie anderwärts, auch hier durch Übergewinne kapitalistische Polypen geschaffen, hat dem Lande plötzlich beim Friedensschluß reiche Erzlager und, in einigem Abstände, durch die Okkupierung des Saarlandes auch einige Kohlenschätze in den Schoß geworfen. Hat ihm Deutschland auf Jahrzehnte hinaus tributpflichtig gemacht und ihm, allerdings in einem Augenblick eigener schwerster Finanznöte, Milliarden über Milliarden in Aussicht gestellt. Das Land ist darüber in einen Taumel geraten und will nun sofort auch, gewissermaßen im Handumdrehen, einen wirtschaftsimperialistischen Rus-

effekt sehen, will es, in abgekürztem Verfahren, dem Deutschen Reiche der wilhelminischen Zeit nachtun, will neben England und Amerika der dritte Mann im Stak sein, in dem um die wirtschaftliche Verteilung der Welt gespielt wird. Und da kommt die Erkenntnis, daß ohne eine umfangreiche Kohlengrundlage diese Träume nicht zu erfüllen sind. Darum der fast pathologisch-gierige Blick nach dem Ruhrgebiet. Hier aber scheiden sich die Auffassungen Englands und Frankreichs. England hat kein Interesse daran, noch unmittelbarer vor seinen Toren als früher einen Großkonkurrenten in Industrie, Handel und Schifffahrt heranwachsen zu sehen, nachdem Deutschland unter schwersten Opfern niedergerungen ist. Hat kein Interesse daran, daß Frankreich, im Besitze des Ruhrreviers, im Fluge ganz Mittel- und womöglich auch noch Osteuropa, unterstützt durch die billigere Valuta des Francs, wirtschaftlich von sich abhängig macht und so England, das nach dem Erstarken der Vereinigten Staaten und Japans ohnehin schon auf dem amerikanischen und ostasiatischen Markt schwer um seine ökonomische Machtstellung zu kämpfen hat, auch hier an die Seite drängt. Das ist der tiefere Sinn der vorerst noch leisen Entfremdung zwischen England und Frankreich. Das ist die Ursache davon, daß England rechtzeitig über Deutschland eine Brücke nach dem europäischen Osten zu schlagen versucht.

In diesen großen Zusammenhängen bekommt das Reparationsproblem in Deutschland ein anderes Gesicht. Wir werden jährlich gewaltige Mehrarbeit leisten müssen, um die Goldmilliarden aufzubringen und unser schwer passives Budget auszubalancieren. Der Reichskanzler Dr. Wirth hat in seiner programmatischen Reichstagserklärung bereits ein wenig den Schleier von den zahlreichen neuen Steuern gelüftet, die unser harren. Die gesamten gegenwärtigen Steuererträge, nach der großen Finanzreform Erzbergers, reichen gerade hin, um, rein rechnerisch, die Annuitäten und die sechsundzwanzigprozentige Exportabgabe entrichten zu können. Wir müssen also noch so viel an neuen Einnahmen aufbringen, um die eigenen Reichs-, Staats- und Gemeindebedürfnisse und dazu noch das Riesendefizit des Etats zu decken, das allerdings nach der endgültigen Regelung der Leistungen aus dem Friedensvertrage wesentlich zurückgehen wird. Wir können uns hier, in diesem engen Rahmen, nicht mit der Brauchbarkeit oder Nichtbrauchbarkeit der einzelnen in Betracht kommenden Steuern beschäftigen. Hier kann es nur darauf ankommen, gewisse Grundideen herauszuarbeiten. Aus den laufenden Einnahmen der deutschen Volkswirtschaft sind diese Summen nicht aufzubringen. Darin haben diejenigen, die das Ultimatum der Entente wegen Unerfüllbarkeit ablehnten, unbedingt recht. Es bleiben mithin nur zwei weitere Wege offen: einmal die

deutsche Vermögenssubstanz in Grund und Boden, in Häusern und Unternehmungen, vorerst wenigstens für die Übergangszeit, anzugreifen und, zum andern, das Ausland indirekt mit zur Aufbringung der Wiedergutmachungsleistungen heranzuziehen. Das Reichswirtschaftsministerium hat, als die einzelnen Ressorts vom Reichskanzler um Vorschläge für das finanzielle Reparationsprogramm ersucht wurden, für eine Beteiligung des Reichs am städtischen und ländlichen Grundbesitz in Gestalt von Vorzugshypotheken und an industriellen Unternehmungen durch Aktienbesitz plädiert. Dieses neue Reichsnotopfer, diese „entschädigungslose Enteignung“ eines großen Teils des Volksvermögens hat, als die ersten Andeutungen darüber gemacht wurden, einen Sturm der Entrüstung in weiten Interessentenkreisen hervorgerufen. Nicht zuletzt deshalb, weil die sämtlichen Immobilienwerte, mit fünfzehn des Friedenspreises multipliziert, so auf den gegenwärtigen Papierwert gebracht und davon dann etwa zwanzig Prozent vom Reiche mit Beschlag belegt werden sollen. Ganz abgesehen von der rohen Form dieser Beteiligung würde ein derartiges oder ähnliches Verfahren einen neuen ungeheuren staatlichen Verwaltungsapparat erfordern, der einen gewiß nicht geringen Teil der einmaligen und laufenden Einkünfte verschlingen würde. Wir aber müssen heute im Gegenteil darauf bedacht sein, diesen Wasserkopf von Verwaltung zu mindern und immer weitere Teile der Verwaltung, insbesondere in der Wirtschaft, auf dem Wege der Selbstverwaltung durch die Interessenten, unter bloßer Staatskontrolle, erledigen zu lassen. Wenn man das Problem so betrachtet, wird man die Beteiligung des Reichs an den Substanzwerten ganz anders ins Auge fassen. Die sechsundzwanzigprozentige Exportabgabe wird uns, sofern der Entente kein anderes Inderschema beliebt, nötigen, die einzelnen Gewerbebranchen zu Gemeinschaften zusammenzuschließen, um in einem Umlageverfahren und in einem Ausgleichsfonds die Abgabe zu repartieren; denn der Fiskus kann sie nicht auch noch durch wiederum neue Steuern auf sich nehmen. Die Abgabe ausschließlich den Exportfirmen aufhalsen, hieße uns, trotz der entwerteten Währung, in vielen Artikeln konkurrenzunfähig auf dem Weltmarkt machen. Diese Gemeinschaften könnten dann, wenn sie jährlich in einer Gesamtbilanz das Vermögen und das Einkommen des betreffenden Gewerbebezweiges festgestellt haben, auch das Reich als Teilhaber mit so und so viel Prozent aufnehmen. Das heißt: das Reich wäre in der Lage, diese generelle Beteiligung an der Montan-, an der Textil-, an der Transportindustrie, an der Landwirtschaft, am städtischen Grundbesitz und so weiter in Schulbverschreibungen praktisch auszuwerten, für die die einzelnen Gemeinschaften die Garanten sind. Diese neue Art von Renten-

papieren mit einer greifbaren Unterlage würde dann dazu dienen können, zunächst unsere gewaltige schwebende Schuld ganz oder teilweise zu decken, und würde, als ein im gesamten deutschen Wirtschaftsleben verwurzelter Anleihetyp, sicherlich auch an den ausländischen Börsen aufgenommen werden.

Soweit die variabel wachsende Teilnahme des Reichs an den Substanzwerten der deutschen Volkswirtschaft. Bleibt nur die Heranziehung des Auslandes zu den Wiedergutmachungsleistungen zu prüfen übrig. Unsere Handelsbilanz ist eigentlich Jahrzehnte hindurch passiv gewesen. Wir importierten mehr, als wir an Waren ausführten. Unsere Zahlungsbilanz dagegen war aktiv. Dazu trugen nicht zum geringsten unsere wirtschaftlichen Auslandsunternehmungen bei. Die sind während des Krieges und noch danach zu einem großen Teile liquidiert worden. Hier also müssen wir einsehen und von neuem anfangen. Gründen unsere Industriellen, Finanziere und Kaufleute im Auslande Filialbetriebe, so wird, ganz abgesehen von der teilweisen Ersparnis der Exportabgabe, ganz allgemein die wirtschaftliche Basis für die Aufbringung der Wiedergutmachungsleistungen wesentlich erleichtert. Von hier aus gewinnt man auch ganz andere, optimistischere Perspektiven für den wirtschaftlichen Aufbau Russlands zusammen mit England und Amerika.

Der Reichskanzler Dr. Wirth äußerte in einem Gespräche mit mir die Notwendigkeit, daß man die Reparationspolitik nur auf lange Sicht treiben könne. Darin hat er unzweifelhaft recht. Die fortwährenden Krisen, durch die das für Deutschland neue parlamentarische System bisher gegangen ist, müssen aufhören. Nicht, daß wir etwa zu einer jahrzehntelang ununterbrochenen Regierung, wie sie in Bismarck zum Ausdruck kam, hinsteuern wollten. Das würde zu politischer Erstarrung führen, die wir heute weniger denn je wünschen können. Kabinettswechsel wird es stets geben. Das Grundübel besteht zurzeit in der Furcht und in der Flucht der heutigen Parteien vor der Verantwortung. Weil sich niemand kompromittieren will, treiben die Parteien, ausgenommen vielleicht das Zentrum, Wahl- und Augenblickspolitik, auch wenn sie am Regierungstisch sitzen. Uns fehlt so etwas wie eine Tradition, wie eine große nationale Linie, die alle Parteien (wie in England) einhalten. Erst jenseits dieser allen selbstverständlichen Linie finden die Auseinandersetzungen, die Kämpfe um die Tagesfragen statt. Das Reparationsproblem, das in sich unser Verhältnis zur übrigen Welt schließt, kann eine solche Basis abgeben. Aber es scheint, als ob der Weg von der Erkenntnis bis zur praktischen Betätigung noch sehr weit ist. Und vorläufig löst die eine Krisis die andere ab.

Anmerkungen

Chronik des Auslands

Jacques Rivière, der Herausgeber der „Nouvelle Revue française“, von dem soeben ein Aufsatzband „Etudien“ in deutscher Ausgabe (bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam) erscheint, ist ein europäischer Psycholog. Er hat, wie kaum ein anderer, die Optik für die seelischen Untergründe des öffentlichen Lebens; er verfügt über den Denkrythmus klarster Logik, über helle Eindringlichkeit der Argumente und der Sprache; er gehört zu jenen Franzosen des Spürsinns und der richtigen Witterungen, die Nietzsche so unbändig liebte. Im letzten Heft seiner Zeitschrift veröffentlicht er einen Aufsatz „Notes sur un événement politique“. Man gewinnt den Eindruck seiner Klugheit, die keine Scheuklappen beengt, einer kritischen Leidenschaft, die zum Wesentlichen durchstößt. Er gibt psychologische Anmerkungen zum französischen und zum deutschen Menschen in dieser Zeit. Sicher nicht immer richtig, voll von Irrtümern gerade über das heutige Deutschland, dessen „Sachlichkeit“ er überschätzt, und dessen seelische Widersprüche und geistig antinomische Belebtheit er nicht recht zu sehen vermag. Aber jede Zeile ist erfüllt von Unbedingtheit und Redlichkeit des Denkens und frei von den vulgären Worten der öffentlichen Politik (auch dann noch, wenn er in seiner Denkstimmung national getrübt wird).

Des Deutschen Wesen scheint Rivière die ständige Gegenwartigkeit zu sein; denn er steht ja immer auf dem Boden des gerade Heutigen; er leidet an schwachem Gedächtnis; die Erinnerungen gibt er als zwecklos preis. Der Franzose aber muß greifen und halten, erhalten, festhalten. In allem, was er sagt und tut, herrscht das Gedächtnis,

die Erinnerung an Vergangenes vor. Damit sind für Rivière die psychologischen Voraussetzungen der französischen Politik gegeben: „Wir sind das am seltensten verzeihende Volk der Erde, bei dem die geringsten Aussichten dafür bestehen, daß das Herz jemals die Vernunft verdrängt; nichts sind wir abgeneigter als der Vergebung. Unsern Edelmut muß man in der Leichtigkeit sehen, mit der wir uns für große Dinge begeistern, mit der wir der Gerechtigkeit huldigen, aber nicht in der Fähigkeit, sich mit den Sünden auszusöhnen, die man gegen uns beging.“

Ein Pendant, ein Gegengewicht zur Vergangenheit zu schaffen, das haben wir vor allem versucht, als wir den Vertrag von Versailles ausarbeiteten. In dem Maße, wie er den Einfluß von Clemenceau ausstrahlt, ist er ganz dazu bestimmt, unsere alten Gelüste zu befriedigen; man fühlt, von Klausel zu Klausel, daß er bestimmt ist, den Frankfurter Vertrag zu annullieren: Wilhelm wird vors Gericht gestellt und sein Haupt abgeschlagen; die verlorenen Fahnen von 70 werden zurückerstattet; Elsaß-Lothringen wird zurückgegeben. Und im Spiegelsaal müssen die Deutschen die feierliche Verpflichtung auf diese „Reparation“ übernehmen.

Daß die Situation, die der positive Teil des Vertrages für Europa geschaffen hat, nahezu unentwerrbar ist, daß er keine Aussicht hat, auch in der Zukunft zu bestehen: das ist von zweitrangiger Bedeutung; zumindest braucht es nicht zuerst beachtet zu werden. Unsere Erinnerung soll zunächst gestreichelt, verbunden, geheilt sein!...

Wir ähneln jenen Kranken, die der Mangel an Schlaf unbeholfen macht; uns ist vor allem etwas Bergessen

nötig. Wir sollten nicht mehr genaue Berechnungen aufstellen über das, was wir erlitten haben; wir sollten uns nicht so lebhaft und unmittelbar um unsere Wunden sorgen. Nur von der Zukunft können wir Heilung erwarten, und die Zukunft richtet sich niemals nach buchstäblicher Ähnlichkeit, ist nicht genaue Entschädigung für die Vergangenheit. Man muß einen gewissen Kredit bei ihren Anstiftern haben, man muß aufhören, in ihnen nur Schuldige und Sklaven zu sehen, und darauf verzichten, ihnen ihre Aufgabe in allen Einzelheiten vorzuschreiben, sie auf Wege zu führen, die ein für allemal festgelegt sind.

Es handelt sich in diesem Augenblick für die ganze Welt, besonders aber für uns, darum, wiederaufzuleben. Im allgemeinen leben wir nach großen Krisen ziemlich leicht wieder auf, aber immer im alten Geleise, also eng, ärmlich und folglich auch aggressiv. Wenn wir über einige Abneigungen und die Bitterkeit unserer Erinnerungen hinwegkämen, könnten wir dann nicht einmal von jenem ‚Werden‘ Nutzen haben, von dem Deutschland überfließt, und das uns zur Verfügung stehen könnte? Könnten wir nicht zusehen, was aus einem Reis aus unsern Eigenschaften auf seinem Stamm geschehen würde? Und da es sich um Reparationen handelt: würden wir schließlich bei einer solchen Anleihe nicht besser wegkommen?“

Die New Yorker „Nation“ läßt ein Sonderheft „Der Jude“ erscheinen. Judah L. Magnes gibt einen Rückblick auf das jüdische Schicksal während des Krieges; Louis Lipsky schreibt über den heutigen Zionismus, Hiram A. Modernell über palästinensische Fragen; Louis Weizenkorn nennt seinen Aufsatz: „Ein Jude unter den Fords“. Der Beitrag von Modernell zeigt die Vielfältigkeit der wirtschaftlichen und politischen Probleme, die sich der jüdischen Siedlung (und ihrer britischen Verwaltung) entgegenstellen. „Aber liegt nicht Wertvolles für die Welt in diesem ersten Versuch, Völkerverwanderungen in plan-

volle Bahnen zu leiten? Obgleich in der gesamten Geschichte die Wiederherstellung der Rassen immer durch das Schwert erfolgte. Also hier ist zum erstenmal ein Volk (dem die Welt eine ungeheure Schuld vieler Jahrhunderte für die Verbrechen abzutragen hat, die sie an ihm beging), das durch friedliches Abereinkommen sein Recht auf Neuland erwerben und den Wohlstand der Welt ein wenig durch Geschick und Fleiß heben möchte. Wäre es nicht jämmerlich, wenn das Gift der Propagandisten oder politische Ungeschicklichkeit daraus Blutvergießen und Nutzlosigkeit machen würde?“

In der „Review of Reviews“ (London) schreibt S. K. Littlewood über „Shaw als Klassiker“: „Selbst in den Augen der Jugend bleibt Shaw hervorragend jung. Und ist er nicht für uns alle noch so unbezähmbar, satanisch, aufreizend wie je? Obgleich sein Wort weiß sein mag, würde es gottlos sein, von „Ehrwürdigkeit“ zu sprechen. Der wahre Künstler, der sich sowohl in der Kritik wie im Drama zeigt und möglicherweise in jedem großen Werke, das noch kommen mag, hat immer wieder neue Eigenschaften. Wahrscheinlich wird das letzte, was man so entdeckt, ein Dickensches Herz sein und alles andere überdauern. Es ist das Wertvollste, was man — in einer Art Rühraum — durch jene immer neubelebte Intelligenz für ein Leben nach dem Leben aufbewahren kann.“

R. K.

Alfred Döblins „Wallenstein“

Die Dichtung der Gegenwart erstrebte, ein Verhältnis zur Ideenwelt der Zeit zu finden, die aufpeitschende Unmittelbarkeit des Gegenwartserlebens in Gegenständlichkeit umzusetzen. Es lag an der eigenen Formulierung und dem mißverstehenden Erfassen des Begriffes Gegenwartsdichtung, daß es die Doktrin, welche ja das abstrakt erarbeitete Resultat der theoretischen Vernunft ist, unmittelbar auf die Dichtung übertrug und somit

alle Forderungen an den Zeitgeist, alle menschlichen und soziologischen Einsichten als Postulat in die Dichtung zwängen mußte, so daß nur das Wort als Inkarnation dieser ideologischen Substanzen übrig blieb, eine Wortkunst also erzeugt wurde, die gerade den Voraussetzungen jeder aktivistischen, d. h. zur aktivistischen Einsicht führenden Dichtung, nämlich der Unmittelbarkeit der Wirklichkeitspiegelung und der selbstverständlichen Entwicklung des ethischen Erlebnisses aus der Logik der Tatsachen, entbehrte. Im engeren Sinne versagte die junge Dichtung vor ihrem Willen, Gegenwartsbewußtsein zu wecken, weil sie Gegenwart nicht als Gemälde zu geben, sondern als Theorie zu predigen mißverstanden. Entweder aber ist für die Prosa der Gegenwartscharakter und damit die Durchdringbarkeit jedes heutigen Stoffes mit aus überlegenem Verstande stammenden, aber durch die Mittel plastischer Ausdruckskunst (eben der Epik) durch die Form des analytischen Romanes gegeben, dem, in welcher Prägung auch immer, jede Situation, Charakteristik und formale Tektonik nur einem Ziele zu tendiert: der Aufreißung eines Gegenwartszustandes, der plastischen Konterfeieung des Zuständlich-Heutigen; dann ist der französische Roman Zolas, ob in früherer Fassung Stendhals oder in der späteren, psychologischen spielenden Heinrich Manns: Vorbild; Grenze; Gesetz. Oder es wäre ein turbulenter, neuer, synthetischer, d. h. alle Verästelungen des Situationsmäßigen in die Unität einer sich ballenden Kurve fortreißender Roman zu entdecken, der tragfähig genug ein Fundament hätte, auf ein Wort hin, auf eine Intention den Bau zu riskieren.

Merkwürdig nun, daß der einzige Weg, das Problem der Zeit nicht vom Problem, sondern aus der Erfassung des Begriffes Zeit zu packen, unversucht blieb. Zeit sehen, Zeit umreißen, Zeit als zentrales Erlebnis packen, kurzum: das historische Schauen war verloren. Historie aber unter diesem Aspekt treiben, heißt eine Menschheit

mit ihren Landschaften, Regierungen, Devisensorgen, Revolutionen, Häuslichkeiten, Irrlehren und Entdeckungen, eine Zuständigkeit, eine Einmaligkeit zu packen. An ihr wird sich dann Ethos als selbstverständliche Nebenerscheinung zeitlicher Bedingungs-komplexe, wird sich Religion als Flagge wie als Erlebnis, wird sich Philosophie als These wie als Ornament von selbst hineinverweben. Aber gleichzeitig und nebenher; weil a priori das Historische, richtig gefaßt, weiter ist und mehrsagender als die Formulierung des Intellekts. Weil eine bombastische Geste in ihrer naiven Kitschigkeit mehr ver-rät als eine kluge Parenthese.

Diese Leistung (notwendig, erwartet und entscheidend) bedeutet Alfred Döblins „Wallenstein“ (S. Fischer Verlag, Berlin). Es kommt daher nicht darauf an, dem Titel und Vorwurf gemäß, aus stofflichen Verknüpfungen und geistiger Linienführung die möglichen Problemata zu suchen und ihre Lösung festzustellen; wie weit etwa das stoffliche Problem Held — Regierung — Volk ins Psychologische geweitet, ins Tragische übersetzt, zu klarer Eindringlichkeit der Folgerung durchgeführt sei. Wie weit ideell etwa der Wille, große Charaktere von den historischen Hintergründen abzuheben, ihre Ideologien loszulösen und zum Triumph geistiger Entscheidung, etwa auf die Formel „Macht — Geist“ und so zu bringen, sich manifestiere. Die Problematik des historischen Romans so sehen, hieße einfach, ihn unhistorisch, ihn alles andere als historisch fassen. Es hieße, das Zeitereignis als kernbildendes Element ausschalten und, in beliebiger Auswechselbarkeit, die billigen Elemente nationalistischer Methodik an die Stelle setzen. Zeit aber ist in ihrer schöpferischen Kraft ein metaphysisches Grundereignis. In ihr sich das Schicksal von Menschheit, Landschaften, Persönlichkeiten erfüllen lassen, erfordert, sie als Einmaligkeit, als Ens realissimum voraussetzen. Wallenstein gestalten, fordert, die drei Jahrzehnte 17. Jahrhunderts bauen. Erzählerisch, nicht

berichtend; aufsteigen lassen, werden lassen, nicht nebenher pudeln, hin und wann aufspirschen lassen. Hier liegt die große Linie, der Zusammenhang, die Einheit des unerhört farbigen Buches: *Historie* ist geworden!

In ihr aber darf, um der Auswägbarkeit des potentiellen Gleichgewichtes willen, Masse nur neben Masse stehen, darf nicht das seiner begrifflichen Erfüllung nach Ansprechendere (Bedeutendere) über das geistig Identische, historisch aber Gleichwesentliche hinausgreifen. Weil es nur *Historie* gibt, gibt es nirgends *Historie* als Ornament (nur als Essen). Darum die Knappheit jeder Szene, ob Wallenstein das entscheidende Wort vor Quastenbergr spricht, oder ob ein rothaariger Zigeuner Melodie um ein Lager summt; wenn Friedland stirbt, bemerkt der historische Blick (fast chronistenhaft) dieselben drei Tropfen Blutes an der Erde; aber es macht nichts aus, wer stirbt. Hier wie dort: das Sterben. Augenblick. Erfasst; vorbei. Nur daß die innere Struktur der Dinge auf diese Szenerie hinweist, nur daß der Einmarsch in Eger (an sich nur Militär, Reiterei, Einmarsch, *Soldateska*), wie ein Soldat nach spätem Ziel die Lanze droht, Vorbedeutung, d. h. romanhaft: Auftakt des Sterbens ist. „Der Krieg“ heißt ein Buch. Aber es beginnt, wie Begebenheiten beginnen mögen; ohne unnötig auftragende Palette (also unimpressionistisch), sachlich, logisch, aufrollend, weil Tatsachen der Geschichte eine Logik zu haben pflegen.

Die Nüchternheit, ja eine oft beinahe steril anmutende Objektivität zu überwinden, ist Aufgabe (und die hier schwerste Aufgabe) an die historisierende Phantasie. Um Farbigkeiten, die das Gesetz erlaubt, wissen, das ist es. Etwas den Kurfürst, der sehr finster ist, über eine Straße Münchens gehen lassen; und dabei, aber nur mit drei, vier Ausblicken, Bologneserhäuschen beobachten. Nur zwei Zeilen; und die *Historie* hat nicht vergessen, daß ihre Gefahr der Apparat, das Zuviel an Kostümlichem, das zu scharfe Nacheinander von Er-

eignissen, daß aber ihre Rettung und logisch notwendige Kontrastwirkung die weiteste Anschauung, die Ausmalung des Zuständlichen, das Verweilen, die Selbstverständlichkeit des Lebensvorganges ist. Dann *Historie*: wir sahen schon, daß es erdhast gebaute Einmaligkeit zeitlichen Geschehens ist. So naturgemäß, daß die Sonne über dem Odeonsplatz lacht, während der Kriegerrat in Wien eifrig berät, während Maximilian „Ich will Frieden“ stammelt, und während zur selben Stunde Friedland irgendwo siegt. Denn so laufen die Verknüpfungen einer wiederbezauberten Wirklichkeit: an jedem Ort treffen die gleichen Dinge, Nachrichten und Pläne etwa, auf tausendfach verschieden beschäftigtem Innenleben, deren Beschäftigtsein von der Form der Straßenzüge, von Bauchgrimmen, Rassenrapporten und zufällig auch vom Charakter her seine Prägung erlitt. Dann springen tausend Funken wieder umher, Ideen bilden sich, bis irgendwo Laten geschehen, zufällig meist vom Friedländischen Heere, und die Potenzen sich verschieben, und von selbst, gleichsam getragen durch eine gliedernde Vernunft, ein Kräfteverhältnis, d. h. ein politischer Zustand sich ergibt.

In diesem Sinne ist der erste große historische Roman, Döblins „Wallenstein“, zugleich aus grundlegender Erkenntnis politischer Aktivität entsprungen. Rückwirkend mag er illustrativ das Wesen der fortschreitenden Geschichte beleuchten. Es war aber nur von dem gigantischen Bau zu reden, den er darstellt, nicht von den Wirkungen über das Ästhetische hinaus. Gestaltete *Historie* kann, wird sie als solche richtig begriffen, nichts als Wirkung von historischem Ausmaß erzielen! Otto Zarek

Clérambault

Pazifist sein, das will heißen, daß keiner die Menschen liebt. Das Leben der Menschen über alles.

Ist das eine frevelhafte Liebe? Man sagt: ja.

Denn wenn einer viele Jünger für

diese Sache wirbt, so bleibt niemand übrig, um Frau und Kind, um Haus und Land vor dem Feind zu bewahren.

Nun sagt aber der Pazifist: Wer ist der Feind? Ein Mensch, wie du. Dein Bruder. Oder er sollte es doch wenigstens sein.

Er trägt einen blauen Rock, — antwortet der Graugekleidete mit Haß.

Und der im roten Rock spricht mit Verachtung vom Gelben. Aber der Dichter sieht sie alle wie am jüngsten Tag. Er sieht sie alle nackt.

Und diese nackten jungen Leiber sollten alle nur deshalb erschaffen worden sein, um sich gegenseitig zu vernichten? Ist das möglich?

Es muß wohl möglich sein, denn so ist es mit uns geschehen. (Eigentlich sollte man sagen: so ist es um uns geschehen.) So ist das Unfaßbare zum entsetzlichen Ereignis geworden.

Man sollte denken, daß der Mann, der dieses Entsetzliche entsetzlich und das Unglück ein Unglück nennt, — daß so ein Mann unter Menschen, als der Freund des Menschen gilt. Doch dem ist nicht so. Es ist dem sogar ganz anders.

Es ist Clémenceau erlaubt, Foch einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die Einstellung des Krieges um zwölf Stunden verfrüht angeordnet und dem Premier dadurch die Möglichkeit geraubt habe, seine Rede im Parlament mit der dankbaren Wendung zu beginnen: „In dem Augenblick, wo ich meine Rede beginne, fällt der letzte Kanonenschuß....“

Um des Beifalls willen, den so ein oratorischer Volltreffer im Palais Bourbon sicher hervorgerufen haben mag, um der Eitelkeit eines so eitlen, elenden Greises willen sollten noch in den furchtbaren letzten zwölf Stunden Tausende und aber Tausende Jünglinge hingeschlachtet werden.

Die Nachricht über diesen Zwischenfall wird gedruckt. Jeder nimmt sie als etwas Selbstverständliches hin, niemand empört sich, keiner fordert Rechenschaft von Clémenceau.

Denn man muß wissen, einen Krieg

zu verlängern: das ist Patriotismus, — ihn verhindern zu wollen: Landesverrat.

Romain Rolland, der gegen den Krieg schrieb, gilt als der Verräter, der große Sünder. Judas! Jeder Barrés hat das Recht ihn anzuspeien. Die Menschen wenden sich von ihm ab. Freunde, Verwandte nacheinander, die Liebsten und die Nächsten. Weh' dem, der die Menschen liebt! Weh' dem, der für ihr Leben ficht!

Er bleibt allein, — einer gegen alle. Aus dieser Erfahrung, aus der schmerzendsten von allen, erwächst Romain Rollands neuestes und umfassendstes Kriegsbuch.*

Der Dichter will das Persönliche objektivieren, den Helden seines Romans zwar zum Vermittler seiner Anschauungen, nicht aber zum Abbild seiner selbst machen.

Er stellt in der Figur seines Clérambault einen alten Dichter hin, einen guten Dichter sogar, doch einen recht mittelmäßigen Kopf. Denn man kann ein guter Dichter sein und ein dummer Kerl dazu. Ane du génie, — nannte Sainte-Beuve den Victor Hugo. Clérambault ist kein genialer, sondern nur ein talentierter Esel. Er ist ein lieber, herzensguter, eitler, sehr, sehr schwacher Mensch, der in dem verhängnisvollsten Juli des Jahres 1914 an einer großen Friedensode arbeitet. Das Buch beginnt mit der Szene, wie Clérambault, der nach guter Dichterart seine Stimme so gerne hört, und der jedes Lob mit schlürfendem Ohr einsaugt, das eben zustandegebrachte große Friedenslied seiner Frau und seinen Kindern: dem Sohn und seiner Tochter vorliest. Raum ist die Verlesung zu Ende, fällt der Blick des Sohnes auf ein Zeitungsblatt, worin das Bertholdische Ultimatum, diese Kriegserklärung gegen die ganze Menschheit, gegen ihre Kultur und ihre Gesittung zu lesen ist. Man spricht darüber einige Worte, bann schüttelt man wieder die Sorge ab. Ach, es

* Clérambault ou l'histoire d'une conscience libre pendant la guerre (Librairie Ollendorf, Paris).

Kommt ja doch nicht zum Krieg! Wer erinnert sich nicht an die Vertrauensseligkeit dieser schönen vergangenen Tage? Wie wußten wir es so unerschütterlich, felsenfest und sicher, daß es zu keinem Krieg mehr kommen kann. Ließ sich ja selbst ein Kaiser wie Wilhelm der Friedenskaiser nennen.

Doch kaum sind zehn Tage vergangen, so ist die Ode an den Frieden vergessen, und ihr Dichter entblödet sich nicht, dem Kriegsbegeisterten Straßenvolk sich anzuschließen. Einer nächsten Zukunft werden solche unvermittelte Wandlungen kaum mehr glaubhaft erscheinen. Wir haben sie als Zeitgenossen miterlebt. Der Pazifist Hervé wird zum wütesten Kriegsheger, der glühendste Redner der Haager Friedenskonferenz, ein berühmter ungarischer Magnat und Politiker, schreibt begeistert über die heranbrechende große Zeit, die Menschen zu Helden, Künstler zu Genien weihen wird.

Der Sohn des Clérambault rückt ein. Frohe junge Kriegspostkarten. Stolz Eltern. Der Sohn kehrt zum Urlaub heim. Der geschwägige, immer nur mit sich selber, mit seinen Ideen und seiner schönen, ewig entflammten Begeisterung beschäftigte Dichtervater merkt es seinem eigenen Kinde nicht an, wie der blasse, verdüsterte Knabe auf stürmische Fragen in trozigem Schweigen verharret. Die Alten zu Hause erwarten Heldengeschichten, Romantik, Legenden, — der arme Junge weiß nur von Schmiere, Wanzen, Frost, Fluchen, Blut, Gestank, Gemeinheit, Streberei, auch über Leid und Leiden, er weiß vor allem nur von langsam dahinschleichenden, zwecklosen Tagen, von diesem langsamen Mord der Seele, der der Ermordung des Körpers vorangeht.

Nun kommt die Nachricht von dem Tod des Sohnes, und Clérambault erlebt in dieser Erschütterung seine dritte Wandlung. Die sehr persönliche Frage: Wofür ist mein Sohn gefallen? wächst in ihm zur allgemeinen Frage an das Schicksal: Wofür leben, wenn ein Kind so sterben darf? Und auch diese Frage breitet sich weiter und immer

weiter und weiter aus, mit der ganzen Leidenschaft der schmerzndsten Trauer zu immer neuen Fragen an den Schöpfer und alle seine Geschöpfe, über ihr: Wofür? und über ihr: Wozu? Auch ein unerbittliches Pflichtbewußtsein bemächtigt sich des Schwachen: er will schreien, den Menschen die Wahrheit ins Gesicht schreien, daß dieser Krieg mehr als ein Verbrechen ist, denn er ist in Wirklichkeit ein frevelhafter Unsinn.

Auf diesem Weg gibt es kein Stehenbleiben mehr. Sämtliche irdische und himmlische Einrichtungen werden auf die heikelste Gewissenst Wage gelegt, in ihrer Abhängigkeit von Ort und Zeit aufgedeckt und der Menschheit zur Schau in dieser Nichtigkeit gezeigt.

Die Balzac'sche Suche des Absoluten soll hier nicht an einem Alchimisten, sondern an einem Pazifisten in zeitgemäßer Form gezeigt werden. Das Anschwellen einer Leidenschaft zum unausweichlichen Imperativ, das ist Rollo's Aufgabe, der im recht modernen Gegensatz zu Balzac dieses mächtige Anschwellen der Wahrheitsleidenschaft in einem sonst schwachen Wesen zu schültern unternimmt.

Auch geschieht Clérambault's Wandlung nicht wie die eines Augustinus oder eines Pascal, wie die der von Passionen getriebenen großen Naturen: über Nacht. Er muß sich erst selber stärken, ehe er daran geht, andere stärken zu wollen.

Romain Rolland hat in einem Bard des Jean-Christophe seinen von wahren Kunstfeifer beseelten, deutschen Musikerhelden durch die verschiedenen Sphären der Pariser Kunstwelt wandern und überall Enttäuschungen erleben lassen. Ebenso läßt er jetzt Clérambault durch das kriegerische Paris gehen. Das Buch ist ein Querschnitt durch alle Kriegspsychosen, in deren Mitte dieser unglückliche Mann mit dem Wahrheitswort auf seinen Lippen und mit der Friedensleidenschaft in seiner Brust, wie ein Prediger in der Wüste mit seiner ohne Widerhall verklingenden Stimme steht.

Das heißt: er hat schon Widerhall. Ein Geleise, ein Geziß, ein Haß um ihn überall. Doch Elérambault ist nicht der Mann, um sich entmutigen zu lassen. Er fühlt, daß er muß. Und er folgt diesem Muß, weil er sich selbst nicht entrinnen kann.

Man sieht: Der Stoff für den Künstler Romain Rolland wäre nur die Erzählung vom Entstehen eines Willens in einem schwachen Charakter und der Weg dieses Willens zur Monomanie, wie sie den Mann erfüllt und dann sogar über ihn emporkwächst. So hätte Balzac den Stoff behandelt. Die Lehren aus der Zeitgeschichte würden sich in dieser Gestaltung wie von selbst ergeben.

Doch der Künstler Rolland hat nicht die Kraft, oder vielmehr es hat der Mensch Rolland nicht den Willen dazu, um rein als Dichter dichterisch vorzugehen. Er opfert das Artistische dem Didaktischen. Sein Buch ist ein Mittel Ding zwischen Kritik und Dichtung, — eine Form, die an die klassischen Dialoge des Cicero und des Tacitus gemahnt.

Der Drang, nicht nur in künstlerischer Form mittelbar, sondern in gedankenreichen Zwiegesprächen auch unmittelbar auf den Leser zu wirken, läßt sich nur so erklären, daß Rolland eben von seiner eigenen Angelegenheit spricht, die ihn noch zu sehr aufregt, um ihn sich richtig künstlerisch ausleben zu lassen. Der artistische Minderwert des Buches ist fein rührender, menschlicher Mehrwert zugleich.

Doch man ist nicht ungestraft ein großer Dichter. Wie der kleine Ovid, selbst unter der Rute des gestrengen Lehrers und selbst das Versprechen, daß er keine Verse mehr machen wird, in Versen vorschlichzt, so ergeht es auch dem Dichter, dessen Talent sich seinem Lehrreifer und seinem Entsagungs willen zum Trotz siegreiche Geltung verschafft.

Hier ist vor allem die Tochter, die sich von dem patriotisch eifernden Vater abwendet. Denn sie erinnert sich an die große Friedensode und fühlt mit feinem Frauensinn den schmerzlichen Widerspruch zwischen Schrift und Tat,

wo um sie herum die Männer sich über solche Widersprüche überall hinwegsetzen. Die schönste Szene im Buch ist die wortkarge, aber gefühlsreiche Begegnung zwischen Vater und Tochter, nachdem der Sohn gefallen ist. Ein Kuß, eine Umarmung — und in Elérambault dämmert es, daß er, sich selber untreu, ein Abtrünniger vor den Augen seiner eigenen Kinder ein tief Gesunkener, ja vielleicht ein Lächerlicher war.

Aber als der Kampf Elérambaults um die Wahrheit, der große, einzige Lebenskampf beginnt und der Verlassene und Verfolgte sich um die Gefährtin umschaute, da er in Worten oder Blicken der Tochter eine Belohnung sucht, da merkt er im Auge des Mädchens die Gleichgültigkeit und Fremdheit. Frauen, die für einen Taktfehler so einen wachen Sinn haben, selbst die feinsten, ja eben die feinsten weiblichen Wesen haben kein Verständnis für den Erlösungsdrang des Mannes. Sie sind für die Hilfe des Nächsten, nicht aber für die Hilfe des Mils geschaffen. Die Ewigkeit läßt sie kalt mit ihren aufeinanderfolgenden vielen Geschlechtern. Ihr Leben ist die Vorbereitung des nächsten Geschlechts. Als Elérambault, von der Presse und von der Gesellschaft verfolgt und diese „Schande“, den braven Bräutigam seiner Tochter die „Partie“ rückgängig zu machen veranlaßt, da wendet sich Rose ab von ihrem Vater. Er ist ihr ein alter Narr, ein Egoist, ein Verräter. So stehen Erlöser beschämt vor ihren Nächsten.

Elérambaults Frau ist nur für sein leibliches Wohl besorgt. Seine Seele und das Werk, das sich seiner Seele in so harten Kämpfen entwindet, läßt sie kalt. Als das Gespött der Gesellschaft beginnt, wird sie grob und derb mit dem Mann, der die Zukunft seines Kindes einer „Grille“ wegen aufs Spiel setzt.

Hier sind neue Stoffe für Ehedramen, die wir dem Krieg der Rassen und Klassen verdanken, durch die jede Familie zerwühlt worden ist.

Dann gibt es eine Witwe im Buch,

die hinterbliebene Frau eines im Krieg gefallenen Mannes. Der Gefallene war ein Kriegshasser, ein dem Zwang gehorchender Soldat, — sonst im Zivilleben ein gebildeter, feiner Mann. Die Frau sucht Trost bei Clérambault. Er tröstet sie auf seine Art, indem er den Krieg verdammt und die Nutzlosigkeit jedes Opfers für diesen Moloch lehrt. Sie schlürft die Worte ein, von denen sie weiß, daß sie im Sinne des Toten gesprochen sind. Aber der Krieg wütet weiter. Wie schwer ist es für eine Frau, die Trauer zu tragen, wenn sie sich nicht sagen darf: er fiel für die gute Sache. Die liebe Eitelkeit will die Trauer mildern, indem man sich wie alle anderen Witwen sagt: Ich bin stolz auf den Helden. Schließlich wird der Frau, die sich belügen will, dieser Clérambault mit seiner Wahrheit zum Haß. Sie will ihn nicht mehr sehen. Nichts mehr über ihn hören. O pfui des Spaßverderbers, der einem den letzten Trost, die süße Wonne der Trauer raubt! Clérambault wird in Zeitungen verfolgt, als Spion verdächtigt, und zum Schluß wird dieser Mann, dessen messianische Sendung aus väterlicher Trauer entwuchs, von einem unbekanntem Menschen, einem andern Vater, aus dessen Trauer das Sendungsgefühl des Hasses erwächst, auf offener Straße getötet. Denn der Freund des Lebens und der Menschen wird von Soldaten und ihren Vätern, von ihren Müttern, Bräuten, Frauen und Kindern, er wird von allen Opfern gehaßt, deren Leiden und Demütigungen er auf sich nehmen, in sich erlebigen und in sich vernichten will. Und eine Kugel in sein mitfühlendes Herz und ein Klumpen Erde in den Mund des Friedensapostels, das ist die schicksalbestimmte Erwiderung seines Schreies nach Liebe und Leben.

Ludwig Hatvany

Die Landkarte

Eine Sammlung moderner Lyrik, die sich ohne überschwängliches Brausen eingeleitet sieht. Ihr Herausgeber,

Rudolf Kayser, stellt es mit Stolz fest. Die „Verkündigung“ *) ist weder Prophetie, noch die eine, die überschattende Fahne der Gesinnung. Die Sammlung derer, die vor 1900 wurden, vereingt noch einmal Flora und Fauna eines verschütteten Landes. So warfen die Sensiblen, die Weisen und die Wilden, die Hochmütigen und die Herrischen im Anfang des 20. Jahrhunderts ihre Fontänen in die Luft.

Ist es nicht, als säßen sie alle von Feuersbrünsten umzingelt, in Stoß gebeten einsam verzückt und sammelten ihre Geheimnisse mit viel mehr Flamme als Liebe und Offenheit mehr denn Wahrheit.

Das Klima des Zeitgeistes isolierte sie voneinander. Der wechselnde Strom von Haß und Extase, von Erschlaffung und Reiz verhindert sie, sich zu lieben, verbietet, sich zu kennen, und läßt nicht Muße, die zitternden Hände einem Freunde zu reichen. Eine optische Täuschung, ein Sehfehler der Zeit reiht da Abgründe auf, wo sie nicht sind. Deshalb spricht man nicht mehr mit sich selber, wenn man seine Welt lieb hat und kost.

So viel Namen, so viel Elemente, so viel Gestaltung, so viel individualistische Unbändigkeit der Neubegründer, der Absoluten, der Traditionslosen, der Eigensüchtigen.

Treten wir einige Schritte weiter zurück von diesem Gedichtbuch, steigen wir in ein Flugzeug und betrachten die Topographie dieses lyrischen Landes unter uns. Die Gegenden rücken zusammen. Es bleiben nur die großen Züge der Ströme und der Gebirge; Hochland und Flachland begrenzt das unfassliche Meer. Und während wir uns hinüberbeugen auf die Tiefe, entsteht vor unseren Augen ein buntes Gebilde: vielfältige Farbenflecke des alten deutschen Reiches mit ihrer Polyphonie partikularer Provinzialität. Ja, so ist es. Das Land selbst bildet sich ab in dieser Sammlung.

*) München, Roland-Verlag.

Man sagt heute, wir kommen zum Zentralismus. Ich glaube, man täuscht sich. Man nehme diese Anthologie zur Hand und wird mir recht geben.

Werner Schendell

Zum Thema Picasso

Vor zehn Jahren stellte Alfred Kerrs „Pan“ die alarmierende Frage: „Was ist mit dem Picasso?“ Kubistische Bilder Picassos waren zum ersten Male in der Sezession gezeigt worden, und es geschah, was immer geschieht: an die Stelle sachlichen Interesses trat der Streit um eine Person. Die Sache des Kubismus wurde mit der Person Picassos identifiziert. Und so ist es auch heute noch, da die Frage: „Was ist mit dem Picasso?“ abermals akut geworden ist. Was ist mit dem Picasso? Malt er noch kubistisch oder malt er à la Ingres oder malt er abwechselnd Ingres und Kubismus?

Der Streit, wie Picasso heute male, geht durch die internationale Presse. Bilder aus seiner neuen akademischen Periode werden reproduziert, und wie man vor zehn Jahren schauernd mit Picasso den Kubismus beginnen ließ, hofft man heute frohlockend konstatieren zu können, daß mit Picassos Abkehr vom Kubismus die Sache des Kubismus erledigt sei.

Die eine Einstellung ist genau so irrig, wie es die andere war.

Ob es historisch zutrifft, daß Picasso — gemeinsam mit Braque — der Initiator des Kubismus war, ist zum mindesten nicht unbestritten. Es standen sich von vornherein zwei Lesarten gegenüber, und ihre Vertreter bekämpften sich mit Erbitterung und tun es noch heute. Für die Anhänger Picassos waren Gleizes und Metzinger listige Nachahmer Picassos; für die Anhänger dieser war Picasso ein begabter Maler, der einen seltenen Instinkt für das augenblicklich Richtige besaß, aber kein Schöpfer. Diese Anschauung vertrat von Anfang an in Deutschland der „Sturm“, der nur sehr selten Arbeiten Picassos, aber mit besonderem Nachdruck Arbeiten von Gleizes und Metzinger brachte. Es scheint

aber, daß die Picasso-Theorie gerade jetzt mit allen Mitteln durchgesetzt werden soll. Sieht man etwa ab von dem durchaus sachlich gehaltenen, feinen und sympathischen Büchlein von P. E. Küppers über den „Kubismus“ (im Verlage Klinckschardt & Biermann, Leipzig 1920), das sich weder für Picasso-Braque, noch für Metzinger-Gleizes historisch festlegt, so verstärkt sich in der Literatur über den Kubismus die Bestimmtheit, mit der Picasso und neben ihm Braque als die Schöpfer des Kubismus aufgestellt werden — unter genauer Benennung einzelner Daten, Lokale, Reisen usw. Daniel Henrys Buch „Der Weg zum Kubismus“ (im Delphin-Verlag, München 1920) stellt wohl die am fertigsten ausgearbeitete Theorie dar: die Vorläufer sind Cézanne und Derain. Picasso und Braque schufen den Kubismus. Léger ist ein kubistischer Eigenbrötler. Das außerordentlich flug und geschickt geschriebene Buch sucht eine bestimmte Lesart ein für allemal durchzudrücken. Und da man überall beobachten kann, daß eine fertig ausgearbeitete Lehre immer gern übernommen wird — Jahreszahlen sind ja objektiv — so kann es uns nicht sehr verwundern, daß die von der Picasso-Partei so bestechend klar festgelegten Phasen des Kubismus z. B. von Otto Grautoff übernommen wurden in seinem Buch „Französische Malerei seit 1914“, das vor kurzem im Mauritius-Verlag, Berlin, erschien (mit wertvollen Abbildungen neuer Werke der Matisse, Derain, Blaminck, Picasso, Juan Gris u. a.), unbeschadet der Tatsache, daß Grautoff dem Kubismus durchaus skeptisch gegenübersteht.

Macht es aber die neue Phase in Picassos Arbeit den Picasso-Literaten nicht vielleicht doch etwas schwer, die Lehre seines überlegenen Führertums aufrecht zu erhalten? Daniel Henry geht auf die letzten Arbeiten Picassos nicht ein. Grautoff sieht in ihnen natürlich den Beweis für den Zusammenbruch des ganzen Kubismus. Der Biograph Picassos aber, Maurice Raynal, in seiner Monographie „Picasso“ (im Delphin-Verlag, München 1921) setzt sich mit

Picassos Akademizismus ehrlich und ernsthaft auseinander.

Also was ist mit dem Picasso?

Der Kubismus des Picasso ist heute nicht mehr lebendig. Die neue Kunst ist nicht mehr in dieser Form gefangen. Die Form ist also leer . . . ist akademisch geworden. Und da es in aller Welt immer nur ein Heute oder Gestern gibt und da es gleich ist, ob dieses Gestern um einen Tag, um dreihundert Tage oder um Jahre zurückliegt, so bedeutet es keinen wesentlichen Unterschied, ob Picassos nun akademisch gewordene Kunstäußerung kubistisch=akademisch oder Ingres=akademisch ist. Es wiederholt sich die Erfahrung, die wir immer wieder machen: die historische Darstellung eines Menschen kommt stets in dem Augenblick, da der Dargestellte wirklich historisch geworden ist. Es gibt wenige Monographien, die nicht Leichensteine sind. Betrachten wir in Raynals mustergiltig illustrierter Picasso=Biographie die von Picasso 1918/19 gemalten Porträts, so deprimieren uns diese Arbeiten nicht so sehr deshalb, weil sie „gegenständlich“ sind, sondern weil ihre Gegenständlichkeit oberflächlich, geschmackvoll, fade . . . unkünstlerisch ist. Man beleidigt Ingres, wenn man vor diesen Picassos von einem Ingrismus spricht.

Also ist der Kubismus fertig?

Durchblättern wir das frühere kubistische Werk Picassos, so finden wir, namentlich um 1914, Arbeiten, die uns auch heute noch etwas bedeuten. Wir wollen nicht den früheren Picasso discreditierten. Was könnte uns dazu nötigen? Wir sehen in ihm keinen „Verräter“, und weshalb sollten wir den Ausführungen Raynals, die sich nur etwas zu sehr im unverbindlichen „Übrigens“-Stil bewegen, nicht darin Glauben schenken, daß Picassos Streben ein reines, nur der Sache dienendes, stets gewesen ist? Das eine aber erkennen wir ganz klar: daß die neue Kunst

heute nicht mehr in Picasso ist. Aber sehr stark ist sie in Gleizes (neue Werke seines Freundes Metzinger zu sehen, war uns bisher nicht möglich), dessen letzte Arbeiten, die der „Sturm“ kürzlich zeigte, beträchtlich über Picasso hinausgehen. Das ist für uns das allein entscheidende. Der historische Streit um die Initiative, der von händlerischen Interessen nicht ganz unberührt ist, läßt uns gleichgültig. Die hohe Qualität schon der frühen Gleizes und Metzingers macht uns allerdings skeptisch gegenüber der geflüstert verbreiteten Picasso-Theorie. Gleizes gehört heute zu den seltenen europäischen Künstlern, die den Weg beschritten haben zu einer Kunst als Ausdruck der Gemeinschaft — was Otto Grautoff bei seinem Pariser Aufenthalt nicht bemerkt hat. Picasso hat sich von dieser neuen größeren Aufgabe ausgeschlossen. Mag er also den Kubismus initiiert haben oder nicht — wenn er heute den Kubismus verläßt, so ist es für die neue Kunst bedeutungslos. Denn die neue Kunst ist nicht mehr „Kubismus“. Sie hat diesen in sich verarbeitet. Theo van Doesburg in einem ausgezeichneten Aufsatz seiner Zeitschrift „De Stijl“ (Leiden) sagt mit Recht: „Die moderne Kunst steht oder fällt nicht damit, ob Picasso noch Kubist ist oder nicht. Bei der Kubistengruppe „La Section d'or“ habe ich jüngere Kräfte kennen gelernt (Hellefen, Léger, Survage, Laurens u. a.), die in der Richtung eines gemeinsamen Kunstausdrucks viel weiter voran sind. Eine Fortsetzung des Kubismus, wie ihn Picasso=Braque begonnen haben, ist nicht einmal wünschenswert. Auch habe ich gefunden, daß dieser Mandolinen- und Gitarrenstil in eine barocke Salon-Kleinkunst ausgeartet ist. Für die konsequente Entwicklung einer radikal neuen Bildkunst ist es von keiner Wichtigkeit mehr, ob Picasso so oder so malt.“

Adolf Behne

Von neuen Göttern

Von Ferdinand Lion

Das erste Buch von Jules Romains ist 1904 erschienen. 1911 hat die große Kritik auf ihn hingewiesen. Während des Kriegs drang er durch, zugleich mit anderen seiner Generation (wie Duhamel, Vildrac), die jetzt nicht mehr durch die Träger der vorhergehenden Generation, Claudel, Véguy, Jammes, Suarès, ganz überschattet war. Seine bedeutendsten Werke sind die Gedichtbände „Oden und Gebete“ und „Vie Unanime“ und seine Theaterstücke „Das Heer in der Stadt“ (1911) und „Cromedeyre-le-Vieil“ 1911—1918 geschrieben, 1920 im Théâtre du Vieux-Colombier aufgeführt. Seine „Nächte von Paris“, in denen er das göttliche Wesen der Straßen, Plätze, Theater der Hauptstadt beschreibt, ist eine Exegese seiner Götter. Überhaupt alle seine Arbeiten sind nur verschiedene Ausdrücke seines Glaubens, welcher immer Mittelpunkt seines Schaffens bleibt.

Die Götter von Jules Romains

Die Natur enthält keine Götter. Sie besteht freilich aus furchtbaren Gewalten, die meerhaft anschwellen und das Ich zu überschwemmen drohen, wie die große Zeugung des Frühlings oder die Nacht, so daß das Ich von Angst ergriffen wird. Aber während dieses, auch dann noch, die Natur denken kann, kann die Natur das Ich nicht denken. Der Mensch ist also mehr als sie, er ist ihr gegenüber der Gott, der sie auch zu lenken, zu beherrschen versteht. Sie ist nicht über-, sondern untermenschlich. Sie enthält nur die unteren Kräfte des Menschen, freilich oft in so furchtbarem Maße, daß sie mit einem Gott verwechselt werden kann.

Auch der Schlaf ist ungöttlich. Er ist sogar der Gegner der Gottheit. Denn durch ihn versinkt das Ich ganz in sich selbst, die Verbindungen mit der Welt im Traum sind lügnerisch. Und wenn der Mensch aufwacht, ist er verschlossen, fremd aller Umgebung und dem Gemeinsamen.

Die kleinste Gruppe, das erste einfachste Unanime ist das Paar. Mann und Weib finden sich. Sie werden zu einem einzigen Wesen mit eigenen Gedanken, Gefühlen, die vorher weder dem einen noch dem anderen gehörten, sondern eben der Gemeinschaft, dem Zusammen und Ineinander der beiden entspringen. Der Liebende fühlt eine Steigerung seiner Kräfte; er ist nicht mehr er selbst, nicht mehr ein Mensch wie sonst, er ist außer sich, beflügelt, verdoppelt. Es ist aus beiden Liebenden ein Gott entstanden

zweifellos, der beide zu sich emporhebt und ihnen einen neuen Rang gibt. Doch ist dies kein hoher Gott; im Gegentheil, er täuscht. Noch ist die Liebe nahe an der Natur, nahe am Schlaf. Das Paar vergift sich in sich selbst, wird geringer, schwächer, beide sind schließlich oft weniger als getrennte Einzelne; dazu unduldsam gegen andere Gruppen, unfähig, diese aufzunehmen, gehen sie geschlossen Arm in Arm durch die Straßen, durch die Stadt, erblindet, zur Natur geworden.

Die Familie ist schon ein stärkeres Unanime. Sie besteht nicht nur aus ihren sich in viele Gruppen verzweigenden und immer wieder zu ihr als dem Herd zurückkehrenden Mitgliedern, sondern auch aus allen Toten und Ahnen der Familie, die den Lebenden ihre Kraft mitteilen. Freilich kann sie sich oft verengen ins Philisterhafte, ins Kleinlich-Angstliche. Aber sie kann auch offen sein; in Rom war der Familiengott eigentlich die Grundlage der Größe des Staats.

Ein Haus enthält viele Einzelne, Paare, Familien. Sobald man eintritt, ist es ein Gott, der einen empfängt. Die Treppe zwingt zu einem bestimmten Gang, die Luft gibt bestimmte Gedanken, Lust oder Trauer. Das eine Haus erzeugt Kinder, ist voll Wiegenlieder, Klavierspiel junger Mädchen, Lärm streitender Knaben, eine schwangere Frau öffnet eine Türe; dieses Haus ist durchwärmt wie vom dampfenden Geruch eines schlafenden Kindes; die Fenster, immer offen, locken die Sonne an. Ein anderes Haus ist dunkel, die Glocken klingen schon unfreundlich, hier stirbt man bald. Haus der Krankheit, des Elends, des Todes. Oder ist es ein Haus von Wucherern? Jedenfalls gehört es einem bösen Gott.

Die Häuser zusammen umrahmen eine Straße. Jede hat ihren Rhythmus, ihre Geräusche, ihre Entzückungen und Leiden, ihre Stunden des Erwachens, der Stärke, wo sie vor Leben tobt, und der Schwäche, wo sie plötzlich leer zu stehen scheint. Es gibt herrische Straßen, die einem, wenn man sie auch nur durchweilt, ihr Wesen ausprägen; andere sind leichtsinnig, gehen einfach in die nächste Straße über, unbekümmert um ihr eigenes Wesen. Es gibt aristokratische Straßen, die überhaupt nur Leute von einem bestimmten sozialen Rang empfangen, und andere, die sich allen offen hingeben. Selbst der Himmel über jeder erhält wie im Widerschein eine bestimmte Färbung. Welcher kleine dunkle Gott ist eine Sackgasse! Oder wie drohend mächtig eine Vorstadtstraße, die schon oft Krawalle und Revolution erzeugte! Steigen nicht Barrikaden in ihr auf, sich von selbst bildend? Und es gibt die Straße bei den Kasernen, die Straße um den Hafen, die Bahnhofstraße, in der alle, selbst die Bürger der Stadt, den eilenden Schritt annehmen müssen; die Bahnhofsuhr beherrscht sie ganz gewaltig, füllt sie ganz mit Zeit an. Eine Hauptstraße aber trägt die

Seele der ganzen Stadt in sich, bebt vor Leben, entfaltet sich, ist unendlich stolz (die Hauptstraße des Dorfes spreizt sich, ist ein komischer Gott). Eine Hauptstraße stirbt mit der Stadt, während kleinere Straßen noch lange verschont abseits leben können.

Die Straßen münden auf einen Platz. Sie erhalten in ihm ihr Bewußtsein. Die Häuser umstehen ihn andachtsvoll. Er verdichtet sich in seiner Mitte zu einer Säule, einer Statue, einem Obelisk, einem Springbrunnen gegen den Himmel, und da er die Seele der Straßen ist, so ist dann dieser Mittelpunkt Seele der Seele. Welcher Gott war der Markusplatz für Venedig, das Forum für Rom!

Ein Bahnhof, eine Kaserne, das Theater, die Wirtschaft, die Kirche, Schulen, das Warenhaus, die Börse sind gewaltige Unanimes. Das Ich verliert sich ganz in ihnen, hört reflexlos auf zu bestehen. Da ist die Kaserne; der Mensch, der eintritt, ist nicht mehr er, wird Soldat, ein Teil von ihr. Alle seine Gewohnheiten, Gedanken werden ihm wie seine Kleider abgenommen und ihm dagegen die der Kaserne gegeben. Nur dann und wann winken ihm noch die Götter von draußen: ein Brief von der Geliebten, von der Familie, aus seinem Dorf. Dann fühlt er unendliche Sehnsucht, die aber bald von der ihn umgebenden Kaserne erstickt wird. Die Kaserne hat ihr Bewußtsein, sie durchzieht singend, mit ihrem eigenen Marschschritt, die Stadt. Auch kleinere Trupps Soldaten an Sonntagen bleiben für sich, gehören noch ihr, immer mit ihr verbunden. Wenn der Krieg ausbricht, wird dieser Gott zum allermächtigsten, alle anderen zählen nicht mehr. Im Frieden lebt er nur halb, ist aber drohend von Todesamen. — Die Wirtschaft lockt aus der Ferne, dieser laute, lachende, verführende Gott. Im Bordell ist man nie ein Paar, sondern gehört allen Dirnen an. Im Café wird das Gespräch mit dem Bekannten nicht intim oder nur scheinbar, denn beide sind in den Gott getaucht, reden klüger, tiefer, anders, als wenn sie zusammen in ihrem Zimmer wären. Welcher Sturz ins Leere, ins Ungöttliche beim Verlassen des Cafés, man eilt auseinander. Die Kaufleute schließen an der Börse die Geschäfte ganz anders ab als in ihrem Kontor, weniger mißtrauisch, rasch im Vertrauen auf den Ort. Dies ist auch die Macht des Warenhauses: im kleinen Geschäft bleibt der Käufer als Einzelner gegenüber dem Ich des Verkäufers, der sich umsonst bemüht, ihn zu überreden, im Gleichgewicht stehen sie einander gegenüber; das Warenhaus dagegen zwingt, blendet, reißt auf, verführt, treibt den einfachen Bauer von Stockwerk zu Stockwerk wie berauscht, und erst heimgekehrt in sein Dorf, den ihm vertrauten Gott, sieht er erstaunt, wozu ihn jener tückische andere verführt hat. Die Einzelnen füllen auch den Abgrund des Theaters. Noch

ist er erhellt, jeder ist für sich, denkt an seine eigenen Angelegenheiten, ist sein Meister. Aber er verbunkelt sich. Und schon bildet sich ein Ganzes. Der Vorhang geht auf. In der plötzlichen Stille wird die Totalseele geboren. Nun ertönt das erste Wort von der Bühne, alle Blicke, alle Körper wenden sich nach der einen Seite. Ist auf der Bühne ein Seufzer, so seufzt der ganze Saal auf, ist dort ein Kuß, so küssen alle. Ein Kausch entsteht, bis plötzlich im tumultösen Triumph alles klatscht, jubelt; das ganze Theater hat die Spitze seines Gottbewußtseins erreicht.

Alle diese Götter, Häuser, Straßen, Plätze werden von der Stadt umfaßt. Die Kleinstadt ist ein kleiner Gott, der nur an Markttagen, wo er die umliegenden Dörfer in sich aufsaugt, wächst. Die Großstadt aber übt ihre Macht, Anziehungs- oder Zerstörungskraft auf Meilen, sie frist um sich wie ein brennendes Feuer. Die Hauptstadt thront über allen Städten, sammelt die Kraft des ganzen Landes in sich. Dies sinkt ohnmächtig zusammen, wenn der Feind in sie einzieht; erst dann ist das Land und der Gott getroffen. Glücklich sind die, welche ganz einer Stadt angehören, in ihr leben und sterben! Vorübergehende, die nur die Steine der Stadt kennen, wissen noch nichts von ihr, werden des Gottes nicht teilhaftig. Aber auch Zuwandernde bleiben lange geschwächt, anstatt gekräftigt; erst ihre Kinder wachsen in den Gott wirklich ein. Jede Stadt hat ihr Wesen, eben gemacht aus den Häusern, Straßen und Plätzen, die schon für sich ihr Wesen besizen. Aber die Stadt ist nicht nur das Zusammen dieser Götter, sie bringt eben durch die Gemeinsamkeit noch etwas Neues hinzu. Paris ist ein Gott und München ein anderer, eine Hafenstadt wie Hamburg hat dann wieder ganz andere Gewalten und Mächte. Viele Städte fürchten die Natur, umschließen sich mit einer Mauer, um ihr Wesen zu wahren, wie im Mittelalter; die moderne Stadt dagegen greift aus, ist beutegierig, wirft Vorstadtstraßen, furchtbare Fühler, in die Weite. Eine französische Provinzstadt scheint im Halbschlaf zu sein. Welcher Gott mit Kokobewegungen und verblühener Grazie ist eine alte deutsche Residenz! Und andere wieder sind tobend. Aber es gibt auch Städte, die schon tot sind und doch noch wunderbaren Zauber ausüben, wie Venedig.

Die Götter sind also zahllos. Denn sie entstehen überall, wo eine wirkliche Gemeinschaft ist, seien es Zünfte im Mittelalter, moderne Gewerkschaften, Kartelle und Trusts oder Sekten, Jahrmarkt, Vereine, bis hinab zu der einfachen Ansammlung auf der Straße um ein gestürztes Pferd. Freilich gibt es auch Scheingemeinschaften, wo jeder in sich verschlossen bleibt und keine Gemeinseele sich bildet. Auch kann sich eine echte in eine Scheingemeinschaft verwandeln (das späte Rom). Wo aber

mehrere Menschen auf wirkliche Weise zusammenkommen, tritt der heilige Geist unter sie. Sie werden dann etwas, das mehr ist als all das Menschliche, also ein Übermenschliches, also ein Gott. Und da die einzelnen Menschen die höchste unter den lebendigen Erscheinungen sind, so ist jedes aus ihnen Gebildete oder Sichbildende die einzige Möglichkeit des Göttlichen. Die vielen Götter sind durcheinandergeschüttet. Noch bin ich im Gott des Hauses, schon fühle ich: „Andere Götter sind eingetreten, andere, größere als du. Noch bist du. Ich errate dich noch. Also hast du jene durch dich hindurchdringen lassen? Hast du nicht widerstanden? Sie waren eben stärker? Und jetzt bist du zu Ende. Oh, bist du's, der mich tot überweht, wie ein Pferd, aufgespießt auf den Hörnern des Stiers?“ (Gebet an ein Haus.) Der Atem der Straße ist wohl durch Tür oder Fenster gedrungen, das Haus besiegend. Eine Stadt an Markttagen frisst die Dorfgottheiten auf, die Dörfer bestehen den ganzen Tag nicht mehr und werden erst am Abend, bei der Rückkunft der Bauern aus der Stadt, wieder geboren. Reisende tragen die Götter einer Stadt in die einer anderen. Es ist ein ganzes Gewühl von Göttern. Oft sind sie so ineinander verkrampft, daß sie wie Ringende auseinander gelöst werden müssen. Gebet an die Straße: „Ich will dich von den anderen Straßen befreien. Ich will von deiner Seele, die zerbissen wird, die Fußgänger, die Pferde, die Wagen der fremden Straße verjagen. Wirf die Welt von dir! Entreiß dich der Stadt wie eine Eidechse, die aus der Hand schlüpft.“ Ein Gott ist stärker, der andere schwächer, es bildet sich eine Hierarchie unter ihnen. Ein Platz ist mehr als die Straßen. An der Spitze steht aber für Romains die Stadt. Sie ist der Held seiner zwei Dramen; eine Legende von ihm heißt: „Die wiedergeborene Stadt“, und seine „Mächte von Paris“ sind ein Hymnus auf die Hauptstadt. Der Mensch aber taucht fortwährend aus einem Gott in den anderen. Immer gehört er mehreren zusammen an. „Ich weiß, ich bin nicht allein. Setzen von Göttern winden sich um meine Glieder.“

So ist aber das Ich unendlich geteilt zwischen den Göttern, und wie an einem heiligen Mahl der Gott von den Einzelnen verzehrt wird, so ist der Einzelne an Götter verteilt. Daher wehrt sich auch das Ich, dessen Wesen gerade die Einheit ist. Es revoltiert gegen die Gemeinschaft. Dann flieht es in die Natur, sie zum Gott erhöhend, um Hilfe bei ihr zu finden und von ihr durchströmt, durch sie geschwellt (Rousseau, Werther) der Gemeinschaft in gleicher Stärke gegenüberzustehen. Aber noch mehr: das Ich kann die Gemeinschaft selbst in sich auffaugen, sie beherrschen und in unendlich frevelhaftem Beginnen erniedrigen wollen, um sich selbst dagegen als Gott an die Stelle zu setzen (Cäsar, Renaissance-mensch).

Die Götter, da sie Gemeinschaften sind, bestehen aus Menschen, sind also von Menschen erzeugt. Aber andererseits formen die Götter den Menschen, überragen ihn, sobald sie da sind, oder entstehen auch sogar ohne sein Wollen, sind oft plötzlich da, so daß also im Wechselspiel bald die Götter von den Menschen abhängen, bald diese von den Göttern. So wird eine Stadt gegründet, und dieser Akt kann als freier, bewußter, menschengewollter erscheinen; aber jedenfalls sobald die Stadt da ist, bedeutet sie eine Gewalt, die nicht mehr durch Menschenwillen aufgehoben wird und für sich unabhängig aus ihrem eigenen Wesen heraus den Einzelnen beherrscht. Daher aber die verschiedensten Gefühle der Bindung gegenüber den Göttern. Bald schaut der Mensch auf den Gott herab als auf sein Kind, ihn zärtlich hütend (denn er ist des „Menschen Sohn“), bald steht er zu ihm wie zu einem Vater in liebender Verehrung. Aber ihre Gewalt kann auch mit Schrecken erfüllen. Denn wie kann das schmale Ich den Gott in sich aufnehmen? Schon das Paar reißt ganz das Ich aus sich heraus, quält es, treibt es oft zerstörerisch in Irtsinn. Noch anspruchsvoller ist das Haus, die Familie, die Kaserne, das Theater. Die Stadt in der Antike und im Mittelalter war furchtbar. Oft zerren einen auch zwei Götter nach verschiedenen Seiten. In der Großstadt eilt man zerrissen von einem Gott zum anderen bis zur Erschöpfung; Kleinstadt und das Dorf sind freundlicher, denn man kann dort länger bei einem Gott verweilen. Die Größe der Götter zwingt in die Knie. Oft aber ergreift einen auch Mitleid mit ihnen; so mit jenen kleinen Einminutengöttern, wie die Ansammlungen um einen Straßenunfall oder um eine Jahrmarttsbude, die ebenso rasch, wie sie geboren werden, auch vergehen, und die, wenn sie lieblich sind, man oft vergebens gern am Leben festhalten möchte. Man übersieht also Geburt, Triumph und Tod der Götter. Eine glückliche Verteilung ist es, wenn eine Reihe von Geschlechtern den Aufstieg des Gottes und eine andere langsam seinen Niedergang erlebt (Geschichte von Rom und Venedig), während in Deutschland Geburt und Tod des neuen Gottes, des Reiches von 1870, auf zwei Geschlechter sich jetzt verteilt hat, die also mit Schicksal überladen waren. Durch Opfer und Gebete kann man es versuchen, einen toten Gott wieder zu beleben. Immer aber ist Zweifel: Wo ist der Gott? und: Bist du der Gott? „Soll ich den Arm ein wenig heben? Wie ein Kind, das das Gehen erlernt, fällt der Gott taumelnd in meine Arme.“ Auch ist Unsicherheit, ob er einem als Freund oder als Feind begegnen wird. Das Erkennen ist nicht leicht. Werden wir uns in dieser Stadt verwurzeln können, oder bleiben wir immer nur fremder Gast? Es gibt gottbegnadete Menschen, die aber ihr ganzes Leben irren, ohne ihren Gott zu finden: heilige Wanderer und ewige Pilger.

Die Götter sind weder rein geistig noch nur körperlich. Wohl sind sie Geister, denn sie sind unsichtbar da, über den Menschen schwebend und haben eine übermenschliche Kraft, die fortwährend Wunder zeugt. Aber sie haften an den Körpern, sind tatsächlich auch Körper. Das leere Theater ist freilich noch kein Gott, aber die Menge, die es füllen wird, ist auch keiner, oder wenigstens nicht dieser bestimmte Gott, wenn sie noch draußen auf der Straße wartet; erst durch die Verbindung der Logen, des Vorhangs, des Orchesters, der Bühne, der Schauspieler mit der Menge der Zuschauer entsteht der Gott des Theaters. Ebenso ist eine Straße gemacht aus dem Gesumm der Stimmen, dem Lärm der Wagen, den Menschen, die sie gewohnheitsmäßig oder zufällig durch-eilen und sie füllen, und zugleich aus den Steinen, dem Pflaster und den Häusern. Zu einem Dorf, zu einer Stadt gehört aber auch die Landschaft, in die sie gebettet sind. Sie ist Teil des Körpers des Gottes. Und so mag die Natur an sich ungöttlich sein, sie nimmt schließlich doch am Göttlichen teil.

Seltam ist es, daß Romains nie von jenen Göttern spricht, die eigentlich das ganze letzte Jahrhundert beherrscht haben, von jenen Göttern der nationalen Gemeinschaft, die der Blutflut der französischen Revolution entstiegen. Sie waren das einzige religiöse Band, das noch eine totale Wirkung hatte, der sich niemand entziehen konnte. Die Kirchengötter, die im Mittelalter so bedeutend waren, beugten sich ihnen gegenüber. Die Städte verschwanden ganz in ihnen; Kasernen, Bahnhöfe, Schulen, Börse gehörten nicht den Städten, sondern der Nation an. Da Frankreich zuerst diesen Gott geboren hatte, behielt es eine seltsame Liebe zu ihm, es half an der Geburt des italienischen Nationalgottes. Der deutsche freilich ist gegen Frankreich entstanden. Aber dieses hat dann im letzten Krieg wieder für diese religiösen Ideen zu kämpfen mindestens behauptet. Romains aber kennt nur die Götter der Städte, und von diesen springt er gleich über zu einem, der alle jene Nationen umfassen würde, zu Europa. Jahrelang bereitete er den Hymnus auf Europa vor. Dann kam der Krieg, so daß sich auf seinen Lippen der Lobgesang in einen Angst-ruf verwandelte (Europa, Gedichte, 1919 erschienen).

„Ich beginne deinen Gesang, Europa,
In einem großen Tumult.
Ich singe von deiner Geburt
Mitten unter deinem Todeschrei.“

Er ruft, jedoch mit dem Gefühl des Vergebens, die Götter der Straßen und Städte auf, um Europa zu retten:

„Straße von Montmartre und die Cannebière von Marseille,
 Oxford Circus und Friedrichstraße,
 Ich rufe euch einzeln auf.
 Was tut ihr? Woran wartet ihr?
 Wer hat eure Kraft bezwungen
 Und euer Blut zum Schweigen gebracht?
 Ich wiederhole: es ist Zeit, es ist Zeit!“

Entstehung dieser Götter

Götter entstehen nicht über Nacht. Sie sind immer langsam gewachsen. Jene Häuser-, Straßen-, Städteverehrung von Romaines bereitete sich seit einem Jahrhundert in Frankreich vor. Schon kam sie zum Ausdruck bei Balzac: oft ist es ein Haus, das bei ihm alle Geschehnisse in seinem Schoß trägt, oft ein Städtchen, ein Quartier, eine Pension, ein Seminar, dann die Provinz und vor allem das gewaltige Paris. Woher kam die neue Erkenntnis dieser Kräfte? Aus der deutschen Romantik und ihrem Sinn für das Werden, nur daß ihr wunderbar feines Gehör für Wald und einsame Natur hier überseht wurde in ein Lauschen auf das Weben zwischen Menschengemeinschaften? Oder entstanden diese Götter aus der großen Revolution, der Demokratie, welche glaubte, die Menschenrechte des Einzelnen zu schaffen, und in Wirklichkeit Gruppen und Massen schuf, und aus der Epoche der französischen sozialen Bewegungen (1820—1848)? Jedenfalls von 1850 ab wurde alles Menschliche nur noch in Abhängigkeit vom Milieu betrachtet (Taine, Fustel de Coulanges mit seiner Erkenntnis der antiken Herd- und Stadtgötter, schließlich Zola mit seinen Hallen von Paris, der Wirtschaft im Assommoir, dem Bahnhof in Bête Humaine, dem bürgerlichen Haus in Pot-Bouille, dem Warenhaus im Bonheur des Dames und den Städten Lourdes, Rom, Paris). Kurz vor Romaines erschienen die „Zeltstädte“ von Verhaeren, noch in naturalistischer Auffassung, aber schon mit inbrünstigen Anrufen an die Börse, den Hafen, das Nachtcafé.

Freilich, die Milieutheoretiker glaubten Feinde alles Göttlichen zu sein. Sie wollten den Einzelnen wohl auflösen und nichts in ihm als letzte Ursache gelten lassen, sondern suchten diese rings um ihn. Und das Milieu war unerbittlich, mechanisch berechenbar, und man konnte ihm nicht entweichen. Das spiritualistische Geschlecht, das ungefähr von 1885 ab folgte, warf nun diese Erkenntnisse nicht über Bord, sondern übernahm das Erbe, nur in anderem Sinne es belebend. Barrès war direkter Schüler von Taine. Aber er fühlte: wenn das Milieu mich wirklich erzeugt hat, so muß ich es unendlich verehren. Schon war also eine religiöse

Bindung geschaffen. Doch erst Romains füllte diese Milieus ganz mit Seele und erkennt alle Möglichkeiten der Bindung zu ihnen.

Von 1894 übrigens wirkte Dürkheim. Seine neue Methode bestand darin, die soziologischen Tatsachen nicht mehr durch Addition individueller Kräfte zu erklären (Romains gebraucht genau die gleichen Worte in der Schlußbetrachtung seiner „Mächte von Paris“), sondern als Wesen für sich, die nur durch die Gemeinschaft entstehen. Hierdurch bekam diese also einen absoluten Wert. Recht wie Sprache, Kunst wie Moral betrachtete er als ihre Kundgebungen. Nur ein Schritt war dann weiter zu gehen: denn hat sie solche übermenschliche Kraft, so ist sie göttlich, ist Gott selbst. Und die Religion der Gemeinschaft war dann zu erklären als Verehrung dieses Gottes, also ihrer selbst. Der Unterschied von Profanem und Sakralem ist der von Individuellem und Gemeinschaftlichem. Alle Riten, Kulte, Opfer, Gebete finden gemeinschaftlich statt und haben nur den Sinn, Gemeinschaft als Gott zu feiern und zu kräftigen. Dürkheim hat freilich die gewöhnlichen soziologischen Gemeinschaftskategorien im Auge, die Clans, die Tribus, die Familie, während Romains farbiger Häuser, Straßen und Städte sieht. Aber sein „Cromedebye“ ist im gleichen Jahre (1912) begonnen worden, in dem „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ von Dürkheim erschienen sind. Das eine ist die künstlerische, das andere die wissenschaftliche Fassung des gleichen neuen sozial-religiösen Gefühls, das sich ungefähr zu gleicher Zeit auch politisch in Frankreich durchsetzte.

In Romains kreist aber noch ein anderer Einfluß, der des anderen größten Denkers seiner Umgebung, Bergsons und seiner Philosophie des Werdens. Die Milieus der naturalistischen Zeit waren unbeweglich gewesen (daher ihr fatalistischer Ausdruck). Der Traditionsgott von Barrès war ebenfalls starr, er war nur Vergangenheit, die sich zeitlich nicht mehr weiterbildet, sondern unverändert gehütet werden soll (daher die zarte Vollkommenheit, aber auch die unproduktive Müdigkeit dieses Glaubens), es war eine Religion des toten Frankreich. Auch bei Dürkheim wird die Gemeinschaft als stabil betrachtet. Bei Romains dagegen ist ein unablässiges Werden. Schon durch ihre Vielheit drängen sich die Götter in auf- und abflutender Menge. Sie übertreffen noch die Menschen an Vergänglichkeit und Verwehen. Denn sie sind, selbst wenn sie einen Körper haben, nicht an ihn gebunden. Die Kaserne, zu Übungen oder in den Krieg, zieht fort, ihr Gebäude weit hinter sich lassend. Am festesten erscheint noch die Stadt. Aber auch sie ist nicht ewig, sie kann untergehen oder sich verwandeln wie Rom, das das Niemalsgleiche ist, oder, wie die griechischen Städte in Kolonien ausschwärmen und plötzlich an einem

anderen Ufer auftauchen. In einer Dichtung von Romains, „Ein Wesen in Bewegung“, wandelt ein Spaziergänger, sein Haus verlassend, durch die Straßen und Plätze, also von einem Gott zum anderen, und da diese selbst, noch während sie ihn aufnehmen, schon wechseln, entsteht Doppelbewegung. In den „Mächten von Paris“ heißt ein Kapitel „Die Metamorphosen“, ein anderes „Die Vergänglichen“, in denen er einen Straßenball vom 14. Juli schildert oder die kleinen Schiffe, die von einem Seineufer zum anderen im Flug vergängliche Gemeinschaften tragen. Am meisten erregt sich offenbar seine Sensibilität an solchen leichten nervösen Göttern. Jeder Augenblick aber erzeugt neue Götter, die sich neue Menschen bilden, welche ihrerseits neue Götter erzeugen. Noch sind diese, vor uns schwebend, Ahnung, schon sind sie Erinnerung. Und unsere Hände in Gebeten, die nicht im Stehen oder Knien, sondern im Lauf und Vorwärtstürzen zu sagen wären, müßten sich ausstrecken, wie um Fliehende zu ergreifen. — So verbinden sich in Romains Dürkheim und Bergson, seine Götter sind Gemeinschaften in Bewegung.

Kritik dieser Götter

Welcher Sturz von dem Olymp und dem christlichen Himmel zu diesen Urgöttern der Häuser, Straßen und Städte! Aber es ist das Zeichen jeder beginnenden religiösen Epoche, daß sie wieder von vorn anfangen und die ganze Entwicklung zurückgehen muß, wie um einen besseren Anlauf zu nehmen. So nahm auch die späte Antike orientalische und fernste Kulte besiegter und vergangener Völker an und berauschte sich an ihnen, sich unendlich erniedrigend, um dann aber von dort aus im Sprung die größere Höhe der christlichen Religion zu erreichen.

Die Urgötter sind übrigens nie ganz verschollen. Sie bleiben nur, sobald ihre Periode überholt ist, mehr oder weniger latent. Es gehört zu der ungebrochenen einheitlichen Gewachsenheit der Antike, daß sie sich dieser ihrer ersten Götter nicht schämte, sondern einfach auf ihnen, sie offen gelten lassend, ihr späteres religiöses Leben weiterbaute. Athene war alte Stadtgöttin von Athen und zugleich allgemeine Olympierin. Der jüdische Jehovah, der unduldsame Wüstengott, unterdrückte die besiegten Stadt- und Dorfgötter von Kanaan, sich zu seiner gewaltigen aber engen Einheit schaffend, freilich um dann doch selbst irgendwie Stadtgott von Jerusalem zu werden. Das Christentum aber erkannte wohl die unteren Götter an, nannte sie aber nicht offen bei Namen, sondern maskierte sie, so daß ein Karneval aller dieser Gottheiten entstand. Die Zünfte, Schiffsmannschaften, Genossenschaften im Mittelalter verehrten sich selbst als Götter, aber symbolisierten diese als christliche Heilige,

Märtyrer und Madonna. Die Städte genossen die größte Verehrung, die Dome wurden dem allgemeinen Christus oder dem Patron der Stadt, in Wirklichkeit aber mehr noch ihnen selbst, der eigenen Gottheit, erbaut. Der Kult von San Marco, der ganz Venedig erfüllte, gilt scheinbar dem Evangelisten, in Wirklichkeit ist er Venedig, ein gewaltsamer und schlauer Schiffer-, Kaufmanns- und Seestadtsgott, von dem Löwen begleitet.

Die Schwäche der Götter von Romains ist, daß er sie nicht gestaltet. Hier trennt er sich von Dürkheim, der im Gegenteil immer betont, daß eine Gemeinschaft sich nicht direkt verehren kann, sondern sich dazu in einem Sinnbild hypostasieren muß. Romains fordert freilich fortwährend, daß man die Gottheit bei Namen nenne, so werde sie geschaffen und gestärkt. Er beschreibt analytisch Kaserne, Straße oder Stadt. Aber eine solche genaue Kenntnis belebt keinen Gott, sondern stürzt ihn im Gegenteil in den Abgrund, wie der Anruf einen Nachtwandler. Gemeinschaften, die sich als solche zu bewußt erfassen, sind verloren. So war die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts unermüdlich im Beschreiben, in entzückter Vergöttlichung ihrer selbst, kurz vor ihrem Untergang. Die eigentlich religiöse Schöpferkraft beginnt dagegen mit dem Hinstellen eines Symbols. Dann darf sich die Gemeinschaft nebenbei noch fühlen, aber immer nur im Hinblick auf jenes, und ganz nach ihm konvergierend. Welches Übermaß von Wissen von sich selbst dagegen haben die Götter von Romains! Wenn die Götter nur aus Wissen entstehen könnten, so wäre schon lange der Gott Europa da, der schon lange von den besten Geistern erfaßt und gewollt wird. Aber der bewußte Verstand kann bei der Götter Geburt nur mithelfen (verhängnisvoller Irrtum des Contrat Social und der Theorien des 18. Jahrhunderts), in Wirklichkeit müssen noch ganz andere furchtbare Kräfte des Lebens daran wirken. Die einfachsten Primitiven also, die sich ihr Totemsinnbild aus der Tierwelt nehmen, schaffen eher einen Gott als Romains mit aller seiner Bewußtheit. Es ist bei ihm wie bei allem Primitiven, das Frankreich jetzt erzeugt, mehr Wissen als urkräftiges neues Schaffen. Jedenfalls muß man aber bewundern, in welche Urwelten sich der französische Verstand, sein Vorrecht auf alle Helle aufgebend, vorwagt. Er weiß nämlich, daß alle Kulturkreise durchlaufen sind, tastet nach dem Neuen. Aber die lebendigen Quellen folgen nicht seinem Gebot, sind einfach nicht da, lassen ihn im Stich, so daß er kunstvoll und mit mehr Verstand als je ganz aus sich heraus das Neue zu zaubern hat. Dieser tragische Versuch gleicht dem der französischen Politik, die durch Verstand, ohne Rücksicht auf die lebendige Unterlage, jetzt ein seltsam echtes und unechtes Weltreich gegründet hat, das freilich von ihm glänzend beherrscht, vielleicht auch eine Zeit gehalten

wird, aber zum Schluß, vom Leben nicht erfüllt, doch zusammenstürzen muß.

Romains schildert eine Unzahl von Gemeinschaften, mit offener Freude an der Fülle der möglichen Formen. Aber kommt es nicht viel weniger auf diese als auf die ihnen zugrunde liegende Qualität des Gemeinschaftsgefühls an? Die christliche Nächstenliebe ist das reinste und tiefste Gemeinschaftsgefühl, die Einzelnen grenzenlos und unbedingt ineinanderkettend, jedes Ich von Leib und Seele aufhebend, ohne Vorbehalt, ohne Zweck, nur aus Glauben, aus Lust, den Gott zu erzeugen. Es ist das Gegenteil einer anderen, freilich auch tiefen Gemeinschaftsbildung, derjenigen, die aus der Angst entspringt, und die ein enges Beisammen, eine rücksichtslose Nächstenliebe fordert, aber bloß mit dem bestimmten Zweck der Abwehr, daher nur die für diesen Zweck notwendigen Teile des Einzelnen in Anspruch nehmend, und sonst, abgesehen von Stunden der Gefahr, ihm die Freiheit und Ungebundenheit seines Ich lassend (also nur eine Teilgemeinschaft ist). Die christliche Gemeinschaft umfaßt die Menschheit. Die Angst dagegen drängt ihre Teilnehmer in Nächstenliebe zusammen, aber in Haß gegen alle Nichtteilnehmer. Die christlichen Kirchen sind seltsam antithetisch; sie haben die allgemeine Menschenliebe als Postulat, verehren also Christus; daneben aber stellen sie, da sie doch nicht die ganze Menschheit umfassen können, kleinere Gemeinschaften vor voll Angst oder Herrschsucht und verehren sich selbst als Gott ihrer Kirche. Indem sie derart aber zwei Gemeinschaftsgrundgefühle verbinden, erwachsen ihnen gewaltige Kräfte. Keine Götter aus Angst waren die Städte in Antike und Mittelalter, und dies ist das Geheimnis ihrer gedrungenen Kraft. Auch bei Romains erscheint Cromedehre auf seinem Felsen als Feind der Ebene ringsum, oder im „Heer in der Stadt“ die Stadt als Besiegte, von der Faust des Siegers zusammengeschlämmt. Denn nichts kräftigt einen Gott so sehr als eine Niederlage und die Nähe des Todes. (Es ist ein Irrtum, weil im Christentum Leidende die erste Gemeinschaft bildeten, in ihm einen leidenden Gott zu sehen; denn die Leidenden tragen nie ihre Leiden zusammen, sondern suchen gerade durch ihr Zusammensein das Leiden zu überwinden und vor ihm zu flüchten, selbst wenn sie immer davon reden und unter sich Mitleid empfinden; sie fühlen aber, wie sie sich verwandeln und, ein Nichts, zu einem kraftvollen lebendigen Ganzen werden, sodas sie, von dem ewigen Wunder dieser Rettung hingerissen, sich immer enger aneinanderschließen, ihr Gott wird immer kraftvoller, selbst wenn er weiter das leidende Gesicht zur Schau trägt.) — Ein anderes Gemeinschaftsgefühl wieder entsteht einfach aus der zeitlichen Dauer der Ge-

meinschaft. Denn indem sie bestehen bleibt, erzeugt sich der Gott fortwährend weiter, bildet sich eine unendliche Reihe von Göttern, die durch ihre Kontinuität zugleich ein einziger Gott sind. Eine zauberhafte Kraft geht dann von diesem aus. So haben alte Geschlechter, alte Städte und Völker, wie und was sie auch seien, einfach durch ihre Dauer Heiligkeit. Die katholische Kirche erhält ihre unendliche Macht durch ihre Dauer (sie verbindet also in sich alle Arten des Gemeinschaftsgefühls, Liebe, Angst, Herrschsucht und Dauer). Die Einzelnen aber, gerade in ihrer Vergänglichkeit, sind solchen dauernden, ewig scheinenden Göttern unendlich dankbar, weil sie in ihnen und durch sie der Ewigkeit teilhaftig werden. Der Glaube an den Gott der Toten und der Vergangenheit war die Lehre von Barrès. Romains dagegen hat geradezu eine Vorliebe für die Moment- und Zufallerscheinungen. Die Ansammlungen auf der Straße sind aber von einem ganz geringen Gemeinschaftsgefühl, der Neugier, geballt. Welch winziger Gott entsteht dabei, huschend wie ein Flämmchen! Das Zurückkommen immer auf diese Götter gibt seiner Religion den Anschein eines mystisch-artistischen Spiels.

Wenn die Götter Gemeinschaften sind, so können nur da neue Götter entstehen, wo eben auch neue Gemeinschaften sind. Die Götter der Antike gingen unter, weil die griechischen Städte und Rom als Hauptstadt und zugleich das jüdische Reich untergingen. Dagegen gab es zugleich überall keimende, noch unausgedrückte neue Gemeinschaften: die scholae, die Zünfte der Handwerker und Freigelassenen, die Provinzbürgergemeinschaften, die jüdischen Diasporagemeinden und darüber eine Weltgemeinschaft, die Menschheit, und als Stadt nicht mehr eine Stadt im antiken Sinn, sondern das Byzanz der Völker, Grenze von Orient und Okzident, geschaffen für einen Grenzgott wie Christus. Ebenso ging ein Wechsel der Gemeinschaften der Reformation voraus. Im 19. Jahrhundert entstand die große neue Gemeinschaft der Arbeiterklasse, und sofort wurde der Atem einer neuen Religion in ihr fühlbar. Wo sind aber jetzt die neuen Gemeinschaften in Frankreich? Romains sucht überall, klopft an. Wie sie aber alt sind! Die wirkliche Jugend fehlt ihnen. An der Spitze des Zuges steht der Stadtgott. Dabei weiß er wohl, daß die eigentlich moderne Stadt gar keinen Gott erzeugt: ihre Häuser und Straßen, alle einander gleich, wesenlos, als Spekulationsobjekt so rasch wie möglich verfertigt, mit Mietern, die sich nicht kennen, nur im Hause übernachten, sind gar keine Gemeinschaften mehr, die Städte sind sich selbst gleichgültig, Zeltlager; wilde Eisenbahnzüge tragen von einer in die andere; Romains selbst hat in einem Kinostückchen „Donogoo-Lanka“ eine Parodie auf seinen Stadtglauben geschrieben. Aber die Franzosen,

als die Erben der Antike, verehrten immer die Stadt. Auch die anderen Götter von Romains sind eigentlich römisch-lateinisch. So stößt Frankreich, wenn es primitiv wird, auf seine Urquelle Rom zurück. Denn die Römer verehrten die Familie, also das Haus, den Platz (Forum), die Quartiere der Stadt, Curien und Tribus, und als Höchstes die Stadt. Nur daß es bei Romains eine sehr späte Latinität ist mit nervösem Feingefühl nicht nur für stabile staatliche Götter, sondern auch für fliehende Götter des Augenblicks.

Hiermit landet aber Romains schließlich doch in der Gruppe von Romantikern, die seit Barrès die französische Literatur beherrschen. Er selbst will etwas anderes. Er gehört zu denen, die leidenschaftlich nach Neuem streben. Er streckt die Arme begierig nach Europa aus, besingt es. Aber unter der Hand, während dieses ihm ein Zukunftsschatten bleibt, wird ihm nur die Vergangenheit lebendig. Cromedehe-le-Vieil, die kleine Bergstadt, ist Symbol des alten Frankreich, mit altem Bauerntum, unendlich verwurzelt in sich selbst. Es ist eine „Bastion“, wie sie Barrès gern schildert. So geschieht also Romains das, was allen Schriftstellern, selbst den freiesten, nach 1900 geschehen ist. Sie wenden sich gegen ihren Willen, besiegt durch den Gott, der im Wachsen war. Noch war 1900 der Gott unsicher. Barrès war ziemlich allein. Alles schaute auf Zola. Die Cité Nouvelle, als die neue Art der Gemeinschaft, sollte entstehen. Aber dann wandte sich alles, unsichtbar, unmerkbar. War es, daß dieser neue Gott von außen im Werden gestört wurde, denn das andere Europa hätte ihn in Frankreich gar nicht geduldet, sondern, selbst alt, wollte es auch hier den alten Gott heraufbeschwören, und Frankreich, gelähmt, fühlte, daß es nicht allein jenen emporheben könnte? Oder war es, daß Frankreich die Kraft überhaupt zu Neuem versagte? Jedenfalls ist es im höchsten Maße tragisch, daß im gleichen Augenblick, wo das ewig Neue, die schöpferische Entwicklung verkündet wurde, zugleich dahinter die ewige Vergangenheit, der alte Gott, sich lebendig durchsetzte. Die umstehende Welt freilich konnte den geheimnisvollen Wechsel, der den Agierenden selbst oft unbewußt oder gegen ihren Willen geschah, nicht erkennen. Man sah noch ein fortschrittliches Frankreich, während es längst das reaktionärste Volk der Welt war. Aber reaktionär im höchsten Sinn, nämlich zu seiner Lebensquelle zurückgehend, seinem ältesten Gott gehorchend.

Wie sieht aber dieser Gott aus, durch den Frankreich im Krieg gesiegt hat, fortwährend durch ihn über sich selbst erhoben, so daß Wunder geschahen wie die Marneschlacht? Er ist furchtbar, ganz in sich versunken.

„Der Gott von Cromedehe
Gefällt sich sichtbarlich.“

Dieser Gott ist geizig: „Eromedeyre gibt nichts auf.“ Er ist eng, denn um zu entstehen, mußte er sich ganz in sich zusammenballen und ist nun unfähig, sich auszuweiten. Er hat Angst wie alle romantischen Götter, die nur durch den Willen zum Leben noch einmal auferstehen, die den Tod schon einmal gekostet haben und sich dann so unendlich vor ihm fürchten, daß sie alles ringsum zerstören würden, nur um sich zu erhalten. Denn ein Vergangengott ahnt, daß er nicht lange leben kann. So lange die Welt ihm feindlich gegenübersteht und in sich zurückwirft, hält er seine Kräfte gesammelt. Im Augenblick, wo alle Tore ihm offen stehen, hat er nichts zu geben. Eromedeyre auf seinem Felsgipfel ist unendlich arm. Ein solcher Gott sucht daher den Augenblick festzuhalten, zeigt sich fürchtbar, im Grunde aber schluchzt er. Denn er fühlt unter sich die Bedrohung des Lebens und daß er, trotz aller Verwurzeltheit, nur eine Spiegelung in der Luft ist.

Göttliches Theater

Das Drama von Romains „Das Heer in der Stadt“ beginnt in der Wirtshauswirtschaft: kleine Gruppen von Bürgern kommen ängstlich zusammen, klagen über die Besetzung, die die Stadt leidet unter dem feindlichen Siegerheer. Besteht die Stadt überhaupt noch? Sie ist vernichtet. Andere Gruppen kommen hinzu, und langsam entsteht in ihrem Zusammensein die Stadt von neuem, sie werden lauter, sie singen das von den Siegern verbotene alte Stadtlied, es ist Jubel, Aufruf, Befreiung. Aber Soldatengruppen kommen; erst Streit unter den verschiedenen Waffengattungen, dann finden sie sich zusammen, sie sind ja ein Heer, das Heer der Sieger, der siegende Gott. Einer von ihnen erzählt den Einzug in die Stadt. Die Bürger an ihren Tischen heben, horchen stumm auf; beide Götter stehen einander gegenüber. — In „Eromedeyre“ versammeln sich die Alten des Dorfes auf dem Marktplatz, und man fühlt, wie sich langsam die übermenschliche Kraft entzündet, der Gott entsteht und wirkt aus allem, redet aus ihrem Mund mit seiner Weisheit. Die jungen Leute des Dorfes schwärmen aus, um sich Frauen aus den Dörfern der Ebene zu rauben. Wenn dann das geraubte Mädchen scheu eintritt, die Nahrung verweigert, sich hinabschneht, spricht der Geliebte mit ihr, aber nicht seine Liebesworte geben die Entscheidung, sondern es wirkt alles zusammen, Eromedeyre besiegt die Fremde.

Ein solches Theater ist choral. Nur tritt der Chor nicht gleich geschlossen und fertig auf, sondern er bildet sich aus den Einzelnen vor unseren Augen. So war das Urtheater, die voräschyleische Tragödie, in der die Geburt und Tod des Dionysos dargestellt wurde. Denn nicht er selbst

trat auf, sondern sein Schicksal wurde von den Chören erzählt, also von der Gemeinschaft der Dionysischen. Und in dem Hin- und Herwogen ihrer Gruppen sah man den Gott entstehen und vergehen. Dann entwickelte sich das Theater der Individuen. Denn während das von aller Gemeinschaft unabhängige Ich sich bildete, brauchte dieses zu seiner Stärkung als sein Spiegelbild die Darstellung des Ich auf der Bühne. Wie das griechische Leben zwischen der starken Gebundenheit der Polis und dem Versuche des Einen sich daraus zu lösen schwankte, ohne daß es sich jemals ganz entschied, so verschwand bei allem Hervortreten des Einzelnen auch auf der Bühne niemals der chorale Hintergrund. Am Anfang wurde dieser Einzelne noch ganz als Frevler betrachtet; das Ichseinwollen ist schon Übermut, der Chor zeigt auf ihn mit dem Finger, er verdient sein Schicksal; es ist der Prometheus, der Agamemnon des Aeschylus. Später schwächte sich der Chor immer mehr ab, zugleich mit der Polis. Noch kühner, losgelöster wird die Individualisierung des Theaters von der Renaissance ab, entsprechend dem gewaltsamen Auftreten des modernen Ich.

Einen wirklichen Chor kennt das moderne Theater nur mit Musik verbunden, in der Oper. Der Versuch entstand in der Spätrenaissance, als sie nicht mehr den Hintergrund des großen gemeinsamen Stadtlebens hatte und alles schon in Ichauflösung war, sodaß der tiefere Sinn des Chors dieser Zeit nicht gegeben sein konnte. Sie nahm also, wie in allem, die ihr verwandte Epoche der Antike, nämlich die Spätantike, zum Vorbild, für die schon der Chor ganz schwach geworden war. Und sie selbst schwächte ihn noch mehr ab, so daß er zur Karikatur des Göttlichen wurde. Wie er in der Oper herbeieilt, nur um der Erzählung des Helden zuzuhören, und wieder auseinanderfliehet, um ihm den Platz zu überlassen! Auf andere Weise aber schlich sich das Göttliche in die Oper ein: nämlich in der Gruppenbildung der Duette, Trios, gesteigert bis zu den Ensembles der Finale. Nur bewegen sich diese Gruppen seltsam überagil, dann plötzlich erstarrend, so daß die Oper wirkliche Götter hatte, wohl von der Musik unwiderstehlich angezogen, aber gekünstelt und wie verummmt. Die Wagnersche Oper verzichtet auf diese Gruppen, auch auf den Chor, hob aber das ganze Drama in eine Totalatmosphäre; das Orchester ist das Unanime, der Chor, aus dessen Flut die Einzelnen und ihr Schicksal aufstauen.

Nur wenn Göttliches auf die Bühne tritt, ist es ein Spiel, würdig für den Gott, den das versammelte Publikum darstellt. Wenn dagegen nur Einzelne auftreten, so ist das Publikum mehr als sie. Der Genuß ist dann weniger in dem auf der Bühne Gesehenen und Gehörten als

darin, daß das Theater sich selbst fühlt, wie im Kokos, wo es zum köstlichen Salon wurde. — Freilich können auch Individuen Träger der Götter sein; aber sie dürfen dann nicht, wie der Colcone, mit Verachtung von oben herabblicken, alles um sich mit Kälte fernhaltend, sondern sie müssen das Gesamte der Stadt, des Volks in sich tragen. Das Wesen und Schicksal dieser Einzelnen ist tragisch: denn sie sind ein Ich und zugleich eine Gemeinschaft, sie haben das Recht, sich als Götter auszugeben und zu handeln; zugleich bleibt aber in ihnen und erst recht in der Gemeinschaft ein Zweifel, ob doch nicht sie der wirklichere Gott sei und jenes Ich vielleicht doch in ihr unterzugeben und sich zu unterwerfen habe. Das größte Glück freilich beginnt, wenn beide ihrer Übereinstimmung sicher werden. Daher der tiefe Fatalitätsglaube, die ruhige Sicherheit des wirklichen Helden (wie die des Goetheschen Egmont, der eigentlich gar nicht sterben kann, weil er, nur in anderer Form, nämlich als die Gemeinschaft seines Volkes, das er nur als Einzelner dargestellt hatte, weiter lebt). Eine furchtbare Tragödie ist dagegen der unverstandene Held, jener Gott, der auch eine Gemeinschaft darstellt, aber eine vergangene oder zukünftige, und daher von der gegenwärtigen, von dem noch herrschenden Gott nicht begriffen werden kann; sie kämpfen miteinander, bis der eine von ihnen untergeht. So konnten die Juden oder wenigstens ein Teil von ihnen sich nicht in Christus erkennen und kreuzigten ihn. Eine eigentliche Tragikomödie ist es, wenn der Held das Gemeinschaftliche nur als Maske trägt, in Wirklichkeit nur um sich bekümmert. So hat Napoleon sich als Träger der Revolution ausgegeben und wurde Gott des französischen Volkes, das er betrog. Seltsame Gottindividuen sind Don Juan und Faust, die im höchsten Maß als Ich, als Feinde des Gemeinschaftlichen auftreten, zugleich aber das Wesen ihres ganzen Volkes darstellen und also wirklich göttlich sind. Die Antike hatte keine solche Gestalten. Es gehört dazu die unendliche Kühnheit der neueren Völker, in denen alle Ich die absolute Freiheit begehren und eben durch diese Gemeinsamkeit des Begehrens doch wieder ein Ganzes, also Göttliches, entsteht.

Eine klassische Epoche entsteht, wenn der Gott des Volkes in seiner Fülle sich entwickelt hat und zwischen ihm und sämtlichen Einzelnen des Volkes eine absolute Harmonie sich bildet, so daß sich beide restlos decken. Alles ist nur noch ein einziges lebendiges Wesen, untrennbar in sich geschlossen und daher wunschlos beglückt, unendlich fremd dagegen allem Auseren, das als barbarisch und wert des Untergangs erscheint. Die Sprache, der Ausdruck des Gottes, erhält in solchen Zeiten, die freilich nur Augenblicke dauern können, ihre höchste Vollkommenheit. Ebenso die Architektur, die das Gehäuse des Gottes baut. Die Skulptur und

Malerei sind dagegen die Künste einer früheren oder späteren Epoche, wo das Ich nicht ganz in Gott verloren ist. Dagegen erreicht das Theater das Höchste. In Athen staute sich im Amphitheater das ganze Volk, es war Athene selbst, die Göttin. Nun erschien sie drüben auf der Bühne. Beide Gottheiten schauten sich Gesicht in Gesicht, und es war unendliche Beseeligung.

Eine romantische Zeit dagegen entsteht, wenn der Gott des Volkes untergegangen ist, dieser aber vom Volk oder von einzelnen Gruppen in ihm wieder herbeigesehnt wird. Die Klassik ist also Besitz des Gottes, die Romantik Sehnsucht nach ihm. Es gelingt ihr oft, ihn heraufzubeschwören. Aber welche Angst, daß er wieder untergeht! Wie ihn festhalten? Die Romantik ist durchaus künstlich, daher auch künstlerisch, sie gebraucht auf magische Weise die Kunst, um den Gott heraufzuzaubern. Sie hat eine größere Bewusstheit des Göttlichen, gerade weil sie es nicht besitzt. Wenn sie tatsächlich den Besitz des Gottes erreicht, dann ist es ein Triumph der Sehnsucht über die Natur. Doch am Ende bleibt er immer schwach, zart, er hat eben den Tod und Untergang schon einmal gekostet. Die Künste der Romantik sind die Lyrik, vor allem Idyll und Elegie, in der das Ich klagend die Arme nach dem Gott ausstreckt, und die Musik. Diese kann freilich den klassisch daseienden Gott dithyrambisch begleiten. Aber noch besser jagt sie dem Gott nach, umwirbt ihn, gewinnt und verliert ihn wieder, von Verzweiflung zu Jubel wechselnd. Die Romantik bemüht sich um das Theater. Denn sie fühlt, daß, wenn sie dieses hätte, es Zeichen wäre, daß sie den Gott besitzt. Sie stellt es daher über alle Künste, versucht sich an ihm, aber vergebens.

Verhältnis Deutschlands zu den Göttern

Obwohl das Reich, das 1870 entstand, Jahrhunderte lang erwartet worden war, erschien es unerwartet, plötzlich, und als die Geburt eines Gottes, mit wollüstigem Schrecken empfangen. Aber es bestand aus Teilen, die selbst schon ihre alten Götter hatten, und so war die Frage, ob sich der junge neue Gott diesen unterwerfen oder seinerseits überwinden oder wie sie sich ineinander verwandeln würden.

Der stärkste der früheren Götter war der preussische: ursprünglich eine kleine Ordensgemeinschaft, katholisch-mittelalterlich, mönchisch-militärisch (also schon so, daß er zwei starke Arten von Gemeinschaft, zwei Götter in sich vereinigte, Kirche und Kaserne, wie später der Jesuitenorden); dieser Gott hatte den barbarischen Urgott der Preußen besiegt, aber auch in sich aufgenommen, so daß er unter allen europäischen Göttern vielleicht die nächste Beziehung zur Urzeit hatte, daher die ihm eigene dunkle Kraft.

Dann hatte er sich in einen protestantischen Gott verwandelt, so neue Stärke noch gewinnend, denn jetzt war er nicht mehr von einer Gesamtkirche abhängig, sondern hatte ganz sein Sein für sich. Bald wurde Brandenburg der Mittelpunkt des Preussentums, fast eine Wüste. Er war streng, eifernd, asketisch, von größter Einheitlichkeit, indem Kirche und Staat in ihm eins waren; die Kirche war staatliche Funktion, der Staat erhielt dagegen sakralen Charakter; dieser Gott umfaßt die Einzelnen durchaus (Beamte, Dienst, heilige Berufspflicht und kategorischer Imperativ), sie waren unendlich stolz auf ihn, von seiner Kraft getragen, die in Europa nicht ihresgleichen hatte, und wie Jehovah erhob dieser Gott den Anspruch, die Welt zu besitzen, und hatte dabei zugleich eine seltsame Feindschaft gegen die Welt, die seiner nicht würdig wäre.

Die Götter des übrigen Deutschlands waren schwächer, schon weil es viele waren, ineinander vermengt und wogend: Götter der Freien Städte und der verschwimmenden Grenzen, Götter der Stämme und der Residenzen, der katholischen Kirche und der protestantischen Gemeinden, und bei dem Fehlen der großen Gemeinschaft Auflösung in Genossenschaften, Vereine, Sekten, und schließlich die unzähligen Einzelnen, die sich ganz in sich zurückzogen, sich selbst zu Göttern erhebend, wobei freilich manche, gerade weil hinter ihnen keine Bindungen und das Nichts war, eine sonst nie gesehene, fast grauenerregende Größe erreichten. Im achtzehnten Jahrhundert entwickelte sich aber über diesen vielen deutschen Göttern ein Überbau in der romantischen Gottheit; es war die Heraufbeschwörung der früheren Gottheiten, die freilich auch viele gewesen waren, nun aber in der Erinnerung sich zur Einheit verdichteten, körperhaft dargestellt als das Mittelalter. Es entstand die Sehnsucht zu ihm und ein unendlicher Rausch. Wohl mochte es Täuschung sein, denn es war der seltene Fall, daß die aus Sehnsucht geborene romantische Gottheit stärker war, als sie in Wirklichkeit je gewesen war. (Zugleich entstand diese Sehnsucht in ganz Europa, obwohl wirklichen Grund zu ihr eben nur Deutschland hatte. In Frankreich rangen dann zwei Götter miteinander, der aus der Revolution geborene neue Gott und der alte der Romantik, und erst nach dem Leiden von 1870 siegte der letztere. Da aber also alle europäischen Länder von dieser Romantik berührt wurden, erhielt Deutschland, welches diesen Gott herausbeschworen hatte und ihn am tiefsten brauchte, die geistige Führung von Europa.) — Eine andere einheitliche Gottheit, die sich zugleich in Deutschland bildete, war die Romantik der Antike, die Heraufbeschwörung der Olympier, auch diese nicht in ihrer Vielheit erscheinend, sondern als ein Ganzes, als die Vergöttlichung der geistigen Gemeinschaft mit der Antike. Diese Gottheit verband Deutschland noch mehr mit Gesamt-

europa, welches sie schon früher in der italienischen Renaissance angenommen und unendlich gefeiert hatte. Diese romantischen Götter waren von großer Weite, Zartheit der Gestalt, Tiefe des Wissens, unerschöpflich in Worten und Musik.

Der preussische Gott und die romantischen Götter machten nun beide, als das Reich entstanden war, den Anspruch, es zu besitzen: diese, weil sie immer ein großes Reich ersehnt hatten und es durch ihre Bedeutsamkeit verdienten, jener dagegen fühlte, daß es schließlich durch seine Kraft erst Wirklichkeit geworden war. Beide schienen sich dulden zu wollen. Aber im geheimen kam es bald zum Kampf zwischen den beiden. Und das Furchtbare war, daß keiner von beiden zur ganzen Erfüllung des Reiches befähigt war. Denn der preussische Gott war zu eng. Welche Überhebung von ihm, auch nach Meer und Orient greifen zu wollen! Er hatte nicht einmal das eigene deutsche Reich, das ihm in die Hände gefallen war, besitzen können. Deutschland freilich beugte sich vor ihm, nahm seine Feste, seine Gemeinschaften (Beamtentum, Schule, Kaserne) an. Aber diese Vergottung war nur scheinbar, das echt Preussische war eben gar nicht übertragbar. Und in furchtbarer Rückwirkung zerbarst der preussische Gott in diesem Versuch, etwas zu bändigen, das an Umfang über seine Kraft war. Er bog, hypertrophisierte sich, wurde laut, voll Unrast, übermütig und ängstlich zugleich (die Gestalt von Wilhelm II. ist nur das Abzeichen dieses in letzter Tiefe unter scheinbarer Größe leidenden Gottes, der bei allem guten Willen die ihm gestellte Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte). Indessen standen die romantischen deutschen Götter zögernd abseits, bewußt wohl ihres überlegenen Seins, aber zugleich in scheuer Bewunderung vor der riesenhaft um sich greifenden Leistung des preussischen Gottes. Sollte man ihn nicht gewähren lassen, ihm sogar helfen, wenn auch mit etwas lächelnder Verachtung? Wenn er einmal die Welt erobert hätte und er ermüdet wäre, würde man ihm die Last abnehmen und selbst wieder erscheinen. Diese Götter übrigens hatten sich zu lange gesehnt, sich ganz in Sehnen eingewöhnt, sodaß, als das Reich Wirklichkeit geworden war, sie sich gar nicht selbst zu klassischem Dasein zu verwandeln vermochten. Vielleicht war es aber auch das Nebeneinander von zwei Göttern (der preussische und der romantische), welches beide verhinderte, sich rein und vollkommen zu entwickeln.

Die umgebende Welt ihrerseits hatte immer die Kraft des preussischen Gottes verehrt und die deutsche Romantik sogar geliebt. Sie hatte daher den Sieg von 1870 über Frankreich willig anerkannt. Dann aber, und zwar viel früher als Deutschland selbst, fühlte sie den Niedergang: die Unwahrheit des neuen preussischen Seins und das Versagen der Ro-

mantik. Konnten diese Götter als Zukunftsgötter von ihr angenommen werden? Viel eher noch der russische Christus oder sogar der französische romantische Gott, der noch im Entstehen war und wenigstens den Reiz klagender Sehnsucht hatte. Der Anspruch von Deutschland-Preußen, eine Weltgotttheit zu geben, erschien allen unerträglich. Und dadurch, daß es eben alle waren, entstand aus diesen allen eine neue Gemeinsamkeit (die Alliierten, die Zivilisation) und hiermit ein Gott. Wie dieser aber einen Scheingott bekämpfte, so war er auch selbst eine Scheingotttheit, die nur solange lebte, als eben jener zu bekämpfen war. So mochten die Alliierten vielleicht guten Glaubens sein, eine neue Menschheit zu gründen. In Wirklichkeit war es nur eine Täuschung, die sich mit dem Sieg auflöste.

Zugleich aber und seltsamerweise von 1900 ab und Schritt haltend mit der Bildung jener Weltgemeinschaft gegen Deutschland, war ein deutscher Gott im Entstehen. Er war weder der preussische mehr noch der romantische, diese waren ihm nicht Freund und nicht Feind, vielleicht war er aus ihrer Verbindung sogar und Ineinanderschmelzen geboren, jedenfalls aber schon jenseits und fern von jenen. Neue Gemeinschaften waren seine Träger: ein neues Großbürgertum, eine neue Arbeiterklasse und die ganze flutende, sich immer neugebärende Masse des sich lebendig nach allen Seiten ausdehnenden Deutschland. Nichts an diesem Gott war gestaltet, daher weder seine politischen noch künstlerischen Ausdrucksformen schon gefunden. Er konnte nur gefühlt werden von denen, die mitten in ihm standen und an ihm schufen. Er war unbekümmert, in die Zukunft geworfen, rasend vor Eile, unendlich an das Leben glaubend, ungebunden und offen in Freiheit, vor allem aber noch mit allen Zeichen der Jugend und des Ungewordenen behaftet. Frankreich, insoweit es diesen Gott ahnte, mußte ihn hassen, denn dort haben selbst werdende Götter eine umrissene Gestalt. Auch war er durchaus antithetisch zu dem neuen romantischen französischen Gott und seiner zarten Selbstbewußtheit, Zucht und vollkommenen Form. Auch England mußte ihn verabscheuen, denn es wendet sich immer gegen das aufkeimende Leben, hat von Natur ein Mißtrauen gegen die jungen Götter, gegen die es nicht nur bei allen europäischen Völkern aufgetreten ist, sondern auch bei sich selbst (jenes junge Leben der Elisabeth-Shakespearezeit hat es sofort unter dem Puritanismus erstickt; dagegen hat es immer Achtung vor den älteren Göttern der Völker, verwundet also nur jenes Lebendigwerdende, Frühlinghafte, aber nicht die Völker selbst, welche, da sie den tollen Rausch des werdenden Gottes bald vergessen und sich ohne ihn ruhiger, von einer Befessenheit befreit und gesicherter fühlen, bald sich mit England wieder versöhnen, ja sogar ihm fast dankbar werden). Deutschland selbst aber fühlte damals

nur, daß es etwas Gewaltiges in sich trug. Die „Kultur“ wurde seine Fahne, zum Gelächter der sämtlichen anderen Völker, welche behaupteten, eigentlich gar nichts davon zu sehen. Und sie hatten recht, ebenso wie Deutschland recht hatte, an seine Kultur zu glauben. Denn sie war effektiv noch nicht da, aber dagegen als Möglichkeit, als Ausstrahlung eben jenes werdenden Gottes, den aber nur Deutschland in sich fühlen konnte. So aber vermischt sich im tiefsten Sinn Schuld und Unschuld auf beiden Seiten. Denn die Welt kann sagen, daß dieser Gott unsichtbar war, vielleicht nur eine Selbsttäuschung des deutschen Volkes, daß man noch jahrzehntelang auf ihn hätte vergebens warten können und daß Deutschland, wenigstens während dieser Zeit des unsicheren Werdens, sich hätte bescheiden und vielleicht sogar sich unter den Schutz eines anderen Gottes hätte begeben sollen, um erst hervorzutreten, wenn der seinige wirklich gestaltet dagestanden hätte. Deutschland aber kann antworten, daß gerade das Wesen dieses Gottes das unbekümmerte Leben gewesen sei, und daß es gar nicht zu wählen hatte, sondern sein Opfer war, selbst unter ihm leidend.

Deutschland griff übrigens bei Ausbruch des Krieges instinktiv wieder zu den früheren Göttern (Preußentum und Romantik) und hob sie, obwohl sie beide nicht mehr wirklich waren, hoch. Denn in solchen Augenblicken furchtbarer Angst können nur schon fertige Götter, die sich schon bewährt haben, helfen. Aber daneben und im geheimen gab doch jener werdende Gott des Lebens dem Kriegsdeutschland seine Kraft und erzeugte das Wunder des langen Widerstandes. Doch durch die Leiden und Entbehrungen starb dieser junge Gott. Preußentum und Romantik, nicht mehr durch ihn gehalten, erschienen dann in ihrem Nichtwirklichsein. Und so stand gegen Ende des Krieges Deutschland in einer vollen Götterlosigkeit da und hiermit im Leeren, unrechttuend, mit dem Gefühl der eigenen Unwürde, matt und am Ende allen Seins. Keine Städte mehr und kaum eine Nation, kein Heer, kein Beamtentum, keine Bürgerklasse, kein Adel, kein Hof, kein Kaiser. Auch die einzigen Gemeinschaften, die noch übrig blieben und daher die Führung übernahmen, die Arbeiter und die katholische Kirche, waren nicht wirklich. In der Verzweiflung blieb nur noch eines möglich, um zu einem Gott zu gelangen: nämlich sich in die von den Alliierten proklamierte Menschheit zu stürzen. Hatte Deutschland nicht vergebens gesucht, seinen eigenen Gott zu schaffen? War es nicht vielleicht überhaupt dazu nicht fähig? Es hieß selbst fast seine Niederlage gut, gab sich alle Schuld, wollte nur rasch nachlernen, um sich in die Menschheit zu verlieren. Aber — jene Menschheit war gar nicht da. Also blieb wenigstens Europa übrig? Aber auch der euro-

päische Gott war nicht da. Also blieb nur der Sturz in das Chaos des Ostens, in urhaften Neubeginn?

Aber es geschah etwas unendlich Seltsames. Dem Gott von Frankreich war mit der irdischen Besiegung von Deutschland nicht genug getan. Er hatte das Gefühl, den deutschen Gott selbst nicht getroffen zu haben, so daß er das, wonach er brannte, nicht erreicht hatte. Ließe sich dieser Gott in der deutschen Hauptstadt finden, so wie der französische in Paris? Oder steckt er im Reich und muß dieses auseinandergerissen werden? Frankreich kam gar nicht auf den Gedanken, daß überhaupt kein Gott mehr da war. Und so wühlte es sich suchend in den deutschen Leib ein. Es gab für Deutschland Erniedrigungen, Qualen ohne Ende. Vielleicht aber auch wollte sich der französische Gott in Deutschland seinen Gegengott schaffen. Ohne ihn würde er untergehen, hätte wenigstens zu seinem Sein, wie es seit 1870 sich gebildet hatte, keinen Grund mehr. Er muß ein Spiegelbild seiner selbst haben, um sich daran zu berauschen. Wohl weiß er die unendliche Gefahr für ihn, er kann an diesem gewagten Spiel zugrunde gehen, aber er wagt es. Und so hat Deutschland nach 1870 Frankreich seinen Gott erschaffen, und jetzt erhält es von Frankreich als Gegengeschenk seinen eigenen Gott.

Wie wird dieser sein? Unmöglich, daß er jene natürliche Gewachsenheit, Unbesorgtheit, tiefe Leichtigkeit, Zuversicht hat, die jener Gott gehabt hätte, der seit 1900 im Werden war. Er wird das dunkle Zeichen des Leidens, aus dem er geboren wird, behalten. Wird er ähnlich werden dem französischen Gott, der aus der Niederlage von 1870 entstand? Es würde nicht wundernehmen, wenn er noch enger, unbarmherziger werden würde. Denn Frankreich ist nur ein einziges Mal, Deutschland dagegen schon drei- oder viermal untergegangen. Es hat sich niemals klassisch vollenden können. Immer wieder, verschneiter Frühling, stirbt ihm der werdende Gott. Und es muß dann versuchen, ihn auf künstliche Weise auferstehen zu lassen durch romantische Beschwörung. Jetzt aber wäre es Romantik der Romantik. Welche Angst muß ein solcher Gott, der schließlich mehr mit dem Nichtsein als mit dem Sein vertraut ist, haben! Vielleicht aber auch wird er ein ganz anderer, und indem er weder an Städten noch an Nation, in der Deutschland schon allzu sehr gelitten hat, gebunden wäre, könnte er von einer ganz anderen Ebene aus das Leben als Ganzes direkt schauen und, ohne an irgendeine Vergangenheit festgehalten zu sein, sich in einem wahnsinnigen Rausch von Verzweiflung und Hoffnung ganz nur in die Zukunft werfen. Jedenfalls ist ein Volk, welches das ewige Werden und Vergehen der Götter fortwährend so deutlich erlebt, gezeichnet und zur Schaffung eines großen Gottes bestimmt.

Wie er aber auch werde, alle werden ihn verehren müssen. Schon steigt er auf. Sein Nahen ist fühlbar. Deutschland trägt endlich wieder in sich einen Gott. Ein Slavenvolk aber, unmündig erklärt, waffenlos zwischen Bewaffneten, zerstört und verzerrt, von der Welt verachtet, wird zum Herrenvolk, sobald es einen Gott trägt. Denn es ist wohl nicht mehr Herr über andere, hat aber den Herren in sich selbst und ist bereit, alle Wunder geschehen zu lassen.

Moses Tod

Legende von Rudolf Kayser

Und der Herr sprach zu ihm: Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe, und gesagt: Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du wirst nicht hinübergehen.

Also starb Mose, der Knecht des Herrn, daselbst im Lande der Moabiter nach dem Worte des Herrn.

5. Mose 34; 4—5.

Wls man das Lager aufschlug, war es später Abend. Müdigkeit und die Anstrengungen der letzten Tage warfen das Volk schnell in die gebräunten Zelte. Nur Flüche, Schmerzensschreie der Mütter und kleines Jammern der Kinder gingen noch hin und her, um in der übersternten Nacht dann zu versinken.

Der Morgen setzte goldene Spitzen auf die Zelte, die langsam, eins nach dem andern, sich öffneten. Hagere Männer, deren Körper nur Ausdruck von Hunger und Überdruß waren, traten, den Blick zu Boden gesenkt, hervor, sahen nach den Herden und ließen sich aus den wenigen Schläuchen, die noch gefüllt waren, in kleine Holzgefäße Wasser gießen.

Da brach plötzlich durch das sich noch im halben Schlummer dehrende Lager ein Schrei: hell wie der Schofarklang, der vor der Bundeslade daherzog, und innig wie unbesorgtes Kinderlachen. Jobab, der siebzehnjährige Sohn des Priesters Josef vom Stamme Levi, der seinen braunen Körper wie jeden Morgen mit durchsengtem Wüstensande wusch, hatte ihn ausgestoßen. Von allen Seiten eilte man auf ihn zu. Selbst die am Rande des Lagers gelegenen Zelte hatten sich geöffnet. Männer und Frauen stürmten herbei, Greise und Kinder schlürftten langsamer nach.

Jobab stand auf einem Stein, jetzt völlig vom Morgen überstrahlt. Sein braunes Auge starrte verzückt in die Ferne. Alles hing an seinem

leicht geöffneten Mund, um den ein übermütiges Lachen sich auszubreiten begann. Schließlich wies er nach Osten: auf den hell erglühenden Horizont.

Und da erkannten die schärferen Augen der Jungen, daß dort, wo die Welt durch die Himmelskugel abgeschlossen erschien, die Wüste sich wellig zu heben begann. Als ob ein Schläfer am Morgen, nach einer guten Nacht, die Decke langsam von sich streift und am Fußende des Lagers auftürmt, so hob sich die Erde, und je höher die Sonne in den neuen Tag stieg, desto schwerer, breiter und zackiger empor. Über den Sandstrich leiser Wind und trieb die Körner dem fremden Wunder entgegen.

Da warfen Mädchen und Jünglinge ihre schmalen Leiber auf den Boden der Wüste und riefen dreimal, Angst in der Kehle und unterdrücktes Weinen in der Stimme, den Namen Jahve den Erdtürmen zu. Die Älteren aber lächelten. Freudig blickten sie sich an, ergriffen ihre harten Hände und hoben dann sanft die Kinder empor.

Sie wußten, daß jene gewellte Mauer nicht der Thron Gottes sei. Sie dachten zurück an Mizrajim, an die breiten, schweren Gebirge, die das üppige Land vor der Wüste schützten. Und auf ihren Lippen formten sie dies ungewohnte Wort „Gebirg“ und sprachen es langsam und feierlich aus.

Das Gebirg aber begann zu wachsen. Die letzten Wolken fielen von seinen Spitzen. Im bräunlichen Licht des vollen Tages dehnte es sich in unendlicher Weite. Jeder begriff: die Wüste war hier zu Ende. Die lange Wanderung, auf der Generationen gestorben und geboren waren, hatte ihr Ziel erreicht. Jenseits dieser Mauer begann Verheißung und Glück, das kanaanitische Paradies, in das Jahve sein Volk zurückzuführen versprochen hatte.

Da brach ein unendlicher Jubel im Lager aus. Schalmeien, Pauken und Schofare ertönten. Alles verließ die Zelte. Selbst die Kranken und Sterbenden schleppten sich von den Lagern, um das Ende von Israels Leidensweg zu schauen. Neue Lieder wuchsen auf Gassen und Plätzen und wurden von allen gesungen. Hier kamen junge Menschen zusammen, rissen die verfallenen Fäden ihrer Kleider vom Leibe und begannen jauchzende Reigen. Dort fielen Paare in liebende Umarmung. Statt Fluch, Erbitterung und Not standen helle Gebärden und freudige Worte auf.

Man rief sich Belehrungen über das Gebirge zu, die niemand glaubte. Jeder wußte genau, wie hoch und breit es sei und wie lange man noch bis zu seinem Fuß zu gehen hätte. In einigen Gruppen gestikulierender Männer schien sogar Streit hierüber zu entstehen.

Als der Mittag kam, fand sich das Volk den neuen Erwartungen schon zugeteilter. Die Gespräche gingen um die Genüsse und Vorteile

des reichen Landes, das sie in wenigen Tagen betreten würden. Von den vierzigjährigen Entbehrungen und Qualen sprach niemand mehr. Aber wie eine Erinnerung strahlte die Wüste ihre schmerzliche Schönheit aus.

In ihrer weiten Monotonie glich sie Gedanken, die ins Unendliche sich dehnten. Da war das große, braune, endlose Meer, durch das als schmales Rinnsal die Spuren eines wandernden Volkes sich zogen. Da war die schwere und tiefe Stille, die nur Schakale und göttliche Verheißung zerreißen konnten. Da war die Schönheit der Weite, Reinigung und Einsamkeit. Über die Landschaft hingen wie Abschiedsworte graue Wollentücher.

Einige Jünglinge hatten sich von den Zelten entfernt, lagerten sich auf einem erraticen Felsen und blickten schweigend zur Wüste hinaus. Sie, die in der Wüste geboren und aufgewachsen waren, ihr junges Leben zwischen Auf- und Abbau der Zelte verbrachten, denen Wandern, stilles, schweres Wandern und der Glaube an Gott und Israels Zukunft einziger Lebensinhalt geworden waren — sie hatten ihre Seele mit der Landschaft so gefüllt, daß Trennung unmöglich schien. Die Stille war in ihnen, wie sie in der Stille waren.

Nur einer von ihnen streckte über die Wüste wie segnend seine Hände aus, um sie dann langsam sinken zu lassen.

Da fingen alle zu beten an. Die schwere, heiße Luft saugte ihre Worte und Empfindungen auf wie der durchglühete Sand die Wasserreste. Ihre hellen Stimmen schwellen an, jubelten, klagten und sehnten sich. Irgend etwas ging in ihnen vor, das sie nicht benennen konnten.

Sie sahen sich schweigend an. Sie wußten, was jetzt geschah, war anderes und größeres als die Trennung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Entscheidungen standen bevor, fast zu schwer für ihre schwache und hilflose Jugend. Weltenschicksal wollte sich an ihnen vollziehen. Gefühle standen in ihnen auf, so mächtig, weit und furchtbar, daß ihre Leiber wie unter einem Frost erschauerten. Sie konnten die Vergangenheit nicht von sich stoßen; sie war ihnen mehr als Not und Entbehrung, sie war ihnen Leid, tiefes, verantwortungsvolles, letztes Inneres entblößendes Leid.

Schließlich sprach einer: „Es ist nicht gut zu jubeln, weil wir die Wüste verlassen. Die Wüste ist schön.“

„Ja, sie ist schön,“ riefen sie alle und beugten sich tief über die Landschaft wie über den Körper der Geliebten hin. Sie ahnten, daß das Wandern, das Fehlen jedes Genusses, das Hinziehen der Tage in unendlicher Gleichmäßigkeit sie veredelt hatte; so standen sie fremd jenen gegenüber, die Mizrajims Reichtümer gekannt hatten und in Kanaan sie wiederzufinden hofften. Sie hatten ihr Leben nur Gott geweiht. Heiligkeit

brannte in ihrem Blut. Erkenntnis lenkte ihren Willen, der weit über irdische Güter sich sehnte. Glauben verband sie einander zu einer Gemeinschaft, die, gefühlt nur und nie genannt, kein anderes Ziel als dieses eine hatte: Gott.

Als sie ins Lager zurückkehrten, brach man die Zelte ab. Der letzte Teil der großen Wanderung sollte beginnen.

Noch drei Tage und drei Nächte mußte das Volk durch die Wüste ziehen, ehe es den Fuß des Gebirges erreichte. Dort angelangt, lebte man ganz in den Vorstellungen dessen, was jenseits der Berge auf Israel wartete. Alle Herrlichkeiten Mizrajims steigerte man zu einer phantastischen Fülle von Gaben, Freude und Schönheit und preßte die Seelen so voll von ihnen, daß sie müde wie überladene Weinstöcke sich neigten. Begehren glänzte von den Gesichtern und machte sie feindlich und verschlagen. Die Blicke suchten, dem Bruder die Pläne zu rauben, um alle Vorteile des gesegneten Landes auf sich vereinigen zu können. So wurden sie habgierig, zänkisch und klein. Sie riefen sich Schimpfworte und Prahlereien zu.

„Ich werde die größten Weiden am Flusse Jordan haben; Herden von Rindern, Schafen und Ziegen, unzählig wie die Herden des Stammvaters Abraham. Du aber wirst in der Stadt hausen, in einer engen, schmutzigen Kammer und dich kümmerlich nähren von deinem armseligen Handwerk.“

„An meiner Tür wirst du betteln, und ich werde dich fortpeitschen lassen wie einen räudigen Hund.“

„Ich werde ein Handelshaus haben, das seine Karawanen nach Babylon, Damaskus und Kairo schickt.“

„Ich werde Gold aufhäufen, gleißendes, gelbes Gold, zu Bergen, höher als der Libanon, und wenn ich sterben werde, so nehm' ich das Gold und streu' es zuvor in den Jordan, damit niemand nach mir es haben wird.“

Die Entbehrungen ihres bisherigen Lebens strömten sich in solchen Wünschen aus. Ihre Herzen waren hart und verschlossen geworden, und wo sonst Hilfe und Güte waren, herrschte Neid und Mißtrauen. So standen sie schon in dem Schatten kommenden Besizes und waren eitel und schlecht. Sie klagten nicht mehr, aber sie beteten auch nicht mehr; sie träumten und planten, wie Räuber und Eroberer es tun.

Der letzte Abend in der Wüste war gekommen. Die Israeliten ruhten vor ihren Lagerfeuern und sprachen, zankten und ereiferten sich. Plötzlich erschien mitten in ihrem Kreis, steinern und groß, den breiten Körper wie

eine Brücke zwischen Himmel und Erde gespannt, den Blick in jede Seele gewandt, Mose, ihr Führer.

Schnell waren die Gespräche verstummt. Man versuchte, die schlechten Worte und Blicke zu verbergen, wie ein Dieb unter seinen Gewändern die gestohlenen Gegenstände verbirgt. Ein großes und ängstliches Schweigen lagerte unter dem nächtlichen Himmel.

„Führer, sprich!“

Mose machte eine Gebärde, aber er sprach noch nicht. Auf seinem Gesicht stand tiefe Klarheit und Feierlichkeit. Er wandte sich Menschen, Bergen und Wüste zu, und jeder sah, daß ein Erlebnis seine Seele schwellte, groß und erschütternd wie einst am Sinai. Da erinnerte sich mancher an Moses Blicke und Worte, als er die Tafeln zerbrach, da das Volk von Gott abgefallen war. Furcht und Beschämung griffen um sich. Viele empfanden Reue, viele Furcht vor kommenden Vorwürfen, denn Mose kannte jede Sünde.

Sie lagerten sich in einem großen Kreis. Die giftige Besitzgier war schnell verschwunden. Auf den Gesichtern stand Demut und Feierlichkeit. Alle empfanden ihr Auserwähltsein durch Gott, ihre Gemeinschaft und Einsamkeit unter den Völkern.

Mose trat in die Mitte des Kreises. Langsam und träumerisch erklangen die ersten Worte, um dann in mächtiger Steigerung emporzubrausen. Doch kein Wort des Vorwurfs erklang.

„Gefegnet seist du, Volk Israel, da das Ende deiner Wanderung erreicht ist. Zweimal wird die Sonne noch auf- und untergehen, dann schreitet dein Fuß über üppiges Land, das Jahve, dein Gott, dir verheißt hat. Deine Herden weiden auf heimatlichem Boden, Brunnen rauschen in deinen Dörfern, jeder wird seinem Tagewerk nachgehen. So werdet ihr Ruhe und Freuden finden. Auch Gott wird zur Ruhe kommen, und seine Lade hinter Tempelmauern stehen. Vierzig Jahre habe ich dich durch Wüste und Entbehrung geführt, wie Gott es befahl. Nun sind wir am Ende. Der Segen Jahves wird dich weiter geleiten.

Ich habe das Land eurer Kinder gesehen. Sonne strahlt über Weiden und Seen. Wälder stehen tief und dunkel. Im Westen erglänzt das Meer. Jahreszeiten bescheren Blüte, Frucht und Ernte. Ewiges Werden und Vergehen randet um Israel, und du wirst bleiben, mein sechshaftes Volk.

Doch meine Zeit ist erfüllt. Gottes Hände graben mein Grab in den Bergen. Ihr zieht in das Land der Weiden und grünen Wiesen. Aber Gottes Wort lastet eisern auf euch. Ihr wart auserwählt unter allen Völkern der Erde, den Geist zu erkennen und zu verkünden. Verrat wird

dennoch unter euch herrschen, und der Zorn Gottes, entflammt über eure Untreue, euch strafen und in alle Länder vertreiben.

Dich, Josua, Sohn Nuns, hat Gott erwählt, von nun an dieses Volkes Führer zu sein. Einsicht beleuchte deinen Weg. Kummer und Verzweiflung bleiben dir fern, bis auch an dich das Wort Gottes ergeht, das dich von den schwellenden Jordanufern fortrüft in sein ewiges Reich."

Bei diesen Worten zitterte ein Volk. Abschied, Mahnung und Schicksal sprachen, fesselten Mensch an Mensch, gaben ihrem Leben Weite, Ungewißheit und Not.

Bruder, Schwester, Stunde, Land und Gott!

Alle Geheimnisse schwanden, Wünsche starben, Bilder lösten sich ab. Erinnerungen standen auf, Ängste zuckten, Stimmen jammerten, und alles schlug zusammen in dieser einen Erkenntnis, unwahrscheinlicher als Weltuntergänge und Wundertaten: der Führer stirbt!

Da ist nicht Raum für ein anderes Gefühl, da ist nicht Zeit für andere Gedanken, da ist nur Augenblick, weit, dumpf und gefährlich, und in seiner Mitte die eine Gestalt: schwer, gerecht, einsam, tausende Blicke tragend, Turm über der Wüste, Mensch über dem Volk.

Ein Schweigen griff um sich, das Blut und Atem stocken ließ. In diesem Kauern, Liegen, Warten der Tausende geschah noch einmal Heiligkeit, Demut und Leid.

Ist das unser Ziel?

Wir Wanderer, Armen, Gott-Träger am Tore des Paradieses. Wir braunen Wüstentiere, hager, von Jahve getrieben und geführt, auserkoren unter allen Völkern der Erde. Früchte warten unser, Weide, Milch, Honig, ein gesegnetes Land. Aber der Führer schreitet nicht mehr voran, ebnet nicht Wege, läßt Jahves Wort nicht steigen durch Gebirg, Täler und Feinde. Wir sind die Verlassenen, die rissigen Tafeln der Verkündung, blökende Herde, beschwert und zerdrückt von der blutigen Last unseres Gottes.

Noter schwerer Abend an der Grenze Afrikas und Asiens. Dumpf fegte ein westlicher Wind Steine und Geräusche in das Lager, knatterte über die Zeltbahnen und lagerte sich dann, kosend und gesänftigt, zu Füßen Mose.

Da geschah aus dem Gebirge Pisga dumpfes, schweres Dröhnen. Staubwolken stoben empor, Sterne verdunkelnd und die Atmosphäre zusammenschließend. Unter Blitz und Donner senkte eine helle Lichtsäule sich zwischen die Berge. Ein großer, glänzender Arm griff, eine mächtige

Schaukel, in den Boden, hob eine Scholle nach der andern empor und türmte in unendlichen Pyramiden sie zu neuen Gebirgen auf.

So schaufelte Jahve dem Mos: das Grab.

Alle sahen empor, von blassem Grausen erfüllt. Als ob jeden Tod, Krankheit oder Fluch treffen sollten, so zitterten sie und wurden klein und still vor der Furchtbarkeit Gottes. In ihren Blicken leuchtete Schrecken und Nichtbegreifenkönnen.

Als die ersten Schollen stiegen und sanken, ging ein Zittern über den Leib Moses. Ein grelles Heulen der ihm am nächsten Liegenden antwortete drauf und setzte als dumpfes, geschütteltes Weinen bis zu den äußersten Rändern des Lagers sich fort. Dann kamen wieder Sicherheit und Glaube in Mose, richteten den Körper empor, machten sein Gesicht lächeln und froh, einen hellen Schein weißer Locken um es gespannt.

Plötzlich stürzte eine Schar von Jungen auf ihn zu, umfaßte sein Knie, küßte sein Gewand und lagerte sich um ihn als leuchtender Glanz. Suchend und verharrend, waren sie Kreis zu dieser gewaltigen Mitte. Ein Schweigen, wartend auf Zeichen oder Wort, das die Unerträglichkeit dieses Augenblicks aufheben würde, umspannte das Lager. Vom Gebirge dröhnte immer noch Gottes Hand.

Da sprang Jobab, der zu Moses Füßen lagerte, empor, richtete sich an ihm auf, zitternd und schmal, griff seine Hand und sprach: „Bleib bei uns, Führer. Stirb nicht. Kehren wir in die Wüste zurück, damit du leben kannst.“

Nun schüttelte Mose ein Sturm. Wie fiebernd warf er seinen Körper herum, streckte die zitternden Arme, nunmehr ein Greis, den Kindern zu, die weißen Locken ihnen windig entgegen. Dann faßte er Jobabs Hände, sah ihm suchend ins Auge, legte ihm schließlich die Rechte aufs braune Haar.

Ganz leise waren seine Worte, so daß nur Jobab sie hören konnte, so sehr das Volk sich auch um beide drängte.

„Knabe, wozu hat Gott dich ausersehen, daß du um das Geheimnis meines Todes weißt? Woher kennst du und nur du den Sinn unsrer Wandrung? — Dieses Volk betritt Kanaan, wie es Mizrajim verließ: eitel nach äußerem Gut; gierig nach Besitz und Genuß; fremd Jahve und seinem Wort.

Israel sollte herrlich vor allen sein. Geist und Dienen waren Sinn von Entbehrungen und Sterben, von langem Wandern durch Sinais Sand. Kanaan sollte Ziel sein, nicht als Paradies, Glück, Weide, Reichtum, sondern als Einkehr und Menschlichkeit.

Gott hat mein Gebet nicht erhört. Sie wurden nicht frei und gütig. Gottes Hoffnung ist zerstört, und ich ward ausgehöhlt und schal. Drum

führte mich Gott auf den Berg Nebo, zeigte mir die Länder Sileab, Ephraim, Manasse und Juda und sprach: Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe, und gesagt: Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit deinen Augen gesehen; aber du sollst nicht hinübergehen.

So laß mir meinen Tod, da mein Leben verloren ist. Bleibe Gott treu und deinem Volk. Sinai kehret zurück.“

Jobab sank klein zusammen. Tränen traten ihm in die Augen. Schmerzen gingen auf ihn zu, sinnlos, unfassbar, alles Schwere des Lebens in einen Augenblick voranstellend. Sein Körper ward ihm so müd, daß er sich niederlegen mußte, nackt auf nackten Boden. Erinnerungen, Hoffnungen, Weinen und Weh trieben durch seine Seele. Als Draußen aus weiter Ferne umschlangen ihn Stimmen der Männer und Frauen, die ihn bekümmert betrachteten. Wie ein Erwachender trübe seufzend, reckte er seine Glieder, hob den Blick, stieß seine Finger in den Sand, den Staub leise zerreibend. Dann sprang er bestürzt empor, wandte sein Gesicht wieder dem Führer zu.

„Ich will nicht nach Kanaan. Ich hasse das Land. Ich will in der Wüste sterben...“

Böse Blicke drangen auf ihn ein. Mut und Entsetzen sprachen heftige Worte über den Gotteslästler. Doch es gelang keinem, die geballte Faust fallen zu lassen oder Jahves Fluch herabzurufen.

Denn Jobab war aufgesprungen. Schmal stand er vor allen auf einem Stein. In seinem Auge glühte der Ofen und machte sein Gesicht klar und tief. Dann sprach er mit heller Stimme:

„Brüder und Schwestern, blickt auf die Wüste. Seht ihre Bräune. Mimosen und Disteln gedeihen auf ihr. Mit flinken Sohlen jagen Antilopen über sie hin, den Staub aufzuckend wie Blitze. Sandsäulen eilen den Stürmen voran.

In dieser Wüste wurden wir Volk. Wunder geschahen, wie kein andres Volk sie je erfahren. Süß wurden die bitteren Wasser von Mara. In Sin regnete es Wachteln und Manna, und in Raphidim tranken wir durstig aus Felsen. Vom Sinai erscholl das Gesetz, ließ uns wachsen über Tier und jede Art Mensch; wir sahen die Tafeln Jahves und Moses glänzendes Angesicht. Dort in der Wüste, in Not und Stille bauten wir Jahves Haus: aus Akazienholz, Widderfellen und Purpur, wie das Gesetz es befahl.

Das alles soll hinter uns liegen wie ein zu Ende gesungener Psalm? Nie mehr werden uns Wunder geschehen? Nie mehr werden wir Volk

sein, Gott hingegeben und irdischer Eitelkeit abgewandt? Ich glaube, wir verlassen das Paradies, da wir es betreten.

Freunde, wir sind wie die Wüste, still und einsam, Unendlichkeit um uns und in uns. Wollt ihr die Stille durch Lärm beleben? Sollen Marktbuden vor Gottes Lade stehen und Feilschen die Gebete der Priester überschreien? Wollen wir prassen an irdischem Gut, aber den Geist abschwören? Hört mich!

Wir werden Gott verlieren.

Wir waren Dienst und werden Herrschaft, genügsam mit Reichtum und Genuß, eine schmachende, lärmende Menge.

Wir wanderten und sollen nun sesshaft sein? Wir wollten Jahve suchen und finden gefüllte Scheuern, Weiden und beschauliche Abende an den Ufern des Jordans.

Wir hatten die Not und triefen nunmehr von Glück.

Volk, laß uns zurückkehren zur Wüste. Geben wir uns hin der Weite und Demut. Nehmen wir Abschied vom Glück, das wir noch nicht genossen.

Pest ist Kanaan, Unrat und Schmutz. Seine Äcker und Wiesen sind Kloaken und Fieberherde. Seine sanften Jordanufer wogen geil wie Dirnenbrüste, und allenthalben starrt Dreck und niedrige Luft.

Das ist das Paradies!"

Die Menge hatte mit Schauern gehorcht.

Stürzten die Berge nicht über dem Lästler zusammen? Verschläng der Boden ihn nicht wie Korah und seine Rotte?

Doch nichts geschah. Auch Mose sagte nichts, sondern blickte lange den Jüngling an. Aus seinen Blicken sprachen weder Strafe noch Haß. Das Volk aber murrte und verlangte den Tod des Gottesleugners.

„Ausgeburt der Wüste, von Schakalen gezeugt, du bist kein Sohn Israels.“

„Steinigt ihn.“

„Steinigt ihn.“

So rief es und drängte immer mehr auf Jobab zu, der neben Mose stand. Da erhob Mose die Hand. Schon zuckten in tausend Fäusten die Steine empor, den Knaben so zu zerschmettern. Aber ein Blick voller Schmerz und Zorn traf sie. Dann sagte Mose langsam und klar: „Tötet ihn nicht. Denn dies Kind ist heilig und von Gottes Geist erfüllt.“

Grauen brannte auf allen Gesichtern. Maßloses Staunen verschüttete jeden Laut und jede Bewegung. Verwirrung bedrohte aller Denken und Glauben.

Es brach aus der Mitte des Volks ein gellendes Lachen hervor, das erst schwieg, als Moses Blick den alten Spötter und Verächter traf.

Jobab hatte sich an Mose geschmiegt und begann jetzt mit ihm das Lager zu verlassen. Sie stiegen zu den Bergen empor; ihr Umriß ging langsam im zackigen Gestein verloren. Auf einer Terrasse blieben sie stehen und blickten zurück auf das betende Volk. Da erhob Mose noch einmal die Hände und sprach mit einer Stimme, die grollend wie Donner über die Wüste zog, die alten Segensworte über Israel aus.

Jobab gab er den Befehl, ihn nunmehr zu verlassen; denn die Stelle sei nah, wo Gott ihm sein Grab gegraben. Dann trat er in eine Felsenspalte, den menschlichen Augen für immer verloren.

Jobab, geschüttelt von unendlichem Weh, trat zögernd den Rückweg an. Von einem Vorsprung aus sah er das israelitische Lager, aus dem laute Stimmen und Flüche ihm entgegenschollen. Auf der andern Seite, weiß von Sternen beglänzt, ruhte die Wüste.

Da schwang Jobab die Arme empor, schrie einen jauchzenden Ruf und lief, das Geröll mit den Füßen vor sich treibend, atemlos, von Heimkehrfreude erfüllt, zur Wüste hinab.

Am nächsten Morgen brachen die Israeliten die Zelte ab, stiegen zu den Bergen hinauf und jenseits wieder herab und nahmen Besitz vom kanaanitischen Lande.

Aus Walt Whitmans Tagebüchern

Neu übertragen von Hans Reifiger

Im Februar 1873 traf den damals vierundfünfzigjährigen Whitman, der bis dahin nie in seinem Leben eine Krankheit gekannt hatte, ein Schlaganfall, als Folge der übermäßigen Anstrengungen der vier Jahre des Sezessionskrieges, während deren er alle Kräfte seines Körpers und Geistes bei der Pflege der Verwundeten und Kranken aufgeopfert hatte. Er blieb zwar bis ans Ende seines Lebens halb gelähmt, genas aber nach drei Jahren tiefster Zerrüttung seelisch wieder dadurch, daß er von der kleinen Stadt Camden aus, wo er zu jener Zeit lebte, sich immer wieder Wochen und Monate lang in die Stille der Umgebung einer Farm flüchtete, die einer befreundeten Familie gehörte, und wo er inmitten der Natur die Tagebuchaufzeichnungen niederschrieb, denen die folgenden Proben entnommen sind.

Erwachen an einem frühen Sommermorgen

Hinweg denn, den göttlichen Bogen gelöst, entspannt den so lange gestrafften! Hinweg von Vorhang, Teppich, Sofa, Buch — von „Gesellschaft“ — von Stadthaus, Straße, modernen Bequemlichkeiten und Luxus, — fort zu meinem frei sich windenden Bach mit seinem ungestuften Gebüsch und grasigen Ufern — fort von Binden,

engen Stiefeln, Knöpfen, dem ganzen gußeisernen zivilisierten Leben — von der Umgebung künstlicher Läden, Maschinen, Ateliers, Bureaus, Empfangsräume — von Schneiderherrschaft und Modekleidern — am besten vielleicht von jeglicher Kleidung, jetzt bei der steigenden Sommerglut, hier in der wasserfrischen, schattigen Einsamkeit. Hinweg, du Seele (lasse mich, lieber Leser, dich einzeln beiseite nehmen und ganz frei, lässig, vertraulich zu dir reden), und kehre zumindest für einen Tag und eine Nacht zurück zu unser aller nackter Lebensquelle, an die Brust der großen, schweigenden, ungezähmten, allempfangenden Mutter. Ach! wie viele von uns sind so verhärtet — wie viele so weit hinweggewandert —, daß eine Umkehr fast unmöglich ist.

Was meine Notizen betrifft — die nehme ich, wie sie kommen, aus dem Haufen, ohne eigentliche Reihenfolge. Es ist wenig Zusammenhang in den Daten. Sie erstrecken sich wahllos über fünf, sechs Jahre. Alle sind nachlässig aufgezeichnet, im Freien — an Ort und Stelle. Dies werden die Drucker vielleicht zu ihrem Ärger gewahr werden, denn ihr Manuskript besteht zum großen Teil aus diesen schnell gekritzelten ersten Zetteln.

Zugvögel um Mitternacht

Hast du je den Mitternachtsflug von Vögeln belauscht, wenn sie in zahllosen Heerschaaren durch Luft und Dunkelheit droben dahinziehen, um ihren frühen oder späten Sommerwohnsitz zu wechseln? Das ist etwas, was man nicht vergißt. Ein Freund weckte mich vorige Nacht kurz nach zwölf, um das eigenartige Geräusch ungewöhnlich großer Flügel zu beobachten, die nach Norden zogen (etwas spät dies Jahr). In der Stille, dem Schatten und dem köstlichen Wohlgeruch jener Stunde (dem natürlichen Duft, der der Nacht allein eigen ist), schien es mir wunderbare Musik. Man konnte die charakteristische Bewegung hören — ein paar-mal das „Brausen mächtiger Schwingen“, aber oft ein langgedehntes, samtenees Rauschen — zuweilen ganz nah — mit andauerndem Rufen und Zwitschern und ein paar Tönen Gesang. Das Ganze dauerte von zwölf bis nach drei. Einzelne Male war die Gattung deutlich zu unterscheiden, ich konnte den Paperlink erkennen, den Tangar, die Wilsonsdrossel — den weißköpfigen Sperling, und manchmal kam hoch aus den Lüften der Ruf des Regenspiefers.

Hummeln

Monat Mai — der Monat der schwärmenden, singenden, paarenden Vögel — der Monat der Hummeln — Fliebermonat — (und auch mein eigener Geburtsmonat). Diesen Abschnitt kritzelte ich im Freien, kurz

nach Sonnenaufgang, auf dem Weg zum Bach. Die Lichter, Düfte, Melodien, die Blaumeisen, Grasmücken und Kotkehlchen in jeder Richtung, dies lärmende, vielstimmige Naturkonzert! Als Untertöne das Klopfen eines nahen Spechtes auf einem Baum und ferner Hahenschrei. Und dann der frische Erdgeruch — die Farben, das zarte Graugelb und dünne Blau des Horizontes. Das leuchtende Grün des Grases ist noch leuchtender geworden durch die Milde und Feuchtigkeit der letzten zwei Tage. Wie steigt die Sonne schweigend in den weiten, klaren Himmel auf ihrem Tagesweg! Wie baden die warmen Strahlen alles — und kommen küssend und beinahe heiß über mein Gesicht geströmt.

Vor noch gar nicht langer Zeit kam das erste Quaken aus den Froschteichen und zeigte sich das erste Weiß der blühenden Kornelkirsche. Jetzt ist der Boden überall besät von der endlosen Üppigkeit des Löwenzahnes. Die weißen Kirschen- und Birnenblüten — die wilden Weilchen, die mit ihren blauen Augen aufsehen und sich vor meinen Füßen verneigen, wie ich am Waldrand entlang schlendere — der rosa Hauch auf den knospenden Apfelbäumen — das leuchtendhelle Smaragdgrün der Weizenfelder — das dunklere Grün des Roggens — eine warme Spannkraft in der Luft — die Federbüsche über und über bedeckt mit ihren kleinen, braunen Früchten — der Sommer, voll erwachend — die Amselgesellschaft, ein ganz geschwägiger Haufen auf irgendeinem Baume versammelt, den Raum mit Lärm erfüllend und die Stunde, da ich hier sitze.

Später. Die Natur schreitet in Marschordnung vorwärts, in Sectionen, wie ein Armeekorps. Jede hat viel für mich getan und tut es noch. Aber in den letzten zwei Tagen war es die große, wilde Biene, die Hummel (oder Brummelbiene, wie die Kinder sie nennen). Wenn ich vom Farmhaus zum Bach hinunter gehe oder humple, komme ich durch den vorhin erwähnten Weg mit seiner Einfassung von rissigen, splitterigen, brüchigen, zerlöchernten alten Latten, den Lieblingsaufenthalt dieser summenden, haarigen Insekten. Auf und nieder, neben und zwischen diesen Latten, schwärmen, schießen und fliegen sie in unzähligen Myriaden. Bei meinem langsamen Schlendern begleiten sie mich oftmals gleich einer beweglichen Wolke. Sie spielen eine Hauptrolle auf meinen Streifzügen, morgens, mittags und bei Sonnenuntergang, und beherrschen oft die Landschaft in einer Weise, die ich mir nie hätte träumen lassen — füllen den langen Weg nicht nur in Scharen von vielen Hundert, nein, zu Tausenden. Groß, lebhaft und geschwind, mit wunderbarer Triebkraft und einem andauernden, lauten, schwellenden Summen, das zeitweilig durch einen Laut, fast wie ein Schrei, unterbrochen wird, schießen sie hin und her, schnell wie der Blitz, jagen einander und vermitteln mir (so winzige Dinger sie

sind) ein neues, ganz bestimmtes Gefühl von Kraft, Schönheit, Vitalität und Bewegung. Ist es ihre Paarungszeit? Oder was bedeutet diese Fülle, Schnelle, Emsigkeit, dieser Aufwand? Beim Sehen glaubte ich, mir folge ein besonderer Schwarm, aber bei näherer Betrachtung waren es rasch aufeinanderfolgende, wechselnde Schwärme.

Ich habe mich zum Schreiben unter einen großen, wilden Kirschbaum gesetzt — die Wärme des Tages ist durch einige Wolken und eine frische Brise gemildert; nicht zu heiß und nicht zu kühl — und hier sitze ich lange und immer länger, eingehüllt in das tiefe musikalische Gedröhne dieser Hummeln, die zu Hunderten um mich herumgleiten, schweben, sausen — große Burschen, mit hellgelber Jacke, großem, glänzendem, schwellendem Kumpf, plumpem Kopf und hauchdünnen Flügeln und ihrem unausgesetzten, üppigen, weichen Gebrumm. (Wäre das nicht ein Vorwurf zu einer Tondichtung, zu der es den Hintergrund geben könnte? Einer Art Hummelsymphonie?) —

Wie nährt mich dies alles, lullt mich ein, just in der Art, wie ich es brauche: die frische Luft, die Roggenfelder, die Apfelgärten. Die beiden letzten Tage waren makellos schön an Sonne, Wind, Temperatur und allem — nie erlebte ich zwei vollkommeneren Tage, und ich habe sie unendlich genossen. Mein Befinden ist etwas besser, und meine Seele hat Ruhe. (Und doch ist der Jahrestag von meines Lebens schwerstem Verluste und Schmerz ganz nah.)*

Wieder eine Aufzeichnung, wieder ein vollkommener Tag: Vormittag von sieben bis neun, zwei Stunden ganz eingehüllt in den Klang von Hummelgebrumm und Vogelmusik. Drüben in den Apfelbäumen und in einer hohen nahen Zeder saßen drei oder vier rotrückige Drosseln. Jede sang ihr bestes Lied und schmetterte Läufe, wie ich sie schöner niemals hörte. Zwei Stunden lang höre ich ihnen zu, dem Lauschen hingeeben und lässig die Landschaft in mich aufnehmend. Fast jeder Vogel, habe ich bemerkt, hat seine bestimmte Zeit im Jahr — manchmal sind es nur ein paar Tage —, wo er am schönsten singt; und jetzt ist die Zeit dieser Rotrückigen. Gleichzeitig wegauß, wegab die hin und her schießenden, dröhnenden, musikalischen Hummeln. Auf dem Heimweg umgibt mich ein großer Schwarm als Hofstaat, zieht mit mir wie zuvor.

Sommerbilder — Sommerfaulheit

Nichts kann die stille Pracht und Frische übertreffen, die mich hier am Bach, abends halb sechs Uhr, beim Schreiben umgibt. Mittags hatten

* Der Todestag seiner Mutter. (Anm. d. Übers.)

wir einen heftigen Regenschauer, mit kurzem Donner und Blitz; und danach nun dieser nicht außergewöhnliche, aber (im ganzen, nicht in Form oder Einzelheit) unbeschreibliche Himmel vom klarsten Blau, mit rundgeballten, silberumsäumten Wolken und blendend reiner Sonne. Unten Bäume in der Fülle zarten Laubes — von Wasser und Köhricht kommende, langgedehnte Vogelstimmen — am deutlichsten das jämmerliche Miauen eines klagenden Kragenvogels und das vergnügliche Krähen von zwei Eisvögeln. Die letzteren habe ich jetzt eine halbe Stunde bei ihrem üblichen Abendspiel über und in dem Wasser beobachtet; offenbar ein herrlicher Spaß. Sie jagen einander, wirbeln und kreisen rund herum, oft fröhlich ins Wasser hinunter, wobei der Gischt in Diamanten zersprüht — und dann schießen sie weg, mit schrägen Flügeln, in anmutigem Fluge, manchmal so nahe an mir vorbei, daß ich ihre dunkelgrau gefiederten Leiber und ihre milchweißen Hälsen deutlich sehen kann.

Ein Sonnenbad — Nacktheit

Sonntag, 27. August. — Wieder ein Tag, ganz frei von ausgesprochener Hinfälligkeit und Schmerzen. Es scheint wirklich, als flösse ungeesehen Frieden und Stärkung auf mich herab, wie ich so langsam in der guten Luft durch diese Wiesenwege und Felder humple — wie ich hier einsam mit der Natur sitze — der offenen, stummen, mystischen, fernen, doch fühlbaren, berebten Natur. Ich lasse mich versinken in die Landschaft, in den vollkommenen Tag. Ich hole an dem klaren Wasserlauf und trinke die Ruhe, — hier aus seinem leisen Glucksen, dort aus dem tieferen Rauschen seines drei Fuß hohen Wasserfalles. — Kommt, o ihr Trostlosen, wenn noch Entschlußkraft in euch schlummert, — kommt zu der unfehlbaren Heilkraft von Bachufer, Wald und Feld. Zwei Monate lang (Juli und August 77) habe ich sie nun in mich aufgenommen, und sie beginnen, einen neuen Menschen aus mir zu machen. Jeden Tag Einsamkeit — jeden Tag mindestens zwei oder drei Stunden Freiheit, Bad, kein Geschwäk, keine Fesseln, keine Kleider, keine Bücher, kein „Benehmen“!

Soll ich dir sagen, Leser, worauf ich meine schon fast wiederhergestellte Gesundheit zurückführe? Darauf, daß ich seit fast zwei Jahren, mit wenigen Unterbrechungen, ohne Arzneimittel und täglich in der frischen Luft bin. Vorigen Sommer fand ich eine besonders geschützte kleine Schlucht, etwas abseits von meinem Bach; ursprünglich eine große, ausgegachtete Mergelgrube, nun verlassen und ausgefüllt von Büschen, Bäumen, Gras, einer Weidengruppe, einer einzelnen Erhöhung und einer Quelle mit köstlichem Wasser, die mitten hindurchfließt, mit zwei oder

drei kleinen Wasserfällen. Hierher flüchtete ich mich an jedem heißen Tage, und so mache ich es auch in diesem Sommer. Hier begreife ich, was jener Alte meinte, der sagte, er sei selten weniger allein, als wenn er allein sei. Nie zuvor kam ich der Natur so nahe, noch sie so nahe zu mir. Eine Stunde oder so nach dem Frühstück schlenderte ich zu der Verborgeneheit besagter Schlucht hinab, die ich und einige Drosseln usw. ganz für uns allein hatten. Ein leichter Südwest blies durch die Wipfel. Es war just der Ort und die Stunde für mein adamitisches Luftbad nebst Bürsten des Körpers von Kopf bis zu Fuß. So hing ich denn die Kleider auf einen nahen Zaun, behielt den alten, breitrandigen Strohhut auf dem Kopf und bequeme Schuhe an den Füßen und hatte zwei herrliche Stunden! Zuerst Arme, Brust und Seiten mit den steif-elastischen Vorsten gebürstet, bis sie feuerrot waren — dann ein teilweises Bad im klaren Wasser des rinnenden Baches — alles sehr gemächlich, mit vielen Ruhepausen — alle paar Minuten barfuß herumgelaufen im nahen, schwarzen Schlamm, als fettes Moorbad für meine Füße, — ein zweites und drittes Mal in dem kristallklaren Wasserlauf kurz abgespült — mit dem duftenden Handtuch abgerubbelt — langsame, lässige Promenaden auf dem Rasen auf und ab in der Sonne, abwechselnd mit Ruhepausen, und dann wieder Abreibungen mit der Bürste. Manchmal nehme ich meinen Feldstuhl von Ort zu Ort mit, da mein Bereich hier ziemlich ausgedehnt ist (fast hundert Akren) und ich mich ganz sicher fühle vor Störungen (und das würde mich auch keineswegs aus der Fassung bringen, wenn es zufällig einmal vorkäme).

Wie ich langsam über das Gras ging, schien die Sonne hell genug, daß ich meinen mitgehenden Schatten sehen konnte. Irgendwie schien es mir, als würde ich eins mit all und jedem Ding um mich her, je nach seinem Wesen. Die Natur war nackt und ich auch. Es war eine zu lässige, einschläfernde, wonnige und ausgeglichene Stimmung, um darüber nachzugrübeln. Doch mag ich mir etwa die folgenden Gedanken gemacht haben: Vielleicht ist unser innerer, nie verlorener Zusammenhang mit Erde, Licht, Luft, Bäumen usw. nicht durch Augen und Gemüt allein zu erfassen, sondern mit dem ganzen fleischlichen Körper, den ich ebenso wenig wie die Augen geblendet und verbunden haben will. Süße, gesunde, stille Nacktheit in der Natur! — Oh, könnte die arme, kranke, geile Stadtmenschheit dich nur einmal wieder wirklich kennen lernen! Ist also Nacktheit nicht unanständig? — Nein, an sich nicht. Eure Gedanken, eure Heuchelei, eure Furcht, euer Ehrbartun: die sind das Unanständige. Es kommen Stimmungen, wo diese unsere Kleidung nicht nur zu lästig wird zum Tragen, sondern in sich selbst unanständig. Vielleicht hat der Mann

oder das Weib, die das freie, heitere Hochgefühl der Nacktheit in der Natur nie kennen lernen durften (und wie viele Tausende sind das!), nie wirklich gewußt, was Reinheit ist — noch was Glauben, Kunst und Gesundheit eigentlich sind. (Wahrscheinlich entsprang der ganze Schatz an höchster Philosophie, Schönheit, Heroismus, Form, wie die alte hellenische Klasse ihn aufweist — die höchste Höhe und tiefste Tiefe, die die Kultur auf diesen Gebieten kennt —, aus ihrer natürlichen und religiösen Idee der Nacktheit.)

Die Eichen und ich

5. September 77. Ich schreibe dies, elf Uhr vormittags, unter einer dicht belaubten Eiche am Ufer, unter der ich vor plötzlichem Regen Schutz suchte. Ich kam hierher (es war den ganzen Morgen trüb und regnerisch, doch vor einer Stunde hörte es etwas auf) zu der schon erwähnten, täglichen, einfachen Leibesübung, die ich so liebe: um an diesem jungen Eichbäumchen hier zu ziehen und von ihm gezogen zu werden, mitzuschwingen mit der zähen Geschmeidigkeit seines aufrechten Stammes — vielleicht etwas von seiner elastischen Faser, seinem klaren Saft in meine alten Sehnen hineinzubekommen. Ich stehe auf dem Rasen und übe dies Gesundheitsstemma mäßig schnell und mit Unterbrechungen fast eine Stunde lang und atme dabei die frische Luft in tiefen Zügen. An dem Bach entlang habe ich drei oder vier von Natur günstige Ruheplätze — außerdem trage ich einen Stuhl mit mir und benütze ihn für bedachtsamere Gelegenheiten. An anderen geeigneten Stellen habe ich, außer dem eben erwähnten Eichbäumchen, in bequemer Reichweite starke und geschmeidige Stämme von Buchen und Stechpalmen ausgesucht zu meiner Naturgymnastik für Arm-, Brust- und Rumpfmuskeln. Bald fühle ich Saft und Kraft in mir aufsteigen, wie Quecksilber in der Wärme. Dort in Sonne und Schatten halte ich Äste oder schlanke Stämme zärtlich umfaßt, ringe mit ihrer harmlosen Stärke und weiß, daß die Lebenskraft von ihnen auf mich übergeht. (Oder vielleicht ist es ein Austausch zwischen uns — vielleicht gewahren die Bäume von all dem mehr, als ich mir je träumen ließ.)

Nun aber in vergnüglicher Gefangenschaft hier unter der großen Eiche — der Regen strömt, der Himmel ist mit bleiernen Wolken bedeckt —, auf der einen Seite nichts als der Teich, auf der andern ein Grasfeld, besät mit den weißen Blüten der wilden Möhre — Artklänge von einem fernen Holzschlag her: — warum bin ich so (beinahe) glücklich, ganz allein hier in dieser nichts sagenden Umgebung (wie die meisten Leute es nennen würden)? Warum würde jede Störung — selbst durch Leute, die ich gern habe — den Zauber vernichten? Aber bin ich denn allein? Zweifel-

los kommt eine Zeit — vielleicht ist sie für mich gekommen —, wo man mit seinem ganzen Wesen, vornehmlich im Gemüt, jene Identität fühlt zwischen dem subjektiven Ich und der objektiven Natur, die Schelling und Fichte so gerne betonen. Wie es ist, weiß ich nicht, aber oft werde ich mir hier einer Gegenwart bewußt — in klaren Stimmungen bin ich mir ihrer gewiß, und weder Chemie noch Logik noch Ästhetik kann die geringste Erklärung dafür geben. Die ganzen beiden letzten Sommer hat sie meinen kranken Leib und meine kranke Seele gestärkt und genährt wie nie zuvor. Dank, unsichtbarer Arzt, für deine stumme, köstliche Arznei, deinen Tag und deine Nacht, deine Wasser und deine Lüfte, für die Ufer, das Gras, die Bäume und sogar für das Unkraut!

Der Heimkehrer

Ein Akt von Hermann von Boetticher

Personen:

Byr	Augur, sein Vater
Verirrt, sein Freund	Johann, sein Diener
Sibylla, sein Weib	

Zeit: Irgendwann — Ort: Altes Landhaus

Kleines Eßzimmer im Vordergrund. Links und rechts je eine Tür. Im Hintergrund eine breite Doppeltür. An einer Seitenwand ein Kamin. An der anderen ein zugefrorenes hohes Barockfenster mit grauem Steingesims. An den Wänden alte Waffen. In der Mitte ein runder Tisch. Drei Stühle mit gespenstisch hohen Rücken. Auf dem Kaminsims und dem Tisch brennen Kerzen. Von der Decke strahlt matt elektrisches Licht. Um den Tisch sitzen beim Essen: Augur, Sibylla, Verirrt. Augur ist ein Greis, hager, groß, knöchern, mit kahlem Geierskopf. Sibylla ist still und lächelt. Verirrt ist bleich und stumm. Johann steht wartend im Hintergrund. Wenn der Vorhang aufgeht, hört man nur das leise Klappern des silbernen Bestecks in der Greisenhand Augurs.

(Man ist bei den Früchten angelangt. Johann reicht die Schale Augur.)

Augur: Zu die Orangen weg! Es sind Eisblumen am Fenster.
Sibylla: Wenn man noch Holzscheite in das Kaminsfeuer wirft,
 — schmelzen sie vielleicht.

Augur: Die schmilzt kein Feuer da. Hörst du den Wind? Der Weg, den dein Mann mit dir am Vorabend des Abschieds ging, ist aufgeschwollen; Risse gehen über seine Decke hin, — wo er aus dem Garten in den Wald heraustritt, knistert er und gibt unter den Füßen nach. — Bring die Orangen weg, Johann.

Johann (bringt sie hinaus).

Sibylla (sehr zart): Ich aber liebe sie.

Augur: Du liebst sie. Ja — a, du liebst sie. Ich aber hasse sie, siehst du. Liebe, Liebe ist ein schamloses Wort.

Sibylla (zu Verirrt): Willst du eine Zigarette?

Verirrt: Danke, nein.

Sibylla: Rauch doch! Ich bitte dich.

Verirrt: Danke wirklich, nein.

Sibylla: Ihr Männer seid fürchterlich.

Augur: Aber ihr Frauen! Ihr Frauen! Ihr seid nicht fürchterlich.

Ihr seid unschuldig und süß. „Rauch doch!“ „Rauch doch, ich bitte dich!“ Wie hübsch sie das sagt! — Rauchen Sie doch, junger Mann! Im Ernst, das kaschiert! Schließlich (ihm leise ins Ohr), er sieht es vielleicht nicht.

Verirrt: Ich verstehe Sie nicht —

Augur: Nein, natürlich nicht. Sie verstehen mich nicht. Aber wir verstehen uns sehr gut. Wir verstehen uns sehr gut, junger Mann. (Verstehend) Das Leben ist kurz, — unsere Nacht ist kalt, und der Tod schaukelt im Dunkel.

Johann (ist lautlos zurückgekommen mit tiefroten Äpfeln und reicht sie Augur).

Augur (bleich): Was ist das?!

Johann (leise): Apfel.

Augur: Reichen Sie dort. Ich danke. Es ist kein Unterschied von Drangen.

Sibylla (nimmt).

Augur: Sehen Sie: sie nimmt.

Sibylla (zu Verirrt): Willst du nicht?

Verirrt: Danke.

Augur (zu Verirrt): Haben Sie gesehen, wie sie nimmt? Diese langsam und sicher vorstoßende Hand, die Biegung des Gelenkes dabei, der schillernde Arm aus dem Gebüsch der Schultern und Brüste? Und das Spiel der Finger dann, durchsichtig, rosig und weiß nm die dunkeläugige Frucht? Das kommt aus dem Schoß der Dinge, Mann! Wollen Sie wirklich nicht?

Verirrt (totenbleich): Danke, mein Herr, — danke — nein.

Augur: Apfel, schöne rote Apfel! Wir wollen sie Ihrem Freund ins Feld schicken.

Sibylla: Bring von dem süßen Wein, Johann.

Augur: Und den Nußknacker, Johann. — Wir wollen Nüsse knacken und sie den Toten ins Feld schicken. Ich möchte mal Leichen mit roten Backen sehen.

Verirrt (erhebt sich).

Augur: Bleiben Sie ruhig sitzen, junger Mann. Das vergeht.

Verirrt (wieder sitzend): Ich reise.

Augur: Reisen? Warum? Reisen. Reisen! Reisen hat Zeit. Warten Sie ab, bis der Tod mit Ihnen reist. Es sind genug Vorzeichen auf Ihren Wangen da.

Sibylla: Die Wasserschalen, Johann.

Augur: Ja, die Wasserschalen, Johann! (Während Johann Schalen bringt, sie mit Wasser füllt und alle drei sich die Hände waschen): Der Herbst ist lange gekommen. Der Winter ist da. Es geht ein Wind über die Erde. Es kräuseln sich die Häuser und Bäume zu kleinen Säulen. Sie stoßen an die kalten Sterne an. Im kahlen Saal der Welt stehen die letzten Menschen und frieren. Noch haben sie rote Wangen. Aber es ist ein Betrug. Ihre Kleider sind schwarz wie ihre Herzen, und bleich ist das Blut ihrer gehässigen Seelen. (Er steht auf.) Gute Nacht.

Sibylla: Gute Nacht, Vater.

Verirrt (ihm in den Weg): Herr Augur, ich bitte, meinen Abschied entgegenzunehmen.

Augur (im Gehen): Keine großen Worte, mein Herr.

Verirrt: Im Ernst.

Augur (in der Tür): Ja, alles ist Ernst, auch mitten in dieser Komödie.

Verirrt: Johann — holen Sie gleich von meinem Zimmer die Sachen!

(Zu Sibylla) Darf ich dich bitten? (Er verabschiedet sich.)

Sibylla: Gehen Sie, Johann. (Johann geht links hinaus.)

Verirrt: Danke. (Er geht hinter Johann gleichfalls links hinaus.)

Sibylla — Augur.

Sibylla: Vater!

Augur (in der Tür): Es ist schon gut, Kind. Gute Nacht.

Sibylla: Komm, ich bitte dich.

Augur: Wozu das Spiel? Es geht auf Mitternacht.

Sibylla: Komm herein.

Augur (schließt die Tür).

Sibylla: Was glaubst du, das ist?

Augur: Nichts.

Sibylla: Du glaubst etwas, sprich.

Augur: Streng dich nicht an, Kind. Es nützt nichts.

Sibylla: Ist er tot?

Augur: Ich weiß es nicht —

Sibylla: Glaubst du, daß er tot ist, mein Mann?

Augur: Streng dich nicht an.

Sibylla (leise, halb lachend, halb weinend): Hahaha —

Augur: Es lohnt sich nicht —

Sibylla: Sag, was du glaubst?

Augur: Es sind Eisblumen am Fenster, weiter nichts.

Sibylla: Kommt er zurück?

Augur: Armes Geschöpf —

Sibylla: Kommt er noch einmal zurück —?

Augur: Du hast Angst —?

Sibylla: Er ist zurück?!

Augur: Sein Freund ist da — beruhige dich.

Sibylla (weint): Hahaha! (Dann wild): Ich habe gewartet Tag und Nacht. Ich habe in der Stunde des Mittags geschrien, und kein Echo war da, — nicht in Srelle und Finsternis, — das meine Angst mit sich fortgetragen. Ich habe die Sonne hundertmal glühend aufbrechen sehen und ebenso viele Male kalt und tot veräschern im Nichts. (Wilder.) Mein Leib war ein steinernes Haus, verschlossen dem All, aufgerissen zur Nacht nur unter Tränen zu seinem Empfang; meine zitternden Glieder waren nichts als Schrei aus der Wüste zu ihm! Warum kam er da nicht?! Nun sind meine Adern nach ihm ausgebrannt; mein Herz ist eine Kalkgrube geworden, in der das Schweigen seiner Seele verdorrt!

Augur: Schämst du dich nicht?

Sibylla: Sieh mich nicht so an!

Augur: Siehst du hier? (Er tragt an den Eisblumen am Fenster und lugt hindurch.)

Sibylla: Was?

Augur: Schritte im Schnee!

Sibylla: Gott!!

Augur (packt sie mit einer Hand am Gekent): Laß das!! Sei kein Kind!

Sibylla: Ich bin eine unbeschmutzte Schale ohne Riß —

Augur: Ja, ja — ohne Riß, ohne Riß.

Sibylla: Ich bin unschuldig wie ein Blatt, das im Winde erschrickt; meine Hände sind unschuldig wie ein Morgenwind.

Augur: Schüttele dich, so viel du willst, das ändert nichts!

Sibylla: Bleib bei mir — willst du?

Augur: Es nützt nichts. Es ist spät in der Nacht.

Sibylla: Bleibe — bleibe!

Augur: Arme Ratten, arme Ratten!
(Er stößt fest ihre Hände von seinem Arm und geht rechts hinaus.)

Sibylla (steht mitten im Raum allein; dann geht sie in eine Ecke und drückt sich, ein banges Tier, in ihren Schatten hinein.)
(Das Licht huscht mit einem violetten Schein ins Dunklere. Der Wind stößt ums Haus, das Kaminfeuer flackert, die Eisblumen am Fenster knistern.)

Johann (kommt lautlos von links, geht quer durch den Raum und stellt an der Tür rechts zwei Handtaschen hin. Er geht zurück, lauscht an der Doppeltür des Hintergrundes, löscht die Kerzen auf dem Tische und Kamingesims aus und geht wieder links hinaus.)

(Aus dem Erdgeschoß dringt der Gesang der Mägde herauf.)

(Monoton): Ein Vogel streicht durch die Nacht: kirwitt —
Ach, Liebster, es schlägt meine Brust!
Meine Kammer ist verschwiegen und still,
Die Winde am Fenster aber sind schrill, —
Der Vogel kam in die Brust.

(Gleich darauf kommt von links

Verirrt, von Johann gefolgt, herein, geht quer durch den Raum zur Tür rechts und spricht):
Sagen Sie der Herrin hernach, der Zug, der um Mitternacht ging,
erlaubte kein Lebewohl.

Sibylla (seufzt aus der Ecke): Ach —

Verirrt: Was war das?

Johann: Der Wind, Herr, der Wind. Unser Herr liegt jetzt vielleicht
auf einem Rübenacker und stirbt.

Verirrt: Kommen Sie!

Sibylla (wie oben, noch banger): Ach —

Johann: Das war die Frau.

Verirrt: Kommen Sie. Wo ist das Gepäck?

Johann: Hier.

Verirrt: Nimm.

Sibylla (vorkommend): Du — es ist kalt — diese Nacht — ich ertrage
sie nicht —

Verirrt: Johann —

Sibylla: Ich ertrage es nicht, auch dich in sie fortziehen zu sehen —

Verirrt: Johann —

Sibylla: Ich breche auf wie ein erfrierender Baum im Winter —

Verirrt (zu Johann): Stellen Sie das Gepäck wieder hin.

Johann (stellt das Gepäck wieder hin, verneigt sich stumm und geht).

Verirrt — **Sibylla**.

Verirrt: Weißt du, was du getan hast?

Sibylla (wirft den Kopf ins Nichts).

(In der Ferne donnert leise ein Zug vorbei.)

Verirrt: Jetzt fährt mein Zug vorbei.

Sibylla: Komm!

(Sie preßt die beiden Flügel der breiten Tür des Hintergrundes auseinander, faßt den Freund bei der Hand und zieht ihn mit hinein. Hinter ihnen schließt sich die Tür.)

(Es ist einen Augenblick Stille, dann tritt Ugur von rechts mit einem Leuchter herein. Er geht zum Fenster, haucht die Eisblumen an und reibt, dann sieht er hindurch.)

Augur (allein): Da geht er wieder auf den Schneefeldern entlang. Er hat den Kopf heute tiefer gehängt. Er wittert. Jetzt blickt er auf. Seine Nase ist nach diesem Fenster gerichtet. (Er winkt): Komm, armes Tier, komm! Gib deinen Kampf auf. Deine Gebärde ist lächerlich. Arme Ratten sind wir, arme Ratten. Siehst du das nicht? Schüttele nicht den Kopf! Von hier oben gesehen, wirkt das nicht. Ein Fuchs, der auf der Flucht vor den Menschenbiestern über die Schneefelder streicht und vor Todesfurcht schwigt, hat mehr Wirkung in seinem Geschick. (Immer mit großen Bewegungen, Winken.) Gib es auf! Aus der Ferne wirkst du nicht. Der Schatten eines Sternensflimmers ersticht dich. Komm! Die Nacht auf der Erde ist dunkel. Der einsame Mensch kriecht zum anderen hin, er friert. Das ist alles. Komm!

(Es tritt jemand ein. Augur wendet sich. Es ist Johann. Die Szene wächst.)

Augur — Johann.

Augur: Was willst du hier, Johann?

Johann: Ich habe Angst, Herr!

Augur: Angst? Wovor?

Johann: Die Mägde in ihren Kammern schreien. Sie träumen laut, dann sind sie totenstill.

Augur: So geh in den Ställen schlafen, Narr.

Johann: Die Tiere sind auch nicht still, Herr. Die Pferde schüttern sich, und die Hunde winseln.

Augur: Aber sie schreien doch nicht, Narr! Sie schreien doch nicht wie die Menschen!

Johann: Ich schreie nicht, Herr. (Er schüttert.) Ich schreie nicht, Herr, aber die Mägde tun es im Traum. Und die Mägde wissen mehr als wir.

Augur: Nichts wissen sie, Narr! Nichts wissen wir! Geh schlafen, hörst du — und mach vorher die Tür zum Hause auf —

Johann: Die Haustür, Herr —

Augur: Die Haustür, ja. Damit der andere herein kann, wenn er kommt —

Johann: Der andere —?

Augur: Dein Herr —

Johann (klappert): Ei, ei, ei, ei.

Augur: Was klapperst du? Mach die Tür auf! Und schlafe dann. Wir müssen den Dingen entgegengehn. Ober wir sterben am Warten. Los, alter Mann! Ich begleite dich. (Sie gehen beide hinaus.)

(Die Mitteltür öffnet sich langsam.)

Sibylla (ruhig und schön): Wir öffnen hier. Dann ist das Kaminfeuer auch in unserem Zimmer. — (Kindlich): O, wie die Eisblumen wachsen!

Verirrt (vom Bett aus): **Komm!**

Sibylla: Ich lösche nur noch das Licht. (Sie löscht das Licht und geht zum Bett zurück. Sie schlüpft unter die Decke.)

Sibylla: **Lieber!**

Verirrt: **Liebe!**

(Sie schlafen Kopf an Kopf, zwei Kinder aneinandergedrückt, ein.)

Das Bett steht in der Mitte des Hintergrundes. Es ist ein breites niederes Renaissancebett mit gedrehten Säulen, auf deren Köpfen in mattem Licht Lampen, in der Form von Leuchtfeuern, brennen. Die Säulen am Kopfende sind höher als die des Fußendes. Das Fußende des Bettes selber ist flach und ohne Holzverkleidung. Die Gesichter von den Schlafenden sind durch die Säulampen erleuchtet. Das Zimmer des Vordergrundes liegt im (halbdunkeln) flackernden (roten) Licht des Kaminfeuers.

(Byr tritt ein.) — (Augur geleitet ihn.)

Augur (leise und gut): Hier geht der Weg. Du bist blind und weißt in deinem Haus nicht mehr Bescheid. Man hält eine Bescherung für dich wie an den Weihnachtsabenden deiner Kindheit bereit. Zittere nicht. Tu die Kinderschuhe ab. Vergiß deinen Unterricht. Die Dämmerung des Menschen ist da.

Byr: Laß mich allein, Vater.

(Augur geht hinaus.)

Byr (allein). (Fängt an zu zittern. Er betrachtet die Schlafenden lange, leise, ruft): **Sibylla!** (Die Schlafenden rühren sich nicht. Er zittert stärker. Dann geht er im Eckzimmer umher und betrachtet alle Dinge mit suchenden Fingern. Die Stühle, die Bilder, den Kamin, die Wände. Schließlich nimmt er wie ein Irre eine Pistole von der Wand, prüft sie und tritt zurück zum Fußende des Bettes. Leise und ernst): **Sibylla —! Sibylla —!**

Sibylla (im Traum einfach und zart): **Lieber — bist du da?**

Byr: Ja — ich bin da.

Sibylla: Warum kamst du nicht früher zu mir?

Byr: Ich war noch nicht so weit.

Sibylla: Du quälst mich damit, weißt du?

Byr: Ich weiß es, Kind. Aber ich mußte es tun. — Nun aber sage mir, wen meinst du jetzt, wenn du mit mir sprichst?

Sibylla: Dich!

Byr: Welchen dich?

Sibylla: Nun dich, Geliebter!

Byr: Du mußt deutlicher sprechen, Sibylla. Wen meinst du? Byr oder seinen Freund, der sein Feind ist, Verirrt?

Sibylla: Den, den ich liebe, dich, Geliebter. Quäle mich nicht.

Byr: Sibylla —. Ich bin nur ein armseliges Tier. Sieh, — die Waffe zittert in meiner Hand. Sei deutlicher, willst du? Sprich: es liegt Verirrt neben dir, und ein anderer ist irgendwo draußen in der Welt und wartet auf dich —. Wen meinst du, wenn du so sprichst?

Sibylla: Ach, du fragst so sonderbar, Geliebter. Deine Stimme ist nicht wie immer; sie zittert, deine Stimme. Sie macht mir bang.

Byr: Zittert meine Stimme, Sibylla? Aber meine Stimme ist doch so ruhig, Sibylla, so ruhig. Wie kannst du sagen, daß sie zittert —

Sibylla: Sie ist wohl oben ruhig, deine Stimme, Geliebter, aber sie zittert unten; unten zittert sie —

Byr: Willst du meine Stimme wieder ruhig machen, Sibylla? Ganz ruhig und still wie ehemals?

Sibylla: Ja, das will ich, Geliebter. Ich will es. Sage mir nur, wie ich es machen kann, daß sie wieder still wird wie ehemals.

Byr: Sieh, Geliebte, ich will nicht davon sprechen, daß du einmal so in meinen Armen lagst wie jetzt in denen meines Bruders; ich will auch nicht davon sprechen, daß ich dein rechtlicher Mann war und du mein Weib. Denn dies ist äußerlich, und sieh, ich habe den Sinn des Äußerlichen von mir getan — aber ich will davon sprechen, daß wir einander gelobten, nicht das gemeinsame Schicksal zu verraten, sondern aufzubauen dies kleine Leben zu einem Hause, in dem aufrecht und frei ginge des Menschen Gestalt — und nun ist mir, mir ist nur, Geliebte, als habest du mein Schicksal verraten, — und deshalb zittert vielleicht meine Stimme unten, und deshalb, nur deshalb, zittert auch die Waffe in meiner Hand.

Sibylla: Sprich weiter, Geliebter, sprich weiter. Mir ist so selig und bang.

Byr: Du hast vielleicht gewartet auf mich — und hast die Kraft verloren, weil das Warten so lang — aber, Geliebte, ich wußte dies; ich wußte alles und konnte deshalb nicht kommen tagelang. Es kamen in der Nacht die Vögel zu mir und schrien: Dein Weib wird schwach, dein Weib wird krank. Aber ich sagte den Vögeln, daß der Mensch, der ein Haus bauen will, kein schwaches Weib gebrauchen kann. Da kamen die Gewässer zu mir und schlugen an meinen Fuß, wenn ich durch die dunklen Wälder mit freudigen Gedanken schritt, und sprachen zu meinem Blut: Geh nach Hause, armer Mann, geh nach Hause; der Grund, auf dem du schaffen willst, ist krank. Weib, o mein Weib! Da wurde ich selber krank. Und bin wie ein Tier nun, das seinen Weg über den Menschen verlor, um dies Haus gestreift, um mein eigenes Haus, drei Tage und drei Nächte lang.

Sibylla (laut): Geliebter, deine Stimme zittert, deine Stimme zittert mir wird bang.

Berirr (erwachend): Sibylla! (Byr tritt ins Dunkel zurück.)

Sibylla (erwachend): Was ist?

Verirrt: Mit wem sprichst du?

Sibylla: Ich?

Verirrt: Ja. Du sprachst mit jemand. Träumst du? Träumtest du?

Sibylla: Ich weiß nicht. Aber mir ist bang. Küsse mich — willst du?

(Sie weint.)

Verirrt: Geliebte —

Sibylla: Anders. Ach. Komm zu mir. Ziefer. Ich will dich küssen.

(Sie weint immer stärker.) Ich will dein Haupt bei den Haaren fassen; so — und es zurückbiegen so, siehst du, daß du blaß wirst. Ich will dich aus der Welt küssen, Geliebter, und du mußt deine Arme wie blühende Fliederbüsche um mich schlagen, so, und meine Haare sollen wie Domkuppeln um dich hängen, in denen es heilig und still ist, daß es still, ganz still um unsere Gesichter wird. (Ihre Tränen ersticken ihre Stimme.) Du mußt mich wiederküssen, Geliebter. Mir ist bang.

Verirrt: Warum bist du so bang?

Sibylla: Ich bin nicht bang, ich bin fröhlich; nur tut mir mein Herz dabei weh, und ich bin müde dabei, so müde.

Verirrt: Schlafe. Wir wollen einschlafen wieder.

Sibylla: Ja. Laß uns schlafen. Wir wollen einschlafen wieder. Leg deinen Kopf auf meine Brust, hier quer über meine Brust, wo das Herz schlägt. Wir wollen einschlafen dabei.

Verirrt: Liebe!

Sibylla: Lieber!

(Sie schlafen erneut ein.)

Byr: Sibylla — Sibylla!

Sibylla (wieder im Traum): Bist du wieder da?

Byr: Ja. Zum letztenmal.

Sibylla: Mir wird bang!

Byr: Du brauchst nicht mehr bang sein, mein Weib. Ich habe euch zugehört, und ich bin von mir fortgegangen, weit, so weit.

Sibylla: Wo bist du hingegangen so weit?

Byr: Ich weiß es nicht mehr, Weib. Aber sage mir jetzt, bevor ich scheide, noch eins: Ist ein Weib nicht schädlicher als das grünspanige Gift, das die festen Metalle zerfrisst, wenn es dem Manne die schaffenden Hände lähmt?

Sibylla: Ach, Geliebter, ja, zittere nicht!

Byr: Muß nicht untergehen der Mann, wenn er den Grünspan nicht mit eisernen Händen heilt?

Sibylla: Ja, Geliebter, ja, zittere nicht!

Byr: Ich muß dich töten, mein Weib!

Sibylla: Mußt du es wirklich, mein Mann?

Vyr: Ja, ich muß es. Ich weiß, daß ich es muß, mein Weib!
 Sibylla: So töte mich, mein Mann!
 Vyr: Ach, die Waffe wird schwer und zittert in meiner Hand!
 Sibylla: Zittere nicht, Geliebter, ich bin bereit!
 Vyr: So wecke den anderen auf!
 Sibylla: Verirrt, Geliebter, wach auf!
 Vyr: Verirrt, mein Freund, mein Freund Verirrt, wach auf!
 Verirrt: Wer ruft mich? Wer ruft mich so laut?!
 Vyr: Ich, Vyr, dein Bruder, bin da und rufe dich so laut. Ich bin
 du geworden, und du bist ich. Richte dich auf!
 Sibylla: Geliebter, richte dich auf!
 Verirrt: O, Vyr!!
 Vyr: Weh! Meine Kraft zerbricht! Sprich, schnell, Weib: Liebstest du
 ihn in mir und mich in ihm, und blieb erhalten in dir die heilige Eins?
 Sibylla: Geliebter, du fragst zuviel: ich weiß es nicht. Ich weiß nur,
 daß ich hange bin vor Gott und nicht allein bleiben kann.
 Vyr: Aber zwischen Tier und Gott steht der Mensch!
 (Er hebt die Waffe. — Ein Schuß. — Dunkel.)

Tischszene wie zu Anfang.

Augur — Sibylla — Verirrt.

Augur: Es war gut, daß Sie nicht abgereist sind, jene Nacht, junger
 Mann. Die Haustür war unverschlossen; es konnte jeder herein.
 Sibylla: Hörst du, Geliebter? Die Haustür war auf jene Nacht.
 Augur: Auf, ja. Ich schloß sie auf. Zwei Arme breit auf. Man war
 bereit zum Empfang.
 Sibylla: Ich träumte. Weißt du es noch, Geliebter?
 Verirrt: Ich weiß es.
 Sibylla: Welch Traum!
 Augur: Welch schöner Traum! Noch sind die Zeichen zu sehen. (Er
 deutet mit dem Finger auf die Schläfe Verirrts, auf der ein kleiner, kreisrunder roter Fleck ist.)
 Du hast deinen Geliebten heute nicht ordentlich gepußt, mein Kind.
 Sibylla: Warum muß dies immer wieder sein! Vater. (Sie sucht ein
 Tuch im Ausschnitt ihrer Brust.)
 Augur: Weil Ordnung sein will. Ordnung überall, auch unter den Toten.
 Schnell, nimm dein Tuch.
 Sibylla (seufzt): Ach.
 Augur: Sträube dich nicht. Puße.
 Sibylla: Komm, mein Geliebter.
 (Sie nimmt Verirrts Kopf und pußt ihn, wo der Fleck sitzt.)

Augur: Bist du fertig?

Sibylla: Ja.

Augur: Dann deck deine Brust zu, Kind. Gleich ist die Tafel vorbei.

Sibylla: Meine Brust ist nicht kalt, Vater.

Augur: Mein, sie ist warm, ich weiß es, zu warm, aber der Fled leuchtet vorzeitig durch das Fenster ins Dunkel. Noch sind keine Schritte im Schnee.

Berirrt (steht auf): Ich reise, mein Herr.

Augur: Ich weiß es, gleich. (Er sieht nach der Uhr.) Johann!

(Sibylla und Berirrt gehen lautlos durch die Thür im Hintergrund ins Schlafzimmer.
Johann schlürft herein.)

Augur – Johann.

Augur: Sie können abräumen, Johann.

(Johann räumt ab. Hin und wieder zittert das Geschirr mit klapperndem Geräusch in seiner Hand.)

Augur (ist an das Fenster getreten. Sich wendend): Leiser, leiser. Zittere nicht, Mann.

Johann: Ich bin nur ein Mensch, Herr.

Augur: Lästern Sie nicht so lustig, Mann.

Johann: Es ist heute wieder der Jahrestag.

Augur: Jede Sekunde ist ein Jahrestag.

Johann: Jener Nacht; Herr, jener Nacht.

Augur: Es kommt auch die letzte, Mann.

Johann: Aber es ist heute das zwölfte Jahr jener Nacht.

Augur: Zwölf Jahre. Zwölf Jahre. Was sind zwölf Jahre, Narr? Es gibt keine Zeit. Lamentiere nicht. Wir sind nur im Gleichnis.

Johann: Laßt mich sterben, Herr! Sterben! Nichts als sterben!

Augur: Nichts als sterben. Schön gebetet! Als wenn das so leicht wäre! — Räume die Tafel ab, Mann!

(Wieder Stille. Nur das leise Klirren des Abräumens ist zu vernehmen. Dann geht Johann schlürfenden Schrittes hinaus.)

Augur allein.

Augur (kratzt wieder die Eisblumen ab und taut sie mit dem Leuchter voll Kerzen auf. Er steht scharf und suchend hindurch): Da! Da ist er wieder! Da streift er wieder die Felder entlang. Sein Haar ist lang geworden, und sein Schritt ist schleppend. Er ist nicht mehr der eines Tieres. Er ist jedes Jahr weniger der eines Tieres. Er war noch vor einem Jahr der eines Mammuts, der durch die Landschaft heimkehrend streifte. Aber er ist über Nacht ein Wald geworden, der mit nebligem Gesträuch nach den Menschenhäusern greift. Jetzt — löst sich der Wald in Rauch —. Es

steigt aus den Furchen auf, die Schneedecke bricht, die Bäume winseln und biegen sich unter den Wolken, Nachtvögel flattern schattenhaft aus den Zweigen, und ein Wind, ein bleichhändiger Wind, kommt über den Garten. Ja, zittere nur, Haus! Klirrt nur, Fenster! Eisblumen, knirscht! Erlösche, Flamme im Herd! Der Mensch kann töten, aber er kann nicht aufbrechen zur Gestalt. Zurück ist er Wasser, Frost und Wind und fressendes Chaos geworden. Es kräuseln sich die Felder, die Hügel brechen einher, die Bäume versinken, und lautlos, lautlos gehen unter die Menschenhäuser.

Vorhang.

Begegnung in Mitteldeutschland

Von Arthur Holitscher

Man nimmt die Feder so leicht nicht wieder in die Hand, wenn man sie nach dem Wort Rußland niedergelegt hat, noch dazu nach dem Ausrufungszeichen hinter dem Wort Rußland. Und doch vermeinte ich das Zucken in den Fingern zu spüren, das: horch! jetzt! besagt; das geschah auf einer kleinen Reise durch Thüringen in diesen hochsommerlichen Maitagen. Und es geschah, weil von Ort zu Ort, auf Landstraßen und Marktplätzen, in Domen und Burgruinen immer wieder der Name Muck-Lamberty auftauchte. In einem kleinen Laden der alten Universitätsstadt habe ich einen verbgedrechselten Leuchter aus Mucks Leuchtenburg-Werkstatt erstanden; der ihn mir verkaufte, war ein junger Mensch von 18 Jahren, der Jüngste aus Mucks „Schar“, wie er selber sagte, einer von diesen jungernsten, frohselbstbewußten, hellen Menschen, die man jetzt in mittelalterlicher Tracht, barfuß und mit vom Regen und Sturm metallisch gefärbtem Haar auf den Straßen, in den Wäldern und vor den Domen Thüringens antrifft. Während er in seinem Laden unter Büchern, Zeitschriften, allerhand geschnitztem, gehämmertem und gewebtem Kram dastand und meinen Leuchter einpackte, erzählte er mir von Muck, den Fahrten und Taten der „Schar“, die in einer fröhlich kommunistischen Gemeinschaft das Ländchen durchstreifte, dann auf der Leuchtenburg ob Kahla bis zum März hausen durfte, von Gnaden der altenburgischen Regierung, derselben, die Muck mit seiner ganzen Schar kurzerhand aus der Burg jagte, als es sich herausstellte, daß Muck, der Enthaltfamkeit predigende, Alkohol und Nikotin abschwörende Muck auf

der Burg eine Art Liebeshof eingerichtet hatte. Eine aus der Schar, die durch Muck zu Schaden gekommen war, hatte den Apostel den Behörden angezeigt; Muck mußte sich einem hochnotpeinlichen Verhör unterwerfen, und jetzt ist die ganze Schar mitsamt ihrem Führer in alle Winde zerstreut, hat sich verkrümelte und ist auf der Flucht vor den „Recht-denkenden“, den bewußten „Recht-denkenden“ mit ihrer wohlgeölten und mustergültig rotierenden Vernunft und Besinnung.

Wie gesagt — ich habe geglaubt, Muck-Lamberty werde meinen seit Rußland still liegenden Motor ankurbeln; aber jetzt ist die Kerze im Leuchter schon zur Hälfte heruntergebrannt und der Schwung zu dem, was zu sagen wäre, hat sich noch nicht eingestellt — daran ist hauptsächlich die Spannweite schuld zwischen dem, was einem über Muck gesagt wird und was man dann über ihn zu lesen bekommt. Denn das ist zweierlei.

Eins aber steht fest: es ist ekelhaft, ja geradezu ekelhaft, wenn man daran denkt, mit welchem Wust die Zeitungen hier in Berlin einen monatelang überfüttern — und dabei gehen vier Stunden süßlich von dieser Stadt Dinge vor, die mit den innersten Bedingungen unserer Kultur vielleicht mehr zu tun haben als die Kapriolen der westlichen Politik und der Reichstagschwacher um Ämter und Unterschriften, und man erfährt über sie so gut wie nichts. Ich weiß es genau, daß nur wenige unter jenen, die diese Zeilen zu Gesichte bekommen, den Namen Mucks schon gehört haben werden. (Doch, nun erinnere ich mich, in einem bürgerlichen Blatt standen einmal vier oder sechs Zeilen über Mucks Verjagung von der Leuchtenburg, an der Stelle, wo sonst Heiratschwindler und Hoteldiebe abgehandelt werden.)

Der Pfarrer Rißhaupt in Erfurt hat der „Schar“ und ihrem Führer auf ihrem Durchzug seine altehrwürdige Kirche geöffnet. Er spricht sich jetzt in einer Broschüre (Die „Neue Schar“ in Thüringen, bei Diederichs in Jena) über die merkwürdige Bewegung aus, um die, wie um ihre Mittelpunktfigur, bereits der Schimmer der Legende sich zu spinnen beginnt. Und ein Mann wie Eugen Diederichs tritt (in der Zeitschrift „Junge Menschen“, Brief an den altenburgischen Kultusminister Mehnert) für Muck, den Verbannten, ein, den er ernst nimmt mitsamt seinen Fehlern und vor den Behörden und all den anderen „Recht-denkenden“ zu verteidigen sucht. Die Spannweite zwischen Gehörtem und Gelesenem bleibt immerhin beträchtlich, aber es fehlt noch ein Brückenbogen zu Muck und dem Verständnis für seine ganze Angelegenheit, und über diesen Bogen müßte Muck selber zu mir herüber schreiten, damit ich ihn von Angesicht sehen könnte. Denn dieser ist zweifellos einer von den so seltenen faszinierenden Menschen, von denen starker Magnetismus aus-

zugehen scheint. Anders ist sein Aufglühen und zeitweiliger Kometen- oder meteorhafter Niedergang kaum zu erklären. (Nun, der Bogen ist geschlagen und Muck unterwegs.)

Pfarrer Nishaupt hat seine Broschüre unter dem Druck schwerer Gewissensnot geschrieben. Halb ist er hingerissen, halb stemmt er sich gegen sein Gefühl. Es ist offenkundig, daß er sich reinwaschen will, hat er doch seine Kirche nach der Enthüllung von Mucks polygamen Abenteuern entheiligt und beschmutzt gesehen. In der Hauptsache bleibt dieser Pfarrer ein schwer mit seinem Gott ringender Mensch, und man merkt jedem seiner Worte die Gläubigkeit des von der bezwingenden Welle unserer heutigen Glaubensbereitschaft emporgetragenen Christen an, der mit äußerstem Schmerz festzustellen gezwungen ist, daß er durch das Versagen eines Menschen um eine Hoffnung ärmer wurde und die Leere über der Kirche wieder zusammenschlägt. Denn darum handelt sich's im Grunde. Muck hat Hoffnungen erweckt. Keinem ist heute die Welt dankbarer und zu größerem Dank verpflichtet als dem, der Hoffnungen zu wecken vermag. Diese Zeiten sind die Tage Molochs, der mit Hoffnungen gefüttert wird. Die Seelen der Menschen haben sich im allgemeinen bereits eine gewisse Übung im Entsagen, in der Resignation angeeignet. Hier und da aber flackert ein starker Schmerz, bricht ein Schrei aus einem oder dem anderen hervor, der beweist, daß eine glühende Seele sich eine Hoffnung ausgerissen hat, eine Rose sich in eine Brennnessel verwandelte; an dem Heft Nishauptens klebt noch ein Feszen mit Blut.

Mucks Geschichte hört sich so an: Er hat Wandervögel um sich gesammelt; die Schar bestand zum größten Teil aus ihren Familien entlaufenen, dem Krieg entronnenen jungen Männern und Mädchen — Muck mit seinen 30 Jahren der Älteste der Schar. Singend, tanzend, „schwingend“ zog die Schar durch kleine und große Orte Thüringens, das Altenburgische, Weimarische; sprang, sang, jubelte sich unter der Linde und vor dem Dom aus, raufte mit den Schund und Trödel feilhaltenden Jahrmärktekrämern, deren Handel sie störte, predigte von den Domstufen herab und in den Domen, deren kahle Wände und Balken sie mit Blumen und am frühesten Morgen aus dem Wald geholtem Laub herrlich geschmückt hatte, predigte Lebensfreude, ein besseres, schöneres Dasein in Freiheit und Dankbarkeit gegen den Schöpfer; die Schar spielte und tanzte mit dem Volk, den Kindern, tauschte ihre Erzeugnisse, Drechselarbeiten hauptsächlich, mit den Bauern für Lebensmittel und Obdach. Das ging monatelang so, über Landstraßen, durch Städte, Dörfer, Wald, Berg und Thal, bis die Schar dann auf der Burg ob Kahla festhaft geworden war und ihren Führer bald darauf sein Schicksal ereilte.

Nicht Haupt wie Diederichs erkennen Muck die Kardinal-eigenschaft und Tugend des Führers: Ernst, Durchdrungenheit von einer Mission, was sich in innerer und äußerer Geradheit und Demut der Lebensführung ver-sinnbildlicht, ab. Sie erklären Muck für in gewissem Sinne infantil, verantwortungslos, aber für alles eher als einen Charlatan. Ihnen ist er mitsamt seiner Schar noch immer als sichtbare Verkörperung der innigen Sehnsucht des Volkes nach Freudigerem, Freierem, Höherem lieb und wert. Sie wollen nicht, daß er ganz unterdrückt werde und ver-komme, offenkundig weniger aus Zuneigung zu ihm selber, vielmehr aus dem Gefühl, daß dem Volke heute etwas nicht genommen werden darf, dessen es dringender bedarf als Essens, Trinkens, Steuerzahlens und der Vertröstung auf bessere Zeiten.

Es ist das alte Lied, das alte Übel. Hindenburg, Ludendorff sind fort, und sonst hat dieses Volk keine Führer; nicht in der Politik, nicht in Dingen des Geistes, und wenn nun einer aufsteht — mit wunderbaren Tungen und Mädchen auf Märkten singt und tanzt — in Kirchen glühend und selbstherrlich „Aufartung“ verkündet — das Beispiel einer wenn auch in der Hauptsache nur ästhetisch gerichteten kommunistischen Gemein-schaft, einer Wandervogelgemeinschaft aufrichtet — wenn er es zuwege bringt, ermattete Seelen, wenn auch nur durch romantisch ungestümes Ge-haben, zu höherem Erschwingen zu stimmen — dann werfen sich auf seinem Wege Verzweifelte vor ihm nieder, um den Saum seines Kittels zu küssen — dies geschah Muck! — dann halten ihm Mütter ihre Kinder zum Segnen hin — auch das geschah Muck! — und was hat es dann im Grunde viel zu bedeuten, daß der also Verehrte sich über kurz oder lang statt eines Heilands als ein Rattenfänger erweist...

Das aber weiß ich schon heute: sollte Muck-Lamberty sich die Barfüßer-firche aufs neue erschließen, ich werde seiner infantil-ekstatischen Predigt williger und mit innerlicherer Beteiligung lauschen, als ich sie je auf-zubringen vermöchte, säße ich dem Leiter des Institutes für Weisheits-pflege im Darmstädter Schloß gegenüber. Der Graf Keyserling stammt aus Mitau und wird wohl etwas über das Kulturniveau und das Bildungsbedürfnis des Volkes von Kurland und Litauen, wie auch über die Bestrebungen seines ehemaligen Landsmannes, des Volkskommissars für Volksunterricht und Aufklärung Lunatscharsky in Moskau wissen. Aber dieser russische Graf ist offenbar, bei all seiner rund um die Welt bewährten Weisheit in Dingen der Kultur mehr ein baltischer Baron geblieben als ein Tolstoj geworden.

Allerorten, wo Muck mit seiner Schar vorübergezogen ist, sieht man

noch, wann immer zwei Kinder beisammenstehen, Tanz, hört man Gesang. Vor Weimars Belvedere schwingen sich auf dem Rasenrondell kleine barfüßige Mägdelein mit flatterndem Haar im Ringelreihen und singen ein uraltes Liedlein dazu. Sie fassen sich bei den Händchen und springen im Kreis, fast fliegen sie ins Springbrunnbecken. Die Spur des Grafen Kesyserling — er verspricht in seiner Ankündigung (wörtlich) „private und intime Behandlung“, Dauer der Einzelkur zwei Wochen, öftere Wiederholung empfohlen —, die Weisheitsspur von Darmstadt wird sich in Gestalt erhöhter geistiger Anmaßung durch die Gefilde des Tagorekultes am Kurfürstendamm, die Steinergerilden Münchens und die Salons der oberen Bourgeoisie von Frankfurt am Main ziehen. Les nouveaux sages

Von der Jugendbewegung Deutschlands läßt der Außenstehende am besten die Finger; sie ist äußerst verworren. Wandervogel gibt es nun in fast so vielen Abarten, wie mein Vrehm sie verzeichnet. Die Manifeste, Flugblätter, Zeit-, Streit- und Spottschriften, in die Mucks Jenenser Jünger mir den Leuchter einwickelte, zeigen, wie wacker ein Schwarm auf den anderen mit den Schnäbeln loszuhacken versteht. Der Krieg und seine Ergebnisse, die politische Entwicklung der Welt seit der russischen Revolution hat die Jungen vor Aufgaben gestellt, denen sie sich gewachsen fühlen möchten. Bei Diederichs erschien in diesen Tagen der Bericht über die Tagung in Hofgeismar (Ein politischer Versuch in der Jugendbewegung 1920, herausgegeben von W. Ehmer), der jene Verworrenheit nicht löst; eher kompliziert sich das Bild. Die Bünde und Schwärme, die in Hofgeismar gegen- und durcheinander rebellierten, die Freideutschen, die Jungdeutschen, die Kommunisten, die Nationalkommunisten, die Praktischen Idealisten und die Entschiedenen, haben mit jenen anderen, die sich unter den Bannern Blüher's, Plenges, Wynekens, aus neuester und jüngstvergangener Zeit bekannter Führer und Apostel befehlen, das gemein, daß die Parteien emsig aus dem Saal laufen, wenn die Gegenpartei zu Worte kommt. Hier und da wird ein Ausreißer mit sanfter Gewalt wieder in den Saal zurückgeschleppt, dann zieht er eine „Erklärung“ seiner Gruppe aus der Tasche, die die Unversöhnlichkeit der Gegensätze in Punkten und Abschnitten dokumentiert. Man muß diese Broschüre lesen. Der Eindruck, der bleibt, ist nicht von den Meinungen, Forderungen, auch nicht von dem guten Drang, etwas Positives zu leisten, nicht von den Versuchen Einzelner, gerade und stark auszudrücken, was nottut, sondern eben von jenem Durcheinanderreden und Hinauslaufen. In diesem Gesellschaftsspiel gefallen sich, wenn man die Reichs-

tagsprotokolle lieft, nicht nur die Jungen; das Auseinander- und Hinauslaufen ist nachgerade Charakteristikum des gesamten öffentlichen Lebens Deutschlands geworden. Kraft zur Aktion, Initiative ist nicht vorhanden, Intoleranz wuchert. Dieselben, die sich über die Unterdrückung der nicht-offiziellen Meinung, der Presse und der Redefreiheit in Rußland entrüsten, beweisen durch ihr Verhalten, wie sehr ihnen die Macht willkommen wäre, die ihnen Handhabe zur Unterdrückung der anderen böte.

(Ein einziger Abend, eine einzige Stunde hat all die Hofgeismarer, die Freideutschen, die Jungdeutschen, die Kommunisten, die Nationalkommunisten, Einheimische und Fremde unter einen Hut und zum Stillsitzen gebracht — eine Tanzvorführung, nach der sie alle in malerischer Gruppierung sich zu gemeinsamem Gesang einten. Der vier- oder acht- oder sechzehnstimmige Chor übertönte die aus geringer Entfernung herüber-tönenden Detonationen des Hornberger Schießens.)

Wenn Gesang und Tanz nicht wären, es sähe traurig aus um Alt und Jung! In diesen frühen Sommertagen hallte ganz Thüringen wider von Gesang. Auf der Rudelsburg feierte die Deutsche Volkspartei ihr Fest. Studenten hielten in einer Ecke des alten Burghofs ihren Kommers ab. Alte Herren mit Couleurbändern über Schieberbäuchen waren in nagelneuen Automobilen aus allen Richtungen der Windrose herbeigeieilt und sangen:

„ . . . o quae mutatio rerum!“

Es wurde Rheinwein und Champagner konsumiert. Rings um die Tische stand die Bevölkerung von Kösen, Naumburg und Merseburg und beobachtete die Sitten und Bräuche der farbengeschmückten Eingeborenen. Der Vorsitzende hieb mit dem Spazierstöckchen auf den Tisch, kommandierte Steigen und Fallen des Kantus, Salamander und Extrinken. Daweil memorierte draußen vor der Burg Herr von Kardorff seine Rede, die er bald darauf, an das hurschikos übers linke Knie geworfene rechte Erzbein des Burschenschafters Jung-Bismarck gelehnt, auswendig vortrug. Hakenkreuz und Schwarz-Weiß-Rot lagerten auf dem Grasabhang und hörten den rührseligen Sermon an, in dem der größte Deutsche (wer? Goethe? Luther? Marx? Friedrich oder gar Zeppelin?) angerufen wurde, sich der todtraurigen Schmach des untergehenden Volkes zu erbarmen. Zur gleichen Zeit zog zehn Schritte weit vom Denkmal auf der Straße ein Trupp von Kleinbürgern und Proletariern, Männern, Frauen und Kindern hinter einer Fiedel und vier Zupfgeigen fröhlich singend talwärts. Unten auf der Wiese vor der Saalefähre begegnete er einem anderen singenden, bereits genugsam angesäuselten Schwarm: einem Junggesellen-

verein mit Troddelmützen, Perücken, grotesken Pappgebissen im Maul, einer verrückten Fahne und verrückten Musikinstrumenten. Zehn Minuten lang wurden zum Klange von Gitarren, Pistons und Pikkoloflöten allerhand Provinzdielentänze geschoben und das schöne Gras auf Wochen hinaus zuschanden gestampft. Dann entfernte sich jede Kotte nach verschiedenen Richtungen.

In Mucks Leuchter die Kerze ist jetzt ganz heruntergebrannt. Die Hige in meinem Zimmer rollt die Ränder der Landkarte an der Wand in die Höhe. Von Gesang und Tanz ist nicht mehr die Rede — nur der kleine hölzerne Hampelmann-Muschel von der Sucharewka tanzt zwischen den Fenstern unbeweglich die Kamarinskaja an der mehrfach verknoteten Strippe. Ich soll jetzt ein Buch über Berlin schreiben.

Der Reiz der Bücher, die man über fremde Länder, Menschen, Verhältnisse schreibt, ist in der Unzufriedenheit mit der Heimat, dem Ort, an dem zu leben man irgendwie gezwungen ist, begründet. (Zumeist ist es gar nicht die Heimat, sondern ein Exil. Und wenn die Heimat auch nichts weiter war als Exil — um so besser für das Buch.) Die Unzufriedenheit mag ihre Ursache gar nicht so sehr in der gerechten Betrachtung und dem Abwägen von Hier und Dort haben, sondern darin, daß man sein Element in der Bewegung gefunden hat, nicht im Stillstehen, in der Seßhaftigkeit. Die Unzufriedenheit ist es, die die Fremde idealisiert. Über Berlin schreiben? O, Septembertage zwischen Ottawa und Winnipeg im saufenden Kanadaexpress! Augustwoche Algier-Gibraltar-Southampton! Oktobersturm um die Wette wehend mit der Pazifiklokomotive vor unserm Vancouver-San-Franzisko-Flieger! — — Wann kommt ihr: Tage des Ostens, die ihr euch in Meersonnenuntergängen mählich zu Tagen der westlichen Erdballhälfte verwandeln werdet — Tage der Bewegung, des Stroms, des Entzückens, im Zeitehschoße ruhend noch? — — —

Berlin ist für das geschärfte Auge, das gespitzte Ohr schon keine Fundgrube mehr, sondern ein Klondyke! Aber man hat hier und in all diesem zu lange gelebt, dies und das werden, sich halten, umfallen und verfallen gesehen, Flickram, Hintrödeln, langweilige wellenförmige Bewegung auf dem gleichen Niveau. Wie wunderbar dagegen: niederzuschießen auf einen Ort, ein Bild, eine Situation, für einen blitzscharfen Augenblick und dann — davon auf Nimmerwiederssehen! Hier in dieser Stadt, inmitten all dieser Dinge hat man, erregt, lethargisch, von der Ringbahn umkreist, zweimal sieben Jahre verlebt... Im letzten Grunde aber liegt alles an der Form; sie ist zu finden.

Mit dem Omnibus nach dem Friedrichshain. Der Friedrichshain ist Berlin schlechtweg. Der Märchenbrunnen, um den Arbeiter und Bürgerleute des Nordens in der Dämmerung sitzen; das Friedrichsdenkmal; die Rhododendrongebüsche; der Friedhof der März- und Novembergefallenen; Alleen, Promenaden, Teich und Spielwiese. Mit dem Friedrichshain könnte man ein Buch über Berlin wohl beginnen.

Dann aber rückt man näher und näher an den Mittelpunkt heran. Da ist der Alexanderplatz. Die Linden vom Schloß bis zum Reichstag. Kemper Platz und die Viktoriastraße. Die Potsdamer. Kanalufer zum Zoo. Uhlandstraße. Schon fällt der Schatten der Ludwigskirche in die Arbeitsstube. Dieser Platz rund um die Kirche — die Nachbarschaft, der man seit anderthalb Jahrzehnten in die Fenster schaut — die Haustreppe mit ihrem Schicksal im Frieden, während des Kriegs, seit der Revolution — die vier Wände. Dieser Schreibtisch dahier! Enger werden die konzentrischen Kreise, der letzte preßt sich wie ein eiserner Reif um das Herz zusammen. Soll das aus dem Buch über Berlin werden?

Wer mit einem schwillt der Lebensdrang nach außen. Schon kündigt sich die Form an.

Aus den Westlichen Tagen

Von Annette Kolb

Herbstwoche in Frankreich

Zum erstenmal seit sieben Jahren betrete ich wieder französischen Boden. Die Kehler Brücke ist mittlerweile zur nahezu ungangbaren Zugbrücke geworden. Es ist Nacht. Und doch fühlt man — ohne es zu sehen — nirgends das deutsche Ufer so traurig in sein Unglück zurück-sinken. Zwischen der Schweiz und Deutschland bestimmt schließlich nur der Unterschied von Armut und Opulenz die Größe des Abstandes. Wie ist er, ganz ohne Tragik, verglichen mit hier! — Der Tram rattert zwischen den hohen Eisengeländern über den Rhein, und man hört ihn nicht rauschen. Doch mein Herz wendet sich ganz hinab zu ihm, der in der Tiefe unter Nebel und Gebüsch wie ein weinender Greis seine Kinder umklammert. Ich plaudere dabei mit Elsässern, die mir bis zur Grenze entgegengekommen sind. Denn Straßburg ist keine Stadt der Elegie. Zu viel Licht und Luft und Himmel nimmt sie vorweg. Ihre Umstrittenheit, der Geruch des Blutes steigt nicht bis zum Turm des Münsters

empor. Wie ein gottgewollter Pfeil, ins Weite ausgesandt, nicht der Menschheit Tage eingedenk, sondern Jahrtausende umspannend, musizieren Farbe und Leben seines Steins, flötet und fiedelt er mit der Luft, läßt Geschehenes als entrinnbar unter sich, jubelt, bejaht und kontempliert: Unverborbener Katholizismus, mit ihm mutierend, ohne Finsternisse, zielt er ins Ewige. Deutsch oder französisch sind keine Erwägungen vor ihm, der als eine Verschmelzung beider triumphiert. Und welch ein Triumph! Es löst sich der Krampf des Herzens vor seiner Vollendung.

Ich springe in den Pariser Nachtschnellzug im Augenblick, da er sich in Bewegung setzt. Er ist fast so überfüllt wie in Deutschland. Aber sehr viel unnötiges Militär macht sich darin breit. Wie bezeichnend ist es doch, daß Kaminkehrer Glück bringen! Ruß, Schwärze, Leiter, alles an ihrer Uniform ist zweckmäßig und ohne Rückständigkeit, so lange es Kamine geben wird! —

Ich komme endlich zwischen einem Lungenkranken und einem Kinde unter; der Freund oder Wärter des Kranken, ein Ehepaar und eine Dame in Trauer mit einem zermürbten aber noch nicht verwelkten Gesicht sitzen mir gegenüber. Luft und Hitze treiben mich auf den Gang hinaus. Die Dame in Trauer ist mir gefolgt. Als Leidensgefährtinnen kommen wir ins Gespräch. Das kleine Mädchen, das bequem ausgestreckt in seiner Ecke schlummert, ist ihre Enkelin. „Wir haben schon eine lange Reise hinter uns,“ erzählt sie mir. „Wir sind heute morgen von Wiesbaden abgefahren. Mein Schwiegersohn ist dort in Garnison.“ Sie nennt das Regiment zu Pferd oder zu Fuß (ich habe kein Gedächtnis für solche Sachen), das er befehligt. „Wir sind alle sehr gern dort,“ sagt sie, „unsere ganze Kolonie; die Villen sind prächtig, die Gegend wunderschön; quant aux Allemands, on ne s'en occupe même pas.“ Der Zug hält: Zabern. Die Reisenden haben sich zum Schlafen angeschickt. Ich setze mich auf eine Weile auf meinen Platz. Mein kranker Nachbar verfällt in minutenlanges Schnarchen, aus dem er auffährt, um schwer zu spucken und zu husten. Aus seiner Reisetasche ragt ein Stoß von Taschentüchern: die Ration für die Nacht. Er ist massiven, wie bleiernen Baues, mitten im schon stündlichen Verfall noch Fett produzierend; dabei sehr soigniert. Nings um seine Schläfen ist das Bewußtsein seines nahen Sterbens eingetragen.

Nach einer Stunde trete ich wieder auf den Gang, wieder von der Dame in Trauer gefolgt. Was ist an ihrem langen Schleier, das mich beunruhigt? Er ist well und hängt ihr so gewohnheitsmäßig an wie ein Teil von ihr, ihr Anteil. Zum Glück stellt sie mir keine Fragen, sondern

erzählt. Wir starren in die Nacht hinaus. Und jetzt kommt, was ich zu hören fürchtete: sie hat ihre beiden Söhne verloren. Spurlos. Vergebens hat sie Wochen hindurch die Felder der Champagne durchsucht. Wie Spreu waren ihre Kinder verweht; vom Mörser des Krieges zerstampft. Sie spricht als zu einer Landsmännin von der gemeinsamen Not mit mir. Alles sei so schlecht organisiert und es geschähe nichts. Sie seufzt. Ich seufze. Hätte ich sie aus ihren Erinnerungen schrecken und ihr sagen sollen: Madame, ich führe einen deutschen Reisepaß. Ich tat es nicht.

Das Erwachen des Schwindsüchtigen war grauenhaft. „J'étouffe!“ stöhnte er, und wir rissen die Fenster auf. Da erholte er sich langsam, unterhielt sich dann mit seinem Freunde über Winzerangelegenheiten und aß Schokolade. Das Kind hatte sich aufgerichtet, die Dame in Trauer zog beschmierte Brötchen aus einem Reiseforb — nur ich hatte vergessen, mich zu versorgen — und reichte sie ihm. „Sie haben wenig geschlafen,“ sagte sie mir. Ja! In der Tat. Wie lange war ich wohl in dieser Nacht mit aufgestützten Armen dagefessen, in dem einen vergeblichen Gedanken meines Lebens wie vergraben. Der ganze Haber, in seiner unverrückbaren Wirklichkeit, nichts wie ein Spuk. Wir sind einmal ein einziges Volk von vielen Stämmen gewesen, unter einen einzigen Namen gebracht. Und nur eine einzige Krone ist je der Rede wert gewesen, die, welche in jener Weihnacht zu Rom auffunkelte und von dem, der sie empfing, auf den Knien hingenommen wurde. Es lohnte sich. Die Krone der Schöpfung war's, vor welcher er da niedersank.

Mittlerweile aber, und weil wir das Jahr 1921 statt des Jahres 800 schreiben, zeigte es sich im Lichte dieses Wintermorgens und des immer näher heranrückenden Paris, daß mein Vorsatz, den dortigen Freunden von einst — bis auf drei, die mich erwarteten — meine Anwesenheit vorzuenthalten, so gar nicht in meiner eigenen Willkür, sondern in der furchtbaren Lage der Dinge beruhte: ausgetretene Flüsse, die ohne herüber und hinüber noch lange toben würden! —

Der Dienstag

Eine Ankunft aus der Gare de l'Est an einem nebeligen Wintermorgen hatte nie etwas Glorioses; und aus dem Hotel an den großen Boulevards, in dem ich angemeldet war, wäre ich am liebsten gleich wieder hinausgelaufen. Erst ließ ich Tee bringen; er war gut und ich fiel heißhungrig darüber her. Das Zimmer war ja für Pariser Begriffe nicht teuer. Aber was für Wände! Welch ein Teppich! Entfärbt, zerfressen, von Staub umflochten und an den Rändern aufgeworfen. Nur

das Bett stand, wie inmitten einer Ruine, schön und unverfehrt. Und was kam es schließlich auf ein Zimmer an? — Schon brach die Sonne durch den Nebel. Man hörte Geschrei von der Straße herauf. Schon stand ich unten. Schon lag ein Brief Abelaidens vor. Schon trieb ich die Rue St. Honoré entlang, an jeder Kreuzung, jedem Straßenausblick einem Ansturm von Erinnerungen preisgegeben. Erinnerung! Erinnerungen! Wie ein Gespenst war ich zurückgekehrt.

In Abelaidens Haus waltete der alte Portier, und ich stellte mich fremd. „Ach ja,“ sagte er, „nun bin ich 4 Jahre hier; meine Knie spüren den Dienst.“ Auf diese Weise gab er mir zu verstehen, daß er mich erkannt hatte. Seine Treppe wickelte er so gut wie je; der Läufer war kaum verblaßt. Und in Abelaidens Salon tat ein Feuer im Kamin, als wäre alles sehr lustig. Die Flammen vollführten einen großen Tanz. Aber Abelaidens Haar war ein einziger grauer Strahlenkranz geworden. Mit geschlossenen Augen hörte ich jetzt von all den vorflössenen Freunden, wer noch lebte, wer gefallen, wer verschont geblieben, wer herangewachsen war. Tote und Lebende zogen an mir vorbei. Plötzlich sprang ich auf. Es war noch früh am Nachmittag, und wieder ging ich die Rue St. Honoré entlang, parallel mit den Champs Elysées, ohne den Mut, dort einzubiegen. Ich hatte Angst. Es war eine Benommenheit, ähnlich der, welche wir fühlen, wenn ein allzu geliebtes Wesen, lang erwartet, endlich das Zimmer betritt, in dem wir unter gleichgültigen Menschen seines Erscheinens harreten. Und nun führen wir unser Gespräch mit ihnen fort und bleiben ihnen zugewandt, um so lebhafter vielleicht, als unser ganzes Bewußtsein der neuen Gegenwart gehört. Paris! — dachte ich — Paris!

Im Dämmerlichte lockte die Ile St. Louis; ich ging über die Brücke und drang ins Quartier Latin. Den Abend verbrachte ich mit Schweizer Freunden. Wir aßen bei Batti, einem nahe der Gare Montparnasse, zumeist von jungen Leuten besuchten kleinen Lokal. Hier sah ich mit Muße die ersten schönen Gesichter wieder: junge Malerinnen, junge Studentinnen und junge Männer, sehr frei, sehr heiter, dabei ein tadelloser Ton. Man aß unter der Regie eines mächtigen, aber wohlwollenden Kellners.

Der Mittwoch

Weiche Vorfrühlingsluft. Die Champs Elysées im kostbarsten Platinglanz. Wie ehemals ziehe ich, ihre Mitte haltend, rechts und links von Wagen umsurret, der Etoile entgegen und sehe dann herab. Hier, wo es zur Rue Byron einbog, hatte ich gewohnt. Dort drüben pflegte ich des Morgens aufzutauchen und nahm dort den Métro. Dort, dort

war die Station, wo ich die Treppe hinabließ. Beweine ich die Glückliche von damals, den Schatten, die Flüchtige, von allen Illusionen, die es nur gibt, Getragene, der ich nun so gestorben bin? Doch die Stadt!... Paris... so blaß, die Lippen geschlossen, die Augen, zauberhaft ermattet, aufgeschlagen. Ich wandle, in Verzückung, die Straße mitten unter den Wagen wieder herab. Ist eine Stadt ein Wesen, um sie so zu lieben? Da stand am Rond Point ein Haus, mir wohlbekannt. Es war geschlossen, zum Kaufe ausgeboten, die Fenster mit Brettern verschlagen. Hatte der Tod es geräumt?

Die Place de la Concorde, von ihrer eigenen Weite berauscht, die Tuileries, Namen wie ebensoviele Zärtlichkeiten. Trug ich die Wiedergefundene nicht wie eine Geliebte in meinen Armen dahin, ganz ihrem Pulsschlag hingegeben? Welch ein Erlebnis! Welch ein Zwiegespräch! Welche Hingerissenheit! Es war ja ein Paris ohne Menschen für mich! Dort die oft begangene Brücke. — Weißt du noch den großen, locker gebundenen Veilchenstrauß, den ich dort einmal trug, die Süße meines eigenen Herzens von einst? — So, vielfach von dir abgelenkt, dich nur mit halbem Auge sehend, trug ich dein Bild doch ganz!

Und nun grüßte der Quai Voltaire, die Rue Bonaparte. Alles so unverändert!

Abends im Vieux Colomnier. Ich machte mich klein und unsichtbar auf meinem Platz, immer in der Sorge, von früheren Freunden erkannt zu werden. Man spielte „Pain de ménage“ von Jules Renard, mit so natürlicher Kunst, daß sie durch ihre typische Vollenbung den Atem des Erdreichs von Paris, aus dem sie, wie das Stück selbst, getrieben war, hereinwehte.

Es lagen Briefe im Hotel für mich vor. Aber die Dame aus dem neutralen Ausland, welche zugleich mit mir in Paris eintreffen wollte, ließ nichts von sich hören.

„Meine Freundin,“ las ich da in einer fremden Handschrift, „hat mich beauftragt, ihre Post zu öffnen, weil sie verhindert ist, nach Paris zu kommen. So habe ich Ihre Zeilen an sie geöffnet. Sie dürfen aber nicht so ohne Willkomm Paris verlassen.“ Es folgte ein Vorschlag der Schreiberin, uns tags darauf in der Tee-Stube der Rue Cambon zu treffen. Ich kannte sie nur wenig. Es war die Freundin der neutralen Dame.

Der Donnerstag

Schon sehr früh erschien der junge Maler L...., den ich in Chartres glaubte; wir aßen in einem anglo-amerikanischen Restaurant, dann aber be-

stimmte er, daß zu einem seiner Freunde gefahren werden müßte. Und so kam ich zu einem der führenden Intellektuellen, welche dem großen internationalen Verhegungsapparat entgegenarbeiten.

Monsieur B....., der uns nicht erwartete, empfing uns in einem kleinen ungeheizten Salon, dessen Fenster auf den Hof ging. Er trug — jeder Zoll ein Intellektueller — einen Rock mit Riesenlöchern an den Ellenbogen, und hätte vom Fleck weg den Rodolphe der Bohème anstimmen können. — Sehr geradeaus besprach und beleuchtete er die Möglichkeiten eines internationalen geistigen Zusammengehens. Dinge des Gefühls verrieten nur der Baritonsglanz und die Färbung seines Organs. Als dann der Maler sich erhob, um seinen Zug zu erreichen, und ich mich anschickte, ihm zu folgen, hielt B....., als dürfe man nicht so mir nichts dir nichts auseinandergehen, an der Schwelle stehend, meine Hand zurück, während er stehend noch ein Weilchen zu reden fortfuhr. Und als genüge dies nicht, griff ich fester zu. Erhöhte Kameradschaft, Blutsbrüderschaft drückte dieser Handschlag aus. Denn so feiern heute Menschen, die sich nie gesehen haben, ihre Wiederkehr, so besiegeln sie mit stummen Lippen, durch das Klammern ihrer zerlittenen Hände ihren Bund. Und so flammt jedesmal rein und ungesehen — über die Nebelschichten aller Massenparolen hin — am Berge Ithaka die Kunde von der Rückkehr der im Sturm und Unglück herumgetriebenen Gefährten. Immer größer und getrösteter wurde mir das Herz an dieser nie betretenen Schwelle.

Gleich darauf war es wie ein neues Auseinanderfliegen ins Ungewisse: der Maler zur Bahn, ich auf meinem Weg zur Rue Cambon. Es war noch weit. Ich ging in Gedanken zur Rue Auber, zur Avenue de l'Opera. Wo bleibst du heute? hallte mir die Stadt entgegen. — In einer Stunde ganz und ungeteilt bei dir! — O Frühling! Vogelsang! Verführerin!

Nasch bog ich um die Ecke zu Colombin, aber schon eilte Madame R... aus der Rue de Rivoli darauf zu, als sei auch sie auf den Vorsprung bedacht. Ich war ihr Gast. Wir gingen dann, Besorgungen zu machen, und in ihrer Art, sich einzuhängen, war ihr zarter Wunsch sehr fühlbar, mich über die Melancholie meines von allen Freunden abgetrennten Aufenthaltes eine Stunde lang hinwegzutäuschen. Und ich konnte mich nicht äußern und ihr nicht sagen: Ich feiere ein so großes Liebesfest, daß ich, von schmerzlicher Wonne berauscht, Sie wie im Traume vor mir sehe und nur wie im Traume zu Ihnen rede! — Wir trennten uns an der Madeleine. Ich winkte der Scheidenden nach und hob sie in den Wagen.

Das Rauschen einer Riesenmuschel drang jetzt durch alle Poren in mich ein, und in der weiten nächtlichen Stadt verloren, ließ ich der Ekstase

Raum. Eine schöne und sehr junge Dame in lichtgrauem Pelz, kostbar und ruhig, stand musternd vor einer Auslage der Rue de la Paix und ging dann hinein. Ihr Schritt war wie aus einer Fabel — und schon bestete sich das Auge an solche Gestalten und träumte über den stillen Glanz ihrer Gehegtheit wie über etwas Seltenes hin. Es verhält sich ein wenig mit ihnen wie mit jenen Freimarken, welche, ob sie auch reichlich noch vorhanden sind, die Aufmerksamkeit des Sammlers schon auf sich ziehen, weil ihre Neuauflage nicht mehr bevorsteht. So stehen heute alle Privilegien des Erbteiles unter einem seltsam hinausgerückten Schein. Es ist fürwahr, als harrten schon — wie modellierter Ton unter der feuchten Hülle — noch nie dagewesene Menschentypen ihrer Entschleierung, bereit ans Licht zu treten, sich zu entfalten, immer bestimmter abzuzeichnen, bis auch sie sich wiederholen, endlich ableiern und zuletzt abbröckeln werden. Ahnen wir es nicht schon lange?

Der Freitag

In dieser Nacht hing der Himmel fast hellblau über dem Louvre. Ich zog mit den Schweizer Freunden auf den Montmartre. Hoch oben, an der Rue Blanche, ein hell erleuchtetes kleines Restaurant voll Geigenklänge. Ich öffnete die Tür und schloß sie alsbald wieder. Hier dinierten nur Kokotten in ihrem Staat, und meine müden Schuhe paßten nicht zu so viel Glanz. Zwar waren es schon ausgereifte Kokotten d'avant-guerre, aber um so praller dehnte sich ihre Sommerwende aus.

Ich staunte, wie sich doch im Fluge ein Bild aufnehmen läßt! An einem Seitentisch hatte Obst in hohen Schalen gethront. Die Fräcke der Geiger, die schweren Düste, das verteilte Licht, die gefüllten Gläser, Stimmung und Enge und Wärme des Lokals, alles hatte ich mit einem Blicke aufgegriffen. Und wäre ich im Besiße eines Farnhelms gewesen, ich hätte Platz genommen am Tisch, an dem es am höchsten herging, und hätte mich versenkt in diese Atmosphäre und durch mein Betrachten teil genommen und mitgelebt den Wahn dieser Lebemenschen. Was ist doch das Auge für ein männliches, abenteuerliches und besitzergreifendes Organ!

Die Revue, die wir nun ausfindig machten, bot vertreffliche, wenn auch keine überragenden Leistungen. Was mich interessierte, war, den Eindruck bestätigt zu finden, den ich schon am ersten Tage gewonnen hatte. Für das Volk selbst bietet der Chauvinismus keine Zugkraft mehr. Man kommt ihm damit nicht. Es ist seiner satt. Als ich meinen Paß im Hotel übergab, verzog der Concierge keine Miene. Nicht eine Nuance war beim Personal zu spüren. Für das Volk ist der Krieg zu Ende, er ist gewonnen, und diese Tatsache löst — ausschließlich beim Volke —

jene Großmut aus, welche Sache der Menschlichkeit ist und von jeder Politik vollkommen ausgeschlossen bleibt.

Noch eines aber fiel mir auf. Paris war ernster geworden, irgendwie dunkler schattiert. Die Phrase ist hinter der Blague zurückgetreten; das Laissez wie der Wind, kaum betont, wie um der Tradition willen vorgetragen; die Heiterkeit aber hat eine neue, ausgelassenere Note.

Die Vorstellung dauerte sehr lange. Wir gingen in der lauen Nachtluft die rasch sich leerenden Gassen zurück. Der Mond gab den Dächern etwas bis zur Bedrohlichkeit Ausgesprochenes. Wir sagten nichts. Es pochten in uns dieselben Gedanken allzulaut. Wir hätten nur dieselben Worte ausgerufen: Was für Kinder! Welch ein Volk von Kindern! Welch kindliches Volk! hätten wir gesagt. Ein solches Volk mit Krieg zu bedrängen, und eine solche Stadt! Mit diesen Kindern hätte man doch umgehen, sie herumkriegen müssen. Alle Länder brachten dies noch fertig bis auf eins! — Die Gassen schlangen sich wie Seufzerbrücken vor uns hinab, und wir gingen stumm wie Tiere.

Der Samstag

Früh am Morgen wanderte ich durch das ärmste und zugleich sauberste Viertel von Paris. Es erwartete mich dort jemand, den ich zuletzt als mächtig eleganten und sehr zynischen Gesandtschaftssekretär aus dem Gesichtskreis verlor. Genüsse und Vorteile des Daseins achtete er noch gerade gut genug, um sie mit herausfordernder und wegwerfender Miene alle an sich zu reißen. Heute war er der Pfarrer dieses Distrikts. Und ob er auch seine Vikare unter den fortschrittlichsten wählte, blieb er doch selbst allem Spekulativen abgewandt, ganz allein nur der Seelsorge gewidmet.

Da ich mich nicht zurecht fand, ging ich in ein bureau de tabac, meinen Weg zu erkunden. Es herrschte auch hier eine ideale Sauberkeit, obwohl sich in dem Lädchen Obst, Petroleumfässer, Gemüse usw. denkbar eng zusammengedrängten. Außerdem blühte hier auch die fine fleur der Höflichkeit. Man orientierte mich auf das ausführlichste. Aus der Telephonzelle, direkt hinter dem Petroleum, trat ein älteres Fräulein und erbot sich, mich bis zu meiner Straße zu bringen, die gerade ihres Weges läge. Sie sah recht aus wie ein Pfarrkind, wie man in den ehemaligen Witzblättern die Betschwester zeichnete. Um so interessanter waren ihre Äußerungen. Wir näherten uns der Pfarrei. Ich sprach meine Bewunderung über die tadellos gepflegten Straßen aus, das reinliche Aussehen all dieser ärmlichen Häuser. „C'est qu'on est bien pensant par

ici," sagte sie, deutete aber dann auf ein Haus, in welchem die Noter ihre Versammlungen hielten. „Ah, c'est bien malheureux," seufzte sie. Ich kam auf die Gemüsfrau und ihre ausgesuchte Liebenswürdigkeit zurück: „C'est qu'il y a beaucoup de beau monde chez les ouvriers il y en a tout autant, ma chère dame, que dans les autres classes.“

Also wozu, mein Gott! Wozu Parteien! Statt daß alle, welche erkannten, wie es in Wahrheit mit der menschlichen Gesellschaft bestellt war, in ein Tal zusammenströmten, liefen sie hierher und dorthin.

Das Pfarrgebäude war ein großer Komplex mit Anneren und einer eingebauten Kirche. Ich wurde durch lang sich hinwindende Gänge zu einem kleinen Bureau geführt und klopfte. Blißartig schwebte mir der fabelhafte Schnitt eines hellen Überziehers vor — aber der Träger dieser müden und fadenscheinigen Soutane war völlig in sie eingelebt. Seine Vergangenheit war nicht nur eine vergessene, sondern versunkene und ausgelöschte Welt. Wir unterhielten uns über die Gegenwart. „Und Sie sind gekommen," sagte er, „für die Versöhnung zu wirken.“ Ich sah ihn groß an. Nein, weiß Gott, mit so tollkühnen Ideen trug ich mich nicht mehr. „Aber Sie sollten hier bleiben," sagte er, „und es tun.“ Er beharrte darauf. Nicht genug. Er schrieb mir, nachdem ich Paris schon verlassen hatte, nochmals in diesem Sinne.

Indessen war eine arme Schulschwester mit irgendeinem Anliegen hereingeschlichen, und ich empfahl mich. Denn Adelaide erwartete mich zu Tisch, und sie wohnte am anderen Ende der Stadt.

Und nun saß ich zwischen ihr und ihrem Bruder vor einer reizend gedeckten Tafel so recht als Ehrengast. Und wir unternahmen es, mit der Ungezwungenheit alter Freunde, über alle möglichen Dinge zu reden, nur nicht über den Krieg natürlich. Aber was uns in Wahrheit geschieden hatte und worüber wir jetzt hinwegsehen, richtete sich zwischen uns auf, schwer und deutlich wie ein Katastroph, der die Luft des Zimmers immer mehr verdrängte. Es war ein mit Liebe zubereitetes Mahl, fast ein kleines Bankett, aber es saß mir etwas im Halse. Ich hielt mein Glas Adelaids entgegen und lächelte ihr zu, aber meine innere Gene war unbeschreiblich. Es ist nun einmal so; und nicht das etwaige Konto des Gastgebers, sondern die Belastungen des eigenen liegen uns im Sinn, während er uns bewirtet. Und darum waren mir, während ich Adelaids zulächelte, die verwaisten Provinzen und manches andere in der Erinnerung, ob ich mir auch innerlich sagte: Sind sie nicht beide verschont geblieben? Ist ihr Dach etwa eingerissen? Paris lebte und war schöner denn je. Und waren heute nicht beide Völker auf verschiedene Weise zu Unrecht und verhärteten Herzens schwer mißhandelte Kinder? Ja, aber dies hier, wenn auch ebenso vital,

war nicht ebenso robust. Sein Blut floss ärmer. Näher, viel näher noch hatte es der Tod behorcht.

Abelaide umgab mich mit ihrer Fürsorge. Wir saßen wieder in ihrem kleinen Salon, und der Bruder hatte sich empfohlen. Sie war bestürzt, keine Zigaretten zu haben; ich sehnte mich im stillen über die Massen, eine zu rauchen. Im Kamin vollzog sich wie neulich der stille Tanz der Flammen. Aber das Tageslicht schien heute bleich und wie gefallt. Denn die stark zurückgedrängte Erregtheit wirkt wie Fieber auf die Sehkraft.

Abelaide ahnte nicht, was in mir vorging. „Nun müssen aber Sie mir erzählen,“ sagte sie. So rekapitulierte ich denn die letzten fünf Jahre. Und dabei wälzte sich die Verzweiflung wie ein Drache an mich heran. Ich lag ja so nahe an seiner Höhle!

Seit einer Woche, seitdem ich kreuz und quer Paris durchlief, hatte sich mein Herz täglich enger zusammengezogen. Das Gefühl für Deutschland ist ja sehr tragisch und sehr schwer verankert, gewiß! Dafür liebt man es nicht mit jener epidermalen Zärtlichkeit, deren man stets ohne weiteres mächtig ist, sondern mehr wie ein Element.

Ihm oblag — und in dieser Formel läßt sich vielleicht der Groll der Welt am besten fassen — ihm oblag, der Klügere zu sein. Es ist nicht der Klügere gewesen. Es sündigte wider den eigenen Geist. Und jetzt warf sich — statt des Flusses — ein Ozean zwischen den beiden Ländern auf. Ich gebe zu: Es ist eine Tatsache, die so mancher beklagen wird, ohne deshalb einem Paroxysmus von Trostlosigkeit zu verfallen. „Aber mir ist nicht gegeben,“ sagte ich zu Abelaiden, „zur Tagesordnung überzugehen.“

Sie stand vor mir, einen Schal eng um die Schultern gezogen, ihr Haar ein einziger stahlgrauer Ton. Und nie hätte ich gedacht, daß graues Haar so intensives Leben ausstrahlen könnte. Aus ihren morgenländischen Augen brach, wie aus den Facetten großer Diamanten, ein immerzu beherrschtes und geschliffenes Feuer.

Nach Abelaiden sah ich niemanden mehr. Es war mein vorletzter Tag. Über den Champs Elysées zerrissen die Wolken und rollten silbern vor der Sonne zurück. Dann wieder hüllte ein Regenschauer die Stadt in Schleier. Jetzt besaß ich schon mehr Mut, ihr in die Augen zu sehen. Die Plakate verkündeten als den „Film des Films“ ein Kinostück von Tristan Bernard. Und in der Tat: es war der Gipfel. Als Heldin die insipide junge Gattin eines reichen Finanziers. Aber sie liebt ihren Mann, nicht ihren Kurmacher. Aber dieser weiß sie von der Untreue des Gemahls zu überzeugen. Daraufhin schriftliche Gewährung des lange verweigerten Rendezvous. Aber der Betrug kommt rechtzeitig auf. Aber sie findet sich trotzdem zur festgesetzten Stunde ein, um ihm ihre ganze

Verachtung ins Gesicht zu schleudern und unter Berufung, daß er ein Schurke und jeder Schandtät fähig sei, ihr kompromittierendes Brieflein zurückzufordern. In der darauffolgenden Szene wird auf die eventuelle Gemeinheit der Zuschauer und ihre eventuelle Freude an Brutalitäten eine Karte gesetzt. Im allerkritischsten Augenblick erst fällt der zurückgestoßene Liebhaber die pompöse Innentreppe seines Zimmers herab. Ohnmächtig bleibt er dort liegen. Die Dame flieht. Genug! Jetzt erst wird er ermordet. Sein Geschäftsrivale ist hereingeschlichen. Der Verdacht fällt... Genug. Aber der wirkliche Mörder wird von einem Amateurdetektiv zur Strecke gebracht. Genug! Genug! Im Zwischenakt — bitte — spielte eine merkwürdige Pianistin in grellgrüner Robe und eidottergelb von Haar — mit heftig schlenkernden Armen — eine Ballade von Chopin.

Ich hatte — bis auf die Film der Film-Pianistin — Ähnliches im hungernden Wien, im ausgepowerten Deutschland und in der glücklichen Schweiz gesehen. Gewiß, das Publikum hat in jedem Lande, ja jeder Stadt ein anderes Gesicht. Und nur das der Masse und der Soldateska bleibt sich überall gleich.

Der Sonntag

Au diesem Morgen erst faßte ich mir ein Herz, den Louvre wieder zu betreten. Auch hier sind die zu vielen Erinnerungen die Hemmung gewesen. In den inneren Arkaden passiere ich die Stelle, wo mir einst ein so merkwürdiges Abenteuer beschieden war. Als ich eines Morgens vorbeikam, bannte mich ein unvergeßlicher Blick, der sich aus dem Dunkel hinter einer Säule am Boden auf mich richtete; Schrei, Hilferuf und Forderung zugleich, als hätte ihn ein Riesenauge ausgesandt. Es war ein Vogel, der, im Staube liegend, sich nicht bewegen konnte und wartend, wissend mich fixierte: Hilf, du Lebendiger! rief es. O dieses Bruderauge! Was waren wir, wenn nicht ein und desselben Reiches Teilhaftige? Ich bückte mich zu ihm und hob ihn auf. Er schien von einem rostigen Pfeil durchbohrt. Aber der Wächter wußte es besser. Der Pfeil war nur ein sehr spitzer, dicker und schmutziger Strohhalm. Er löste und lockerte ihn mit seinem Speichel und zog ihn dann vorsichtig heraus. Ich stand dabei. Plötzlich ein kurzer, wilder Jubeltriller; der Vogel war seiner Hand entflohen, schon durch die Luft, dem menschenfeindlichen Lager der Vögel schon zurückgegeben. Aber auf einen Augenblick war dennoch Waffenstillstand gewesen, ein Aussehen des Fluges und wie ein Atemzug des Paradieses, — als jener Vogel in seiner Bedrängnis sich an uns wandte und auf unseren Beistand rechnete.

Die Neuordnungen im Louvre sind ein Fest. Poussin hat nun endlich seinen Saal. Dieser griechischste aller Söhne Frankreichs — als Grieche Racine und Rodin weit überbietend. Jetzt bereute ich schwer, den Besuch so lange hinausgeschoben zu haben. Denn mit der Besichtigung der Poussins war meine Aufnahmefähigkeit erschöpft. Ich trat ins Freie, von aller Panik endgültig befreit. Das Liebesfest war in eine neue Phase getreten: der Glorie des Abschieds. Es schlug zwölf. Die vielen Stufen zur Madeleine nahm ich im Flug. Die letzte Sonntagmesse für das unveränderte Paris hatte eben begonnen. Diese Gläubigen trugen so nachdrücklich ihren Glauben an sich selber sowie an Richtigkeit und Rückkehr des Gewesenen zur Schau; ja, diese oder jene hochkonservative Silhouette mutete fast irrsinnig an.

Unter schweren Schauern verbämmerte dieser Tag. Und immer irrlichterte ich noch bald hier, bald dort, mit einem Male einer mörderischen Melancholie, einem wütenden Heimweh preisgegeben nach Paris inmitten von Paris.

Um nicht in meiner Ruine zu bleiben, schleppte ich mich noch spät in das casino de Paris. Denn Revuen interessierten mich diesmal am meisten. Es gab wieder ein endloses Programm, viel glänzender nur wie im „Perchoir“. Wieder sehr viel Blague und keine Phrase mehr. Auch hier keine Chauvinismen, als wäre ein gesunder Ekel und Überdruß der Politik im Volke zu berücksichtigen. An Sieg und Gloire auch nicht die leiseste Anspielung. Sondern ein Herr stürzt mit affenartiger Geschwindigkeit auf einen Schalter, über eine falsche Treppe, auf einen falschen Perron, ein falsches Geleise los und fliegt zuletzt der Länge nach vor seinem Zuge hin. Er stellt den eiligen und verspäteten Pariser im Gedränge des Métros vor. Alles lacht wie nicht geschieht. Aber die Hauptsache war natürlich das Auftreten der beliebtesten Diva von Paris, der Mistinguett. Sie mimte und sang mit schön zersprungenen Glockenklängen, bald als tragisches Apachenmädchen oder in einer Posse nur auf Drolligkeit gestellt, eine Bratpfanne als Kopfbedeckung, in ganz unromantischen Haderlumpen, dann aber einen Solotanz als Rose auf führend, für den ich das sämtliche Gehopse, das ich in all den letzten Jahren gesehen habe, und auch das, was ich nicht gesehen habe, unbesehen hergebe. Als Rose kam sie schwank in einem sonnenweiten Zentifolienrock eine Treppe herab, mit einem Gang so ganz und gar wie eine Riesenrose ginge, wenn sie ginge, oder wie der Geist der Rose ginge, als ginge sie auf einem Stengel, süß und unmerklich einknidend, mit einer so hohen Grazie, der ich nie im Leben dachte in einem Variété zu begegnen. Vergessen war alle Müdigkeit! Es ist heute in Paris

— nicht nur in der Literatur — so viel unliterarische, vertiefte und un-
aufdringliche Kunst, so viel Natürlichkeit.

Der Montag

Es blieb noch eine Stunde; der Zug ging erst um 10 Uhr ab. So fuhr ich in den Louvre. Er war natürlich geschlossen. Von ferne grüßten die Etoile und die sanft anschwellenden Champs Elysées.

An der Gare de l'Est aber zeigte Paris wieder seine gewohnte griesgrämige Miene, sein um Kommende und Gehende gleich unbekümmertes Gesicht.

Auch auf der Rückfahrt war der Zug mit viel unnötigem Militär besetzt, meist junge Leute, die sich in unaussprechlicher Langeweile auf ihren Sitzen reckten. Es muß ihnen zugestanden werden — dies war mir schon in Straßburg aufgefallen —, daß ihr Auftreten mit nichtem aggressiv noch aufgewirbelt ist, auch bei ihren Vorgesetzten nicht, obgleich diese sich schon ernster nehmen. Aber mit Uniformen kann man mich nun einmal jagen, und ich suchte ein Abteil nach dem anderen ab, um sie nicht vor mir zu haben. Die Schachteln stehen doch schon groß offen, wo sie alle hinein- gehören — als Bleisoldaten. Was ist dabei? Alles hat seine Zeit. Wenn heute eine Gruppe eisengepanzelter Ritter über die Straße setzen wollte, entstünde gleich ein großes Holdrio, und sie waren einst furchtgebietend genug! Und auch sie, wie mir gesagt wurde, behielten noch lange ihre Visiere und Trachtbestände bei, als sie längst out of date und „Kostüm- geschichte“ geworden waren.

Daß wir noch eine Reihe von Kriegen gewärtigen sollen, ändert nichts an der Tatsache, daß der Militarismus über kurz oder über lang dahin geworfen werden wird, wohin er gehört, nämlich zum alten Eisen; — mit keiner Zange mehr anzurühren.

Mittlerweile fand ich nur gegenüber zwei Fähnrichen Platz, die im übrigen ausfahen, als könnte ihnen der ganze Sieg gestohlen werden. Unbeteiligt blickten sie sogar — wahrscheinlich fuhren sie die Strecke zu oft — auf die zerschossenen Häuser, die schwarzen und durchbohrten Mauern, die sich wie böse Wahrzeichen auf unserem Wege mehrten. Jetzt deckte sie nicht, wie auf der Hinfahrt, mitleidiges Dunkel. Und wie ich später mit Entsetzen hörte, war das „gar nichts“. Ja, diese trostlos starrenden, aber nur zum Teil zerfallenden Dörfer zählten nicht zu den verwüsteten Gebieten und galten für verschont!

O, wäre dies eine andere Welt, so stünden vielleicht schon hübsche neue und voll Sorgfalt erbaute Häuserchen an Stelle der verwahrlosten Ruinen. Man hätte dann wenigstens den einen Trost, daß sie schmucker

wären als zuvor! Heute aber leiden diese armen Dörfer unter dem Frieden, wie sie unter dem Krieg gelitten haben, und nichts geschah, sie aufzurichten. O! Aller Militarismus und alle Nationalismen erst auf den großen Scherbenhaufen. An ihren Werken wurden sie erkannt.

Hei! Kam da nicht wieder Straßburg, die einzig heitere Stadt mit der nicht zu verderbenden Laune? Zu viel Licht und Luft und Himmel nimmt sie vorweg. Ihre Umstrittenheit, der Geruch des Blutes steigt nicht bis zum Turm des Münsters empor.

Mein Zimmer in der Maison Rouge war ein Genuß für sich. (In Wahrheit ist dieses Hotel weder die „maison rouge“ noch das „Rote Haus“, sondern nach wie vor das „Rote Hüs“.) —

Es geht den Franzosen nicht gut, und sie sind nicht glücklich. Soll dies ein Trost sein? Ich bin kein Boche. Ihnen gegenüber Machegefühle zu nähren, wäre mir genau so unmöglich, als sie den Deutschen gegenüber aufzubringen! Wohl aber dachte ich mir: O mein Gott, was für unbeschreiblich herrliche Leute wären die Deutschen, wenn sie Franzosen wären! Diesen Satz, so wurde mir versichert, sollte ich lieber unterdrücken, da man ihn heute mißverstehen würde. Laßt doch auch ihn, unbekümmert um dies fürchterliche Heute, in die Zukunft schauen!

Frühjahrswoche in Paris

Paris hat sich seit dem November gewandelt. Es ist aus der Konvaleszenz herausgetreten. Der Puls schlägt lebhafter, das Auge glänzt wie früher. Die Frauen tragen sich farbiger, die Hüte sind leder, und es geht ein großes Jauchzen durch das Schuhwerk.

Diesmal bin ich im fünften Stock des Hotel du Louvre wunderschön untergebracht. Nirgends eine Nachbartür. Die Zimmerchen sind hier oben schon ins Dach vorspringend hinausgebaut. Trete ich aber auf den winzigen, umgitterten Vorplatz meines Fensters ins Freie, so liegt die Tour St. Jacques bis zur Etoile, die ganze Rue de Rivoli, Paris der Länge nach zu meinen Füßen.

Das alte Karussell von Vergnügungslokalen auf dem Montmartre ist wieder in Schwung, die Lichtreklamen schießen in ihrer künstlichen Lustigkeit. Ist es das Paris von einst? — Nein, aber es möchte. In der Chaumière steigen Knittelverse über den Briand von ehedem und dem von jetzt. Deutschland steht noch in zu düsterer Erinnerung, um in heiteren Reimen zu verlauten. Durch die Blätter wirbelt Feindschaft, herbsterlicher als im November. Wir warten das Ende der Chansons nicht ab und gehen in ein Tanzlokal. Doch was hier tanzte, war eine wahre

Teufelsklinik, menschenwürdig nur der junge Neger, der ihr aufspielte und zierlich auf einem Stuhle saß. Es drehten sich vier Kreaturen, die eine fett wie eine Jahrmarktsdiva, mit einem grob aufgeworfenen Gesicht, das wie eine beschmierte Pfanne glänzte, die zweite kreideweiß und himbeerrot geschminkt, mit schwarzen, durchbrochenen Zähnen und weit abstehendem grellen Hexenschopf; die dritte, mit riesigen Entenfüßen, schüttelte übermütig ein grauenhaftes Haupt, und die vierte, im Babyaufzug und einer Sacharoffperücke (wahrscheinlich war sie taub) stieß beim Tanzen wilde Freudenjuchzer aus.

Was sollte das heißen? Diese a giorno beleuchteten Trolle, wie waren sie möglich in der Ville lumière? Sie hatten eine beunruhigende Verwandtnis mit einem Eisenbahnunglück... Wir wollten gehen. Aber der Kellner präsentierte die Weinkarte. Man mußte Sekt zur Katastrophe trinken. Er war süß, warm und schlecht. Wir wollten gehen. Da brach, im schwarzen hohen Tuchkleid, einem weißen Strohhut, von schwarzem Efeu kronenartig umkränzt, ein unheimlich schönes Geschöpf herein, mit Zügen von der Schärfe des Sonnenstrahls, die Nase eine Idee lang, wie bei antiken Statuen, einen starken Kokainglanz in ihren aufgeregten Riesenaugen — und die Teufelsklinik war wie ausgepustet. Man sah nur diese Sontentochter.

Tags darauf machte ich den Grand Lebby ausfindig. Er gibt der ganzen Rue de Caumartin sein Gepräge. Läden, Bonbonnieren, Schokoladepackungen nennen sich nach diesem Dancing. Große Lampenschalen hängen an dünnen Fäden wie Marionetten ins Leere, das Licht ist sehr stark, aber sehr gedämpft aufgetragen, die Atmosphäre umläuscht bis zum Erzeß. Zu einer schwülen, an den Nerven reißenden, aber vortrefflich gespielten Musik tanzen hier — unter anderen — die schönsten, jüngsten und gehegtesten Mädchen von Paris.

Da tanzte eine. Wie soll ich sie beschreiben? — Ich saß mit dem Rücken gegen einen großen Spiegel, und wenn sie vorübertanzte, schaute sie stets so lange als möglich auf ihr eigenes Bild. Wie ich nicht von ihm lassen konnte, war sie selbst von ihm gebannt, im Vorübertanzen darin vertieft. Festen, fast ernsten Auges maß sie es! Das Tutti, zu welchem die lange Bluse, Grün auf Blau, köstlich verwirkt mit dem schmalen Gürtel, der sie wie ein Ring um die Taille faßte, das Röckchen mit den Schuhen und dem kleinen Flügelhelm aus schwarzem Füll zusammenklang, war ihr Werk, von ihr studiert und in seiner Wirkung vor solch einem Spiegel erprobt. In Deutschland wird leider heute für jeden umgeworfenen Fetzen, dem halbwegs geglückten oder auch nur präventiosen Kleid allzu gerne

das Wort „Kunst“ und „künstlerisch“ gebraucht. Wer in Paris eine solche Bluse und einen solchen Ausschnitt dichtet, nennt sich ein „grand couturier“. Und hier hatte die Haute Coulture in der Art, wie sie ihn freiließ, einen Hals besungen, wie erträumt für das Antheil, das er emporhielt.

Dennoch wurde das Herz schwer, während der Blick sich in sie festankerte. Dennoch! — Unermüdlieh tanzte sie Tänze, die ein Simulachrum der Liebe waren, tanzte sie mit Passion sogar, dennoch alle Melancholie der Frühlingschatten im Gebirge ausstrahlend; — von Liebe so umschichtet, daß es ihr den Atem raubte, selbst zu lieben, so wissend, so unhingegen! So abgeneigt! Ein Mädchen fürwahr! In seiner stets kühneren Eigenart es kündend. Selbst die Männer, welche sie nicht lieben würden, würden sie nicht ohne Pein nicht lieben.

Im Hause eines Architekten waren die sehr frischen und originellen Fresken des jungen Malers Lurçat zu sehen. Daß man ihrer nie müde wurde, lag großenteils an der manchmal fast abrupten Vielfältigkeit ihrer Perspektiven; und so schien in der Freske sowie in seinen Tapisserien, deren reiche und geheimnisvolle Phantasie immer wieder an die Welt der Märchen von Perrault erinnerte, der Schwerpunkt dieses Talentes zu liegen, ein Eindruck, den der Besuch seiner Bilderausstellung in der Rue de Seine vorerst noch bestärkte. Dort trafen wir den Dichter Vilbrac und seine Frau. Sie luden Lurçat zu Tische ein, und ich wurde mitgenommen, wie ich ging und stand.

Wie stimmungsvoll war dieses Essen! Es spielten die Bilder an den Wänden, die Himmelsrichtung des Raumes sogar, in dem wir aßen, mit hinein, sowie das besondere Aufleuchten der Rosen in einer Schale. Ich saß, herzlich unbekannt und etwas linkisch, aber gänzlich eingesponnen, neben dem Hausherrn. Denn hier war ein mir noch unbekanntes, unbeschwertes, abseitiges, ebenso religiöses wie unfrommes, vollkommen schlichtes Frankreich, ohne Grenzpfähle und von ausgemachter Gemüthlichkeit. So zogen auch die Speisen in ihrer unaufbringlichen Vorzüglichkeit mit einem Duft von Hausmannskost durch die Thür. Das Ehepaar Pitoeff, das gerade im Vieux Colombier gastierte und dem zu Ehren die Tafel galt, sprach von seinen Bühnen-, Vilbrac von seinen Verlegererfahrungen. Geist wurde so gut wie keiner entfaltet. Es wurde „geplauscht“. Alles hätte ebensogut auf Wienerisch gesagt werden können. Seltsam! Es war, als gäbe es im Grunde nur eine einzige menschliche Sprache. Und doch war hier das Deutsch die schmerzlich versunkene, unentbehrliche Glocke, die keiner verstand. Träumte ich? —

Der Kaffee war köstlich. Unter den Bildern befanden sich solche von großen Meistern. Aber den stärksten Eindruck machten mir die eines jungen Malers, dessen Namen ich nicht behalten habe, und der natürlich im Kriege gefallen ist.

Meine Begegnung mit dem französischen Staatsmanne ist eine Sache für sich. Aber es ist nicht notwendig, alles zugleich zu erzählen.

Er fand es nicht richtig, daß ich meine alten Bekannten nicht aufsuchte, und sagte mich kurzerhand bei diesen und jenen an. So sah ich fürs erste eine Dame wieder, die einst durch ihre betörende Erscheinung auf lange hinaus die Sensation eines Münchner Hofballes gebildet hatte. Vor allen Dingen besaß sie wie keine andere Frau die Gabe des Wortes. Sie sprach und siegte. Mochte das, was sie sagte, höchst anfechtbar sein, so siegte sie durch ihre virtuose Art, es vorzubringen, und ihr verschleiertes Organ. Wir vereinbarten telephonisch einen Abend; ab neun Uhr sei ich aber vergeben, sagte ich, und dies passe ihr ausgezeichnet, sagte sie, denn ab neun Uhr sei auch sie nicht mehr frei.

Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen. Ihr junger Schwiegersohn war im Kriege gefallen. — Als ich bei ihr eintrat, saß sie vor ihrem Sekretär, mit dem Rücken gegen die Türe, und fuhr fort, zu schreiben, als hätte sie mich nicht gehört. Da ging ich schnell auf sie zu, als hielte ich dies für das beste, und sie erhob sich schnell, als wäre hiermit das Schlimmste überstanden. In diesem Augenblick verlöschten alle Lampen. Wir standen im Dunkeln. Das Licht hatte plötzlich versagt. Ein Kandelaber wurde gebracht, und wir aßen bei Kerzenschein. Vielleicht war dies der Grund, warum der Abend, auch er wie eine umschattete Leuchte emporgehalten, unter Schauern sich zu einem Fest entfaltete. Wir sprachen von Menschen, als müßten sie sogleich im Glanz ihrer Jugend eintreten, von kleinen Vorkommnissen, als wären sie noch gegenwärtig, ob auch niemand mehr von ihnen wußte. Auserungen ihrer Schwiegermutter fielen mir ein. Wir lachten; sie hatte sie vergessen. Den Kandelaber vorantragend, ging sie durch alle Zimmer, und wir besahen ihr Porträt aus jenen Jahren. Ich wußte noch ein lichtgraues Kleid, das von ihren breiten Schultern zu ihren irrsinnig schmalen Hüften eine so kühne Falte herüberschlug. Sie rief verträumten Auges: „me voici donc de nouveau avec mes 23 ans“. Die Tatsache, daß unsere Bekanntschaft weit zurücklief und sehr lange unterbrochen war, umschlang sie mit einem weithin flatternden Band. Es wurde sehr spät. Keine gab mehr vor, daß sie vergeben sei. Als ich aufbrach, wollte sie mit mir gehen. Aber die Dienerschaft war zur Ruhe gegangen. Sie konnte den Schlüssel nicht finden.

Unschlüssig stand sie in der Mitte ihres Salons. Plötzlich brach sie in Tränen aus, als wüßte sie zum ersten Male, daß sie sterben mußte. Nun sollte ich gleich morgen noch einmal kommen. Allein ich hütete mich wohl, den Zauber dieses Abends zu brechen, indem ich bei Tage wiederkehrte.

Ich gebe den Grand Lebby auf. Das schönste Mädchen ist nicht mehr erschienen. Ich habe vergebens gewartet. Nun hat es mich schon 80 Franken gekostet. Auch regen mich die Tänze nicht mehr an. Ich hörte sie zu oft. Überdies haben sich einige nouveaux riches mit ihren Damen eingefunden. Ein Grund mehr, um das Lokal zu meiden. Das Format ihrer Köpfe, ihr Hüftenumfang spricht überall dieselbe Sprache: es ist dieselbe Schlachthausaura, dasselbe schwer zu ent fettende Haar, ob in Moskau, Berlin oder Paris. Eines ist dank dieser Leute erreicht: der Kurs der Armut ist gestiegen; nicht die pauvres honteux, die riches honteux sind an der Reihe. Welch ein Fortschritt!

Zwei Tage vor meiner Abreise sagte ich mich selbst bei einer Familie mit drei Söhnen an, die, o Wunder! noch lebten, wenn auch der eine mit durchschossenen Lungen.

Eine wohlbekannte Stimme drang in der Frühe durch das Schallrohr in mein schönes Puppenzimmer. Ich sollte am selben Mittag kommen. So ging ich denn um zwölf Uhr hin. Die Tochter flog mir an den Hals. Es war der 1. Mai. Der Koch war in den Streif getreten. Der jüngste Sohn, tags zuvor aus Syrien zurückgekehrt, hatte die Omelette hergestellt. Ich mußte dreimal von ihr nehmen. Nach Tisch hielt er Jagd nach meiner Tasche, um kostbare Zigaretten hineinzustecken, die er aus Marokko mitgebracht hatte. Die Tochter machte mich mit der Musik der letzten Jahre bekannt. Ich unterhielt mich mit ihren Eltern, und wir sahen uns hilflos an wie Menschen, die nicht mehr sprechen können. Ich dachte mir: sie haben sich das Wort gegeben, mich so zu empfangen. Es ist eine Parole.

Als ich Abschied nahm, stritten sich die Söhne mit dem Vater, wer ein Stück Weges mit mir gehen würde.

So und ähnlich war mein Wiedersehen mit Pariser Freunden. Würde ich deshalb meine Besuche multiplizieren und ein und aus bei ihnen gehen wie bereinst? O fürwahr, nein! —

In einem Punkt wird man hier stark an Deutschland erinnert. Gerade wie dort so mancher einen Satz mit den Worten einleitet: „Ich bin, weiß Gott, nicht alldeutsch“, um dann mit ausgemachten Alldeutschtiaden herauszurücken, so wird man sich hier, in den entsprechenden Kreisen, schon sehr großzügig glauben, wenn man an der wilden Tonart

gewisser Blätter milde Kritik übt. Im großen ganzen ist es heute den Deutschen ebenso unmöglich, sich in die Franzosen hineinzudenken, wie umgekehrt. Der Rhein hat zwei Hemisphären geschaffen. Auch in geistiger Hinsicht liegen zwischen ihnen Trümmerhaufen und verwüstete Gebiete.

Ausflug nach Colpach

Der Luxus der Anciens riches hat nach wie vor seinen Reiz. Er gipfelte bereits in Lautlosigkeit, Schnelligkeit, Sauberkeit, Licht, Luft, schönen Bildern und Instrumenten. Schade um ihn! Er hat etwas an sich, das nicht verschwinden, sondern immer zugänglicher werden sollte.

Nachts knipste ich oft, um mich umzusehen. Die Harmonie meines Zimmers weckte mich. Es schien mir das schönste, das ich noch bewohnt hatte; nicht etwa, daß es mit Herrlichkeiten angefüllt gewesen wäre. Im Gegenteil. In einem etwas vorspringenden Flügel hinausgebaut, das eine Fenster der Front des Hauses, das andere dem Park und einem stillen Hügelzug in der Ferne zugekehrt, erweckte es den Eindruck der Leere. Ohne groß zu sein, war es ein kleiner Saal. Viereckig der alte und zierliche Tisch, in die Ecke hinausgerückt. Ein Stuhl. Das Zimmer enthielt sonst nichts. Alles war wie weggestellt, aus den Augen geräumt, um den Raum allein spielen zu lassen. Ein schöner Schrank, jedoch in einer Vertiefung der Mauer, ein sehr reizendes Bett, aber in einer Nische; sehr breitgestreifte Vorhänge aus grau, blau und weißlich gestreiftem Segeltuch fielen in gleicher Linie wie die Wände davor herab, dieselben waren an den Fenstern angebracht. Zog man sie zu, so fing das Zimmer sofort an zu träumen. Nichts unterbrach dessen glückliches Viereck. Dies war sein Geheimnis. Als ich einige Tage später in meinem Straßburger Hotel erwachte, stießen sich meine schon schwer verwöhnten Augen wie blutig an einen vorspringenden Kasten, der, wie ein Prügel in den Raum hineingeschleudert, immerwährend ein sündhaftes Gebrülle anzustellen schien.

Ich beschließe meinen Pariser Aufenthalt so westlich wie möglich im Théâtre Edouard VII., wo Lucien Guitry im „Grand-Duc“ einen russischen Großfürsten in unverfälschter Eigenart restlos verkörpert. Am Tage, an dem dies kläglich wertlose Stück vom Spielplan verschwinden wird, sei es noch so spät, wird man der Rolle nachtrauern, welche dessen Rahmen ins Unabsehbare sprengt. Was brauche ich Shakespeare, so lange mir Guitry den Typ einer Klasse, an deren Aufbau Jahrhunderte wirkten, mit so Shakespearescher Plastik vor Augen bringt?

Dennoch war der stärkste Eindruck „Uncle Bania“ im Vieux Colombier. Liegt nicht etwas in der Literatur der letzten Jahrzehnte, was

das unerhörte Leiden dieses Landes vorausbeschattet? — Ich bin nicht „östlich orientiert“; ein östlich orientiertes Deutschland wäre heute sicherlich ein Unglück und ein Rückschlag. Wahrscheinlich aber ist der nahe wie der ferne Osten interessanter als wir alle zusammen, und ein östliches Orientieren des gesamten Abendlandes wäre dessen entschiedenste Bereicherung, sowie eine Bereicherung und Korrektur dem Osten selbst. Allmutter Dummheit aber wacht, um eine vernünftige Entwicklung aller Dinge hintanzuhalten.

Die zeitgenössische italienische Literatur

Von Enzo Ferrieri

Die junge italienische Literatur wie auch die Kunst stecken noch immer in jener, sich nicht klar abzeichnenden und schwierigen Lage, die ein Vermächtnis unserer Romantik ist, und die wir mit dem Namen Spätromantik belegen können. Der gewiß kritische Scharfblick, der in diesen hoffnungsvollen Jahren erreicht wurde, hat noch immer nicht ihre Fesseln abstreifen können. Unter Romantik können wir im allgemeinen jene Weltanschauung verstehen, die den in einer eigenen und gereizten Vorstellung befangenen Dichter nicht aus seiner Angst befreit. Sie hat auch in Italien ein bestimmtes geschichtliches Aussehen angenommen. Zwei große Vertreter für sie sind in verschiedenen Richtungen unsere beiden großen Dichter Leopardi und Manzoni, die nach anderer Meinung und Ansicht, wie alle großen Dichter, jetzt als Klassiker betrachtet werden. Seit ihrer Zeit trat jene verinnerlichte romantische Auffassung hervor, die durch ihren gefühlten Glauben gerechtfertigt war: das Christentum durch Manzoni, der Pessimismus durch Leopardi. Es war eine Spätromantik, die immer mehr hirnlisch und von menschlichen Inhalten frei war. Sie begründete schließlich unsere Dekadenz und leitet nunmehr die Erneuerung ein. Diese inhaltvolle und verwickelte romantische Hoffnung ist dennoch unerläßlich gewesen, um einsichtigeren Geistern, die sich zu ihrer Überwindung vereinigten, zu gestatten, an die Schwelle einer neuen Kunst zu gelangen, und zwar mit einer viel größeren Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, wie sie an Erfahrung reichen Zeiten eigentümlich ist.

Unsere beiden großen Philosophen Benedetto Croce und Giovanni Gentile erreichten eine Erneuerung der Philosophie durch Wiederbelebung der Leitgedanken des Idealismus. Dies ist heute die höchste Errungen-

schaft, auf die wir uns stützen können. Wenn auch nicht ganz frei von Verwirrung, haben sie doch damit den Weg gezeigt, auf dem es unserer Kunst vielleicht möglich wäre, den lyrischen Gedanken, die sich aus dieser Philosophie ableiten, Gestalt zu verleihen und damit unsere Hoffnung vollstündlich zu machen.

Inzwischen wird unsere Jugend, ich meine die Jugend, die vom Dämon der Dichtkunst besessen ist und nicht jene gewerbsmäßigen Künstler umfaßt, die ganz in der Ausübung gewerbsmäßiger Literatur aufgehen, noch immer von innerer Unzufriedenheit geplagt. Auch ist sie nicht reif genug, um der Krisis Herr zu werden, die von den sich bekämpfenden Segnern entfesselt wird. Seit zwanzig Jahren bis auf den heutigen Tag hat sie es noch immer nicht verstanden, Kunst nicht als eine Vorstellung von der Welt in ihrer Gesamtheit, aber auch nicht mit irgendeinem festen Glauben an den eigentlichen Stoff aufzufassen. Daher findet man auch in dem größeren Teil der literarischen Werke nicht jene innere Religiosität, welche die Erscheinungen auf eine universelle Erklärung zurückzuführen versucht, und ebenso fehlt jenes menschliche Interesse, welches das Leben der Gestalten und Dramen erweckt. —

Das ernste Vermächtnis unserer Dichter, die irgendwie in den letzten dreißig Jahren sich besonders auszeichneten, wie zum Beispiel Carducci, d'Annunzio oder Pascoli, erfordert noch viele Verpflichtungen. In der That bemerken wir bei flüchtiger Prüfung, daß Carducci die ihm eigene besondere Welt mit einer Reinheit fühlte, die seine Persönlichkeit ausmachte und seiner Umgebung den bestimmenden Hintergrund verlieh, so daß sie eine Seele bekam, die später mit der Dichtkunst urbar gemacht worden ist. D'Annunzio und Pascoli, zwei so verschiedene und sich widersprechende Temperamente, stellten nacheinander die beiden Seiten eines gleichen, inneren Unvermögens dar, das im Stoff Wurzel gefaßt hat. Sie gingen nicht aus sich heraus, um sich in den Geist zu flüchten; der eine schuf mit Lärm und Prunk in Bildern und Farben, der andere kokettierte mit Bescheidenheit und Treuherzigkeit. Beide haben dem Stoff geschmeichelt, der sich, deutlich abzeichnend, geglättet und erforscht, in den flüchtigen Erscheinungen darbot. Aus diesem Grunde waren sie, auch wenn sie unsere Kunst bereicherten — der eine durch seinen einzigartig glücklichen Ausdruck, der andere durch eine eigentümliche Musik, die die Worte in ein inniges und verfängliches Klima einstellt —, beide keine eigentlich großen Dichter. Von ihnen rührt der Name D'Annunzianismus und Pascolismus her, der eine als Zeichen für eine Klang- und kraftvolle Rhetorik, die heroisch vertreten wurde und einen so großen Teil der literarischen Jugend ansteckte, der andere als Zeichen für eine

wimmernde, kindliche Rhetorik, die in falscher Weise sich christlich nannte.

Wenn wir uns hier auf diese Namen, und zwar nur auf diese, festlegen, so geschieht es, um unsere Bemerkungen nur auf jene Dichter zu beschränken, die einen augenscheinlicheren Einfluß auf unsere jetzige Jugend ausgeübt haben. Wir wollen rasch zu derjenigen Epoche unserer Literatur kommen, in der sich mit diesen so gegensätzlichen Einflüssen ausländische Elemente vermischt haben und Wirkungen in Italien hervorbrachten, die nicht übergangen werden dürfen, nämlich die im allgemeinen viel zu oberflächliche Kenntniss jener französischen Dichter, die in verschiedenen Richtungen zu äußersten Schlußfolgerungen geführt haben: wir meinen die Romantik Baudelaires; begnügen uns, Rimbaud und Mallarmé zu nennen, von mystischen Dichtern Claudel und von den elegischen Mystikern Francis Jammes. Wenn wir uns ferner den Einfluß gewisser belgischer Dichter wie Maeterlinck und Verhaeren gegenwärtig halten, werden wir leicht erklären können, aus welchen Elementen sich der eigentliche geschichtliche Stoff zusammensetzte, aus dem seit etwa zwanzig Jahren die jungen italienischen Dichter geschöpft haben.

Hierbei sei gleich erwähnt, daß die futuristische Bewegung auch aus dieser Epoche stammt und ihren Einzug in Italien durch die Werke F. T. Marinettis hielt. Diese Bewegung verbreitete sich und trieb die dichterischen Forderungen und Ergebnisse französischen Ursprungs schließlich zu den widersinnigsten Folgerungen. Sie hatte aber doch wenigstens das Verdienst, die antirhetorisch gerichtete Reaktion zu beschleunigen. Gleichzeitig entfesselte sie zwar eine ansteckende Anarchie in einem großen Teil unserer Jugend und führte die Dichtkunst zur vollständigen Leere in Wesen und Form. In Italien ist jedoch die futuristische Bewegung vollständig überwunden.

Auf die Namen, die wir erwähnt haben, können im allgemeinen die mit neuen Gedanken erfüllten Motive zurückgeführt werden, die in unserer jetzigen Literatur lebendig sind. Sie verarmte immer mehr in dem Glauben an einen Stoff, der zusehends durch die Schuld einer unbarmherzigen und und unheilvollen Kritik verfiel. So fand sie sich in kurzer Zeit auf den einzigen noch möglichen Stützpunkt zurückgeführt, nämlich die Ironie, und zwar so, daß die Geschichte unserer beiden letzten Jahrzehnte fast gänzlich eine Geschichte der verschiedenen Stellungen ist, die die Ironie eingenommen hat. In dieser Gruppe von Schriftstellern müssen wir den erwähnen, der es durch eine eigenartige Vermischung zweier gegensätzlicher Elemente, nämlich Ironie und Sentimentalität, verstanden hat, dadurch, daß er schon bekannte Motive zu neuem Leben erweckte, eine

neue Sprache zu prägen, welche, man kann es wohl ruhig aussprechen, Eingang finden möchte in die Gärten der Dichter: es ist Guido Gozzano (gestorben 1916).

Guido Gozzano, ein typischer Dichter des pedantischen Stils, hat gewissermaßen die letzten Funken eines von nun an stummen Stoffes aufleuchten lassen: er versinnbildlichte in dichterischer Weise den Anblick des „homo ironicus“, der die letzten unwillkürlichen Bewegungen untersucht und dadurch ein charakteristisches und unseligerweise lebendiges Pathos im Herzen einer ganzen Generation gewinnt. Guido Gozzano ist vor einigen Jahren gestorben und hat den Jungen, die an die Schwelle der Kunst treten, schwierige Probleme zu lösen hinterlassen.

Die bekämpfbaren und strittigen Lösungen, die bereits aus einer gleichen Stellungnahme heraus mit eiserner Ausdauer vorgeschlagen wurden, einerseits durch Werke der florentinischen Gruppe der „Voce“, andererseits durch den natürlichen und, wir möchten sagen tierischen Scharfsinn der Futuristen, können, wenn sie auch niemals von vollständigem Wert waren oder noch sind, trotzdem als ganz bedeutsame Momente in der Geschichte dieser Periode betrachtet werden.

Aus der Gruppe der „Voce“ wollen wir nennen: G. Prezzolini, welcher die „Voce“ leitete, einen Schriftsteller von klarem, sicherem und logisch gut entwickeltem Sehen, und von den anderen, die ihre Persönlichkeit bestimmter offenbart haben, Giovanni Papini. Er ist ein unruhiger Geist, quält sich und andere, ist boshaft und kindlich und legt trotzdem eine empfindliche Zaghaftigkeit an den Tag. Er ist ungekünstelt und geht völlig in allen Verwicklungen auf, die die Zeiten veranlassen. Immer verlangt er innere Erneuerung und befindet sich ständig auf der Suche nach seinem Gott. Sein „Uomo Finito“ ist eins der bemerkenswertesten Bücher der letzten Jahre. Von ihm spricht man in diesen Tagen wegen der jüngsten Veröffentlichung eines Buches unter dem Titel „Gesù“. Es ist das Ergebnis der letzten Krisis des Schriftstellers und Menschen. Ardengo Soffici, der Maler und Dichter, der vor einigen Jahren sich vor allen dadurch auszeichnete, daß er in Italien die französischen Impressionisten und einige Dichter der Dekadenz bekannt machte und sich nicht mit innerer, geistiger Verwirrung quälte, ist reiner Künstler von Natur. Er stammt aus guter bäuerlicher Klasse, die am Boden und der realistischen Tradition hängt. Daher besitzt er alle Gaben, um die Landschaft, die Handlung und die Anekdote, die er erzählt, mit einem eigenen Zauber zu besingen. Carlo Linati, der erste unter den italienischen Stilisten, ist wunderbar rein und vollkommen in der Sprache, die er mit klarer Großartigkeit beherrscht. Er verbirgt unter einer übertriebenen

Geziertheit Anlage zum Humor und lombardische Gutmütigkeit, die, man könnte fast sagen, keine Muße für übermäßige, sprachliche Aufmerksamkeit gefunden hat, um ihre wahre Natur zu zeigen und eine feste und innerliche Architektur greifbar zu machen. Besonders bemerkenswert sind seine Darstellungen der lombardischen Landschaft, von der er einige Kenntnis zu vermitteln versteht. Piero Jahier ist ein grob zugeschnittener Charakter infolge seiner felsigen Heimat, die er mit hartem und ungeordnetem Stile beschreibt. Er möchte, und manchmal glückt es ihm, seine qualvolle Selbsterforschung mit innerem Ungefühl in dem einfältigen Herzen seiner Alpenjäger, Gebirgsbewohner und armen Familien wiederzeichnen. Vor allem sind hier die Seiten aus dem Bande „Il Ragazzo“ zu erwähnen.

Es ist hier nicht der Ort, um zu bemerken, wie in jenen Jahren auch in Italien die Versfrage erörtert wurde, und wie vor allem die jüngere Kritik behauptet, daß der Vers nach Leopardi und Manzoni seinen inneren, lyrischen Zusammenhang einbüßte, und wie daher eine innere Notwendigkeit an die Stelle der geschlossenen Formen eine Prosa setzte, die von metrischen Fesseln frei war. Lassen wir dieses literarische Ereignis unberührt, welches einen Teil Wahrheit in sich schließt, so müssen wir doch bemerken, daß der sogenannte *verso libero*, der von allen anderen voreingenommenen Theoretikern gestützt wurde, einige Jahre hindurch seine Anhänger, und darunter einige befähigte, gefunden hat. Von ihnen wollen wir die drei bekanntesten nennen: Aldo Palazzeschi, der einige Zeit einen großen Ruf besaß und mit besonderer Anlage für Humor begabt war, der jene romantische Zersplitterung in die Tat umsetzte, die sich in Goggiano, jedoch mit geringerer Deutlichkeit und größerem formellen Erfolg, widerspiegelte. Nach dem Kriege widmete er sich dann Prosawerken, die zu untersuchen wir uns vorbehalten. Corrado Coroni, aus Ferrara, ist ein ganz eigentümlicher Charakter, der die wahren Grundlagen seiner dichterischen Seele verbirgt und, wir möchten sagen, modernisiert in einem geistigen Verfahren, welches den manchmal ziemlich konstruierten und im Stil des „*Secento*“ (17. Jahrhundert) gehaltenen Bildern alle Hilfsquellen verschließt, die einem reichen und aristokratischen Geiste eigen sind. Er hat besonders in der Provinz großen Anhang gehabt. Giuseppe Ungaretti ist ein Dichter, der ein empfindsames Gemüt besitzt, das ihm erlaubt, eindrucksvolle Augenblicke in flüchtigen, lyrischen Darstellungen festzuhalten, die nicht der inneren Tiefe entbehren.

Die innere Notwendigkeit einer Erneuerung machte sich inzwischen in immer schärferer Weise bemerkbar und förderte in dem nicht gerade ruhigen Klima unserer Nachkriegszeit neue, bemerkenswerte Gärungen in den

künstlerischen Gedanken und Versuchen zutage. Da die bedrohlichere Erscheinung tatsächlich die stilistische Anarchie war, die noch heute, wenn auch ziemlich gemäßigt, wütet, geschah es, daß die neuen Reformatoren sich vorzugsweise darum bemühten, hierfür Abhilfe zu schaffen.

Man muß in der Tat zugeben, daß die Arbeit der „Ronda“ nicht unnötig war. So heißt jetzt der Titel der Zeitschrift, die heute in Italien die Wiederhersteller der Ordnung vereinigt, und die schon in dem bloßen Namen ihre Neigung zur Prüfung und Überwachung andeutet, die das größte Verdienst und der moralische Zweck der Bewegung ist, weil sie die Notwendigkeit darlegt, unsere Literatur zu reinerem Ursprung zurückzuführen. Aus diesem Grunde hat man eine Rückkehr zu Leopardi und Manzoni vorgeschlagen, besonders aber zu Leopardi, als dem letzten Bollwerk unserer lyrischen Größe. Diese Rückkehr jedoch wäre unzulänglich, da, selbst wenn sich die Möglichkeit einer Rückkehr in der Dichtkunst annehmen ließe und nicht vielmehr die Kunst eine stetige Eroberung von unbekanntem Geisteszuständen wäre, es ja nicht günstig wäre, die für die Lyrik entscheidenden Stellungen wieder aufzunehmen wie im Falle Leopardis und Manzonis, die in höchstem Grade abschließende Männer sind. Auch stehen sie ja für immer als Schlüsselpunkte großer Kapitel unserer Geschichte da, und nach unserer Meinung und der jetzigen Zeitlage entsprechend, wäre immer noch die Gestalt Manzonis der von Leopardi vorzuziehen. Wenn wir nun aber schon zum allerreinsten und ursprünglichsten Anfang zurückkehren wollen, dann gleich direkt zu unserem größten Dichter: Dante, der sich seinem Stoff gegenüber in jenem Zustande vollster Erleuchtung und Beherrschung befand, wie ihn gerade jetzt ein neuer Zustand der Dichtkunst verlangen würde.

Welchen Wert auch immer diese Rückkehr hätte, praktisch hat diese Gruppe von Restauratoren, die in einer formalen Suche, die Selbstzweck geworden war und eine Art Sackgasse ohne Ausweg darstellte, keine anderen konkreten Ergebnisse gezeitigt, als daß sie einer notwendigen stilistischen Rückkehr wesentlich nützlich gewesen ist. Außerhalb ihrer Gruppentätigkeit haben diese jungen „Rondisten“ ein jeder eine schon bemerkenswerte und herausstechende Persönlichkeit. Wir wollen anführen: Vincenzo Cardarelli, einen reichen, umfassenden Kopf, der scharfsinnige und originelle Darstellungen bietet, obwohl er weniger geistig begabt ist und vielmehr dichterische Eingebung besitzt. Er neigt bisweilen zu abstrakten Ideen, die sich in einem dunklen und besonderen Stil widerspiegeln. Riccardo Bacchelli, ein ernstes Gemüt, der für byzantinische Erneuerung sich einsetzt, die gewisse Begabung verrät. Seine Werke sind gut aufgebaut und ein rühmliches Beispiel für Unabhängigkeit in

der Literatur. — Lorenzo Montano ist von diesen allen vielleicht der Begabteste, mit natürlichen Anlagen, die sich in einer witzigen Prosa zeigen, die sich anschmiegt. Er ist reich an künstlerischem Können und von ganz besonderem Humor, mit dessen Hilfe er liebenswürdig und fast familiär mit den Vorgängen des Lebens und der Natur spricht. Emilio Cecchi ist ein Kritiker von lebendiger Schärfe, nüchtern und aufmerksam, obgleich er mit einer gewissen Verweichlichung seines Charakters kämpft. Er ist unzufrieden und neigt dazu, viele Anmerkungen zu geben. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit englischer Literatur und zeigt dabei einen gewandten Scharfsinn und Vorsicht.

Unter den aus der „Ronda“ Vertriebenen ragen hervor: Antonio Baldini, der durch seine natürliche Begabung als leidenschaftlicher und liebenswürdiger Schriftsteller schon zu ziemlich großer Verühmtheit gelangt ist. Seine Werke verraten eine innerliche Gemütsregung, was ihn zum Dichter stempelt, die er aber leider allzu oft durch leichte Lektüre zerstreut.

Außerhalb dieser besonderen Gruppe müßte ich noch die von mir geleitete Zeitschrift *Il Convegno* erwähnen. Um sie herum gruppieren sich viele der besten italienischen Schriftsteller. Obwohl sie sich aus für die jetzige Literatur nebensächlichen Gründen einer relativ sammelnden Form widmet und die für den gegenwärtigen Augenblick bedeutungsvollsten Schriftsteller sammelt, zieht sie in ihrer wesentlicheren Tätigkeit und außer ihrer Teilnahme an der ethischen Steigerung unserer Literatur darauf hin, das Problem unserer Dichtkunst im Sinne einer geistigen Erneuerung wieder aufzurollen, die der Dichtkunst selbst wieder einen inneren Grund über den Fragmentarismus hinaus und außerhalb des romantischen Umhertastens verleihen könnte, auf daß sie zu einer geziemenden Schätzung menschlicher Werte führe.

Mitarbeiter am *Convegno* sind außer den Kritikern und Philosophen wie Benedetto Croce und Giovanni Gentile von Schriftstellern: Giovanni Papini, Giuseppe Prezzolini, Carlo Linati, Ardengo Soffici, Piero Jahier und andere, in vieler Hinsicht ganz bekannte Männer: Eugenio Levi, ein Kritiker, der äußerst scharfe Zergliederung liebt und ein originelles Empfindungsvermögen besitzt, das von großer und direkter Kenntnis der klassischen Literatur getragen wird. Er hat eine umsichtige Kritik erneuert, die wieder von dem guten Willen befeuert ist, das Naturell des Schriftstellers zu erfassen und die Dichtkunst auf den Ernst eines Gehalts zurückzuführen. Er ist heute einer der angesehensten italienischen Kritiker.

Cesare Angelini, ein Schriftsteller von guter Kultur, dessen Prosa

zart, schlicht und anmutig ist und einerseits durch Erinnerungen an das Cinquecento (16. Jahrhundert) hellen Sonnenschein verbreitet, andererseits durch manzonische Schärfe bereichert ist. Enrico Somarè ist ein Dichter mit ernstem Charakter, doch durch Klarheit und kindliche Zartheit verfeinert. Er ist zur Kritik der Literatur und Malerei durch seine starke, geistige Begabung und seine sicheren Überzeugungen berechtigt, muß aber mit einem noch nicht ganz konkreten und von abstrakten Gedanken freien Stil kämpfen.

Um der Deutlichkeit willen haben wir zu Beginn unseres Aufsatzes versucht, unsere tüchtigere Jugend nach der geistigen Verwandtschaft, die die einzelnen Gruppen verbindet, einzuteilen. Dennoch müßten wir einige angesehene Schriftsteller besonders nennen, die seit einigen Jahren in großem Rufe stehen. Wir wollen nur einige von ihnen anführen, deren Geschmacksrichtung sich einem eigentümlichen Humor zugewandt hat, der, je nach dem Temperament, in verschiedener Weise zum Ausdruck kam.

Der bekannteste von ihnen ist Alfredo Panzini. Wenn sein Humor sich auch nicht zu tiefer gehendem Schauen versteigt, so gewinnt er doch Kraft und Originalität aus rein künstlerischer Begabung: das Ergebnis einer Mäßigung in inhaltsschwerem Lyrismus, Offenherzigkeit und Unzufriedenheit, die immer noch ihren reinen, genauen, anspruchslosen und nicht mitteilbaren Ausdruck finden, obwohl sich die Schriftsteller in leichter Weise gehen lassen.

Luigi Pirandello ist ein tieferer Geist, aber auch geringerer Künstler als Panzini, der durch seinen heißen Humor entschädigt, der aber nicht immer mit jener stilistischen Sorgfalt zum Ausdruck kommt, die ihm friedlicherweise die wohlwollende Aufmerksamkeit des Kritikers gewinnen könnte. Aus diesem Grunde gerade erfreut sich der erstere großen Ruhmes, besonders bei der Jugend. Endlich wollen wir noch einen einzigartigen Künstler, Massimo Bontempelli, nennen, der nach einigen literarischen Abenteuern, die tatsächlich eine vornehme Unruhe bezeugen, jetzt zwei Bücher von besonderem Humor herausgegeben hat, die, wie man wohl sagen kann, in englischer Richtung, munter, schön und so geschrieben sind, daß sie vielleicht ganz neue Formen und Gebiete dem italienischen Humor eröffnen.

Wir wollen diese Bemerkungen nicht abschließen, ohne einen vornehmen Geist, Renato Serra, zu erwähnen, der bei Podgora den Helbentod starb und der der beliebteste und einflußreichste Kritiker der jüngeren Bestrebungen gewesen ist. Er war in der Tat mehr Dichter als Kritiker, der für universelle Vorstellungen Begabung zeigte, die durch ein wohlüberlegtes Urteil gestützt waren. Er überließ sich besonderen, glücklichen

Einfällen und erfreute sich daran mit sinnlicher Liebe, weil sie vielleicht nicht der letzte Grund für die Bestrebungen waren, die heutzutage ihre keineswegs dornenlosen Blüten getrieben haben.

Nach allem bisher Gesagten, und obwohl wir uns kurz fassen mußten, glauben wir trotzdem deutlich das Problem gestellt zu haben, welches noch immer die italienische und, man könnte ruhig sagen, die europäische Literatur beengt, nämlich ein literarischer Fragmentarismus. Die Zeit steht, obwohl sie nicht von tiefen menschlichen Inhalten getragen wird, doch immer noch im Banne einer romantischen Seelenqual. Sie sieht durch die Werke junger Schriftsteller von jetzt ab die Straße zu jenen erleuchteten Regionen, von denen wir nicht sagen können, wann und wie sie erreicht werden, offen und einsam liegen. Sie hofft auf den Tag, wo man den Geist über den durch Ironie und Kritizismus versperrten Boden zu dem natürlichen und aus dem Stoff selbst ersonnenen Glauben wird zurückführen können. Dann wird sie nach der Qual im Fegefeuer das Paradies für die zeitgenössische Dichtkunst erreichen.

(Deutsch von W. Hedergott)

Das Problem des Dort und Jetzt, des Einst und Hier

Von Adrien Furel

Diese Arbeit hat sich aus einem Gespräch mit einem Haeckelianer und Marxisten heraus entwickelt.

Sie hätte sich auch aus einem Selbstgespräch heraus entwickeln können, als ein Monodialog des zwiespältigen Lebens, des mit sich selbst zwiespältigen Lebens. Denn wir alle hassen uns selbst. Mit unserer Spitze hassen wir unsere Wurzeln. Mit unseren höchsten Funktionen, welche in die civitas caelestia der noch nicht aufgebauten Gerechtigkeit reichen, hassen wir unsere niedrigeren Funktionen, welche im schon Erfüllten gedeihen, in der civitas terrena. Mit unseren höchsten Funktionen, welche den Lebensstil der exakten Gesellschaft voraussetzen, hassen wir unsere tiefsten Funktionen, welche den Lebensstil einer längst überwundenen Epoche voraussetzen. Wir mit unserer Spitze hassen uns selbst, insofern wir Fundamente sind. Denn die Fundamente machen uns das Fliegen schwer. Und doch, wehe der Spitze, welche ihre Fundamente vergift.

Erst wenn der Mensch bekannt, empfunden hat, daß er sich selbst ab-

lehnt, daß er seine eigenen, tiefsten Funktionen ablehnt, verleugnet und zu ersticken sucht, und daß er doch wie ein Vater oder wie eine Mutter, wie Vater und Mutter zugleich, diese atavistischen Fundamente seiner selbst wie Kinder emporziehen möchte; erst wenn der Mensch sich so zu allen vorausgegangenen Leben bekannt hat, alle Lebensstilstufen vor ihm in seiner Einheit, in das Spannungsfeld seiner Persönlichkeit saugend, entschlossen, sie zur Einheit zu bändigen, zur Kulminationsleistung miteinander zu versöhnen; erst wenn er sich zu allen Ahnen bekannt hat, die ihm auf Erden, die ihm im Sonnensystem, auf dessen Wanderung vom Wasserstoffstern bis zur heutigen Welt vorausgegangen sind; erst wenn er so alles vorausgegangene Leben in sich zum dynamischen Spannungsfeld zusammengebündelt hat . . ., erst dann darf er beginnen, alle seine Vorgänger für unzulänglich zu halten. Denn dann kann er sie nicht verurteilen, ohne Schichten seines eigenen Werdens zu gleicher Zeit zu verdammen. Das schärft das Verantwortlichkeitsgefühl.

Das ist unsere furchtbare Last, unsere Ruhelosigkeit, unsere Freudlosigkeit, daß wir keine Epigonen mehr sind, daß wir keine Epigonen mehr sein können. Gibt es ein größeres Behagen, als Epigone zu sein? Gibt es ein größeres Behagen, als in geprägten, in ererbten Werten zu ruhen? Ich glaube nein! Und in allem, was an mir Faulheit, Genußsucht, sanfte Behäbigkeit ist, sehne ich mich nach dem Glück des Epigonen. Nach dem naiven Vertrauen der Menschen, welche sagen: das ist gut gemalt, ist ein endgültiges Meisterwerk, denn Veronese hat es gemalt. Das ist schön und vollendet gemeißelt, denn Praxiteles hat es gemeißelt! Dieser Wust rosigen Fleisches hat Dynamik und innere Struktur, denn Rubens hat es gemalt (oder ein Schüler des Rubens, oder jemand, der die Kühnheit hatte, die Unterschrift des Rubens zu fälschen)! Das ist ein endgültiger Weisheitswert, denn Goethe hat es gedichtet, Kant hat es gedacht, Newton hat es ausgerechnet!

Anderer Menschen mögen titanenhafter sein, ich sage und betone, daß es mir im Tiefsten lästig ist, daß die Formen und Normen der Väter nur noch so selten Verbindlichkeit für mich haben. Ich bin ein Mensch, und der Mensch ist träge. Zum Behagen sucht der Mensch den kürzesten Weg. Mein Weg, unser Weg aber zum Behagen ist lang. Denn der Lebensstil der Väter genügt uns nicht mehr. Wir müssen uns eine neue Kunst bauen, neue Erkenntnis, Mathematik, Physik, Perspektive, Moral, Psychologie, Medizin. Das gelobte Land ist schön, aber wer wird es erreichen?

Es macht gar nicht allen Schichten meines gewordenen Wesens Vergnügen, daß ich Tizian unzulänglich finde. Mit allen meinen Funda-

menten schäme ich mich, daß ich ihn unzulänglich finde. Ich schäme mich, ihn zu kritisieren, ihn platt und enträtselt zu finden, flach wie seine Gemälde, welche ebensowenig eine ausreichende dynamische Perspektive haben wie die Musik von Verdi. Mit denjenigen Schichten meines gewordenen Wesens, welche dem Humanismus unserer philologischen Bildung, welche der Plato-Romantik der Renaissance entsprechen, sage ich: Tizian ist ein unantastbarer Gott!... Aber dergleichen Selbstermahnungen fruchten wenig, denn die Renaissance-schichten meines biogenetischen Wesens sind nicht meine höchsten Schichten. Das biogenetische Spannungsfeld meines Wesens kulminiert mit all meinen Kräften nicht im Lebensstil der Renaissance, sondern im Lebensstil des Jahres 1950 oder 1980 oder 2000; und dieser wird vom Lebensstil der Jahres 1900 (geschweige denn von dem Karls V.) sich tiefer unterscheiden, als der Lebensstil Karls V. von dem des Cajus Julius Cäsar.

Wenn ich irgendwo in dieser Polemik ausgedrückt haben sollte, daß ich Tizian verachte, so bedürfte ein solches Wort immer von neuem der Rechtfertigung, des Kommentars. Bevor ich erklärte: anathema sit!, habe ich mich mit ihm verbrüderet, versöhnt, identifiziert. Ich habe ihn und seine Zeit in mich aufgesaugt als eine Staffel meines eigenen Werdens. Erst nachdem ich ihn meinem Wesen einverleibt hatte, habe ich ihn entwicklungs-mäßig anerkannt und als Kulminationsleistung abgelehnt. Niemand braucht sich seiner Milchzähne zu schämen; entwicklungs-mäßig muß man sich zu ihnen bekennen. Auf alles, was man tut, darf man stolz sein, wenn man es nur immer als eine Vorbereitung besserer Taten empfindet. Mit den Renaissance-staffeln meines Wesens finde ich in ihm einen Gipfel, aber für die dynamische Perspektive, für die biogenetische Perspektive des 20. Jahrhunderts fehlt seinen Werken die innere Struktur, dem Gemenge seiner üppigen Gliedmaßen fehlt die Raffung. Sie stellen keine ausreichende Kulmination der Lebensenergie mehr dar. Seine Venus, als Spannungsfeld begriffen, kulminiert nur im Lebensstil der Qualle.

Sind das Worte?

Diese Arbeit schreibe ich, um mir selbst zu beweisen, wie die Forderung einer neuen Perspektive, einer neuen Kunst kein Mutwille ist, sondern eine qualvolle, eine lästige Notwendigkeit.

Ich ging mit einem Haeckelianer und Marxisten durch eine schöne Landschaft spazieren. Aus einer Talsohle anklimmend, sahen wir die Landschaft aufgehen, sich zu einem weiteren Horizonte dehnen. Ich sagte: „Unten im Tale hatten wir den Horizont und die Perspektive des frühen Patriarchats: zwischen den nahen Hügelkämmen, Bach und Scheunen,

Herden und so viel Land, wie zu einem sehr großen Gute gehören kann! Dieses Gebiet läßt sich verstehen, malen, regieren, aus den schönen, naiven Mitteln der altpatriarchalischen Welt. Hier spannt der Geist sofort hundertfach weiter in Raum und Zeit. Hier springt im Menschen das entscheidende Problem der Religion und der Kunst empor, das Problem des Dort und Jetzt, des Einst und Hier..."

Er sagte: „Es ist erkenntnistheoretisch unhaltbar, von dem Problem des Jetzt und Dort, des Einst und Hier zu sprechen. Es gibt nur das eine große Problem des Jetzt und Hier. Jetzt bin ich hier. Hier bin ich jetzt. So wie ich dort drüben war, kann ich hier nicht mehr sein. So wie ich dort drüben sein werde, kann ich noch nicht sein. Raumzeitliche Entfaltung und Dauer und Weg sind funktionell verknüpft. So wie ich jetzt bin, stehe ich hier. Das ist das Problem des Jetzt und Hier.“

Ich sagte: „Das Jetzt und Hier ist eine Feststellung und kein Problem. Genau so, wie die marxistische Feststellung, daß der Mensch in seinem Denk- und Empfindungsstil das Ergebnis, die Funktion seiner Umweltsbedingungen ist. Genau so wie die Fliessche Entdeckung vom Gebundensein des Menschen an die Periodizität männlicher und weiblicher Substanz, an die Periodizität des Jahres und des Sonnensystems... Das sind große, fruchtbare, entscheidende Feststellungen, aber an sich noch keine Probleme. Wer diese Gebundenheiten, diese Periodizitäten feststellt, der leistet uns einen entscheidenden Dienst, denn man kann die Problemstellung beginnen: wie machen wir uns, dialektisch, von dieser Gebundenheit frei, wie verwandeln wir uns hinüber in einen anderen Lebensstil, in welchem diese Gebundenheit nicht mehr gilt? Wer nicht in dieser Weise gegen das Kismet des gegenwärtig herrschenden Lebensstils rebelliert, wer nur feststellt, der verbleibt in der wissenschaftlichen Kritik alten Stils, der gehört zu Bergson, dem eine derartige fatalistische, stagnierende, unreligiöse Art der Betrachtung eigentümlich ist, trotz alledem, was bei ihm dagegen zu sprechen scheint. Das, was ich Kunst, und das, was ich Religion nenne, geht darauf aus, uns von dieser festgestellten Gebundenheit zu erlösen. Die Religion ist Dynamik. Die Kunst ist Dynamik. Jetzt und Hier ist keine Spannung, keine Dynamik, kein Problem, keine Möglichkeit und keine Gefahr. Aus dem Jetzt und Hier mache ich das Problem des Jetzt und Dort und des Einst und Hier. Nicht der gelöste Mensch, der aufgelöste, der undialektische Mensch, das heißt nicht der tote Mensch ist mein Ziel, sondern der Mensch als raumzeitliches, entwicklungsmaßiges, biogenetisches Spannungsfeld zwischen sämtlichen Lebensstilstufen des Gewordenen.“

„Der Mensch als Spannungsfeld? Wo Spannung ist, da ist Gefahr!“

„Das sagte ich schon. Wo Gefahr ist, ist Möglichkeit. Worauf es ankommt, ist, beherrschbare Gefahren zu erzeugen. Denn der biogenetische Anachronismus ist der Vater aller Dinge.“

„Das ist nur ein neues Wort für einen alten Begriff: Haeckel und Bergson, beide haben die Biogenese, also eine Aufeinanderfolge biogenetischer Lebensstufen.“

„Haeckel und Bergson, beide haben die Lebensstufen als wissenschaftliche Feststellung, als kinematographische Aufeinanderfolge. Nicht als dynamisches Erlebnis innerer Perspektive. Bergson läßt die Erinnerungen aus der Kindheit herüberwehen, aber weder das Lachen, diese minderwertige Ersakleistung kultureller Arbeit, noch irgendeine andere Erscheinung, wie Krankheit, Eitelkeit oder Traum, vermag er richtig aus den dynamischen Spannungen des biogenetischen Werdens zu erklären. Haeckel desgleichen: er triumphiert, wie herrlich weit wir die Gasträa hinter uns gelassen haben. Wenn aber einmal Mensch oder Volk lächerlich oder tragisch dadurch werden, daß bei ihnen atavistische Potenzformen hervorbekchen, dann wird auch Haeckel mit seiner Biogenese nichts mehr anzufangen wissen und in der politischen Praxis, in der Volkserziehung versagen, oder er wird auf die Theorien und Methoden des alten Hobbes zurückgreifen müssen. Haeckel ist ein Weg, aber er gibt noch nicht die Möglichkeit, die Wissenschaft bis zu dem Punkte zu heben, wo sie das Problem der Erbsünde mit umfassen kann. Das tut aber, in voller Tiefe ergriffen, der Terminus: biogenetischer Anachronismus. Der umspannt auch den Begriff der Erbsünde. Denn Sünde, Tragik und Gelächter ist es, wenn das biogenetische Spannungsfeld Mensch im Sinne einer tief überwundenen, längst überkuppelten Lebensstufe mißbraucht wird.“

„Phrasen!“

„Wirklichkeiten! Ich bin es gewohnt, als Beichtvater zu dienen. Als Maßstab benutze ich, was dem Menschen hilft. Feststellungen von Seinzuständen führen nicht zur Kunst und helfen auch nicht dem Menschen. Dem Menschen hilft, wer ihnen ein ebenmäßiges Werden gibt. Das habe ich gesucht. Nur der Not gehorchend. Um mir zu helfen, um den anderen zu helfen, habe ich das gefunden, was ich die biogenetische, die dynamische Perspektive nenne. Um diesen Begriff zu erläutern, könnte man mit Sternnebeln arbeiten. Den Sternnebeln des Milchstraßensystems könnte ich andere Sternnebel entgegenstellen. Das führt ins Maßlose und kann nicht helfen. So nehme ich nur das Milchstraßensystem als Kraftfeld, als Gravitationsfeld, als Entwicklungsraum. Ich frage: der Mensch und die Erde und die Sonne, diese drei, wo standen sie im Kraftfeld

des Milchstraßensystems, als diese Welt noch nicht differenziert war in Gold und Blut?..."

Mein Gegenüber unterbrach mich und sagte: „Was Sie da vorbringen, erinnert an den Schwulst des Epigonen, der sich mit Gewalt beweisen will, daß er kein Epigone ist. Was Sie da sagen, ist die Karikatur der Biogenese Haeckels. Haeckel zeigt Tafeln mit Staffeln von Embryonalentwicklungen. Oben für Fisch und Molch und Mensch dasselbe undifferenzierte Ei. Weiter unten auf der Tafel von Stufe zu Stufe Bildungen, welche auseinanderstreben wie Radien eines Sonnenrades, eines nach allen Seiten verstrahlenden Sonnenzentrums... Und da mögen Sie wohl recht haben: die Perspektive, welche die italienische Renaissance entwickelt hat, entspricht ungefähr den Haeckelschen Tafeln: diese Welt ist heliozentrisch und ovozentrisch und phallogentrisch... patriarchal. Alle scheinbaren Parallelen laufen nach dem Gott-Hintergrund zu, in immer primitiverer Undifferenziertheit zusammen. Nach dem Ur-Gott-Ei zusammen, das noch alle Möglichkeiten in sich schließt. Und da muß ich sagen: diese Theorie der Perspektive ist einleuchtend; hier, von diesem Berge aus, sehen wir über die Grenzen der griechischen Polis, des modernen Großstaates, des Erbkugelstaates Menschheit, in den diffusen, braunen Hintergrund Rembrandts zurück zum Punkte des Ungeborensseins, wo alle Radien des Lebendigen ins Einzellenei zusammenlaufen.“

Ich nickte: „Damit bahnt sich die Enträtselung des großen, des entscheidenden Satzes an: finis principium est et fundamentum.“

„Ja,“ sagte er, „denn wenn ich mit Wehmut in der Vergangenheit das Land des Ungeborensseins suche, gehe ich zurück bis zur Eizelle, welche auf anderen Entwicklungsradien zu irgendeiner anderen Möglichkeit geführt hätte. So erweitere ich sehnstüchtig mein Wesen um all die Möglichkeiten, die ich mit Ausnahme der einen versäumt habe. Auf diese Weise ist es möglich, mein Wesen, diesen Radius, vom Gott-Mittelpunkt aus zur Kugeltotalität zu ergänzen. Das ist der Ehrgeiz jeder Kunstperspektive, vom Anfang aus alle versäumten Möglichkeiten zur höchsten Erfüllung zu absorbieren.“

Ich wiederum: „Als Anfang ist es ganz gut, was Sie sagen, aber indem Sie das Haeckelsche Ei zum Gott-Beginn einsetzen, bleiben Sie völlig in den Denkkategorien des patriarchalischen neunzehnten Jahrhunderts stecken... Kennen Sie die Hertwig-Vorsehung?“

„Die Zentrosomentheorie?“

„Ja! Die Eier, welche Haeckel für undifferenzierte Zellen hielt, erweist die Zentrosomforschung als völlig differenziert, vorbestimmt zum Molch,

zum Menschen, zum Gorilla oder Fisch. Das ist für die Theorie der dynamischen Perspektive wichtig. Durch die Zentrosomforschung erst verschmilzt die Haeckel-Forschung mit der Atomzerfallehre. An derjenigen Stelle ihrer Zeit-Raum-Entwicklung, wo die Erde bereits als Kulminationsleistung organische Zellen erzeugte, welche durch ihre Zentrosomanlage zu differenziertem Werdegang vorbestimmt waren, war der Erdball, war das Sonnensystem schon hochgradig in diejenigen Formen zerspalten, welche in der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts als Grundstoffe erscheinen. Diese differenzierten Grundstoffe aber sind nachgewiesen als Kombinationen, Variationen des einen Wasserstoffes. Wasserstoffatome wiederum sind Gravitationsysteme von Elektronen. Damit versöhnt sich die Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts mit den Problemen der Religion. Denn wenn die Materie weiter nichts ist als Strubellkombinationen der Elektrizität, taucht über unserer veralteten Rationalistik die Grundgrübeleie des Paulus wieder auf, sein *soma pneumaticon*, die Möglichkeit einer Verklärung des irdischen Leides zu energetischen Strahlungen. Rückkehr also zum primären Zustand des undifferenziert glühenden Sterns."

Er sagte: „Eine große, übermenschlich-nebelhafte Aussicht.“

Ich wehrte ab: „Nehmen wir an, daß die Sonne, die Erde, der Mensch eine Einheit bilden, welche nur vom Gravitationsystem der Milchstraße ihre Werde- und Wandergesetze entgegennimmt. So frage ich: wo waren wir drei, als die Sonne, die Erde und wir noch nicht im glühenden Wasserstoff, in Gold und Blut differenziert waren, als dieser Kosmos noch eine Wasserstoffeinheit bildete? Wo standen wir da im Kraftfeld des Milchstraßensystems? Wie messe ich in Jahrmillionen und in Lichtjahren den Entwicklungszeitraum dieser langen Wanderschaft? Wenn meine Sehnsucht, mein Heimweh ins Ungeborene bis dahin reicht, wie messe ich die Spannweite meiner Seelenfunktionen in Lichtjahren aus?“

Der Marxist sagte: „Gar nicht! Denn in den verworrenen Bahnen der Einzelsterne entschlüpft uns jeder Maßstab. Uns fehlt Gott Jahwe als absolutes Koordinatensystem. Selbst wenn wir die Sternenwelt mit ungezählten Billionen Sternen als endlich annehmen wollen, so ist damit noch nicht gesagt, daß diese begrenzte Sternentraube nicht en bloc das All durchwandert.“

Ich sagte dagegen: „Vielleicht verzweifeln Sie zu früh. Gerade hier beginnt das Kernproblem der Perspektive. In jedem Gemälde ist das Problem der Perspektive ein doppeltes. Mit den Mitteln der Linear- und der Luftperspektive führt uns der große Künstler nach dem Hintergrunde zurück zur undifferenzierten Einheit des glühenden Sterns. In

der Genesis der Bibel, im tizianischen Gemälde bleibt der Hintergrund noch bornierte patriarchalische Kulissengrenze. Bei Rembrandt, bei Bach zeigt sich schon das Bedürfnis, den Menschen in seinen Traditionen jenseits von Patriarchat und Mutterrecht, jenseits jedes Eies, jeder phallo-uterale lokalisierten Zeugung, Sinnlichkeit, Lustbefriedigung zurückzuverfolgen. Uns aber wird auch das noch nicht genügen. Denn Rembrandts Braun ist nur das Geständnis der Unfähigkeit, astronomische Räume mit der Werbewanderschaft des Menschenabels in genauen Funktionszusammenhang zu bringen...“

„Man könnte aber doch versuchen, alle Strapazen und Triumphe dieses Werdens in der dynamischen Gestalt des Helden auszudrücken.“

„Ja, wie die Griechen es versucht haben. Auch bei Tizian steht das ontologische Kompendium dieses großen phylogenetischen Werdens: Ares und Venus. Wenn man sich aber diesen Helden und diese Liebesgöttin betrachtet, drängt sich die Frage auf: lohnte es der Mühe? Lohnte die Metamorphosenpilgerfahrt durch Jahrtausende, um zu dieser Kulminationsleistung zu gelangen?“

Mein Widerpart sah die Möglichkeit einer Falle. „Dieser Venus und diesem Mars werfen Sie vor, daß sie ihre Primitivität noch nicht recht überwunden haben?“

„Nicht überwinden, wie eine Schlange ihre Häute überwindet und ablegt. Das wäre eben eine kinematographische Auffassung der biogenetischen Lebensstilstufen. Solange die Psychologie den Menschen als ein Produkt auffaßt, als ein Gewordenes und nicht als ein Spannungsfeld, in welchem eigentlich alle Lebensstilstufen um das Primat miteinander ringen, kommen wir nicht über den circulus vitiosus von Gut und Böse hinaus. Die Antithese Gut und Böse, mit der sich höchstens innerhalb eines gefestigten Lebensstils etwas anfangen läßt, ersetze ich durch eine Skala der Lebensstilstufen und sage, worauf es ankommt, ist das Erlebnis, Durchbruch und Erfüllung des nächst höheren Lebensstils: biogenetischer Anachronismus, aber nach vorwärts, im Sinne einer progressiven Moral. Das ist nicht nur das Problem der Kunst. Auch politische und soziale Einsichten sind daran geknüpft, aber die stellen wir hier beiseite. Zur Debatte steht nur die dynamische Perspektive, das Problem des Dort und Jetzt und Einst und Hier. Auch Kunst und Religion arbeiten an der Auflösung des Übels in Arbeitswert zur Verführung des Menschen. Sie merken vielleicht, daß wir dahin gelangen, wenn wir die Möglichkeit bekommen, die Liebe, den Haß, Sünde und Tugend, Krankheit und Verbrechen als biogenetische Anachronismen zu enträtseln, in Lichtjahren genau auszudrücken.“

„Ich sehe noch nicht genau, wohin das geht.“

„Neun Monate vor Ihrer Geburt waren Sie eine Eizelle... Sie sind doch einunddreißig Jahre alt, nicht wahr?“

„Ja, einunddreißig Jahre und zwei Monate.“

„Rechnen wir also von diesem Jahre 1920 rund zweiunddreißig Jahre zurück, so kommen wir auf das Jahr 1888. Wo war die Erde damals? Nicht allzu weit von hier. An dem Gesamtumfang der biogenetischen Skala gemessen, war das Leben fast dasselbe wie gegenwärtig. Als Eizelle waren Sie also weit davon entfernt, die höchste Form des Lebendigen zu sein. Sie waren ein entsetzlicher Anachronismus. Wie Adam vor Gott Jahwe, standen Sie in winziger Minderwertigkeit zermalmt dem höchst entfaltetem Leben gegenüber... Sollten Sie sich nun durch alle Staffeln des Lebens empormühen bis zur Ebenbürtigkeit mit dem höchsten Wesen? Der Mensch ist träge ab ovo. Bevor der Prophet zum Berge wandert, versucht er immer, den Berg zu sich heran zu wünschen, leichter als sich embryonal emporzuarbeiten, leichter auch, als sich vom Lebenssystem der Mutter zu trennen und seine eigene biologische Gravitation zu gewinnen, wäre es für das Ei, die Gesamtentwicklung der Umwelt, des Erdballs und des Sonnensystems rückläufig aufzurollen, zurück bis zu dem Punkte der Gesamtentwicklung, wo die Eizelle kein Atavismus gewesen wäre, sondern die höchste Form des Lebens. Und nun kommen präzise Fragen: Wie weit von hier stand die Erde im Wirbel des Sonnensystems, als die Eizelle ihres ontologischen Beginns zeitgemäß, lebensstilgemäß gewesen wäre, das heißt, den höchsten Lebensformen ebenbürtig, eine Kulminationsleistung des Erdballs? Die Wanderschaft der Erde seitdem gibt, in Lichtjahren und Jahrillionen, auch in Atomzerfallreihen ausgedrückt, die Spannweite, den biogenetischen Anachronismus an, welcher zwischen den höchst entwickelten Menschen und der kaum befruchteten Eizelle klappt... Die gleiche Fragestellung und Messung muß für das Embryo, für den Neugeborenen, für Knabe und Mädchen, für Mann und Weib, auch für die einzelnen Klassen, Völker, Berufsschichten durchgeführt werden. Alsdann erst ergibt sich beherrschende Einsicht in die spannungsvolle Struktur der Gesellschaft.“

„Nun verstehe ich auch, was Sie meinten, als Sie vorhin die landläufige marxistische Lehre, der Mensch sei das Produkt seiner wirtschaftlichen Bedingung, mit dem Problem der künstlerischen, der dynamischen Perspektive zusammenstellten: den Fabrikarbeiter, den Bauer, den Soldaten sehen wir immer geneigt, sich mit seiner ganzen Gesinnung, mit seinem ganzen Lebensstil auf diejenige Epoche einzustellen, welche seine Erwerbsform als Kulminationsleistung erzeugt hat. Das ergibt im

Gesellschaftsorganismus kaffende Spannweiten und Diskordanzen zwischen den einzelnen Klassen. Der casus belli zum Beispiel ist für Bauern oder Metallarbeiter in einem wesentlich verschiedenen Augenblick gegeben ..."

„Das ist aber kein Kismet. Die Klasse, das Volk, die Klasse, welche emporkommen wollen, müssen dagegen ankämpfen, indem sie den tiefsten Sinn des Buches Hiob verstehen. Dessen Triumph und Erlösung ist dadurch gegeben, daß er sich, in der Asche sitzend, mit seinem Dent- und Empfindungsstil hoch über das erhebt, was seiner wirtschaftlichen Lage entspräche. In diesem Sinne darf man sagen: der biogenetische Anachronismus ist der Vater aller Dinge. Aber es ist durchaus notwendig, hier die soziologischen Konsequenzen der dynamischen Perspektive auszuschalten, sonst verlieren wir uns. Kehren wir zurück zum dynamischen Problem des Dort und Jetzt und Einst und Hier! Sie, wie Sie vor mir stehen, und ich, wie ich vor Ihnen stehe, wir sind Kompendien der Gott-Entwicklung, wir sind, jetzt und hier, auf einem Fleck Spannungsfelder, in welcher Lebensstilstufen miteinander ringen, welche über Jahrtausende im astronomischen Raum verteilt, spannungslos nebeneinander bestehen könnten... Wenn nicht schon diese bloße Voraussetzung absurd wäre, weil Dynamik, Form und Wesen der übergeordneten Lebensstilstufen ohne spannungsvolle Bändigung der Inferioren gar nicht beständen. Jede Kuppel lebt aus und in ihren Fundamenten. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, alles urweltlich Anachronistische in seiner Lebensbasis zu haben; aber es ergibt sich auch die Gefahr, die erstrebte Kulminationsleistung in grotesken Fehlleistungen scheitern zu sehen..."

Mein Weggefährte blieb vollends stehen: „Gestatten Sie mir, aus alledem eine Konsequenz zu ziehen, welche uns gleich ermöglichen wird, zu sehen, ob ich Sie recht verstanden habe: Sie halten die Stellung der Religion zur Sünde, die Art der Kunst, dramatische Spannungen zu schaffen und aufzulösen und die Serumtherapie unserer Medizin für wesensverwandt..., und Sie bejahen alles drei?"

„Was Sie da sagen, ist wichtig. Zu einfach wäre es, ‚den Leib zu töten‘, im wörtlichen oder im übertragenen Sinne. Damit lösen Sie das Spannungsfeld, schaffen Dynamik und dynamische Perspektive aus der Welt. Es verschwinden Gefahr und Möglichkeit zugleich. Durch Verbindung von Hunger- und Durstturen mit Psychoanalyse und philosophischer Grübelelei kann man den Menschen wohl die Toxine und Antitoxine, das Gift der lebendig ringenden Dialektik austreiben (die Tiere kurieren sich so durch reinigende Vereinfachung ihres Organismus)... Vielleicht könnte man sogar die Patienten von der Sünde befreien. Aber

im selben Augenblicke, wo dies gelungen wäre, hätte man ihn zur Ameise herabgedrückt — zur Ameise mit ihrer stagnierenden Moral, welche nicht darauf hinausgeht, die Lebensenergie in ihrer Betätigung von Stufe zu Stufe emporzustraffeln, welche vielmehr, subaltern in der Tradition, sich damit begnügt, den Lebensstil der Art so zu erhalten, wie er überkommen ist.“

„Wäre das so schlimm?“

„Das fragen Sie erst? Wissen Sie denn nicht, daß in einem solchen Lebensstil der Mord erlaubt ist? Wenn eine Drohne wie die andere ist, genau wie die andere, genau in ihren Funktionen eingekapselt, hoffnungslos, irgend etwas zu erfinden, was im Sinne progressiver Moral die ganze Art in ihrem Lebensstil steigern könnte, dann kommt es auf die Tötung eines Individuums gar nicht an... Beim Menschen ist das ganz anders... Sehen Sie dort den humpelnden, buckligen Klempnerlehrling gehen?“

„Ja, er hat vom Leiden ein blasses, böseartig-häßliches Gesicht wie Richard III. Von ihm kommt nichts Gutes.“

„Vielleicht aber doch! Vielleicht stülpt er, unter Druck, aus seiner Verzweiflung eine große Tugend. Vielleicht löst seine Bosheit in anderen eine große Tugend aus. Das ist der Unterschied zwischen der progressiven Moral der Menschheit (oder wenigstens der großen Völker) und der stagnierenden Moral einer Biene oder eines Menschenfressers. Wolf, Biene und Menschenfresser achten nur die stark und harmonisch entwickelten Exemplare. Die anderen mögen gefressen werden. Wir scheuen uns, ein halbtot geborenes Kind nach irgendeiner flachen Eugenik umzubringen. Nicht aus falscher Weichlichkeit, sondern aus gutem Instinkt und aus tiefster Berechnung: es könnte ein Goethe oder Rousseau daraus werden. Aus der gleichen Erkenntnis, daß die gesteigertste Tugend aus tiefster Not und Erniedrigung, ja aus dem Verbrechen emporgestülpt wird, läßt Christus sagen, daß Gott an einem bekehrten Sünder mehr Freude habe denn an hundert Gerechten.“

„Sie halten also die Skepsis für gut und wünschenswert?“

„Wenn die Skepsis und die Sünde nicht wären, dann müßten wir sie wahrscheinlich erfinden, um das Individuum und die Gesellschaft zu zwingen, sich kämpfend zu steigern... Aber was ahme ich Voltairesche Wendungen nach! Die Erbsünde, der biogenetische Anachronismus ist unentrinnbar in uns. Ständig sind wir in Gefahr, daß unsere Lebensenergie in diffuse Knospungen ausbricht, welche zeitgemäß gewesen wären, als die Erde im Entwicklungsraum dort stand, wo sie längst nicht mehr steht.“

„Das mag sein. Aber dann verstehe ich nicht recht, was Sie gegen

Tizian haben können. Zwar eine dynamische Melancholie der Ferne kennt er ebensowenig wie Verdi in seiner Musik. Seine Landschaft ist nicht viel mehr als eine hübsche Tapete. Aber vor diesen Kulissen heben sich, im Vordergrund, Venus und Mars ab. Genügt tatsächlich die kondottierenhafte Kühnheit und Dynamik dieser Männer, das Gliederspiel der Frauen Ihnen nicht, um aus der kraftgeladenen Statik ihrer Körper Dialektik und Spannung des Werdens aufzurollen?!"

„An einem menschlichen Organismus in seinen höchsten Funktionen kann man wohl die dynamische Perspektive in ihrem ganzem Umfange erleben. Augen gibt es, in deren Blick das nächste Blut und die fernsten Sterne so gewaltig ineinanderweben, daß man sich wundert, diese unausmeßbaren Räume und Anachronismen auf einem Punkt verdichtet zu sehen. Aber bei Tizian und Rubens finde ich zu wenig davon. Zu wenig lang und tief haben sie mit der innerlichsten Entwicklungsarchitektur des Menschen, mit Astronomie, Musik, Erbsünde und biogenetischem Anachronismus gerungen. Wer mit den Mitteln der biogenetischen Psychologie in sich selbst geschaut hat, zurück in sich selbst, bis zu dem Zeitpunkt, wo seine Welt in grauerregender Ferne sich vom Nichts zu differenzieren begann, dem erscheint das meiste der bisherigen Künste diffus und undynamisch wie das Leben der Qualle.“

Politische Chronik

Von Sebastian Brant

Gegen Ende der achtziger Jahre richtete Bismarck an Salisbury jenen Privatbrief, in dem er, unter dem Druck der zunehmenden russischen Gefahr, England aufforderte, sich dem Dreibund zur Aufrechterhaltung des Status quo im nahen Orient anzuschließen. Der englische Premierminister wich aus. Die erste Möglichkeit eines engeren Einvernehmens mit einer anderen Großmacht wurde in London abgewiesen. England sah damals keinen Grund, aus seiner splendid isolation herauszutreten. Zehn, zwölf Jahre später, als es durch seinen Zusammenschluß mit den Franzosen im Streit um das obere Mittel und, danach, durch den Burenfeldzug auf dem europäischen Kontinent eine schwere Mißstimmung gegen sich hervorrief, änderte sich die Situation. Die Engländer, gegen die Rußland, allerdings in vorsichtigster Form, ein russisch-deutsch-französisches Einvernehmen herzustellen bemüht war, suchten nach

einer Rückendeckung und glaubten sie, in Erinnerung an jenen Bismarck-brief, in Berlin zu finden. Aber die deutschen Staatsmänner winkten, trotz dreimaliger Versuche Englands, ab. Man wollte sich, in falscher Einschätzung der Kräfteverhältnisse Rußlands, nicht mit Petersburg überwerfen. Hier liegt, wenn man nicht den Ursachen der französischen Revanchelust bis zum Frankfurter Frieden nachgehen will, der Schlüssel für die diplomatische und dann auch militärische Niederlage Deutschlands. Es blieb auf halbem Wege stehen. Rußland hatte längst für Frankreich optiert. Es lag ein festes militärisches Bündnis vor. Das traditionelle deutsch-russische Freundschaftsverhältnis beruhte auf den vier Augen seiner Herrscher, zweier Schwächlinge, die vielleicht Symbole, aber längst nicht mehr Exponenten des Willens und der Kräfte ihrer Völker waren. England suchte fortan anderen Anschluß, fand ihn zuerst in Japan, dann in Frankreich und, darüber hinaus, in Rußland. Ganz von selbst ergab sich daraus, bei der Psyche der Franzosen, eine diplomatische Einkreisungspolitik, die Deutschland in letzter Stunde vielleicht noch hätte lösen können, wenn es sich nicht zweimal Verständigungsanregungen Englands über die Einschränkung der Flottenrüstungen widersezt hätte. Und dann kam der Krieg. Aus der europäischen wurde eine Weltentente gegen Deutschland.

Nun, nach fünf Kriegs- und fast drei Nachkriegsjahren, beginnt dieser Abwehrbund allmählich seine innere Berechtigung zu verlieren. Ein Objekt der Abwehr ist, nach der Entwaffnung Deutschlands, nicht mehr vorhanden. Ein positives Moment, ein gleiches Interesse für den Wiederaufbau der wirtschaftlich und politisch zerrütteten Welt ist in der Theorie, aber nicht in der Praxis da, weil jeder zunächst einmal an sich denkt. Der Egoismus, der nationale sowohl wie der wirtschaftliche, erhebt überall stärker als je vor dem Kriege sein Haupt. Die Liquidation des Völkerbundes hat alle, auch die sogenannten Sieger, außerordentlich enttäuscht. Der Völkerbund ist ein Torso geblieben. Die Meinungsverschiedenheiten häufen sich. So innig wie ehemals sind die englisch-französischen Beziehungen nicht mehr. England versucht sich dem allzu fest geschnürten Pariser Korsett langsam zu entwinden, weil ihm in der engen, stickigen kontinentaleuropäischen Atmosphäre der Atem auszugehen beginnt. Die wirtschaftliche Lage Englands nimmt geradezu bedenkliche Formen an. Die Exportziffern gehen zurück, weil Europa mit seiner fast durchweg wesentlich niedrigeren Valuta als Absatzmarkt für Waren aller Art immer schwächer wird, weil die englische Industrie infolgedessen ihre Produktionskosten verbilligen, das heißt ihre Löhne herabsetzen muß, weil in weiterer Folge die Arbeiterschaft in Riesenstreiks dagegen aufbegehrt. Wenn die Engländer geglaubt hatten, daß ihr Land reicher würde im um-

gekehrten Verhältnis einer Verarmung Deutschlands nach einem verlorenen Kriege, so hat sich dieses Rechenexempel bereits heute als falsch erwiesen. Wenn England erwartet hatte, daß seine Vorherrschaft zur See, in der Kriegs- und in der Handelsmarine, nach der Niederringung Deutschlands auf unabsehbare Zeit unbestritten sein werde, so ist auch das ein Fehlschluß gewesen. Denn an die Stelle Deutschlands ist nun, in einem ganz anderen Tempo, Amerika getreten, das noch vor wenigen Jahren im internationalen Schiffsverkehr nur eine sehr bescheidene Rolle spielte. Das wirtschaftliche und maritime Schwergewicht hat sich, fast über Nacht, von London nach New-York verschoben, und auf dem europäischen Kontinent reißt Frankreich mit großem Elan seine Hände, um seinem ökonomischen Imperialismus freie Bahn zu schaffen.

Die englischen Politiker sind damit vor eine neue Aufgabe gestellt. Sollen sie von neuem das Ruder wenden? Oder sollen sie, wie einst, zurückkehren in die splendid isolation? Das ist heute einfach unmöglich, weil die wirtschaftlichen schon viel zu sehr mit den machtpolitischen Interessen verquickt sind. England hat zwei Möglichkeiten. Eine, die nach dem nahen Osten weist, und eine, die über den Ozean nach Amerika tendiert. Erst schüchtern kommt diese neue Einstellung der Politik zum Vorschein. England braucht den deutschen und den russischen Markt. Rußland aber kann es wirtschaftlich nur durch die Deutschen, die Land, Leute und die wirtschaftlichen Verhältnisse aus jahrhundertelanger Erfahrung kennen, wirtschaftlich exploizieren. Es braucht die deutsche Technik, die deutschen Reisenden und die Agenten. Daraus ergibt sich eine wirtschaftliche englisch-deutsche Gemeinschaftsarbeit. Wie aber soll es sich zu Amerika stellen? Gleichgültig? Abwehrend oder ablehnend? Kompliziert wird das Problem durch den Vertrag mit Japan. Unlängst sind die Vertreter der Dominions in London zur britischen Reichskonferenz zusammengetreten. Lloyd George mußte, zum mindesten Australien, Neuseeland und Kanada gegenüber, die mit Japan auf gespanntem Fuße stehen, Farbe bekennen. Die Erneuerung des japanischen Vertrages stand in Frage. Da hielt der englische Premierminister eine programmatische Rede, die einer Verbeugung vor Amerika gleichkam und, wie seinerzeit Deutschland gegenüber, eine Verständigung für den Flottenbau anregte. Das Echo aus Amerika ist bisher ausgeblieben. Amerika hat sich, auch nach dem Präsidentenwechsel, von den europäischen Händeln mehr und mehr zurückgezogen und gefällt sich in der Rolle des zusehenden Gläubigers, des gemächlich vor dem Hause sitzenden und ruhig seine Pfeife rauchenden Rentners. Lloyd George hat, ohne eine Spitze gegen Amerika (wie einst gegen Rußland), den Vertrag mit Japan von neuem für eine kurze Frist ab-

geschlossen. Er hat sich darin die Hände für einen etwaigen Konflikt in Ostasien freigehalten. Denn der japanisch-amerikanische Gegensatz ist, latent, nach wie vor da. Nur seine Motive haben sich verschoben. Früher war es die gelbe Einwanderung, gegen die sich die Union wehrte. Heute dreht es sich um den Markt und um die offene Tür in China und Ostsibirien. Das sind sowohl für Amerika, das seine überfüllten Warenlager bei der allgemeinen wirtschaftlichen Depression der Welt und insbesondere Europas nicht los werden kann, wie auch für Japan die naturgegebenen Absatzgebiete. Japan aber strebt nach mehr. Seine Machtstellung, nach der inneren Zerfleischung Europas, ist in Ostasien unbestritten. England ist saturiert und hat sich seinen Besitzstand durch seinen Vertrag mit Japan zunächst gesichert. Amerika aber steht, ohne Kolonien und Einfallstore, abgesehen von den abseits liegenden Philippinen, draußen und muß befürchten, daß Japan ihm eines Tages die Tür vor der Nase zuschlägt und China zu einem zweiten Korea macht. England würde bei einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen Amerika und Japan mit verschränkten Armen dastehen können, aber es hat, realpolitisch, gar kein Interesse an einem solchen Waffengange, da, so oder so, seine weltpolitische Situation sich nur verschlechtern könnte. Ginge Japan als Sieger hervor, würde China sehr bald auch England verschlossen werden, und der japanische Einfluß könnte dann bald auch bis an die Tore Indiens reichen. Siegt aber, dank längerer finanzieller und wirtschaftlicher Lungenkraft, Amerika, dann ist Englands maritime Rolle im Stillen Ozean ausgespielt, und die Union würde endgültig diejenige, alle anderen Nationen überragende Position im Konzert der Mächte und im Wettstreit der Wirtschaftskräfte einnehmen, die heute noch, dem äußeren Anschein nach, England inne hat.

Aber die Downingstreet hat noch andere Sorgen. Im nahen Orient will keine Ruhe eintreten. Von allen sogenannten Friedensverträgen ist der in Sèvres abgeschlossene das zerbrechlichste Porzellan. Nach Kleinasien haben sie alle gierig die Hände gestreckt: die Engländer, die Franzosen, die Italiener und dazu noch die Griechen. Jeder will mit von der Partie sein. Da aber der Kuchen nur verhältnismäßig klein ist und die Türken selbst Anspruch auf eine staatliche Existenz machen, so kollidieren die Interessen wie das Wasser in einem brodelnden Kessel. Konstantin, der König der Hellenen, hat nun, wie sein historischer Ahne, Alexander der Große, den gordischen Knoten einfach durchgehauen, sich an die Vorstellungen und Mahnungen der alliierten Mächte überhaupt nicht mehr gekehrt und einen neuen frisch-fröhlichen Krieg eröffnet. Natürlich ist auch das ein

„Befreiungskampf“. Darin sind die Griechen, nach einem Jahrhundert bitterer Erfahrungen, allmählich versiert. Es fragt sich nur, ob sie dieses Mal mehr Glück haben werden als in den früheren kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Türken. Wenn es sich um einen bloßen lokalen Spektakel handeln würde, brauchte man davon nicht viel Aufhebens zu machen und das Waffengeklirr nur als den letzten Ausklang des Völkerringens zu betrachten. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Mazedonien, der frühere Brandherd Europas, an dem sich letzten Endes auch der Weltkrieg entzündete, ist nun etwas weiter nach Süden gerückt worden, und das neue Mazedonien, die offene Wunde des Abendlandes, ist jetzt Kleinasien. Was sich da, in krankhaften Zuckungen, vollzieht, ist der Anfang einer neuen Entwicklung. Die Türken und die ihnen verwandten islamischen Völkerschaften beginnen, nachdem man ihnen von ihrem Staatsorganismus Stück für Stück abgehauen hat, aus ihrer Letargie zu erwachen, — und der jungtürkische Nationalismus wird nach und nach zu einem Fanatismus, der allen europäischen Eindringlingen noch schwere Stunden bereiten wird. An den europäisch-asiatischen Grenzen rumort auch schon der Russe, immer bereit, rasch die Fackel des Bolschewismus dort hinzuwerfen, wo die Asche von neuem zu glimmen beginnt. Das liegt im Wesen jedes Absolutismus begründet, ob er nun zaristischer oder proletarischer Natur ist, daß er die Massen in einem fort von innen nach außen ablenkt, sie mit Ideen und Zielen beschäftigen muß, die den Geist und die Sinne von der drückenden Atmosphäre daheim fortführen. Die Bolschewisten haben schon wiederholt Verbindungen mit den Türken, den Persern und den Afghanen angeknüpft. Nicht ohne Erfolg. Unruhe hat diese Völker ergriffen und sie den Gedankengängen des Kommunismus zugänglich gemacht. Das ist begreiflich. Denn der Kommunismus, an sich eine Wirtschaftsform von Völkern im ersten Entwicklungsstadium, so lange der Boden noch die Menschen ausreichend ernährt, würde hier gleichzeitig zu einer nationalen Idee werden und der Abwehr des erst wie ein Gewitter heraufziehenden imperialistischen Kapitalismus der Europäer dienen. Der Kommunismus in Asien würde, primitiver als der russische, nicht auf Zertrümmerung, sondern einfach auf ein völliges Zurücksinken in agrarische Anspruchslosigkeit hinauslaufen und nach außen hin sich in einem unabsehbaren Guerillakrieg gegen alle Eindringlinge äußern. In dieser Verquickung von Bolschewismus und Nationalismus: „Wir wollen nur unter uns und für uns leben“, liegt die Gefahr für England und seinen indischen und westasiatischen Besitz, den es, nach dem Weltkrieg, glücklich zu einem einheitlichen Ganzen, von Ägypten über Arabien, Südpersien bis zum Gangestal, zusammengeschweißt zu haben hoffte.

Die weltpolitischen Perspektiven, die sich aus dieser, von Kommunismus gepeitschten Evolution für die europäischen Nationen in Asien ergeben, lassen sich, im Zusammenhang mit Japans drohendem Expansionsdrang, heute noch gar nicht übersehen. Die moderne Völker-verschiebung, gegen die die Völkerwanderung des frühesten Mittelalters nur eine Episode ist, droht den Weltkrieg noch für Jahrzehnte auszudehnen. Vor einer Pazifizierung der Welt kann, trotz dem Völkerbunde und den künstlichen Friedensverträgen, noch lange nicht die Rede sein.

Deutschland ist alledem gegenüber lediglich auf die Rolle des Zuschauers beschränkt. Es hat keine Kolonien mehr, und seine handelspolitischen Interessen in der Welt fangen erst ganz schüchtern an, sich wieder zu regen. Seine Kolonie der Zukunft, im rein wirtschaftlichen Sinne, ist Osteuropa. Ohne eine Verbreiterung seiner Produktions- und Konsumtionsbasis nach dieser Richtung hin würde es niemals die ungeheuren Milliardenlasten der Wiedergutmachung aufbringen können, die die Entente ihm durch das Londoner Ultimatum abgerungen hat. Die Schwierigkeit der Situation aber liegt darin, daß wir, bis sich uns auch der russische Markt in wirklich nennenswertem Maße erschließt, die Milliardenannuitäten zum Teil aus unseren Substanzwerten werden aufbringen müssen. Darum gestaltet sich unsere Steuergesetzgebung so un-gemein schwierig. Wir haben nicht nur eine Jahresleistung, einschließlich der sechszwanzigprozentigen Exportabgabe, in Höhe von annähernd fünfzig Papiermilliarden für die Entente Jahr für Jahr flüssig zu machen, sondern mindestens noch einmal so viel, um unseren ordentlichen und außerordentlichen Etat auszubalanzieren. Wenn es irgendeine prak-tische Möglichkeit gäbe, die Einkommensteuer mit ihren bis zu sechzig Prozent gestaffelten Sätzen wirklich restlos von allen Zensiten ohne Aus-nahme einzuziehen, so würde ein erheblicher Teil dieser steuerlichen Be-dürfnisse bald aufgebracht sein. Da aber jedes Steuergesetz tausend Schlupflöcher hat, da die Steuermoral im umgekehrten Verhältnis zu den steuerlichen Anforderungen steht, so muß der Staat immer neue Steuerreformen ersinnen, um das nach allen Seiten seinen zupackenden Händen entfließende Kapital und Einkommen immer wieder an einer neuen Stelle festzuhalten und steuerlich in Anspruch zu nehmen. So ent-steht allmählich ein steuerlicher Turmbau zu Babel, in dem sich kaum ein Mensch mehr zurecht zu finden vermag.

Die Steuerdebatte, die im Ausschuß des Reichstages bereits begonnen hatte, ist plötzlich abgebrochen worden. Als tropfenweise die und die kleine Vorlage ans Parlament kam, erklärte die Sozialdemokratie, wider alles

Erwarten, bei der ersten indirekten, bei der Zuckersteuer, daß sie erst dann Verbrauchssteuern zustimmen könne, wenn sie den steuerlichen Gesamtplan, das heißt das Verhältnis der direkten und der Besitzsteuern zu den indirekten, kenne. Die Reichsregierung wich, erschreckt, einen Schritt zurück, und der Reichskanzler sagte eine entsprechende Aufklärung im Plenum zu. Parteipolitisch stehen wir wieder vor einem Scheidewege. Das Kabinett Wirth war, als Minderheitsministerium, ein Nothbehelf. Wenn es seine Existenz auch nur für einige Zeit sichern wollte, müßte es die unzureichende parlamentarische Basis, nach rechts oder nach links, erweitern. Bisher sind alle Bemühungen der Demokraten und des Zentrums, die Deutsche Volkspartei in die Kombination einzubeziehen, vergebens gewesen. Und doch wird diese Partei, die, nach ihrem Austritt aus der Regierung, sich wieder mehr und mehr auf eine demonstrative Wahlpolitik einstellt, sich über kurz oder lang entscheiden müssen, ob die Steuern mit oder ohne sie gemacht werden sollen. Zahlen, tüchtig zahlen müssen die hinter ihnen stehenden Kreise der Großindustrie auf alle Fälle. Mehr — wenn die Steuern gegen sie beschlossen werden. Weniger — wenn mit ihnen. Auf der Linken scharren schon die Füße derer, die sie, zur Ergänzung der Koalition, ersetzen wollen. Die Unabhängige Sozialdemokratie macht gegenwärtig einen Wandlungsprozeß durch. Die Kluft zu den Kommunisten, die sich nur noch auf die Agitation für eine Aktion einstellen, wird täglich tiefer. Die Hilferding, Breitscheid und Crispian haben Oberwasser über die tönenden Wortrevolutionäre Lebebour und Henke bekommen, und die psychische Annäherung der Unabhängigen an die alte Sozialdemokratie macht unverkennbar rasche Fortschritte. Nicht, daß nun über Nacht eine Verschmelzung zu erwarten wäre. Das nicht. Aber eine Arbeitsgemeinschaft bahnt sich vielleicht an, und die Steuervorlagen können das Stichwort dazu abgeben. Schließen die Unabhängigen sich, wenn auch unter gewissem Vorbehalt, an die gegenwärtige Koalition des Zentrums, der Demokraten und der Sozialdemokratie an, machen sie mit ihr gemeinsam die neuen Steuern, dann ist, für absehbare Zeit, die Rolle der Deutschen Volkspartei, als einer begehrenswerten Partei, ausgespielt. Dann bereitet sich eine Wiedervereinigung der beiden sozialistischen Parteien vor. Dann steuern wir auf eine entschiedene demokratische und soziale Politik hin, die den Abgrund zur Rechten hin mehr und mehr vertiefen müßte. Es fragt sich nur, ob, bei einem allzu raschen Entwicklungstempo nach dieser Richtung hin, sowohl die Demokratische Partei wie auch das Zentrum als Konglomerate des Bürgertums diese Belastungsprobe aushalten und nicht darüber zersplittern würden.

Anmerkungen

Chronik des Auslands

Marcel Proust gilt als der größte Epiker des heutigen Frankreich. Wie Balzac und Zola die Comédie humaine und die Rougon-Macquart, so schafft auch er ein zyklisches Romanwerk und nennt es: A la recherche du temps perdu (ein Band — er führt den sanften Titel A l'ombre des jeunes filles en fleur — erhielt den Goncourt-Preis). André Gide sagte kürzlich von ihm: „Proust ist jemand, dessen Blick unendlich feiner und aufmerksamer ist als der unsrige, und der uns diesen Blick leiht, solange wir ihn lesen.“ Dieser Marcel Proust schreibt in der Nouvelle Revue Française einen eindringlichen Aufsatz über Baudelaire; gibt Rechenschaft über das stärkste lyrische Ereignis des französischen 19. Jahrhunderts; läßt die süße giftige Welt der Fleurs du Mal wieder erblühen. „Die Welt Baudelaires: mitunter benezt und bezaubert durch einen Hauch der Weite, sei es durch Erinnerungen, sei es direkt, dank der Säulengänge, von denen so oft bei Baudelaire gesprochen wird. Wir sagten, daß die Baudelairesche Liebe sehr abweicht von der bei Victor Hugo. Sie hat ihre Sonderheiten, und in dem, was sie darüber verrät, scheint diese Liebe besonders die Haare, Füße und Kniee der Frauen zu kosen. —

Diese Art, den Schatz tiefer Zärtlichkeiten zu entfalten, ist vielleicht ein wenig spezial. Und man mag erst zur Baudelaireschen Liebe kommen, wenn man verschweigt, was auch er nicht glaubte sagen zu dürfen, was er nur in besonders schmeichlerischen Augenblicken gibt. Als die Fleurs du Mal erschienen, schrieb Sainte-Beuve natu-

an Baudelaire, daß diese Stücke in ihrer Vereinigung eine ganz andere Wirkung hätten. Diese Wirkung, die günstig der Kritik der Lundis erscheint, ist furchtbar und ungeheuer für jeden, der — wie alle meinen Alters — die Fleurs du Mal nur in der ersten verdünnten Auflage kannten. Gewiß, wir wußten wohl, daß Baudelaire die Femmes Damnées geschrieben und wir sie gelesen hatten. Aber wir dachten, das sei ein zwar nicht verbotenes, aber abwegiges Werk. Viele andere Dichter hatten so ihre kleine geheime Veröffentlichung gebracht. Wer hat nicht die beiden Bände Hommes und Femmes von Verlaine gelesen, die übrigens ebenso schlecht wie die Femmes Damnées schön sind. Und in der Schule wandern die nichts als pornographischen Werke von Hand zu Hand, die man Alfred de Musset zuschreibt, ohne daß ich je daran gedacht habe nachzuprüfen, ob diese Annahme richtig ist. Ganz anders ist es bei den Femmes Damnées. Wenn man einen Band Baudelaire, der der einfachen Ausgabe entspricht, öffnet, so sind alle, die nichts davon wußten, überrascht zu sehen, daß die zügellosesten, grausamsten Stücke über die Liebe zwischen Frauen sich dort finden, und daß in seiner genialen Unschuld der große Dichter in seinem Buch einem Stück wie Delphine ebensoviel Wichtigkeit als selbst der Voyage beilegt...

Seit einiger Zeit haben die Franzosen die Kirchen kennen gelernt, den ganzen architektonischen Schatz unseres Landes. Es wäre gut, wenn man deshalb nicht jene anderen Monumente in das Vergessen hinabsinken läßt, die, ebenso reich an Formen und Gedanken, sich aus den Seiten eines Buches erheben.“

In der Revue Critique spricht André Basseur vom Gegensatz zwischen dem französischen und amerikanischen Charakter und nennt einige Beispiele: „Zunächst gibt es für den Franzosen nichts Überraschenderes als die in Amerika so häufige Erscheinung des betrogenen Gatten, der von dem Verführer und Liebhaber seiner Frau Schadenersatz verlangt. Man denke, was für schöne Gegenstände für Poffen das bei uns ergeben würde. Besonders verschieden von unserer Auffassung von Ehre oder unserer Vorstellung von Frauen und Liebe ist die Leichtigkeit, mit der die Amerikaner, auch die von Welt, irgend jemand heiraten. — Ein geist- und herztötender Anblick für uns Europäer ist es, zu sehen, wie in den Vereinigten Staaten die herrlichsten Laufbahnen von gewissen „Jungfrauen“ durchheilt werden, für die die Tugend lange nur ein leeres Wort und ihre Reize ein Broterwerb waren. Das übersteigt selbst die Ungereimtheiten des Vaters Hugo, welche niemals in Frankreich erlaubt waren, außer in Worten. Etwas anderes, ebenso Erstaunliches für Franzosen, die Amerika kennen lernen: die häufige Ehescheidung und die Hochschätzung von Frauen, die sich zum vierten oder siebenten Male wiederverheiraten, nachdem sie zuvor drei oder sechs Gatten ausprobiert haben.

Die drei eben genannten Punkte, wie überhaupt die Stellung der Frau in den Vereinigten Staaten, der gegenüber der Mann zur Sklaverei verurteilt ist und kaum mehr bedeutet als ein Verdienner und eine Milchkuh, sind vielleicht nur ein Ergebnis des Gesetzes von Angebot und Nachfrage: es gibt im Vergleich zur Zahl der Männer wenig Frauen in Amerika; sie sind deshalb höher geschätzt oder mehr gesucht als bei uns; es ist also natürlich, daß ihr Wert auf dem amerikanischen Markte steigt. Deshalb kommt man darauf, daß der Verführer dem Gatten eine bedeutende Buße dafür schuldet, daß er ihm die Frau oder zumindest ihre Liebe nahm;

deshalb ist die Vergangenheit der Frau gleichgültig; deshalb ist die amerikanische Frau in vielen Fällen der verschwenderische, träge und egoistische Abgott geworden (selbstverständlich gibt es zahlreiche ehrenwerte Ausnahmen, wie es andererseits auch bei uns etliche Verdrehte gibt, die das gleiche Lebensideal haben wie die kostspieligen und stumpfsinnigen Amerikanerinnen, von denen ich sprach).“

Die Londoner „Nation“ bringt eine sehr anschauliche und überzeugende Schilderung der Vorlesung Albert Einsteins im King's College, die wirklich zu dem ward, als was Lord Haldane sie beschrieb: eine herrliche Erfüllung. „Lord Haldane gab in seinen ausgezeichneten Eröffnungsworten Einstein die gebührende Stellung, ohne irgendwelche schüchterne Einschränkungen. ‚Sie haben vor sich‘, unterrichtete er die Hörer, den Newton des zwanzigsten Jahrhunderts, einen Mann, der eine größere Revolution im Denken hervorgerufen hat als Kopernikus, Galilei und Newton selbst.“

Es gab noch keinen Beifall; man spürte etwas von einer leichten Erschütterung in der Luft: ist schließlich Einstein nicht Deutscher? Aber Lord Haldane, lächelnd, flug und unbarmherzig, führte über diesen Punkt hinweg. Man muß so etwas unterdrücken: die Dosis wird nicht verringert, so unziemlich auch die Wahrheit erscheinen mag, daß der größte Forscher, den die letzten Jahrhunderte hervorgebracht haben, ein deutscher Jude ist. Man blickte auf Einstein: er war ruhig, verträumt und sah auf nichts. —

Die Aufnahme, die Einsteins Vorlesung dann fand, groß wie seine Bedeutung und seine Darlegungen, stellt sicherlich einen Wendepunkt im Fühlen der Nachkriegszeit in diesem Lande dar. Wissenschaften und Künste haben keine Grenzen; das ist wahr; aber diese Wahrheit, wie manche andere, wurde in dem allgemeinen Brand der Kriegszeit verleugnet. Die Anerkennung des Augenscheinlichen ist ein Zeichen rück-

lehrender Gesundheit, und wir können jetzt mit Recht die allmähliche Wiederherstellung des vernünftigen Zustands der Vorkriegszeit erhoffen, jetzt, wo ein österreichischer Künstler wie Fritz Kreisler und ein deutscher Gelehrter wie Albert Einstein begierig angehört und in der Hauptstadt eines bisher feindlichen Landes begeistert gefeiert wurden. Die Stellung der Gelehrten, sowohl der englischen wie der deutschen, war während der Kriegszeit nicht einwandfrei; aber dieses Willkommen zeigt, daß die Ansprüche des Genies nicht länger geleugnet werden. Die Bewunderung des Genies ist schließlich ebenso tief in der menschlichen Natur verankert wie der Wunsch, den Feind zu schädigen. Unser Ausblick auf das Leben, unsere Fähigkeit, das Edle vom Schlechten zu unterscheiden, waren lange genug durch die Kriegsleidenschaft verkümmert und geschändet. Es scheint, als ob durch die schöpferischen Menschen Gesundheit, Verständnis und Übereinstimmung wiederhergestellt werden.“

Zwei große Nietzsche-Werke, die das Ausland uns schickt, seien zunächst nur kurz notiert: Nietzsche, sa vie et sa pensée von Charles Andler* und Nietzsche the thinker von William MacIntyre Calder**. Das Werk von Andler, des Pariser Universitätsprofessors, ist auf sieben Bände berechnet, von denen die ersten zwei (Les pré-curseurs de Nietzsche, La jeunesse de Nietzsche jusqu'à la rupture avec Bayreuth) vorliegen; es dürfte also das umfangreichste Werk werden, das wir über Nietzsche besitzen. Calders Ziele sind bescheidener als die von Andler: er will nur Nietzsches wichtigste Gedanken darstellen, während Andler eine weit ausladende Naturgeschichte von Nietzsches Persönlichkeit plant.

R. K.

* Editions Bossard, Paris.

** Cecil Palmer and Hayward, London.

Bücher und Charaktere

Es gibt Bücher, gleichgültig, ob von Dichtern oder von „bloßen Schriftstellern“ geschrieben, die den richtungslosen Menschen auf eine neue Weise in der Mitte der Erde befestigen. Mein letzter großer Eindruck in diesem Sinne war Theodor Hecker, ein Christ, der die Sprache der Welt wie ein Literat zu handhaben verstand, um diese Welt zu erneuern. Seit der Lektüre des Kierkegaard-Jüngers fand ich noch keinen ihm ähnlichen großen Befestiger, dagegen — Charaktere, unter ihnen einen, der in einer herzlich berlinisch-gallischen Tradition stehend — nicht weit von der Linie, die von Fontane bis zu Closser läuft — eine Art heroischer Skeptiker ist.

I

Ich meine Moritz Goldstein, der ein ungemein erfreuliches Buch „Der Wert des Zwecklosen“ (Sybillen-Verlag, Dresden) geschrieben hat und ein Charakter ist, den man noch liebt, wenn man andre Wege geht. Erfreulich ist dies Buch nicht wegen seiner Resultate, die eigentlich dürftig sind, auch nicht wegen seiner Sätze, sondern wegen der Echtheit der Gedankengänge, die gleichsam ein Erwachen zur Ethik darstellen. Die Welt hat nicht mehr einen von außen nachweisbar gesetzten Zweck. Ihn könnte nur Gott setzen, und an Gott glauben wir nicht. Unser Handeln muß aber über die täglichen und einzelnen Zwecke hinaus von einem letzten Zweck sich leiten lassen; daß dieser letzte Zweck nicht bequemweise ohne unser Zutun fix und fertig da steht, ist gleichsam die relativistische Seite der Sache, die Goldstein als tapferer Skeptiker, klug an Nietzsche orientiert, in all ihrer europäisch-nihilistischen Pein uns darstellt. Der Wert, an dem wir uns nun nach Goldstein orientieren, ist zwecklos, zugleich subjektiv, doch bei aller Subjektivität nicht unwirklich und nicht unbrauchbar, denn es gibt eine Übereinstimmung der Wertenden, wie Majoritätsurteile be-

weisen, oder wir handeln wenigstens, wie Goldstein, anscheinend von Bahlinger beeinflusst, sagt, unter der Illusion oder der Fiktion gleicher Majoritätswertungen. Wenn man Goldsteins Schrift vom fachphilosophischen Standpunkte aus beurteilen wollte (ein Standpunkt, der ihr nicht ganz gerecht würde), so könnte man an ihr aussetzen, daß der von Scheler in seinem „Formalismus der Ethik“ so scharf herausgearbeitete Unterschied zwischen Wert und Zweck nicht genügend gewahrt wird, daß die objektive Natur der (subjektiven) Wertung nicht rein genug herauskommt, daß die Begriffe des Moralischen, das ein Negatives und ein Minimum darstelle, und des Wertes, der schon ein Positives sei, zuweilen noch ungeschieden und daher unnötige Probleme verursachend auftreten, — wie man auf der anderen Seite dem Nicht-Fachmann seine Reverenz erweisen könnte für das Verständnis der Kantischen Ethik, die er nicht mit Nietzsche als einen Moralismus hinstellt, sondern als eine Formelgebung für die Moralität überhaupt, ohne die auch Nietzsches Werk „ins Leere“ gebaut sei. Aber die rein fachmännische Betrachtung, die hier nur einen mehr historisch orientierten Standpunkt gegen einen „Self-made“-Geist ausspielen könnte, genügt nicht recht für Goldsteins Schrift. Ein vollendetes System der Ethik wird uns doch nur freuen wir uns derer, die am eigenen alle halben Jahrhunderte geboten, — redlichen Leibe uns zeigen, wie man zu den Quellen gelangt.

II

In Traugott Konstantin Österreich begegnen wir einem Schriftsteller, der wohl mehr von der auf Schulen und Universitäten gelehrten Philosophie weiß, als geistige Persönlichkeit aber an Reiz und Eindringlichkeit hinter Goldstein zurückbleibt. Immerhin ist sein „Okkultismus im modernen Weltbild“ (Sybillen-Verlag 1921) eine der geschmackvollsten und anständigsten Abhand-

lungen des etwa seit den Entdeckungen Schrenck-Notings wissenschaftsfähig gewordenen okkultistischen Themas. Österreich hat eine vornehme Art, den Leser über Tatsachen zu orientieren, ohne ihn mit einer funkelneuen, Raum, Zeit und Kausalität erschütternden Weltanschauung spenglerisch zu überschütten. Kant hätte sich durch Österreich nicht beleidigt gefühlt, — (wohl aber durch Erich Schlaikjer und sein Buch: „Die Welt der Gestorbenen“ [Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau], das einem stumpfsinnigen Rationalismus eine von Mißverständnis strotzende Kant- und Schopenhauer-Verwässerung hinzufügt). Bei Österreich finden wir dagegen eine sachliche, kühle und dabei kurzweilige Darstellung der verschiedenen mediumistischen Phänomene, der Materialisationserscheinungen, ein Eingehen auf die Steinerschen Gedankengänge, deren Theosophismus nicht nur als Weltanschauung, sondern auch als Gegenstand der Pathologie selbst behandelt wird. Ich glaube mit Österreich, daß die Einordnung der okkulten Tatsachen in das Reich der „vitalen“ organischen Lebenszusammenhänge als deren Grenzphänomene dem spiritistischen Wunderglauben, der auf jeden Fall unkritisch ist, den Boden entzieht. Zu der organischen Welt gehören auch noch die okkulten Erscheinungen, — sie sind nicht ein Widerspruch zu ihr! Eins, scheint mir, läßt sich a priori sagen: die okkulten Tatsachen beweisen nichts für ein Dasein einer höheren Welt neben einer Kausalwelt in Raum und Zeit. Sie enthalten aber vielleicht die Nötigung für uns, die Elemente, die wir als „Vitalfaktoren“ in die Ordnung von Raum, Zeit und Kausalität einsetzen, in ihrer Wesenheit anders als bisher zu bestimmen. Dann ändert sich nicht die Ordnung, sondern das, was geordnet wird. Dann ändert oder erweitert sich der Begriff der Materie, ohne daß sich der in die raum-zeitlich-kausal geordnete Welt eingesetzte Begriff der Materie, der ja

nur das Substrat der Empfindung überhaupt ist, aufhebt. „Ins Innere der Natur,“ sagt mit ewigem Recht Kant, „bringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dieses mit der Zeit gehen werde.“ Darum hätte ich auch vielleicht lieber einen Hinweis auf die Relativitätstheorie, als auf eine ähnliche Erschütterung unseres Weltgebäudes unterlassen, denn ein solcher Hinweis erweckt in dem wundergläubigen Laien allzu leicht die Vorstellung von einem neuen mystischen Reich jenseits der Kausalwelt, das durch die okkulten Tatsachen psychologisch, durch die Relativitätstheorie physikalisch erschlossen werde. Sicherlich ist Österreich selber nicht geneigt, der Einsteinschen Entdeckung, deren Bedeutung innerhalb des bestehenden Kantischen Weltbildes Ernst Cassirer in der „Neuen Rundschau“ vom Dezember 1920 mustergültig umgrenzt hat, eine solche mystische Bedeutung beizulegen.

III

Die Mischung von Heroismus und Skeptizismus, in gewisser Weise schon bei Kant vorhanden, der den Nachweis der metaphysischen Ohnmacht des Denkens mit dem seiner empirischen Zuverlässigkeit verband, ist gewiß keine schlechte. Man kann fast sagen, daß in einer Philosophie beide Momente vorhanden sein müssen, ja daß ein Buch, das den Anspruch macht, Produkt eines Geistes zu sein, diese beiden Momente aufweisen muß. In Hans Ehrenbergs zweibändigem Buch: „Tragödie und Kreuz“ (Patmos-Verlag, Würzburg 1920) finde ich zwar viel vom Heros die Rede, aber seine aneinandergereihten Thesen, die, am Griechentum berauscht, der heiligen Nüchternheit ermangelnd, eine griechelnde Ekstase aufweisen, haben mich wenig überzeugt. Ich will nicht leugnen, daß sich unter dem ästhetisierenden Wust von Bemerkungen auch hier und da psychologisch treffende Charakteristiken von Gestalten der Sophokleischen

oder der Shakespeareschen Tragödie finden; aber im großen und ganzen scheint mir der Verfasser für einen Psychologen nicht peinlich genug, für einen Metaphysiker nicht groß genug zu sein. Wie ganz anders wirkt da ein kleiner, nur 39 Seiten umfassender Vortrag von Kurt Singer: „Platon und das Griechentum“ (Heidelberg, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung) auf uns ein. Die Schrift richtet sich gegen die, die, wie Natorp, aus Platon eine Art antiken Kritizisten oder einen Begründer empirischer Wissenschaft machen, und sucht gundolfisch-georgisch gegenüber allen verbünnenden Allegorisierungen und Teilerklärungen in Platon als einer schöpferischen Mitte die plastischen Urkräfte griechischen Wesens am Werke zu zeigen. Karl Siegel dagegen hält in seinem Buch: „Platon und Sokrates“ (Felix Meiner, Leipzig) noch an dem teilweise erkenntnistheoretischen Charakter des platonischen Werkes fest und weist mit klugen Gründen nach, daß das Thema: wie ist die Sokratikät möglich und verständlich? im Mittelpunkt der ersten Reihe der metaphysisch gefärbten platonischen Werke steht.

IV

In G. J. Alleschs „Wegen zur Kunstbetrachtung“ (Sybille-Verlag, Dresden) handelt es sich im wesentlichen um esoterisch-psychologische Feststellungen zur Betrachtung der bildenden Kunst. Dem im Grunde seines Herzens trockenen Buch ist die Modernität etwas aufgeklebt. Man erlebt es eigentlich immer wieder, daß eine Ästhetik, die lediglich psychologische Fakta zu Allgemeinbegriffen und Allgemeinätzen zusammenfaßt, etwas von einer Tautologie an sich hat, sie wiederholt nur, was schon da ist, aber sie führt uns nicht über das Faktische hinaus. Gerade bei dem Thema: Inhalt und Form hätte man sich gewünscht, eine wenn auch nicht a priori, so doch weniger am Einzelbeispiel klebende Abgrenzung dieser Begriffe zu erfah-

ren. Esoterisch ist auch Adolf Günthers „Krisis der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft“ (Sybillen-Verlag, Dresden). Aber es ist eine, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gemütvolle und anregende Einführung in die Welt der heutigen theoretischen Nationalökonomie; ohne daß Probleme gelöst werden, werden dem Leser doch eine Reihe von Problemen in einer noch nicht Unruhe verursachenden Distanz vorgeführt.

V

Last not least: Richard Benz: „Die Grundlagen der deutschen Bildung“ (Diederichs, Jena). Benz, in seinen guten Eigenschaften an Paul Ernst gemahnend, scheint als Stilist in einer urtümlichen Beziehung zu den Worten der Sprache zu stehen. Dies hängt auch mit dem Inhalt des Buches zusammen. Benz ist der scharfe Bekämpfer der Renaissance und aller lateinischen Kultur, die er als eine Wesensverfälschung des im 15. Jahrhundert zu sich selbst erwachenden gotisch-deutschen Menschen ansieht. Mit der Ablehnung des römischen Rechtes und der Herleitung des Kapitalismus schlechthin aus dem italienischen Geist kann ich mich nicht befreunden. Aber bei einem Geist wie Benz überwiegen die positiven Qualitäten so sehr, daß man sein Buch jedem in die Hand geben möchte, der ein neues WC des Geistes braucht, um eine falsche Bildung von sich zu werfen und eine neue, richtige zu erlangen.

Hellmuth Falkenfeld

Armand Carrel*

Ein Buch von 70 bis 80 Seiten, ein Theaterstück, die vierte unter den dramatischen Arbeiten Moriz Heimanns, die letzte und höchste Gabe dieses nicht fruchtbaren, aber so soliden Schriftstellers, daß das Wenig, das da ist, steht.

In einer Zeit, in der das Wesen

* Moriz Heimann, Armand Carrel. Drama. S. Fischer, Verlag, Berlin.

nichts, die Etikette, lies Partei, Doktrin, Demagogie alles gilt, und deutsche Studenten nicht um der Belehrung willen in Versammlungen gehen, sondern um nachher den Redner aus dem Hinterhalt niederzuschlagen, wird die Stellung des deutschen Schriftstellers jüdischer Abkunft tragisch. Die Tragik besteht darin, daß einige dieser Schriftsteller Bücher oder Dichtungen liefern, in denen alle Vorzüge des deutschen Menschen maximal sublimiert sind, und daß diejenigen, die jedem Satz, den sie sprechen, gleichsam den antisemitischen Violinschlüssel vorsetzen, sich den Teufel darum kümmern.

Denn wenn das Industriekapital einen Millionenpreis für den Nachweis jüdischer Züge im Werk etwa Wassermanns, Werfels, Landauers aussetzte, es würde keinem gelingen, ihn zu verdienen; eher würden Stifter oder Moerike zu Juden. Und umgekehrt, hätte Heimann seinen Armand Carrel unter einem blauäugigen Namen veröffentlicht, so fände vielleicht ein teutonischer Rezensent, vorausgesetzt, daß er überhaupt die Nerven für das Aristokratisch-Geistige hat, daß hier seine Klasse sich legitimiert habe — die Ergänzung der Tragödie heißt Satire.

Es mag eine jüdische Literatur geben, sobald einige sich entschließen, jüdische Motive in jüdischer Sprache zu behandeln; aber in der deutschen Literatur gibt es keine jüdischen Züge, sondern Ideen und Anschauungsformen als solche, die verarbeitet oder nicht verarbeitet werden. Sternheim ist nicht deutsch, aber er ist nicht Jude, sondern Sternheim, und was jene andere Gruppe betrifft, zu der Heimann gehört, so sagte ich schon, daß ihre deutsche Zugehörigkeit der Filter sei, durch den sie ihre Natur so reinigte, daß man von Sublimierung sprechen kann.

Sprechen wir also von Heimann, einem deutschen Dichter. Seine Klugheit sublimierte sich zur Weisheit, seine antithetische Fähigkeit zu jener Kontrolle, der das Mitwissen und Mitfühlen entspringt, also Milde und Menschlichkeit. Das ist nicht mehr jüdisch, als das Christliche jüdisch ist. Und eher könnte man, wie auch bei Wassermann, von

zu viel Hingegenheit an das deutsche Naturell, von zu viel Milde sprechen, meine gar nicht geschätzten antisemitischen Mitbürger.

Wie soll man nun von Armand Carrel sprechen, von einem Stück, das nach Aufführung ruft? Als von einem Stück, das der Aufführung entbehren kann und doch sich in das Bewußtsein senkt. Also ein Lesedrama? Ja, aber ein solches, das der Aufführung entbehren kann und doch sich in das Bewußtsein senkt. Das bedeutet: die bühnenfähige Form ist bewahrt, daher, der Marktbetrieb des deutschen Theaters beseitigt (Hypothese), dieses Drama ein Spielstück werden könnte — und: die bühnenfähige Form ist nicht das letzte, sondern nur das erste Lob. Man fühlt: nach langem Herumtragen und Durchdenken setzte die Feder eines Dichters beim Höhepunkt eines Schicksals an, um zuerst bis zu seiner Tragik und dann, darüber hinaus, bis zur Aufhebung dieser Tragik zu führen.

Dieses Mehr, diese Aufhebung, das ist das Besondere des Armand Carrel. Es ist zu Ende mit der Tragik, dieser Selbstbespiegelung des Helden in einem das Heroische genannten Spiegel, und dieser Verschleimung, der das Pathos entrollt. Die tragische Schuld? Schulmist. Die sittliche Weltordnung? Liebe Freunde! Als wenn die Normen, nach denen wir glücklich und unglücklich werden, außerhalb lägen. Du entscheidest alles selbst. Und wenn du zerschellst, gelang dir deine Willensanstrengung nicht, oder, noch höhere Station, du erkennst: zuletzt ist es eitel, ob ich meinen Willen durchsetze, und es bleibt nur: die Tapferkeit, die innere Selbstbehauptung, das große fluctuat nec mergitur. Du wachst über die Lebensziele hinaus und atmest so, am Saum des Ewigen, die ersten Züge der tödlichen Luft des Ewigen, in Heiterkeit oder Stoizismus oder Zynismus, nach Wahl: Armand Carrel in leiser, unaufbringlich heroisierter Heiterkeit, ein Sokrates ohne Gift, nachdem er noch eben erst alles daran setzte, in der irdischen Tat das Gesetz seines Willens zu diktieren.

Es ist die Zeit, da in Paris einer die

Herabsetzung der Zeitungspreise, das Feuilleton, die Massenpsychologie und die Reklame zu erfinden im Begriff steht, Girardin, der Gründer des ersten Boulevardblattes „La Presse“. Carrel, der Edle, eine männliche Iphigenie, ahnt die unheimlichen Konsequenzen dieser Geburt der Hydra Zeitung, des hündischen Tieres mit den zehn Köpfen, und muß sich deshalb mit Girardin schlagen. Schon geben sich die Gegner die Hand, weil Girardin das Böse, das er in die Welt bringen wird, noch nicht übersieht. Da ahnt er es und es packt ihn; es ist ein großer Moment, der Moment der ersten Kindesbewegungen im schwangeren Bauch, und er erzwingt das Duell — man fühlt die Dämonie. Carrel wird tödlich verletzt und er stirbt. Er stirbt einen ganzen Akt, und das ist die größte Leistung dieses Stückes: er stirbt zuerst, während er noch draußen im Wäldchen steht, in seiner Freundin, die die Flügel über sich und ihm rauschen hört, einer der in der Discretion ihrer namenlosen Qual schönsten Frauen auf der Bühne, einer Heimannschen Variation Büchnerschen Vorbildes; danach stirbt er selbst in unkitschigster Verklärung. Gleichwohl ist es ein Stück ohne Tod, worauf es ankommt. Otto Flake

Der werdende Mensch

Unter diesem Titel hat Martin Buber, der liebevolle und aufopfernde Nachlassverwalter Gustav Landauers, die wichtigsten Arbeiten des verewigten Freundes über Gegenstände des Lebens und des Schrifttums vereinigt*). Nicht um Meinungen und Postulate geht es in diesen Schriften, nicht um Behauptungen und Theoreme, nicht um Wahrheiten, sondern um Wahrheit. Hier gilt Walt Whitmans Wort: „— dies ist kein Buch. Wer dies berührt, berührt einen Menschen.“ Denn Gustav Landauer, der aus seinen Zeitgenossen, die Geschäftsleute und Soldaten, Arbeiter und Gelehrte sind, Menschen bilden wollte, war selbst ein Mensch in des Wortes universaler Bedeutung.

* Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam. 1921.

„Soviel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn,“ hat Schiller an Goethe geschrieben. Landauer ist ein Dichter gewesen, nicht, weil er die Sprache gemeistert und Prosa Kunstwerke hinterlassen hat, sondern weil sich in seiner Seele die Totalität der Welt immer wieder von neuem gebat. Ihm, der kein Sophist, sondern ein Gottsucher, war der Mensch das Maß aller Dinge. Programme, Parteien, Tendenzen waren ihm nur zeitliche Mittel zum ewigen Ziel: die Bewohner des Planeten Erde zum Bewußtsein ihrer menschlichen Würde zu bringen. Der Sozialismus ist ihm der notwendige Rahmen für die in unserer Lebens- und Wirtschaftsordnung gehemmte Auswirkung individueller Kräfte. Ihm bedeutet Sozialismus Erneuerung des Geistes, der Gesellschaft, der Leiber. Der Sozialist Landauer will nicht den Staat bauen, sondern die Gesellschaft, die er definiert als „Vereinigung nicht aus dem Zwang, sondern aus dem Geiste“. Das freie, selbständige Individuum soll das Fundament der neuen Gesellschaft sein. Der Individualist Landauer muß die zentralistischen Methoden der herrschenden sozialistischen Richtung ablehnen: keine Zwangsinstitutionen, keine Normenkäfige, keine Tyrannei der Kollektivgewalt.

Peter Kropotkin, bei dem Lehre und Leben verwachsen sind, ist der eigentliche Wahlverwandte Landauers. Auch bei ihm sind Weltanschauung — bei Landauer bekommt das fadgewordene Wort einen großartigen Sinn — und Leben identisch. Aus dem Sein erblüht die Erkenntnis, hier ist keine Wahl, hier ist Notwendigkeit. Landauer ist Revolutionär aus dem Blute, nicht aus dem Intellekt, weil er ein religiöser Mensch ist. Wie hat er, der Glaubensstarke, der in jeglichem Menschentum den durch unzählige Hemmnisse getöteten, den meisten gar nicht bewußt gewordenen Willen zur Gottverdung ahnte, achtete und als Lebendiges fühlte

— wie hat er gelitten, die Männer und Frauen seiner Zeit als Karikaturen seines Bildes vom Menschen begreifen zu müssen. Fragen, nicht Ebenbilder Gottes; die Besten dichten Gott in erlauchten Stunden, aber sie selbst sind nicht göttlich.

Er ist der hellhörige Interpret des späten Strindberg, weil er selbst Hölle und Himmel in sich trägt, weil er selbst ein tragischer Mensch ist, der die Distanz zwischen Sein und Ideal als stündlich sich erneuerndes Martyrium erduldet, — während wir andern uns bestreuen nur ein bißchen erregen und schnell wieder beruhigen. Unbeirrt wälzt der Rebell gegen die Wirklichkeit den Marmorblock der Gedanken bergan; was tut's, wenn er zurückprallt? Landauer weiß, daß die Idee nur in Jahrtausenden siegreich. Quand même. Man muß seine Pflicht tun, kein Opfer ist vergebens. Da zeigt es sich, daß Landauer ein messianischer Jude ist, ein Nachkomme der Propheten: Gedanke und Tat sind eins.

Aber die wohlmeinenden Journalisten, die Landauer einen Schwärmer, einen Wirrkopf schelten, weil er einem schnell gescheiterten, mehr improvisierten als organisierten Unternehmen seinen Beistand geliehen, tun ihm unrecht. Landauer ist kein Demagoge, denn er fühlt seine Verantwortung. Er ist kein Hasardeur der Revolution um ihrer selbst willen, er ist ein Gläubiger, kein Fanatiker. Seine kritische Begabung macht sich oft einen vergnügten Sport daraus, die Leerheit von Worthülsen aufzuzeigen. Die Dogmentafel des kanonischen Marxismus behandelt er ohne verecundia als Weisheit von vorgestern. Sein Radikalismus ist Leidenschaft zur Reinheit, nicht etwa Neigung, Schwieriges zu vereinfachen, oder mangelnder Sinn für Nuancen. Feingliedrige Gedanken sind dem von Kolbenstößen und Kommissstiefeln zerschmetterten Haupte entfliegen. Vorgänge des äußeren Lebens, die Geistern minderen Grades Vorwand zu grobstofflichem Feuilleton sind, werden in Landauers auf das Wesentliche und

Letzte gestellten Betrachtung in große Zusammenhänge eingereiht und vom magischen Strahl seiner erlebten, blutgewordenen Bildung belichtet. So wird der Larnowskoprozeß, eine widerliche Sensationsaffäre von 1910, Anlaß einer rigorosen Laienpredigt über Ehe und Familie. Da die Fama, in erregten Zeiten gleichbedeutend mit der Diktatur der Verleumdung, den Landaauer der Räterepublik mit Sexualkommunismus in Verbindung gebracht hat, sei betont, daß man über sexuelle Dinge nicht verantwortungsberufster, nicht vornehmer, nicht edel-männlicher sprechen kann, als er getan hat. Das Phänomen der Reinheit ward in Landaauer Gestalt. Das ist der wahre Grund seiner Katastrophe.

Weil er wie sein Hölderlin „das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte“ geliebt, hat er sein Selbst in die Boge der Zeit geworfen. Der Vorkämpfer ist untergegangen, mit ihm ein Stück gelebter Humanität. Eine bayrische Zeitung hat vor kurzem, ungefähr zwei Jahre nach Landauers Tod, geschrieben: „Die Berliner werden dankbar anerkennen müssen, daß wir ihnen den Landaauer durchgetan haben.“ Bieviel Sendboten der Liebe gleich Landaauer müssen noch kommen, um aus Zeitgenossen Menschen zu machen?

Paul Mayer

Zur Krisis

Wir stehen — seit zwei, drei Jahren — wieder einmal an einem Wendepunkt geistiger Bewegung. Es läßt sich noch nicht sagen, wohin der Weg führt, und es wäre auch gefährlich, durch Unterstreichung von Persönlichkeiten oder durch Namenstaufer der bisher apokryphen Kräfte, das noch Unbegreifbare begreifbar zu machen; denn die Folge wäre, daß — wieder einmal — das Schlagwort Gegenstand der Diskussion würde, oder, im besten Falle, die Absicht und nicht das Werk. Auch hat eine solche Namenstaufer, eine solche „Formulierung“, den Nachteil, daß sie jeden

Entwicklungsprozeß, der zum Popanz der begrifflichen Formulierung in scheinbarem Widerspruch steht (zum mindesten) erschwert und die durch die Formel Verbundenen zwingt, wie ein politisches Kabinett entweder verzweifelt am „Programm“ festzuhalten — oder zu demissionieren. (Aktivisten — Expressionisten.)

Soweit sich, ohne Gefährdung, etwas sagen läßt, kann man die kommende Literatur, im Gegensatz zur gewesenen, vielleicht als eine männliche bezeichnen. Denn die Literatur der letzten zehn Jahre war in ihren entscheidendsten Werken von Jünglingen für Jünglinge. Sie war eine Enthusiasmusliteratur, die als solche den Verlauf dieses psychischen Phänomens nahm, denn sie setzte als Ganzes und in jedem Einzelfalle mit einem starken Akkord ein und ebte dann ab. Es ist kein Zufall, daß Hasenclever, der ewige Jüngling, den „Sohn“ mit zwanzig Jahren schrieb, daß das Drama gerade „Der Sohn“ hieß, daß es berühmt wurde und daß bereits sein zweites Stück mit jedem Akt lastadenhaft in jene „Liese“ stürzte, in deren Bodenlosigkeit er augenblicklich herumrudert. Ebenso wenig wie bei ihm, gibt es bei irgendeinem anderen repräsentativen Dichter einen Aufstieg. Allen fehlt die Biographie. Nirgends fühlt man, daß am eigenen Haus gebaut wird; nirgends fühlt man eine Entfaltung, Bewältigung, Lärmung; (Wesfel angenommen — der aber Schemen türmt).

Es ist daher im gegebenen Augenblick für den Kritiker fast unmöglich, das Erstlingswerk eines Dichters zu empfehlen. Es gibt zu viele Hasenclevers. Trotzdem sei es gewagt, da die Gedichte Friedrich Sieburgs*) durch das Gleichnis strengster Formen einen Willen verraten, der hartnäckig ist und an der Bewältigung seine Lust hat. Es ist hier gearbeitet worden. Dies ist der erste Eindruck. Der zweite Eindruck

* „Die Erlösung der Straße“. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.

ist, daß manches mit einem etwas zu genialen Handgelenk geschaffen wurde und daher elegant wirkt. So sind manche Rundungen zu rund und manche Vokale mit Ton zu gesättigt; man wird manchmal an jenen „Ton“ der Caféhausgeigen erinnert. Auch stammt vieles aus einem Enthusiasmus, der, weil er nicht mehr zu überbieten ist, zusammenbrechen muß. Trotzdem fühlt man, daß ein solcher Zusammenbruch das Wesentliche nicht gefährden würde; denn Sieburg ist nicht auf jenen Elan angewiesen, den man bis zu einem gewissen Jahre hat und dann nicht mehr hat. Er besitzt Leidenschaften, die tiefer sind. Ein Zusammenbruch würde daher nicht, wie bei den meisten, ein Zurückkehren ins Nichts zur Folge haben, sondern die Meisterschaft des Könnens nur reinigen und also steigern.

Es ist schwer, über das Erstlingswerk eines Dichters zu sprechen — aber wenn nicht alle Zeichen trügen, gehört Sieburg zu den Wenigen, die mit ihren zukünftigen Werken die Katastrophe der gegenwärtigen Literatur überleben werden. Leo Matthias

KleinStadtlauge

(Mag Herrmanns Prosaschriften.)*

Seine Verse enthüllen einen unglücklichen Menschen, einen verschämten Dichter, der erbittert vor sich hinsingt, und sich ständig bedroht glaubt — vom Leben, vom Tod und den Menschen. Gestaltet er in Prosa, verwandelt er sich in den ironischen Ankläger, vermag vor nichts ernst zu bleiben, geht mit sich selbst nicht gerne schonend um und gibt den Abglanz einer schmierigen, schofeln Welt. Sein Problem ist die Auseinandersetzung mit der Umwelt; da er sie nicht überwindet, glossiert er sie, zerrt ihren Dreck hervor, hat seinen Spaß an Ent-

hüllungen, schwelgt in Racheorgien; Romik umleuchtet diese Welt und ihn selbst — er weiß es, denn die Romantik hat ihn beseelt, er ist ein Nachfahre Schlemihls, vielleicht ist er unglücklicher, galliger, aber irgendwie reizen ihn bunte Irrfahrten, Abwege, sorgloses Vagabundieren, Eulenspiegelereien und wildeste Studentenuk. Etwas vom Schelmuffsky geistert schon in seiner Welt, die hart an Kneipe und Leihhaus stößt. Heimlich bückt er sich nach der blauen Blume. Im Untergrund geilt Geschlechtlichkeit unablässig auf, aber am Rande droht ewig der Tod; dazwischen lagert eine schmutzige, verlogene, dumme Spießermwelt, haust widrig kleinbürgerlich in Chembregarnis, Animierkneipen, üblen Eheschlafkammern, Friseur- und Metzgerläden. Bilder aus einer Provinzstadt in Deutschland unter Wilhelms Regierung. Er gibt das Echo der Bourgeoisverhöhnung Heinrich Manns. Sein gekränktes, bekümmertes Herz zahlt gallig heim, was es in einer Mobschicht von „Bildung“ und „Lakt“ ertragen mußte. „Schaltermann“ ist älter aber besser, weil Herrmann sich nicht aus dem Sattel heben läßt. „Der Flüchtling“ ist jünger, persönlicher und verworrener, er schrieb ihn aus tieferer Seele, gibt sehr Persönliches, ohne aus der Person eine Persönlichkeit zu schaffen und ohne Konflikte auszutragen; man erlebt auffällig gedruckte Sätze mit Fingerhinweis — seit wann liegt ihm so viel daran, ernster genommen zu werden, ging auch er unter die Propheten und Sternebeuter? Man glaubte auch immer, er hielte es mit proletarischen Dingen; hier wird er freilich ernst, entpuppt sich als Anarchist und toller Revolutionär, führt Namen, wie sie nur in Büchern stehen. Wo blieb sein Wit, sein Humor, seine Frechheit, barg er nicht gestern noch lachend ein Stück Pöbel, war er nicht ein Laugenausschütter, daß man sich die Nase zubielt? Weshalb vertrauert er? Kurt Kersten

* Mag Herrmann, Cajetan Schaltermann. Roman. Dreiänder-Verlag, München. — Der Flüchtling. Roman. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.

Perspektiven

Von Otto Flake

1

Ich war eines Tages religiös, ohne mich gegen früher geändert zu haben — früher aber hatte ich nie, in irgendeinem Augenblick meines Lebens, die Nötigung empfunden, Inhalt und Stimmung des Begriffes Gott zu benutzen. Worin also bestand die neue Religiosität? Im guten Gewissen, zynisch, irrational, antidogmatisch, unoptimistisch zu sein, das heißt sowohl im Widerstand gegen den Optimismus, gegen den Glauben an absolutistische Normen, gegen die Moralität, als auch in der Fähigkeit, diesem Kritizismus zum Trotz in das Geschehen zu springen, die freigewordene Energie auf Sinnlichkeit und Aktivität zu konzentrieren.

2

Es war nicht das Leid, das mich religiös gemacht hat — ich habe nie in dem Maß gelitten, daß ich zusammengebrochen wäre und der Erlösung bedurft hätte (nur das ist Leid). Ich werde auch nie so leiden, bin aber darauf vorbereitet, die Probe zu bestehen. Schmerzen könnten den Willen, aber nicht die Überzeugung brechen. Äußere Umstände, zu denen ich auch das Körperliche rechne, könnten das Leben unerträglich machen, nie mein seelischer Organismus. Ich ziehe daraus den Schluß, daß ich ein geborener Heide bin, dem das christliche Erlebnis, die Zerknirschung, fremd bleibt. Ich habe wohl Zustände, bei denen ich fühle: hier würde bei anderen der Weg nach Golgatha abzweigen, das Symbol Golgatha projiziert werden — ich selbst verspüre nicht die Lockung dieses Weges und widerstehe ihr ohne Anstrengung. Nochmals, das Religiöse ist mir der Mut, auszusprechen, daß es keine absoluten Bindungen gibt, der Mut, die Ideen zu kontrollieren, der Mut, alle Wertungen aufzuheben.

3

Da ich weder als Mensch noch als Künstler das Bedürfnis habe, mich durch Menschlichkeitsforderungen zu legitimieren, erscheinen mir neun

Rehntel von dem, was gedacht, gesprochen und gebichtet wird, als sentimental, schleimig, erhist und unausgereift. In der Musik packt mich das Heroische, bewegt mich das Zart-Elegante, das Marionettenhafte und das auf Unterlebensgröße Reduzierte, die meisten Lieder langweilen mich.

4

Es sind die Hemmungen, die produktiv machen. Jedes Denksystem, jede Gefühlswelt, die einer gestaltet, sind Kristallisationen um seinen charakteristischen Hemmungspunkt. Mir machte in den entscheidenden Jahren das Bürgerliche zu schaffen; ich sah in ihm einen der großen Versuche, durch Ordnung stärker als das Chaos, durch Kontrolle stärker als die Dämonie der Ideen zu sein, und ich spielte das Bürgerliche aus gegen den pathetischen Eifer der Geistigen, der dem Gefühl Hingeebenen. Es war nichts nötig, als sich mit jenem Versuch zur Ordnung nicht zu identifizieren, ihn also als Versuch anzuerkennen. Von diesem Augenblick an durfte ich legitim unbürgerlich werden. Hemmungen sind insofern Kristallisationspunkte, als sich an ihnen die gesamte Energie ansammelt und den Durchbruch versucht.

5

Nur der Mensch, will sagen die Kreatur, hat Güte, Bewußtsein, Seele; Gott als das Sein besitzt keine dieser Eigenschaften. Darum ist die Kreatur im letzten durch und durch grotesk, und jene Vorzüge sind tief problematisch. Die Stimmung, die von den Kreaturen ausgeht, grotesk und problematisch zu nennen, das eben ist die religiöse Korrektur an der Erscheinungsgläubigkeit.

6

Was wäre gegen den bösen Satz vorzubringen, daß die Menschheit in der kirchlich gebundenen Zeit nichts als die Tyrannei der Priester und in der Emanzipation nichts als die Tyrannei der Beamten hervorgebracht hat?

7

Der Paradoxie der Idee der Güte, die in der Wirklichkeit zur kommunistischen Diktatur führte, erwächst ein Gegenstück in der Paradoxie der Feminität. Weit entfernt, zur Gleichberechtigung der Frau zu gelangen, bildet Amerika die Suprematie der Frau, die Diktatur des Feminismus aus. Ich glaube, einer der wenigen Menschen gewesen zu sein, die von Natur aus keinen Sinn für Klassifizierung, das heißt verschiedene Bewertung der Nebenmenschen, mitbrachten, sondern jedem ganz naiv das Recht auf gleichen Anspruch bewilligten — in der Erfahrung

lernte ich staunend, daß die Frau schwächer, anlehnungsbedürftiger und, wenn nun die Emanzipation hinzukommt, unklarer, um nicht zu sagen unehrlicher ist. Wenn einer, bei starker Anlage, nicht die souveräne Freiheit, die rücksichtsloseste Unabhängigkeit vom Bürgerlichen und Dogmatischen erlangt, sind es die Frauen, die ihn verderben, weil sie ihn in seinem Extremismus hemmen. Die Emanzipation der Frau hat wie alle Ideen den Wert, daß sie die Erstarrung der Konträrdee hindert; proklamiert sie sich aber ihrerseits als absolute Wahrheit, so fälscht sie die Gegebenheiten. Zu den Gegebenheiten gehört die Tatsache, daß der Mann besser befähigt ist, zu Ende zu handeln und zu Ende zu denken.

8

Die Aufhebung des patriarchalischen Arbeitsverhältnisses mag ein Grund für sich zur Emanzipation der Frau sein; seelisch aber hätte die Frau sich nicht emanzipiert, wenn nicht der Mann der europäischen Zivilisation differenzierter geworden wäre — die Gefährtin mußte gleichen Schritt halten, die Vergeistigung der Frau kommt stets ihrem sexuellen Reiz zugut. Daß eine Frau Medizin studiert, hat für mich grundsätzlich nur den Wert, daß wir unsere Gefährtinnen nicht unter mutlosen Kleinstädterinnen suchen müssen, praktisch nur den, daß wir die Medizinerin mit um so größerem Zynismus zur Geliebten machen, sie nämlich ihrer Intellektualität zum Troß zum Eros und ihrem Geschlecht zurückführen können. Der erotische Nerv wird im Hirn gelöst, und zwar durch Vorstellung eines Gegensatzes: Dame und Kühnheit, Kleidung und Nacktheit, Scham und Entfesselung, Zivilisation und Natur. Deshalb ist die Ehe unerotisch.

9

Güte können wir nur dort ganz rein spenden, das heißt, sie ist nur dort nicht Verbeugung des Egoismus vor dem schlechten Gewissen, wo derjenige, der sie von uns erwartet, so tapfer oder so selbständig geworden ist, daß er uns von ihr dispensiert. Keine Forderung mehr erheben, ist das Geheimnis der Kameradschaftlichkeit. Wenn die Frauen Rücksicht auf ihre Schwäche, Einsamkeit, Umstände verlangen, das heißt als der Güte bedürftiges Geschlecht auftreten, empfinde ich nicht gütig, sondern mit einiger Ungebuld und leiser Mißachtung. Einem Mann gegenüber heißt Gleichberechtigung nicht nur Bereitschaft, ihn als Mensch anzuerkennen, sondern auch — Folge der Gleichheit — rücksichtslose Verweigerung der Hilfe, des Hilf dir selbst oder gehe unter. Den Frauen gegenüber ist, ungeachtet ihrer Emanzipation, diese Haltung sofort Brutalität. Ein

Mann kann nicht mehr verlangen, als daß man ihm die Möglichkeit gibt, sich allein durchzukämpfen; für eine Frau sind die Wege nicht geebnet, wenn man sich nicht auch noch bereit erklärt, sie darauf zu begleiten. Es ist offenbar etwas falsch an der Emanzipation, sie hat nur einen sozusagen negativen Wert: man darf niemand die Gleichberechtigung absprechen. Sie hat den Wert, daß Gesetze geschaffen werden, die dem, der mutieren will, Mut machen.

10

Es ist mehr wert, gerecht zu sein, als die Liebe im Mund zu führen. Gerecht sein heißt, selbst die Ohnmacht des Willens zur Klarheit, selbst die menschliche Hysterie erlebt haben und so den anderen das als Entschuldigung zubilligen, was man selbst nie ganz überwinden kann. Daraus folgt, daß man gegen andere nachsichtiger als gegen sich selbst ist. Gerechtigkeit ist also nicht Strenge gegen den Mitmenschen, sondern gegen sich.

11

Wenn man über andere urteilt, vertritt man überpersönlich die Stelle eines das Totale anschauenden Wesens, das allein das Recht hat, im System des Ganzen einem jeden und der Gesinnung eines jeden Rang und Wert anzuweisen. Man muß erlebt haben, daß solche Statthalterchaft eine zu schwere Bürde ist.

12

Wenn du Herde sagst, vergiß nie, daß sie sich aus denen zusammensetzt, die Erziehung und Bildung gehabt haben. Früher glaubte ich, wir seien da, um mit den anderen für sie, diese anderen, zu denken und auszusprechen; heute, um dem Kiesel ihrer Eitelkeit, Neugierde, recht oft auch Sinnlichkeit zu dienen. Mag sein, daß hinter der Widerstandslosigkeit, mit der sie jeden auffuchen, der aus eigenem Können aus der Masse tritt, die Ahnung steht, es gebe nichts Wesentlicheres, als das Leben nach den persönlichen Bedürfnissen zu gestalten; sie sind aber zugleich ekelhaft, weil man fühlt, daß sie brutalisiert zu werden wünschen, um auf dem Hintertreppenweg der Verehrung sich in eine Individualität einzuschleichen, die sie nicht aus eigener Kraft gewinnen können. Man muß schon blind, das heißt bequem und eitel sein, um diese Taktik der Schmarotzer nicht zu durchschauen.

13

Man muß aus Achtung vor der Gleichberechtigung der Menschen Demokrat sein und wird aus Verachtung Aristokrat. Aber die Erfahrung darf nie am Grundsätzlichen zweifeln lassen. Was für die Erziehung der

jungen Spartaner der betrunkene Sklave war, das ist mir die Erinnerung an einen selbstgefälligen Schwäher, der mir erklärte, er fahre aus ästhetischen Gründen nie auf der Straßenbahn. Man ist nicht Demokrat oder Aristokrat, man ist das eine und das andere, je nach dem, mit dem man redet. Wir sind in nichts so ungeübt wie in der Kunst, unsere Ideen, Wertungen, Aussagen in jeder Situation neu zu ordnen, ihnen eine andere Front zu geben, Gut und Schlecht als das zu benutzen, was sie sind, relative Dinge, die nie absolut, sondern stets im Zusammenhang als Wertungen auftreten.

14

Denken als Erlebnis ist eine Parallele zum Werden eines neuen Menschen. Man sagt, das Kind im Mutterleib rekapituliere in gedrängter Abkürzung die Stadien vom niedersten Lebewesen zum höchsten, und dieser starke Gedanke leuchtet ein: das Problem, die Aufgabe beginnt mit dem Augenblick der Lebensfähigkeit, deren Selbständigkeit also nicht Ende, sondern Anfang einer zu suchenden Steigerung ist. Ebenso erlebt das Denken die Experimente, die Lösungsversuche, die Lagerstätten, wo der Mensch seine Zelte aufschlug, weil er glaubte und mit Recht erklärte, daß er hier sesshaft werden und für seine Person nicht weiter zu suchen brauche. Denken ist also die Durchschreitung eines Weges, von dem die kleinen Seitenwege der des Wanderns Müden abzweigen — es kommt alles darauf an, daß man keinen dieser Seitenwege für den Hauptweg halte und ins freie, das unbekannte Land gelangt. Hier muß man ein Stück in Neuland vordringen, dann mag man sein Haus bauen und die ewige Aufgabe an die Späteren abgeben.

15

Solange man geistig jung ist, ist man nicht Individuum, das auf sein Glück, seine Ruhe, seine Sesshaftigkeit bedacht bleibt, sondern Exponent, Ausgesandter, Schrittmacher der Generation, das heißt der Idee Menschheit. Stößt der Wanderer seinen Stab in die Erde, so beginnt der Stab zu grünen, und es wird Zeit, den Garten anzulegen, in dem der Lebens- tag Abend werden wird. Wer einmal wirklich zu wandern begann, wird die Unermülichkeit und den Mauth der Zähigkeit kennen lernen. Niemand weiß, wohin ihn diese Wandergier führt — vielleicht dahin, wo nichts übrig bleibt, als wie ein stoisches Tier einsam zu sterben.

16

Wer nicht die Angst kennt, den Anschluß an die bürgerliche Gemeinschaft und ihre Wärme zu veräumen, wird nie legitim heroisch sein. Er

rechnet sich zu den Heroischen, weil er Geschichten vom Europäer schreibt, der anonym Cowboy wurde, und das Erotische aller Zeiten als Material benutzt; aber er bleibt in Mitteleuropa und schläft mit den Töchtern des Bürgers, unter denen er nichts als ein gesteigerter Tenor ist. Das Heroische ist das Anonyme, das den Effekt nicht mehr liquidiert, es bewundert sich so wenig selbst, daß es zynisch von sich selbst denkt.

17

Den Durchschnitt erkennt man an seiner Bereitschaft, sich im Nationalismus mit allen anderen zu begegnen, die der animalischen Wärme der Gemeinschaft bedürfen; den Tapfern an seiner Fähigkeit zum Zynismus, diesem religiösen Korrelat zur Erscheinungs- und Tatgläubigkeit. Man muß nur den Mut haben, im Zynismus eine Form des Religiösen zu vermuten.

18

Man soll sich nicht rechtfertigen. Man steht zur Diskussion, nimmt aber nicht selbst an ihr teil. Die geistige Welt, in die man sein Wesen projiziert, ist wie ein Spinnwebgewebe; jeder, der vorübergeht, kann ein Loch hineinstoßen. Es gibt kein besseres Rezept als die geistigen Werte, die man projiziert, wie Kinder auszusetzen, um deren Fortkommen man sich nicht kümmert; hier wenigstens gilt unbedingt, daß das Lebensfähige sich erhalten wird. Dieses Spartanertum des produktiven Menschen gegenüber seinen Erzeugnissen ist ebenfalls eine Form des Religiösen, das Nichtzuwichtignehmen muß bei ihm selbst beginnen. Der Wanderer ist auch der, der verschwendet; er ist darum wie die Natur selbst, sie läßt tausend Nachkommen zeugen, damit einer erhalten bleibe.

19

Über diese Tendenz zur Anonymität ist nur ein Zug im Charakter des bekennenden Menschen. Erkenntnis macht schweigsam, und sie macht unpathetisch — ihre Projektion aber heißt Bekennen, und Bekennen erzeugt die gegensätzliche Tendenz, den Prophetenmantel umzulegen und in das Pathos der hohen Gedanken auszubrechen. So schwankt man seltsam zwischen Extremen. Auch das Selbstbewußtsein spielt in diesen Konflikt hinein, es revoltiert dagegen, von denen im Schützenverein für ihresgleichen gehalten zu werden. Die sauberste Lösung dürfte sein, Anerkennung zu finden und nach Befriedigung dieser Eitelkeit, die ja im Grunde Dank des Statthalters im Namen des totalen Geistes ist, auf die Selbstgefälligkeit zu verzichten.

Zynisches Rezept: den Eindruck, den das Gesicht eines Menschen macht, durch den seiner unteren Körperhälfte zu ergänzen. Die Tatsache allein, daß man sich dem Einfluß der Augen eines anderen entzieht und ihn von rückwärts betrachtet, ist eine Korrektur des Seelenhaften, die befreit. Die Hüften, die Beine, die Füße sind das Verräterische, das absolut Aus-sagende über das Mißverhältnis von Seele und Masse. Ist einer da unten und da hinten schlank, nervig, beweglich, dann kann man ihm zutrauen, daß seine Seele nicht Schleim produziert. Man wende jenes Rezept auf die Frauen an, und man wird sich vor den nicht wiedergutzumachenden Dummheiten bewahren. Man sollte nur Frauen wählen, mit denen man, hundert boshafte Augen im Rücken, zu gehen wagt.

Das Zentralproblem aller Philosophien und Religionen ist die Identität. Die Kreatur muß die Welt, wie sie ist, billigen, oder sie muß sich wenigstens mit ihr abfinden. Die zwei großen Möglichkeiten heißen Ekstase und Stoizismus. Dazwischen liegen die ergreifenden, imponierenden, tiefen und tragischen Konstruktionen des Erlösungsgedankens. Das Geschöpf, das erlöst sein will, leidet unter der Welt, die es nicht versteht, eines Gottes, mit dem es Verständigung sucht. Es kommt auf die Idee einer selbstverschuldeten Sünde, die, naiv aufgefaßt, in einem Vergehen besteht, wesentlicher gesehen nur ein Vergessen der Gebote Gottes sein kann, daher Gott der schwachen Kreatur den Mittler schickt, der die gedankliche These der geoffenbarten Wahrheit unvergeßlich in Anschaulichkeit umsetzt. Den nächsten entscheidenden Schritt tat jener Mystiker, der den Mittler verwarf, um unmittelbar zu Gott zu bringen. Mit dem Mittler standen ihm im Weg die gestalteten Einzelercheinungen, alles was Form hat: der glühendsten Mystik entsprang die abstrakte Idee Gott und der revolutionäre Gedanke, daß das Geschöpf mit dem Gott, der sich bezwingen läßt und zugänglich wird, identisch sei. Die wahrhaft identische Gleichung Geschöpf gleich Gott brauchte nur umgekehrt zu werden, um über den Pantheismus zur völligen Gleichgültigkeit gegenüber dem Wort Gott zu gelangen: der Weg von der Ekstase zum Stoizismus war zurückgelegt.

Sobald der Stoizismus sich mit der Vitalität, dem Zwang und dem Willen zum Leben verbindet, entsteht Zynismus, eine Mischung aus Demut des Nichtwissens und Gehorsam des Wollens. Die Erlösung durch den

Opfertod des Mittlers wurde längst Selbsterlösung durch Leiden. Es steckt aber in dieser Aufforderung zum Leiden eine Hygiene, dieselbe, die sich im Begriff der Erlösung verrät: Leiden ist eine Form der Anpassung, Anpassung führt notwendig zur Verstärkung des Widerstandes, um Widerstand kristallisiert sich Energie, und eines Tages erkennt das Geschöpf, daß es sich von einem Gott, der es diese Verwandlungsreihe zu durchschreiten zwang, befreit hat: das Christliche führt notwendig ins Heidnische zurück. Wir sind im Begriff, Neuheiden zu sein, eine Neuantike zu erleben, wir werden identisch mit der Existenz.

23

Theologie entwickelte sich aus einer Rechnung mit einer bekannten Größe, Gott, zu einer Beschäftigung, in der dieselbe Größe nun irrational wurde, das heißt, sie verwandelte sich in ein Spiel, das nur insoweit Sinn hat, als es zeigt, wie man eine unauflösbare Größe eliminieren kann.

24

Der letzte Sinn der Erlösung durch Leid ist Erlösung vom Leid. Beides bedeutet: ein Weltbild zu finden, in das die Gegebenheiten als Faktor eingestellt werden. Das Leid ist eine Gegebenheit.

25

Widerstand leisten ist arm, aber zum Widerstand anleiten die große Lehre vom Geistigen. Ihr erstes Gebot heißt: stärker sein als die Ideen, die wie Dämonen über uns kommen. Stärker sein darf nur als Abschluß, nicht als Anfang gedacht werden. Grundsätzlich stärker sein, ist eine Banalität, wie grundsätzlich Harmonie suchen; stärker sein hat den Sinn von stärker bleiben, sich behaupten; es setzt voraus, daß man sich der Dämonie geöffnet hatte.

26

Die geistigste Vorstellung, die ich kenne, diejenige des Weiterwanderns, verbindet sich mit der sinnlichsten: begegnen und nicht festhaft werden, die Ideen und die Kinder hinter sich lassen, geradezu: sie ihrem Schicksal überlassen.

27

Die Menschheit wird weniger dadurch vorwärts gebracht, daß man sie überredet, gewisse Institutionen wie Heer und Staatlichkeit abzuschaffen, als dadurch, daß man sie diese Institutionen kontrollieren lehrt. Was kontrolliert wird, mag weiterbestehen; erst wenn es Dämon, Dogma, absolut wird, muß es gestürzt werden.

Die Ideen treten maximal auf, ihre Verwirklichung bleibt minimal. Um die minimale Verwirklichung zu erreichen, müssen sie maximal eingesetzt werden. In diesem Satz ist die Tragödie, die Paradoxie, die Hysterie des Lebens enthalten. Ideologie ist der Glaube, die geistige Sphäre und die reale könnten sich je decken, sie ist der Glaube an die Ko- inzidenz des Religiösen und des Irdischen, an die Möglichkeit, den gesellschaftlichen Bau zum adäquaten Abbild geistiger Forderungen zu machen. In Wahrheit kann die geistige, die religiöse, die denkende Sphäre nie etwas anderes sein als eine zufluchthafte Erweiterung, Ergänzung, Gegensätzlichkeit der praktischen Sphäre. Den Menschen religiöse Hilfe bringen, bedeutet, ihnen neben der realen, tätigen, optimistischen Sphäre diejenige der Aufhebung, des Widerstandes, der kritischen Kontrolle öffnen, worin alle Wertungen und Satzungen nicht mehr gelten. Die religiöse Sphäre zugänglich machen, hat hygienischen Wert: man soll nicht fliehen, um nicht zurückzukehren, sondern umgekehrt, um mit erneuten Kräften in die Sphäre der Wertungen zurückzukehren.

Man soll aufheben, um wieder sehen zu können. Der Aufenthalt in der religiösen Sphäre, wo einer mit sich allein ist und sich seinen bösen, müden, tödlichen Gedanken über den Unwert der Tat überlassen kann, ist das Weekend der Seele und nur in diesem Sinn hygienisch. Er ist derjenige Ersatz, den die moderne Weisheit für die wunderbare, die genial psycho-analytische Institution der Beichte geben kann: in vier Wochen Aufenthalt der tätigen Sphäre sammelt sich eine solche Stepsis, ein solcher Überdruß gegen den Optimismus an, daß der Mensch durch Aussprechen oder Flucht oder allgemeine Aufhebung sich davon befreien muß. Daß diejenige soziale Einrichtung, die den Menschen am engsten fesselt, die Ehe, keine solche Aufhebung kennt, zerlegt sie; wo Aufhebung nicht möglich ist, entsteht Haß, Selbstvergiftung, schleichende Mattigkeit, Trägheit.

An der Kulturuntergangsstimmung der Zeit ist so viel wahr, daß wir erkennen, das Material der großen Ideen, aus denen man sich ein Welt- bild zimmern kann, sei nicht unerschöpflich. Aber auch in den religiös gebundenen Zeiten war es im Grunde nicht unerschöpflich, denn es gab eine — offenbarte — Wahrheit, und das Glück bestand in der strikten Befolgung dieser Wahrheit: das Leben des gläubigen Menschen war also

Sein, es war Identität mit der Wahrheit. Indem der Europäer die Offenbarung leugnete, proklamierte er seine Fähigkeit, sich selbst neue Wahrheiten zu setzen, beging aber den Fehler, diese Proklamation falsch zu formulieren; statt zu sagen, die Fähigkeit, neue Wahrheiten zu setzen, liegt ganz bei mir, derart, daß ich lebensfähig bin, soweit ich mich mit meiner Existenz identifiziere, suchte er noch weiter nach einem ideellen, gewöhnlich moralischen Sinn der Welt. Das heißt, er glaubte zwar nicht mehr an den exzentrischen, jenseits der Welt stehenden Schöpfer, aber noch immer an den exzentrischen Grund, also an die Abstraktion eines ehemals veranschaulichten Urprinzips, daher sein Atheismus nach wie vor Theologie war und es erlaubt ist, auch die Gegenwart noch zur theologischen Epoche zu rechnen.

31

Die Konsequenzen der Emanzipation vom Glauben an die geoffenbarte Wahrheit beginnen erst heute deutlich zu werden; sie lassen sich zusammenfassen als: Verweisung des Geschöpfes auf sich selbst. Wenn man nicht mehr überzeugt ist, daß der Grund der Existenz offenbart wurde, dann gibt es keine Methode, eine einwandfreie, zwingende Aussage über diesen Grund zu machen, dann gibt es nur Auslegung, das Subjektive, Unverbindliche. Und es gibt kein anderes Mittel, Identität zu erlangen, als Identität zu wollen, so gut oder so schlecht wie es geht. Das Mittel, in die Luft zu greifen und neue Ideen herabzuholen, erschöpft sich und wird auf die eine einzige Aufgabe beschränkt, die Vitalität vor der Müdigkeit dessen, der nur auf sich angewiesen ist, zu schützen. So wandelt sich die Aufgabe der Philosophie; sie ist nicht mehr imstande, neue Entdeckungen in der Metaphysik zu machen — alle diese Hoffnungen sind Illusion oder, gröber gesagt, Schwindel —, sondern sie hat die Aufgabe, die Lebensimpulse zu stärken, trotz der Unauffindbarkeit des Grundes Klarheit und Sicherheit zu verleihen: Philosophie wird Hygiene im höchsten Sinn. Das Suchen nach dem Glauben versinkt im Schutt der Erlebnisse, die wir Ideengeschichte nennen, und es bleibt die letzte Aufgabe der emanzipierten Kulturen, die Weisheit.

32

Bewußtsein oder Seele ist das Phänomen, durch das sich in der Einzelerscheinung das Totale manifestiert; die Erscheinung in ihrer Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Totalen, dessen Teil sie ist, erleidet die Entstehung von Organen, durch die sie über sich selbst hinausgreift; das Totale schafft sich diese Organe, deren Sinn es ist, die Identität mit dem

Sein herzustellen. Von hier aus gesehen ist es unverständlich, weshalb die Seele unsterblich sein soll, da sie ja nur insofern Einzelzüge und Persönliches besitzt, als sie ein Individuum um das ergänzt, was diesem zur Identität mit dem Totalen fehlt. Dem sinnlichen Menschen fehlt das Leiden, dem Leidenden das Sinnliche und allgemein jeder Persönlichkeit das, was ihre Form auflöst, daher das Religiöse, maximal gesehen, destruktiv, formzerlegend wirkt. Dieses Religiöse ist gewiß unsterblich, aber es ist ganz inhaltlos, es wird durch die Form bestimmt, in der ein Wesen sich abgesetzt hat. Es bleibt nur die Annahme, daß das Persönliche unsterblich sei. Auch das ist ohne Zweifel wahr, aber in welchem Sinn? Etwa in dem, daß meine Art, mich auf Einwirkungen zu verhalten, mein Stolz, mein Troß, meine Härte, meine Weichheit, meine Hysterie und meine Widerstandsfähigkeit, kurz meine persönlichsten Reaktionen, die Intensität meines Bewußtseins, meines Willens und meiner Geistigkeit nicht durch den Tod zerfallen, sondern weiterexistieren? Sie sind ja an eine Form gebunden, von der niemand bezweifelt, daß sie sich auflöst. Diese Form aber ist variabel und mutierend, sie ist historisch, von Vorfahren und eigenen Erlebnissen bedingt. Was also könnte unsterblich sein? Nicht das Persönliche, die Variation, sondern das Generelle, die Spezies, die Gattung, die Fixierung der Grundform. Dann ist der Mensch in keinem anderen Sinn unsterblich wie das Tier. So reduziert sich das Unsterbliche auf zwei Punkte, die Spezies und die Sehnsucht, das heißt auf fixierte Form und das, wodurch diese aufgelöst wird. Von diesen beiden Tendenzen ist die auflösende die stärkere, sie ist das eigentlich Religiöse, nämlich das Personlichkeitsfeindliche.

33

Gefellen wir uns probeweise zu denen, die so kindliche Dualisten sind, daß sie den Geist dem Körper, das Manifestierende dem Manifestierten gegenüberstellen. Dann wäre ich gespannt zu erfahren, was man mir entgegenwurde, wenn ich behauptete, das Manifestierte, also die Körperlichkeit, müsse eine höhere Form als das Manifestierende sein. Es sei denn, daß man zugabe, die Materialisierung sei eine Paradoxie, eine Verirrung des Geistes, der seine Manifestation nur bis zu einem gewissen innerhalb der Sterblichkeit liegenden Punkt habe vortreiben können, also Ohnmacht verrate.

34

Geist wird als das Absolute, Seiende, Starre gedacht — warum projiziert er sich in das Werden, Geschehen, Zeugen und Sterben? Die

Antwort steht aus, aber die Tatsache, daß sie aussteht, erlaubt, skeptisch gegen den Glauben an ihren exzentrischen Grund, die Idee, zu sein. Da man ferner nicht umhin kann, Geist mit Willen gleichzusetzen, weil Manifestation ohne weiteres Wille sein muß, so kann man auch nicht umhin, zuzugeben, daß der Geist sich offenbar einseitig orientiert habe, als er bestimmte Formen wählte: jede Form ist Verzicht auf das Totale.

35

Was ist das — Metaphysik? Jeder Schulmeister, Cagliostro und Frauenfänger führt sie im Mund, um dadurch, daß er sich mit einer bedeutsameren Sphäre als der erscheinenden beschäftigt, seine eigene Bedeutsamkeit zu beweisen — der Mensch kokettiert mit dem Totalen, dem Sein, dem Ewigen. Nehmen wir aber an, es stecke hinter dieser Eitelkeit gleichwohl eine objektive Not, so darf dieses Totale als das Höhere gelten. Aus welchem Grunde projizierte es sich dann in das Niedere, Annähernde, das sich fortwährend verwandelt, um ins Totale zurückzukehren? Es liegt da ein Rätsel, ein Geheimnis vor, und zwar eines derjenigen, gegen die wir uns skeptisch, ironisch, kritisch zu verhalten pflegen, weil wir eine Problematik ahnen. Gleichgültig, ob wir unter Gott den persönlichen Schöpfer oder den exzentrischen Grund des Seienden sehen, es ist etwas nicht richtig im Verhältnis dieses Gottes zu seiner Welt. Gott als Wille — welchen Komplex sinnlicher, grausamer, dumpf in eine Richtung drängender Tendenzen bedeutet das Wort Wille. Gott als Geist — in welcher Absicht projiziert sich der Geist als Wille, Energie, Sinnlichkeit? Alle Beschäftigung mit dem Sinn der Welt ist Frage nach dem Grund, also Theologie, direkte oder indirekte. Soll Metaphysik nicht Theologie sein, so kann sie sich nur mit dem Problem der Identität beschäftigen — dann aber wird sie bewußt das aussprechen, was der Theologie erst nachgewiesen werden muß: daß die Existenz an der Unvereinbarkeit von Geistigkeit und Sinnlichkeit leidet; das heißt, sie muß notwendig zu einer oppositionellen, nämlich zynischen und stoischen Stimmung kommen. Kurz, ob ekstatisch oder zynisch, die Kreatur findet sich zur Not in der Idee Gottes zurecht, nicht aber in seinem Werk.

36

Die Vitalität zwingt den Menschen, sich entweder zu verwandeln oder zu projizieren. Beide Manifestationen sind Entladungen, jene die schleichende, diese die akute. Entspannung setzt Überschuß voraus: dieser aber ist ein metaphysisches Phänomen. In ihm muß man das sehen, was über die Form hinausstrebt und die Sehnsucht nach dem Totalen, das

eigentlich Religiöse wachhält. So darf man sagen, Unruhe, Nervosität, Unbefriedigtheit seien Symptome des Religiösen, das stets das Formzerstehende heißen muß.

37

Es ist klar, daß derjenige, der seine Vitalität durch Beschäftigung, Ziele, Pläne und die unmittelbaren Entladungen des Launenwechsels, des Witzes, der Erotik, des Tanzes und der zahllosen kleinen Beweglichkeiten befriedigt, am ersten Aussicht hat, das zu bleiben, was er ist — er ist in diesem Fall ein Charakter, der sich eine Reihe kurzfristiger und spielerischer Ergänzungen schafft. Philosophisch wichtig aber ist die Tatsache der Ergänzungen. Erfolgt die Entspannung weniger durch die sinnlichen Mittel des Temperaments als durch Reflexion und überhaupt Übertritt in die geistige Sphäre, dann beginnt der Prozeß der Mutation, der Umschichtung, der tiefgreifenden Ergänzungen, der maximalen Beunruhigung, kurz der Verwandlung, die durch Einfügung der Zwischenglieder eine Brücke zu den äußersten Extremen schlägt, derart, daß der Charakter verloren geht. Die Verwandlung des Charakters ist vielleicht das stärkste Erlebnis, das man haben kann, und die Wandelbarkeit des Charakters die entscheidende Erkenntnis. Praktisch wird sie meist als Unglück gewertet werden, aber philosophisch gesehen ist sie der religiöse Vorgang. Das Religiöse ist die Relation des Geschehens zum Sein und entspringt der Unvereinbarkeit beider Situationen.

38

Wenn man sich lange mit philosophischen Fragen beschäftigt hat, erkennt man mit einiger Überraschung, daß es nur ein Grundproblem gibt, aus dessen Beantwortung diejenige aller anderen Fragen leicht und anwendungshalber entspringt — und die Überraschung ist deswegen so groß, weil es sich herausstellt, daß dieses Grundproblem noch immer das theologische ist. Was man auch denkt und ausspricht, es ist alles ein Streit für oder wider Gott, will sagen den ausreichenden Grund der Welt. Die Existenz, wie sie auch sei, ist erträglich, wenn man einen Grund sieht, dem man sich unterstellen kann. Das Philosophieren geht also um ein Dogma und um einen Absolutismus, die im Chaos der Empfindungen und möglichen Standpunkte die unverrückbare, darum tröstliche Norm setzen. Es gibt so nur zwei Haltungen der Welt gegenüber: die demütige und die revolutionäre. Jene kann sich zwar nicht mehr mit der christlichen Lehre von der direkt offenbarten Wahrheit begnügen, hat aber kein anderes Ziel, als durch Erweiterung und Umformung des Moralbegriffes schließ-

lich doch die Welt als adäquate Manifestation einer Idee zu begreifen. Die revolutionäre Haltung kann die Nichterkennbarkeit des sich Manifestierenden, den unlösbaren Konflikt zwischen Idee und Welt, die Tragik der Wandelbarkeit des Charakters und schließlich die Souveränität der Kreatur aussprechen; aber welche Stützen sie auch dem seine Existenz erleidenden Geschöpf gibt, den Heroismus, den Jynismus, den Irrationalismus — sie vermag das nicht zu vermitteln, was der Dogmatiker besitzt, Sicherheit, Starrheit, Glück. Ich verstehe zum erstenmal das Wartenkönnen und die triumphierende Gewißheit des religiösen Menschen: er ist gewiß, daß die Mehrheit der Revolutionäre eines Tages Unterschlupf bei ihm suchen wird.

39

Da die Welt ist, so hat sie einen Grund und einen Sinn — ich wüßte nichts, was unwiderleglicher wäre als diese Schlussfolgerung. Der Grund braucht nicht gut in unserem überlieferten moralischen Sinn zu sein: es ist ein böser, liebloser, grausamer Grund dankbar — Moral wäre in diesem Fall Identität mit dem Wesen jenes Grundes, Moralität ist Identifizierung mit den Gegebenheiten. Das ist die allgemeine Formel für das Moralische, das nichts anderes bedeutet als homogene Auslegung des Charakters der Welt. Nachdem es dem Denken nicht gelungen ist, Gott als moralisch im Sinn von gütig auszulegen, bleibt ihm nichts übrig, als sich ein anderes Bild vom Wesen des Grundes zu machen. Indem man so vielleicht darauf verzichtet, Gott gütig zu nennen, verzichtet man doch nicht darauf, sich mit dem Sein zu identifizieren, und diese Identität ist und bleibt der Sinn des Religiösen. Philosophie ist und bleibt Theologie. Der Unterschied zwischen alter und neuer Theologie ist ungeheuer, wenn man etwa zu der Erkenntnis kommt, die Kreatur habe den Willen zur Güte, sie habe Seele und Mitleid, Gott aber sei ungütig, seelenlos und ohne Sehnsucht — derselbe Unterschied wird zu einem sekundären der inhaltlichen Aussage, wenn man bedenkt, daß ungeachtet dieser Wandlung der Wertung der Begriff Gott das Ziel der Identität bleibt.

40

Ich habe die Größe Kants begriffen, als ich durch eigenes Philosophieren zu der Formulierung kam, moralisch sei das, was man vor sich vertrete, mit allen Konsequenzen trage, von jeder anderen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft als der rein praktischen, das heißt, von der Gesellschaft erzwungenen loslöse. In diesem Augenblick fiel mir die Kantsche Vorschrift ein, die moralische Maxime so zu halten, daß sie jederzeit zur

allgemeinen erhoben werden könne. Diese Vorschrift fordert nicht die ethisch-christliche oder irgendeine andere Maxime des Altruismus, sondern eine solche, die man vor sich selbst vertritt. Ich verstand jetzt, inwiefern diese Vorschrift „rein formaler“ Natur sei: sie setzt die eigene Moral in Relation zu den sonstwie geltenden oder geforderten und verpflichtet nicht auf ihren besonderen Inhalt. Diese Vorschrift ist absolut unangreifbar und beruht genau auf dem, was ich Relation nenne: einer Beziehung zur Welt, gleichgültig, welchen Inhalt diese Beziehung habe. So aufgefaßt, ist Kant der landläufigen preussischen Auslegung seines Pflichtbegriffs fern; jedenfalls war er ihr in seinem höchsten Moment fern.

41

Wenn man sich nicht vor einem Gott verantworten kann, wenn man also nicht ohne Schwanken glaubt, daß die Welt einen bestimmten Charakter habe, mit dem zu rechten unerlaubt und dem nachzugehen Pflicht sei, dann gibt es keine andere Verantwortung als diejenige vor sich selbst, das heißt vor irgendeiner Idee, die man sich von seinen Rechten und Pflichten macht. Die Rechte werden ungemessen, die Pflichten verschwindend werden; dieses Stadium der maximalen Freiheit und der minimalen Bindung ist unvermeidlich. In dem gleichen Stadium wird der Mensch auch von radikaler Energie getragen werden und sich der äußersten, der stolzesten Fiktion der Souveränität überlassen. Aber es ist das Stadium des romantischen Heroismus, kenntlich am Pathos des revolutionären Bewußtseins, Luzifer zu gleichen, der die Konzeption einer neuen, einer anderen Welt gefunden hat. Dahinter lauert unvermeidlich das Stadium, in dem man erkennt, daß man die Welt nicht anders gestalten würde, als sie ist. Denn die Kreatur als Projektion des Seins kann nur das Bild dieses Seins projizieren. Das Revolutionäre besteht nicht darin, daß einer den Charakter der Existenz ändert, sondern daß er sein Bild von dieser Existenz erweitert, bis er das volle, umfassende, totale, das wirklich reale Bild hat und mit dem Sein identisch ist. Der Fehler lag also nicht im Objekt, der zu erfassenden Welt, sondern im Subjekt der erfassenden Kreatur. Darum ist zuletzt der Freiheit der Verantwortung vor sich selbst eine Grenze gesetzt; man wird niemals vermeiden können, daß man sich sein Bild von der Welt nach den Gegebenheiten macht. Wer extremen Egoismus proklamiert, unterschlägt die Gegebenheit des Mitmenschen, dessen Existenz den Denkenden zur Anerkennung moralischer Notwendigkeiten zwingt. Der Unterschied zwischen emanzipierter und kirchlich gebundener Auffassung ist nur der, daß derjenige, der sich gegen das als absolut geltende Weltbild empörte, als Ver-

brecher galt, und daß dem Schöpfer das Recht zugesprochen wurde, seine Kreatur zur Rechenschaft zu ziehen, daß heute aber es gleichgültig ist, wenn jemand ein falsches Weltbild hat: es geht nur ihn an, es gibt keine Verantwortung, weder vor Gott noch vor den Menschen, denn daß die Gesellschaft den Verbrecher, oder wie der Abtrünnige sonst heißt, zur Rechenschaft zieht, ist eine Annahmung, Konvention, Fiktion ohne absolute, ohne metaphysische Begründung. Das alte Weltbild durfte in seinem Glauben an die offenbarte Wahrheit tyrannisch sein, das neue kann nur fatalistisch sein: es bleibt dem Einzelnen überlassen, ob er so intelligent, stark an Vorstellungskraft, total ist, daß er nicht Ruhe gibt, bis er ein Weltbild erlangt, das allen Gegebenheiten gerecht wird. Dieser Fatalismus schließt nicht aus, daß der Pädagoge, der Erlebende und der Erfahrene auf die Menschen einwirken, um ihnen die Tiefe und Breite des umfassenden Weltbildes zu öffnen, aber er kann sich nicht mehr der Methode bedienen, eine unverrückbare moralische Norm zu lehren, an der ohne Schwierigkeit jede Auffassung gewertet werden darf. Es gibt eine Sphäre, in der jeder jede geltende Norm aufhebt, und in dieser Sphäre ist er der Verantwortung entzogen, denn er ist in ihr nur sich selbst verantwortlich. Ich nenne diese Sphäre die religiöse und definiere sie als dasjenige, in der die Kreatur das Absolute sucht und eben darum den Anspruch der Normen, absolut zu sein, verwirft.

42

Es gibt nur noch einen Weg zur sogenannten religiösen Vertiefung, den in die unoptimistische Sphäre, in die Zuflucht vor den Wertungen der Gesellschaft, den Weg der radikalen Skepsis gegenüber allem Tun, Organisieren, Wollen. Religiös ist die Verwerfung des Zwangs, sei es der Zwang, den die Ideen, Normen und Regulative ausüben, sei es der Zwang, tätig und gemeinschaftlich zu sein.

43

Zwang verwerfen heißt, ihn in der Kontrolle des Denkens aufheben, die Möglichkeit der Aufhebung haben — danach mag man ihn wieder anerkennen oder weiter ablehnen.

44

Das Religiöse und das Hygienische sind identisch, insofern es zur Hygiene gehört, sich vor der Tyrannei der Ideen und der Einordnung in die Gemeinschaft in eine Sphäre flüchten zu können, in der man sich von Zeit zu Zeit dem aufrührerischen Zweifel am Wert jener Konventionen überläßt.

Dem wichtigsten philosophischen Grundproblem, dem theologischen, entspricht das wichtigste psychologische, die Frage, wie es kommt, daß der Mensch die religiöse Stimmung, die ursprünglich unoptimistisch ist, in Optimismus umbiegt. Als Antwort mag dienen: das Unoptimistische des Religiösen ist nicht Pessimismus in der populären, sondern nur in der philosophischen Auslegung. Das aber heißt, daß der Unoptimismus eine Korrektur an der Erscheinungs- und Tatgläubigkeit ist, daß er erst da auftritt, wo die banalen Formen der Identität sich breitmachen. Wenn diese das Seiende mit dem Guten gleichsetzen, gebrauchen sie den Begriff Gut in dem falschen Sinn, daß er das Böse, das Leiden, die Ungerechtigkeit ausschließe. Sie gehen davon aus, daß der Grund der Existenz, ob er nun ein Schöpfer oder eine Idee ist, notwendig das Beste seiner Kreaturen wolle, ohne zu bedenken, daß selbst ein allmächtiger Gott nur gut zu seinem Geschöpf sein könnte, wenn er ein einziges geschaffen hätte, daß aber die Gleichzeitigkeit und das Nebeneinander von Geschöpfen sogar Gott an seinen Absichten verzweifeln ließe. Dem Pessimismus wie dem Optimismus ist gemeinsam der Wille zur Identität mit dem Sein, und ihr Gegensatz ist derjenige zwischen der anschauenden und der dogmatischen Auslegung des Begriffes Gut. So entspricht der Reduktion des philosophischen Denkens auf Theologie psychologisch die Reduktion des Begriffes Gut auf das Identische. Philosophie ist Lehre von der Identität, oder sie ist triviales Geschwäg.

Ideen sind totalistische Phänomene, das heißt, sie treten mit dem Anspruch auf, erstens die Welt des Menschen nach ihrem Bild formen zu können, zweitens dem Sein, der Realität, dem Grund der Existenz zu entsprechen. Der erste Anspruch könnte ein idealistischer, nämlich illusionistischer sein und sich sehr wohl mit der Auffassung vertragen, die Welt entspreche dieser Idee nicht, noch nicht. Hier erhöhe sich die philosophische Frage, woher eine solche Idee kommt: ist sie im Sein und im Grund enthalten, so ist sie doch nicht ausschließlich darin enthalten. Man könnte auch einfach annehmen, der Mensch erfinde diese Idee, sobald er sich von der Natur emanzipiert. Es ist aber auch hierbei klar, daß die Kreatur keine Idee zu erfinden vermag, die sich nicht auf Gegebenheiten der Existenz beziehen kann. Für die Idee des Egoistischen, der Macht, der Grausamkeit braucht diese Immanenz nicht nachgewiesen zu werden; die Geschöpfe leben, sofern sie rein vital leben, nach diesen Ideen. Ihnen braucht nicht erst zu ihrem Recht verholfen zu werden, im Gegenteil, es

handelt sich darum, sie einzudämmen. Sobald man aber die Idee der Güte, Liebe, Dulbung betrachtet, erkennt man, daß hier der Begriff des Totalen einen anderen Sinn annimmt: denjenigen der Suprematie über die vitalen Ideen: die Idee des Guten ist eine sogenannte höhere Idee. Auf welche Gegebenheiten kann sie sich stützen? Auf die Tatsache der Existenz der Nebengeschöpfe, und es ist eine ausreichende Philosophie denkbar, die aus dem Urkeim der Gerechtigkeit gegen das Mitgeschöpf die ganze Entwicklung der Idee der Güte ableitet. In diesem Falle ist die Idee nicht a priori, im Sinn des exzentrischen Grundes, dem Sein immanent, sondern entsteht automatisch aus der Gegebenheit Mitkreatur. Der Anspruch auf Totalität wäre dann nur falsch, wenn diese Idee mit dem exzentrischen Grund, das heißt dem außerhalb der Welt liegenden und die Welt erschaffenden Grund gleichgesetzt würde. Diese Idee ist in der Welt, es kommt nur darauf an, was man unter Ist versteht. Der zweite Anspruch erledigt sich durch das eben Gesagte. Das Gute, im ethischen Sinn, ist ein Regulativ, das heißt eine auf einer Gegebenheit beruhende Verhaltensform, die bei ihrem Anspruch, sie könne ausschließlich die Beziehungen der Menschen regeln, geradezu im Handumdrehen das Sein-sollende mit dem Seienden vertauscht.

47

Neben den Verhaltensformen gibt es die Anschauungsformen. Sind jene höhere Ideen, so diese die höchsten. Nun hat philosophisch in der Sphäre der Anschauung die Idee aus der Sphäre der Verhaltung kein anderes Aufenthaltsrecht als ein bedingtes, will sagen, die Anschauung sieht im Ethischen und Unethischen Benennungen, Wertungen, Auslegungen. Die Frage, ob objektiv und real die Idee des Guten in der Welt „ist“, verwandelt sich also in die Frage, ob die Wertungen Illusionen, Selbsttäuschung, Spiel des menschlichen Denkens seien, oder ob sie sich derart auf Gegebenheiten stützen, daß notwendig das Geschöpf gewisse Situationen und Stimmungen als gut werten muß. Ohne Zweifel, diese Gegebenheiten existieren. Ich nenne aufs Geratewohl als die wichtigsten: den Nebenmensch, das Religiöse, die Energie. Die Energie zwingt die Kreatur, sich und das Leben zu wollen, das Religiöse zwingt sie, die Tat- und Erscheinungsbejahung aufzuheben. Die Idee des Nebenmenschen, das ist automatisch die Idee der Gerechtigkeit und Dulbung; die Idee des eigenen Interesses, das ist automatisch der Konflikt mit der Idee der Gerechtigkeit.

Um das Spiel der Wertungen, der Variationsmöglichkeiten der Benennung zu beleuchten, sei ein Beispiel gewählt: die Beziehung der Kreatur zur Mitkreatur. Sie erzeugt erstens die Idee der Gerechtigkeit, denn es ist klar, daß der Nebenmensch dasselbe Recht wie ich selbst hat; zweitens die jynische Idee der Ungerechtigkeit, denn das Verhältnis zweier Kräftesysteme kann auch dasjenige der Gewalt, Überlegenheit und Mißachtung sein. Diese beiden Wertungen sind praktischer Natur; werden sie nun aufs Grundsätzliche gebracht, das heißt, als Regulative gesetzt, die geeignet sind, allgemeine Maxime für jede Kreatur zu sein, dann nehmen sie erst den Charakter von Ideen an und sind als solche religiös, weil sie über das Interesse der Einzelercheinung hinausgehen und das Interesse aller Einzelercheinungen mit dem Sinn des Gesamten, des Totalen identifizieren. Es ergibt sich hier, daß zu den Merkmalen der Ideen aktive Aufforderung gehört — das Maximale wird zur Maxime. Die Gerechtigkeit wird zur Idee der Liebe, die Ungerechtigkeit und Mißachtung aber zum religiösen Pessimismus, der weder den Einzelwesen noch ihren Betätigungen das Recht zugesteht, sich als letztes Wort der Existenz, als ernstlich und ernsthaft zu betrachten. Dieser Unoptimismus ist die ursprünglichste Form des Religiösen. Jedoch auch sein Gegenteil, die Gerechtigkeit und die Idee der Liebe, bringt auf das Totale — daher kommt es, daß diese Idee behaupten konnte, sie sei die eigentlich religiöse Form. Das Religiöse tritt also in zwei Spaltungen auf, primär als Aufhebung des Optimismus, sekundär als Sekung des Optimismus. Die Brücke zu diesem erneuten Optimismus bildet der Gedanke, daß die an sich als Leiden erkannte Existenz vom religiös denkenden Menschen demütig als Opfer und Last getragen werden müsse. Im praktischen Leben, im Leben der Masse und ihrer dilettantischen Erzieher, Priester und Wortführer ist diese Brücke abgebrochen, und als religiös gilt die Verjahung der Energie, der Tat, der Organisation.

Philosophieren heißt für mich: erstens den maximalen Charakter der Ideen, und das heißt ihren anmaßenden, man kann aber auch sagen ekstatischen oder totalistischen Charakter erkennen, zweitens das Maximale auf das Minimale, nämlich die Begebenheit, zurückführen. Philosophisch kann ich mit der Idee der Liebe nichts anfangen, denn sie ist illusionistisch, aber alles mit der Gerechtigkeit, denn sie ist gegeben — sie ist relationistisch, sie stellt sich ein, sobald der Einzelne die Beziehung zu dem

außer ihm Liegenden aufnimmt. Philosophie ist Relationslehre, um eine erschöpfende Definition in drei Worten zu geben.

50

Es läßt sich viel Kritisches, Grundsätzliches, Böses gegen die Frauen sagen, aber man muß ihm die richtige Form geben: das Weibliche ist im praktischen Sinn eine Sache des Geschlechts, im philosophischen eine Sache des Menschlichen: man muß es im Geist, in der Zivilisation, in der Ethik, in den Ideen, in der Erziehung vor allem suchen und da werten, bekämpfen, modifizieren. Man muß weit bis zum Anfang und tief bis zu den Fundamenten gehen, um eine alle überhaupt möglichen Fälle einschließende Definition zu finden: weiblich ist die Hingabe an die Erregungen (zu denen nicht nur Gefühle, sondern auch Ideen, überhaupt jeder mit Änderung des Charakters verbundene Vorgang gehören), also das Primat und die Tyrannei des Materials, aus dem das Erleben gestaltet wird — männlich ist die Selbstbehauptung gegenüber diesem Einfall des Erregenden, die Gestaltung des Stoffes, die Abstoßung. Das besagt, daß der Zustand der Erregbarkeit gemeinsame Angelegenheit beider Prinzipien oder beider Geschlechter, das männliche Wesen aber um einen Zustand reicher ist, um denjenigen der Distanz. Der Unterschied heißt: dort Geshaftigkeit, hier Wandern, dort Identifizierung mit dem Empfundnen, hier keine Relativierung.

51

Entscheidendes über die Begriffe Weiblich und Männlich kann man nur finden, wenn man in ihnen Formen des religiösen Verhaltens sieht. Die weibliche Geshaftigkeit, die bewirkt, daß jede wirklich weibliche Frau unfehlbar nach dem Bürgerlichen wie der Ertrinkende nach dem Wallen greift, die weibliche Geshaftigkeit ist die Todesfurcht vor dem Nichts, der Zersehung, dem Verlust der zum Leben notwendigen Bindungen und entspringt als solche der tiefen Erkenntnis des Leids, des zuletzt immer als einzige Realität übrig bleibenden Leids. Insofern diese Einsicht Ausfluß der primärsten Religiosität ist, muß der weibliche Zustand auch der primär religiöse heißen. Die männliche Form der Religiosität unterscheidet sich von jener durch den starken Zusatz von Zynismus. Ich nenne jeden Eroberer, Wanderer, Denker, überhaupt jeden heroischen Menschen zynisch, weil er dem Leid Widerstand entgegensetzt, es durch den Sprung in das Geschehen aufhebt. Insofern dieser Sprung Fähigkeit zur Verwandlung ist, das heißt jede definitive Form durch den Jagdzug nach neuer Form überwindet, bedeutet das männliche Wesen sekundäre

Religiosität, denn Opposition gegen definitive Form ist Relativierung des optimistischen Glaubens und als solche religiös. Die weibliche Religiosität führt zur Paradoxie, nämlich zur Sexhaftigkeit, die männliche zum Sieg der religiösen Einstellung, nämlich zur durchgeführten Relativierung, zur ewigen Verwandlung und zum Abbrechen der Zelte. Paradoxie ist Tragik. Der Mann macht aus der Tragik eine zynische oder heroische Lehre, die Frau —? Die Linie bricht ab, es bleibt das Fragment, alle diese weiblichen Existenzen wachsen nicht ins Große, Kühne, Präzise.

52

Die Vergleichung der Begriffe Weiblich und Männlich, das ist in letzter Instanz die Antwort auf die menschlichste aller Fragen: ob der Kreatur ein Kampf gegen das Leid möglich sei. Einer ist männlich, solange er diesen Kampf durchführt, solange er also dem Christlichen oder der Erkenntnis des Leids das Heidnische entgegensetzt. Die Liebe ist es, die zersetzt. Sie ist der eminenteste Gedanke, den die Kreatur gegen das Leid gefunden zu haben scheint, da sie das Leid durch Demut gegen das Erleiden überwindet, und sie ist doch der Verzicht auf den Widerstand gegen das Nichtunterkriegen, der Verzicht auf das Heroische.

53

Das Bürgerliche ist zwar tiefer, als der sich unbürgerlich gebärdende Literat weiß — es ist so tief, daß es vom Religiösesten, dem Pessimismus, hergeleitet werden muß und mit der Kirche den Schutzwall gegen diesen Pessimismus darstellt. Es ist ein psychologisch merkwürdiges Lager zwischen der femininen und der heroischen Situation; mit jener hat es die Sexhaftigkeit und den Verzicht auf rücksichtsloses Durcharbeiten der Ideen gemeinsam, daher sein Verhältnis zu den Ideen nur annähernd, sentimentalisch, kokettierend, psychologistisch ist — mit dem Heroischen hat es den Widerstand gegen die Tyrannei der Ideen, den Willen zur Bändigung, die Proklamierung der Klarheit und der Regulierung gemeinsam.

54

Diese schillernde Zweiseitigkeit und die daraus entstehende Unzulänglichkeit läßt sich vorzüglich an den Männern studieren, die heute, im Zeitalter des bürgerlichen Primats — auch der Sozialismus ist ganz unreligiös und durchaus bürgerlich —, leben: das Männliche, nämlich die formende Energie, ist in ihnen maximal, so daß es nicht schwer fällt, in einem modernen Kaufmann, Offizier, Unternehmer den Geist des Eroberers oder Wikingers nachzuweisen; aber in ihrem Verhältnis zur

Frau sind diese Männer von einer primitiven, Knabenhaften Hilflosigkeit — sie sind geradezu verschnitten. Hier versagt ihnen, dank einer durch und durch falschen Erziehung, deren Ziel es ist, das Dämonische auszurotten, der Mut, das Problem Frau, in dem man ja auch nur Material für die denkende Formung sehen darf, mit derselben Härte anzufassen, mit der sie sonst den Stoff bezwingen — der ehemals grausamen, heute sublimierten und sachlichen Härte. Diese Männer sind gefährliche Gegner dort, wo sie Boden unter den Füßen fühlen und mit dem Mann kämpfen, aber im Geistigen ohne Differenzierung und Sicherheit.

55

Im Geistigen? Es ist doch vom Femininen die Rede. Ganz recht, beide Begriffe sind identisch, aber sie sind nur zunächst identisch. Die Frau als Trägerin der Erregbarkeit ist die Hüterin der Sehnsucht, der Unzufriedenheit mit erreichten Formen, des Leids, des Religiösen. Die Mütter sind es also, die die geistige Flamme entzünden und wachhalten. Aber sie sind nur die Mittlerinnen; die geistigen Gestaltungen, die Neuförmungen werden nur dem gelingen, der Hingabe mit Widerstand vereinigen kann, und das eben ist die Definition des Männlichen. Es hat darum niemand das Recht, von der Frau gering zu sprechen, und hat doch das Recht, ihr die Gestaltung gerade dessen, was sie vermittelt, abzusprechen.

56

Von hier aus erklärt sich auch die Erscheinung, daß die Frauen im Tiefsten und meistens Ueingestandenem vom Mann verlangen, daß er im Geistigen von derselben Verwegenheit und von derselben Härte sei wie in seinem Beruf — daß er das Material, und das sind sie selbst, rücksichtslos anfasse. Die ritterliche Konvention, mit der jene Männer der bürgerlichen Tat sie behandeln, gefällt ihnen, weil sie schmeichelt und angenehm ist, aber wenn es sich um die Entscheidung, um Zugriff, Gestaltung und Sieg handelt, sehnen sie sich nach dem, der, indem er Brutalität sublimiert, beweist, daß er Brutalität hat. Jede Frau ist für das Bürgerliche verdorben, die sich einmal einem Geistigen ergeben hat, der Männliche mit dem Knabenhaften Treuverhältnis zur Frau macht sie gereizt. Der Tenor ist ein Bluff, tönende Hülse der Männlichkeit, aber er ist ein Symbol und Stellvertreter der männlichen Verwandlungsfähigkeit, des männlichen Zynismus, der an Glaubenssätzen und Ideen nicht wie der Vogel an der Leimrute klebt, der die Relativität aller Wahrheiten durchschaut und danach lebt, als Verführer, als Wanderer, als Held der geistigen Uerschrockenheit.

Weil sie tragisch werden, wenn sie nicht festhaft werden, ist ihr ganzes Streben darauf gerichtet, den Unfesthaften einzufangen, und würden doch eingestehen, daß sie ihn dafür geringer achten, wenn es ihnen gegeben wäre, klar in sich zu sehen. Der Priester ist ihr bester Verbündeter und doch selbst durch den als Idee grandiosen Gedanken des Zölibats instand gesetzt, sich bis in die letzte einsame Sphäre des Heroischen und Nichtmehr-optimistischen zu heben.

Wenn noch eine Aufgabe wartet ist es diejenige, das Problem der männlichen und weiblichen Auffassungsform bis ins Zentrum zu verfolgen, und das heißt, das alte Problem, ob es nur Erlösung durch das Leid oder Erlösung durch Zynismus und Heroismus gebe, neu aufzurollen. Das aber bedeutet nichts anderes, als daß wir abermals den Versuch machen, aus dem Bannkreis der christlichen Sphäre zu treten und das Heidnische zu regenerieren. Alle Wucht dieses Vorstoßes wird sich gegen die Erziehung richten, die durch und durch falsch ist, weil sie durch und durch dogmatisch ist, nämlich absolute Normen lehrt, wo nur Verwandlung ist. Die Emanzipation der Frau beginnt zur Suprematie der Frau zu führen: Philosophieren heißt fortan, das männliche Stärker-als-die-Erregungen-sein proklamieren.

Göttliche Komödie

Von P. Th. Hoffmann

Alle „Wirklichkeiten“ sind Komödien, und die Wesen, die diese im Universum durchführen, sind ihre Schauspieler.

Alle „Wirklichkeit“ bedeutet die Entscheidung des Ewigen zum Zeitlichen, des Leidlosen zum Leiden, des Vollkommenen zum Unvollkommenen, des Seins zum Werden, des Todes zum Leben, des Unentfalteten zum Entfalteten, des Unvergänglichen zum Sterben.

Leiden, Unvollkommenheit, Werden, Leben, Entfaltung, Sterben sind die Haupt- und Staatsaktionen der großen Weltbühne. Sie führen ins Dasein uns hinein — aber sie haben auch zugleich die Kraft, uns wieder hinauszuführen. Sie lassen uns hier schuldig werden und überlassen uns

hier der Pein. Aber Schuld und Pein führen uns wieder zum Ursprung, zu Gott zurück.

Am Anfang alles „Lebens“ steht der „Sündenfall“ und die Vertreibung aus dem Paradiese der Gottesnähe, des Tao, des Nirwana. Sündenfall — der Inder setzt dafür das Faktum des Karma; der moderne Mensch schreibt mit Faust: Am Anfang war die Tat.

„Sündenfall“, „Karma“, „Tat“ — in diesem Sinne dasselbe andeutend — sind Entscheidungen der Gottheit zum Leben. Denn die Gottheit verlangt danach, weil sie sonst nach den Lehren der Upanishaden in ihrer Einsamkeit sich fürchtet.

Am Anfang steht der Sündenfall oder — wie man mit gleichem Recht sagen kann — die mutige Tat, die das Glück in „Leid“ und „Sünde“ will. Das Ewige, in sich Beruhende kennt ohne „Verwirklichung“ nicht Glück und Unglück. Will es Lust, will es in alle Ewigkeit Lust, so muß es erst durch Leiden gegangen sein. Und zwar um so tiefer durch Leid, je höher es zur Lust gelangen will.

Am Ende aber steht wieder das Ewige. Zwischen Anfang und Ende, zwischen dem sich v e r wirklichen und dem sich e n t wirklichen Göttlichen liegt das „Leben“. Als des Lebens tiefsten Gehalt haben alle großen Kulturen, Völker und Menschen, die sein Volles erfaßten, das Leiden angesehen. Davon sind die griechischen Dramen, wie die gotischen Dome, wie die Plastiken Michelangelos Zeugen. Durch das Leiden empfangen die Menschen erst Sinn für Glück, Lust, Ewigkeit. Durch das Leiden nur konnten sie glücklich werden. Das Leid trieb sie eigentlich an zur Jagd nach dem Glück; und es besteht ein seltsamer, unaussprechlicher Zusammenhang zwischen Leid und Lust. Dergestalt, daß beide ohne einander nicht möglich sind, daß sie um so schärfer sich unterscheiden lassen, je mehr sie im Irdischen liegen, um so ähnlicher aber einander werden, je näher sie dem Himmlischen rücken. Denn das Göttliche an sich kennt keine Polarität. Polarität entsteht erst in der Verwirklichung.

Alles, was zwischen Anfang und Ende eingespannt ist, ist Komödie. Man kann auch sagen: „Schleier der Maya“, „Als ob“. Diese Worte bezeichnen im Grunde dasselbe.

Der Gang aller großen Komödien, wie sie sich in den verschiedenen Kulturen offenbaren, ist im Grunde Ausstrahlung der Gottheit und Einziehung des Ausgestrahlten. Die Komödien unseres Planeten sind charakterisiert durch den Akzent, den die einzelnen Völker entweder auf Ausstrahlung oder Einziehung legten. Die Griechen und Ägypter schufen ihre Komödie, indem sie das Göttliche als das „Ausstrahlende“ verehrten; so gingen sie auf Diesseitserfüllung der Wirklichkeit aus. Die Inder

und die mittelalterlichen Abendländer gestalteten ihre Komödie, indem sie alle Kraft der „Einziehung“ zuwandten: Überwindung des Diesseits und große Rückkehr.

Der Abendländer der Neuzeit (seit der Renaissance) spielt die Komödie umgekehrt im diesseitsbejahenden, die Ausstrahlung wieder fördernden Sinne.

Göttliche Komödien sind sie alle: Entfaltungen Gottes und deren Gegenteil: Um- und Einkehr.

Damit ist jedoch nur der bei allen gleiche Prozeß festgelegt, nicht der Sinn, der immer ein verschiedener ist.

Die Regisseure der göttlichen Komödie des Mittelalters sind die Kirchenväter, die großen Päpste, Kaiser, Künstler und Weisen gewesen: über Augustins Gottesstaat bis hin zu Dantes Divina comedia.

Wir sagten soeben, der „Sündenfall“ sei die mutige Tat, die das Glück in „Leid“ und „Sünde“ will. Das ist ganz unmitttelalterlich, modern ausgedrückt. Für den mittelalterlichen Menschen bedeutete der Sündenfall gerade keine Tat: ein Versagen des Willens, der damit statt des himmlischen Glückes sich für ewige Verdammnis entschieden hat. Im Grunde aber besagen beide Definitionen dasselbe; nur daß sie von verschiedenen Warten aus gegeben sind. Der Sündenfall erscheint dem diesseitsbejahenden Menschen als mutige Tat; dem Menschen, der sich nach innen wandte, das Diesseits verneinte, mußte der Sündenfall als ewige Schwäche erscheinen.

Man will im Mittelalter Überwindung des Diesseits. Der sündig gewordene Mensch strebt wieder zu Gott zurück. Freilich: civitas terrena, der Erdenstaat, und civitas caelestis, der Gottesstaat, bleiben sich fern wie Himmel und Hölle. Aber durch Gottes Gnade gibt es die Möglichkeit der Wandlung des irdischen Daseins ins himmlische. Sie besteht in der Kirche als der allumfassenden Heilvermittlerin, der ecclesia catholica. Die Kirche ist die große Bänderin zwischen Himmel und Erde; sie will, was Erdenstaat ist, in allmählicher Läuterung dem Gottesstaat angleichen.

Der Weg der Wandlung vom Erdenstaat zum Gottesstaat, Kämpfen und Ringen der Menschheit um diesen: das ist die göttliche Komödie, wie sie von der Kirche, den Kirchenvätern, unter diesen zumal von Augustin, in ihrem Verlauf bestimmt ist.

Der Erdenstaat ist nach Augustins Lehre hervorgegangen aus dem universal alles wendenden und bestimmenden Ereignis von Adams Sündenfall. In einfachen mythologischen Bildern, die sich streng dem biblischen Mythos anschließen — in der Art, wie das im vierten nach-

christlichen Jahrhundert möglich war —, gibt Augustinus die Entwicklung des Erdenstaates aus dem Gottesstaat.

Zeit und Welt entrollten in einem Gottes Händen. Die Paradieseschöpfung ist erfüllt von der Ruhe in Gott dem Herrn, von seliger Harmonie. Mit der Erschaffung des Lichtes sind zugleich die Engel entstanden. In diesem Reiche des Höchsten besteht alles in vollkommener Übereinstimmung. Daher ist die Natur, wie sie Gott geschaffen hat, an sich gut. Gottes Welt ist die schönste! Zweifel daran kann nur entstehen aus falscher Erkenntnis und unrichtiger Einstellung zu ihr. Alle Geschöpfe, die von Gott geschaffen und in Gott geblieben sind, nehmen an dieser vollendeten Schönheit teil. Sind sie nicht in Gott geblieben — und das ist bei der *massa peccata*, der durch Adams Ungehorsam sündig gewordenen Menschheit, der Fall —, so streben sie danach, wieder in Gott die Seligkeit der Vollkommenheit zu erreichen. Dieses Streben ist „Liebe“. Gott selbst ist das unveränderliche Gut. Die Natur, von ihm als gut geschaffen, aber bedeutet „veränderliche Güter“. Diese sind solange göttlich, als sie mit dem „unveränderlichen Gut“ in harmonischer Bindung sind.

Die unvernünftigen und leblosen Dinge weichen in ihrer Art und Ordnung nicht von der schönen Harmonie des Alls ab. Das Gottfeindliche stammt daher nicht aus der Natur, sondern aus dem Willen. Das Böse bedeutet die Schädigung des Guten, mithin der als gut geschaffenen Natur, nicht aber Gottes, der „unwandelbar und unzerstörbar“ ist.

Das Paradies stellt sich Augustin, dem biblischen Mythos entsprechend, durchaus konkret vor, als einen „*locus corporalis*“ von göttlicher Bedeutung. Er ist im Grund der Gottesstaat, der am Anfang von Gottes Schöpfung steht. Adam hatte kraft seines Willens darüber zu entscheiden, ob dieser Gottesstaat als für sich wesendes Eines in ewiger Harmonie in sich ruhen oder ob diese Harmonie sich lösen und aus dem Einen ein Zweites, Gestörtes, Ungöttliches hervorgehen sollte. Er entschied durch den Sündenfall: der Erdenstaat ward geboren.

Dieser Erdenstaat ist nicht in Gott, ist Gott entgegengesetzt. Die Seele wird darin nach unten gezogen, in die Tiefe, in die brennende Obe der gefallenen Engel. Der Erdenstaat ist beherrscht vom Trieb zum Teufel. Wie Adam nicht Gott wollte, sondern sich, und darum nicht in Gott blieb, so will der Sünder nur sich, das Irdische und dessen Wirklichkeit. Im Paradies wäre auch gezeugt worden, aber ohne die *concupiscentia carnalis*, die fleischliche Lust. Denn dort ist alles Seligkeit. Die fleischliche Lust ist der rote Faden der Erbsünde. Im Paradies wären die Menschen auch gestorben, aber nur den leiblichen, nicht den geistlichen Tod.

Wir gaben dem Begriff „Wirklichkeit“ den Sinn des Entfalteten im

Gegensatz zum Unentfalteten, Absoluten. Das Entfaltete erschien als Werden, Ringen, Unzulängliches: so, wie wir die Wirklichkeit unseres Daseins erfassen. Mit dem Mythos Augustins und seiner Seelenverwandten aber sind zwei Wirklichkeiten erschaffen: Erdenstaat und Gottesstaat. Der Erdenstaat entspricht der „Wirklichkeit“, in dem früher dargetanen Sinn: er ist die „Entfaltung im Unzulänglichen“. Der Gottesstaat aber ist die Vorstellung von einer idealen Entfaltung des Absoluten. Solchen Gedanken von einer „idealen“ Welt haben religiöse Geister auch sonst immer und immer wieder verkündet. Platon sprach ihn aus, wenn er von einem „Reich der Ideen“ erzählte, und überall, wann und wo einer ideellen Organisation der Menschheit, einem „ewigen Frieden“, einer vollkommen menschlichen Gemeinschaft zugestrebt wird, schwebt dem Suchenden jenes ideale Entfaltetein des Göttlichen vor.

Diese „höhere Wirklichkeit“ hat bisher keine priesterliche Einrichtung der Erde in erhabenerer Weise, der Tiefe wie der Breite nach, in einer himmelreichenden Gebärde zusammenfassend „versinnlicht“ als die ecclesia catholica.

Die Kirche ist der Gottesstaat auf Erden, soweit dieser in die niedere Wirklichkeit hineinreicht. Sie ist die Gemeinschaft der Heiligen, und da sie die unmittelbare Bindung mit der civitas Dei darstellt, gibt es außer ihr kein Heil. In ihr allein neigt sich für den mittelalterlichen Menschen die Gnade von oben herab über die Häupter der Sünder, und in ihr strebt allein die Liebe empor, die wieder zu einem Sein „in Gott“ will: amor Dei usque ad contemptum sui. Ein Aufsteigen der Geister vom Boden der Verdammnis, dem Erdenstaat, der nicht mit Gott verbunden ist: sie rühren und regen sich, von der Liebe ergriffen, von Hoffnung und Glauben erfasst. Ihr Leben, mögen sie Mönche sein oder außerhalb der Klostermauern ihr Dasein vollbringen als Fürsten, Kaufleute und Bauern, ist irgendwie im großen und ganzen getragen von jenem Streben zum Gottesstaat. Und wo sie es nicht sind, wo sie dem Erdenstaat gehören, bleibt in ihnen immer die dunkle Frage großer Sünde oder großer Keßerei. Wo sie es aber sind, ist ihre Frömmigkeit jene Liebe und Demut, jene langsame Entselbstung, jenes Wachsen aus Irdischem ins Himmlische. Sie nähern sich mählich der Heiligung und wachsen in die Schar der Heiligen hinein. Durch sie alle geht eine Ahnung, die in letzter visionärer Erkenntnis und Sanktifikation zur klaren Schau wird: vom Gottesreich und seiner Seligkeit. Jenes Glück des „Reiches nicht von dieser Welt“ ist der Gegenwart darum so schwer deutbar, weil nur der davon ein Gefühl haben kann, der irgendwie vom Absoluten einmal berührt ist, sei es auf dem Wege Laotzes vom Tao, sei es auf dem

Wege Buddhas vom Nirwana, sei es auf dem Wege Paulus vom Reich Christi.

Der Irreligiöse, der Typus unserer Epoche, ist auch dann noch irreligiös, wenn er zwar eine Sehnsucht nach dem Absoluten hat, aber nicht damit verbunden ist. Irreligiös ist nicht bloß der Mensch, der nicht mehr von Gott weiß und also logischerweise ihn auch nicht mehr „glaubt“. Irreligiös ist auch der noch, der zwar von Gott „weiß“, aber ihn nicht „hat“. Dieses „Gott haben“ ist das Entscheidende. Freilich: wer Gott hatte, wußte damit noch lange nicht, ob er „erloren“ sei. Vor ihm blieb der Sündenballast mit seinen ganzen Hemmungen. Würde er darin im Jammer ertrinken? Würde er nie über die Furchtbarkeit der Weichte Pauli hinwegkommen: Das Gute, das ich will, tue ich nicht; aber das Böse, das ich nicht will, tue ich? Würde er von Gott zur Gnade oder zur Verdammnis prädestiniert sein?

So lebten jene Geschlechter auch im ewigen Ringen und Kämpfen. Sie erlebten zuinnerst die schauerliche Macht der Sünde. In dem Ringen, dem Sorgen, der Ungewißheit des letzten Heils, der Befeligung in Frömmigkeit, der suchenden Liebe liegen die stärksten Triebe, die die göttliche Komödie ins Rollen bringen und hinan ins Licht führen.

Zwischen letzter Höhe und letzter Tiefe bewegt sich das Leben. Da ruhen unten die schwer Gebundenen, die ganz der terrena civitas verfallen sind, die nur sich wollen, die dem Teufel verfallen sind, der, wie Luzifer, sich auch wollte. Sie sind ganz Erdenkinder. Sie sind nicht einmal *vocati*: sie haben Gottes Ruf nicht gehört.

Ober: sie haben doch Gottes Ruf gehört, aber nicht den christlichen, sondern eines heidnischen, römischen, orientalischen oder eines nordischen, germanischen Gottes. Alte, dem Absterben geweihte Religionen regen sich noch in ihren Seelen, lassen sie trotzig sich aufbäumen. Sie suchen ihren Weg zum Absoluten, der ein anderer ist als der christliche; manchmal unverhohlen, trotzig, kämpferisch; manchmal heimlich, ohne daß sie die Kraft hätten, sich reinlich zu entscheiden, sich wiegend im christlichen wie im verborgenen üppigen „Aber-Glauben“.

Ferner gibt es die große Masse derer, die des christlichen Gottes Ruf gehört haben, aber es nicht schwer nehmen, wenn sie ihm nicht folgen können. Sie rechnen auf Gottes Gnade und machen sich weiter kein schweres Kopfzerbrechen. Sie sündigen unbekümmert weiter. Höchstens: das Gefühl der Sünde macht ihnen das Dasein noch pikant: Kultur der Troubadours.

All das, was hinabzieht ins Reich des Teufels, gehört mit zur großen göttlichen Komödie, das ein unendliches Gemälde ist, vom tiefsten Dunkel

aus unermesslichen Wogen und Kämpfen der zwei Gewalten übergehend ins Licht, in letzte, unsagbare Heiligkeit.

So wenigstens stellt sich der seelische Prozeß dieses universalen Dramas dar; am deutlichsten erfaßt wird er, der ein Jahrtausend und länger wirkte, in jenem letzten, ungeheuren Ereignis, bildlich, symbolisch: dem „jüngsten Gericht“.

Historisch genommen, ist die göttliche Komödie die Geschichte, das Schicksal der Kirche und der unter ihrer Idee und Macht lebenden, mit ihr gehenden oder ihr widerstrebenden Staaten des Abendlandes: hier Erde und Realität — dort Gemeinschaft der Heiligen und überwirkliches Dasein. Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil. Sie allein verbürgt die Einheit von Liebe und heiligem Geist, die erst die Sphäre zur Erlösung schafft. Sie ist allumfassend; denn in ihr wird das einzigartige und in seinem transzendenten Wesen so wie es ist einmalige Reich Christi sichtbar. Sie ist die Walterin über das apostolische Erbe, ist irrtumslos, unumgänglich (als alle annehmende Mutter: mater ecclesia); sie ist unvergänglich und unanfänglich, da sie in ihrer Artung göttlich ist. Sie ist nicht nur eine unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen, sondern der auf Erden sichtbar gewordene Gottesstaat.

In dieser ecclesia herrscht „die Liebe Gottes bis zur Aufgabe des eigenen Selbst“. Sie will den himmlischen Frieden, die pax caelestis: jenen Frieden, der restlose Harmonie des Seins in Gott darstellt, der „höher ist als alle Vernunft“. Nur in ihr sind wirkliche „Tugenden“, virtutes, möglich; nur hier sind die Lebensweisen göttlich und haben keine höheren Vorbilder über sich, wenn sie ganz christlich geworden sind. Die ecclesia stellt die „communio sacramentorum“ dar; sie verwaltet und spendet alle Sakramente, und sie ist die Vermittlerin aller heilbringenden Handlungen zwischen Gott und Mensch, wobei ihr immer das in den Evangelien ruhende lebendige Wort als Richtung dient.

Man versteht von hier aus den alles überwältigenden Impuls, den der Mensch für seine Lebenshaltung mit diesen Gedanken und Entscheidungen des Geistes empfing.

Alles Leben als Gestaltung unter einem „Als ob“ ist Komödie. Das Leben der jungen abendländischen Kultur ist es darüber hinaus noch zu einem besonderen Maße. Es ist sozusagen eine Komödie der Komödie. Natur, Dasein und Wirken in der Natur und aus ihr heraus ist die ursprüngliche, vom Absoluten unmittelbar inszenierte erste Komödie. Der Gedanke des Gottesstaates aber ist a-natürlich (nicht unnatürlich). Er verlangt ein Dasein, beschwört eine Wirklichkeit herauf, die die natürlichen Lebewesen, die Menschen, zwingt, eine zweite Komödie aufzuführen.

Da er a-natürlich ist, will er Bezwingung und Überwindung der Natur, soweit diese sich seinen Zielen entgegenstellt.

Diese Natur aber ist es, die den Menschen auf Schritt und Tritt mahnt, wie sehr er im Grunde überall die Maske der „zweiten Komödie“ trägt. Natur als „erste Komödie“ des Göttlichen will nicht vergessen und vernachlässigt werden, fordert ihre Rechte, Beachtung ihrer Gesetze. Der Mensch beläßt sie gern, soweit sie seine christlichen Kreise nicht stört. Dort preist und rühmt er sie sogar als Offenbarung von Gottes Herrlichkeit. Jenseits dieser Grenzen gibt es zwischen beiden Kampf auf Leben und Tod. Dann ist Natur nicht mehr Paradies und Unschuld, sondern Hölle und Teufelstrug. Es entspinnt sich ein gewaltiges Ringen da, wo die Sphären dieser beiden großen Komödien ineinander übergreifen; und je nach seiner persönlichen Veranlagung hat der Mensch damals dieses Ringen in sich ausgetragen. Hier ist das Reich der Passiflora.

Komödie erfordert immer irgendwie eine mise en scène. Welches Inszeneszenen, da Gottes Hand Sonnen und Planeten, die ganze Natur entrollte! Auch die zweite „über-natürliche“ göttliche Komödie entfaltet eine erhabene Regie.

Alle Menschen, alle Dinge müssen (positiv und negativ) diesem Schauspiel dienen: Lebensordnung, Familie, Ehe, Liebesverhältnisse, Wirtschaft, Politik, Künste, alles kommt unter ihr Zeichen. In erhabenem Sinn war alles auf Schau eingestellt. Das Luthertum, das diese Schau ablehnte, und noch mehr der Calvinismus, bedeuten recht eigentlich die Absage vom mittelalterlichen Christentum, vom Katholizismus auch in dieser seiner besonderen Wesentlichkeit. Bei aller Wendung nach innen und Belassung mystischer Erlebnisse blieb diese große göttliche Komödie stark ästhetisch orientiert: sie wirkte aufs Ohr durch Gesang, Litanei, Sequenz, geistliche Musik; aufs Auge durch prächtige Ausstattung der Kirchen, farbige Ornate der Priester, kostbare Messgewänder; auf den Geruchssinn durch Weihrauch und jenen spezifischen unsagbaren Duft katholischer Dinge (Monstranz u. a.); auf den Geschmack durch das heilige Abendmahl, Genuß von Brot und Wein; auf das Gefühl durch die ganze anregende, zum Wunder lockende, das Göttliche vom Himmel herabbittende, unaussprechlich lebendige Atmosphäre des kirchlich-klosterlichen Kultes, durch allen Glanz, der sich zusammenfaßt im heiligen römischen Reich deutscher Nation, Karls des Großen, der Ottonen und der Hohenstaufen.

Der Kindheit und unbekümmerten Jugend geziemt kosmische Unmittelbarkeit; Leben aus den Seinsgründen der Natur heraus, dem Alter, daß es Natur als Gleichnis nehme, daß es durch den vergänglichen Schein der Phänomene hindurch ins Ewige blicke. Die mittelalterliche göttliche

Komödie mutet daher nicht an wie ein Schauspiel der Jugend, sondern des Alters: junge Menschen im Kloster, Knaben im Chorgewand, Mädchen als Nonnen — wir Heutigen, soweit wir nicht mehr ein Teil jener mittelalterlichen Welt sind, empfinden wir in dieser Jugend immer irgendeinen geheimen Widerspruch zu ihrer eigentlichen Bestimmung.

Der Jugend ist daher a priori auch jene Lebenshaltung, jenes mittelalterliche „Als ob“ immer am ungemäßigtesten. Nur die Kinder, die von den ersten Lebensjahren im Kloster waren, gerieten zuweilen weniger in Kämpfe und Widersprüche — zumal dann nicht, wenn sie innerlich alte Kinder waren. Die andern rangen hart, waren widerspenstig, oder sie nahmen Kloster und Kirchendienst unbewußt als Theater, in dem sie dann besonders gern mitagierten, wenn sie mitsingen und in den Feiern mitwirken konnten.

Das Keckerische der Naturwirklichkeit ging immer auf leisen Sammetsohlen auch für den Frommen als Teufel mit. Aber durch Allegorie und Überschwang im Symbolischen wurde sie immer und immer wieder fraglich gemacht.

Allegorie und Symbol waren die großen Media, in denen alles, was der mittelalterlichen Komödie widerstritt, was aus dem Reiche der nicht glatt in ihr aufgehenden Natur stammte, gewandelt wurde, so daß sie sich der Regie des Gottesstaates einfügten. Landschaft, Tiere, Pflanzen, die Regungen und das Wirken aller Geschöpfe bedeutete ein Neues, besagte etwas anderes (*ἀλληγορεῖν*), erhielt einen andern Sinn, als es ihn vom Ursein der Natur her hatte. Man nahm so den Tatsachen jener Welt ihre Wucht und Macht.

Aber man übertrug die Macht der Natur ins eigne Reich. Dort konnte sie nun negativ (im Sinne der Verdrängung) wie positiv (im Sinne der Wandlung, „Geburt aus Wasser und Geist“) wirken. Das Allegorifizieren — das auch andere Kulturen zur Verwirklichung ihres „Als ob“ anwandten — hat in der Literatur des spätrömischen Verfalls oft den Charakter des Mechanischen, Leeren, Automatischen, den grauen Schein seniler Lächerlichkeit angenommen. Auch manche Homilien des Mittelalters sind nicht frei davon. Sonst jedoch strebt die Allegorie zur Verlebendigung, zum Transponieren fremder Kräfte in eigne Sphären, zur Vertiefung und Vergöttlichung. So wurden die Gesetze der Mathematik durch die Zahlensymbolik in neuem Sinne göttlich-lebendig, die Natur wird zu einem großen Bilderbuch Gottes.

Außenstehende pflegen in dem Ritus und Gepränge der katholischen Kirche besonders das Schauspielerische zu sehen, im vergrößerten Sinne Betrieb und Spektakel. Sie erfassen dabei etwas Wahres, aber nicht

den Kern; sie sehen nicht die erhabene innere Notwendigkeit, von der dieses Schauspiel noch immer Zeuge ist.

Es diene alles der göttlichen Komödie, und der Mensch, der sie mitdurchführen helfen durfte, war schon dadurch groß, daß er mit allen Leiden und Seligkeiten gesegnet war, die eine junge Kultur ihren Trägern zu bieten vermag.

Der Letzte

Novelle von Werner von der Schulenburg

Nach vier Jahren wieder einmal mit der Natur sprechen zu können, ohne Furcht, daß irgendwo ein Stück Meteor auf uns niederschneit, daß die Erde sich öffnet, daß die Gase aller HölLEN uns zerfressen. Nach vier Jahren die alte Geliebte wieder gleich jung finden, reizvoll, zart, wie damals, als wir nach Flandern rollten. Dieser Hügel vor mir ist ein weicher, amethystfarbener Hügel des Tessin, er ist keine Feldartilleriestellung — der Felsrand dort ist eine Steinterrasse mit einem verwitterten Heiligenbild, kein Beobachtungsposten. Der flüssige Saphir in der Tiefe ist wirklich der Ceresio, und nichts in der Welt zwingt mich mehr zu überlegen, an welcher Stelle die Pontons ihn am besten überqueren könnten, um die Erreger riesenhafter Qualen, konzentrierte Folterkammern des Mittelalters, möglichst rasch an ihren Bestimmungsort zu rollen.

Die Welt bekommt wieder ein anderes Antlitz; mein Auge braucht nicht mehr die Falten der Berge nach den Haarstrichen der Schützengräben abzusuchen oder auf rosigen Lämmervölkchen die Aste der Flieder zu sichten. Was dort unten rauscht, sind freie, blaue Wogen, kein Unheil, das aus Flaschen oder Stahlröhren losgelassen wurde, um uns in chemische Teilchen zu zerfetzen und unsere Mütter zu martern. Es sind wirkliche, wahrhaftige Wogen, die nichts wollen, als meinem müden Hirn wohl tun — und die Palmen — nicht Kut-el-Amara, nicht Tsonzo, es sind meine, alten, geliebten Palmen, mit dem weichen, weiblichen Stamm und den harten, männlichen Blättern. Die reden des Nachts im Frühlingswind vor meinen Fenstern. Manchmal klingt es wie das Geklapper ferner Mühlen.

Als junger Offizier reiste ich einst durch die lombardische Tiefebene. Da dachte ich: „Dieses Gewirr von Wein und dieser Sumpfboden schützen

Italien besser als das berühmte Festungsviereck und der Wall der Alpen.“ Niemand glaubte dieser Beobachtung, als ich sie später in Deutschland erzählte . . .

Ach, du sollst nicht hören, daß sie alles nicht geglaubt haben. Reinigen will ich meine vom Kriege, von der Politik beschmierte Seele. Das Gewirr an dem taubenblauen Hang ist köstlicher Wein, der im Herbst von den wagerechten Stangen glasige Trauben senkrecht zur Erde hängen läßt. Dieser Duft ist der Monte Generoso. Diese lebendige Seide ist der Lago Ceresio, und diese Vierecke von Rosa, Ocker, Hellgrün und Weiß mit den blauen Schatten sind das Dorf Novio, über dem der Zwiebelturm der barocken Pfarrkirche wie eine überreife Frucht schwebt.

Warum ich nicht schon früher hierher floh, fragst Du. Du weißt es ja: weil ich in einem Bureaukerker saß und Sklavendienste tun mußte, an einer außerdeutschen Mission. Weil ich, schlimmer als im Felde, nicht nur physisch, sondern auch psychisch, intellektuell den Wahnsinn der Welt mitmachen mußte. Weil ich glaubte, ich täte meine Pflicht, und sie wahrscheinlich sogar tat. Nur keine ethischen oder moralischen Streitfragen. Widerlich war alles. Das Richtige nur heimlich tun können; das Moralische mit seltener Jesuitenkunst durchsetzen müssen!

Du wirst es nicht begreifen, daß ich manchmal nach den Bolschewisten geschrien habe; daß ich in Eisner eine Hoffnung sah: Du, mein Guter, mit Deinen vier Jahren Schützengraben und Deiner einfachen Pflichterfüllung. Vielleicht habe ich mehr seelisches Leid als die meisten da vorn gelitten. Vielleicht brauche ich deshalb nicht den Kopf vor Euch zu senken.

Aber ich will, ich will nicht spiritisieren. Meine Zerrissenheit will ich heilen. Novio, Novio. Unter dem Fenster flimmern die Palmen, und der Monte Generoso brennt in glasigem Licht. Die Weilchen gucken wie die Kinder meiner Quartierwirte in Flandern. Und in blauen Wolken und Kulissen ebbt es hinter dem Garten tief hinab in die Unendlichkeit. Nach Italien.

Lächeln muß ich bei dem Gedanken, daß uns das alles verwehrt sein sollte: Siena, Perugia, Assisi, Orvieto, Taormina. Ebenso gut könnte man uns die Symphonien von Beethoven verbieten wollen.

Ich erinnere mich, daß ich verlobt bin. Phantastisch, wenn man bedenkt, daß man dergleichen vergessen kann. Ich hatte es vergessen. Etwas Blondes, Elegantes, Kurzhaariges; eine quelques-fleurs-Dame. Heute morgen brachte mir Marietta einen Brief, groß, viereckig, mit einer nach links fallenden Schrift. Nicht einmal Vorwürfe; sie findet es „*apart*“,

daß ich mich so von aller Welt zurückgezogen habe. Ganz meiner Wesensart entsprechend. Die Strahlenschatten der Palmen tanzten höhnisch über das graue Papier, als ob sie die nach links fallenden Buchstaben wieder in ihre Normallage zurückdrängen wollten. Am Generoso wurde gesprengt. Ich wachte nervös aus diesem Nichts von Novio auf. Und hörte den Wasserfall. Dann kamen die Bilder wieder: Schützengräben, Drahthindernisse, Geldmangel, Gesandtschaft, Verlobung, lauter Zeitkrankheiten.

Die Phantasie hat meinen Organismus durchpflügt. Meine Nerven sind zerquält, und ich hatte eine Nacht, gesättigt mit wilden Träumen. Ich sah Marietta tanzen; ihr Haar rollte über den Bronzenacken, und ihre Arme hatten Leben, wie ein Paar Vipern, die sich liebend umrollen. Morgens ging es mir schlecht. Diese entsetzlichen Wundschmerzen. Irgend- ein Teufel in mir riß meine Eingeweide in die Höhe, hoch in den Kopf hinein. Ich dachte nur Schmerz, zerfetzte Leber, nur grauenhaftes Brennen. In die Nieren, die Wirbelsäule hinauf kletterte immer von neuem dieses Grausen, und meine einzige Wollust war Stöhnen und Winden. Dazu regnete es draußen, ganz leise, wie Harfenzupsen, und der Generoso trug seine Perrücke von Schimmel und Dunst. Ich dachte in diesem Winden und Stöhnen an Dich, mein Lieber, wie du früher, gütig lächelnd, von meiner Gesundheitsneurose sprachst.

Ich klingelte Marietta und bat sie um heiße Kompressen. Das gute Ding stürzte davon und brachte mir dickfädige Leinentücher in einem dampfenden Kupferkessel. Inzwischen hatte ich mich in das lange, weiße Bett gewälzt, und Marietta rang die dampfenden Tücher aus, unter verbissenen Schmerzen, mit glutroten Händen, und legte mir die Kompressen auf den Leib. Sie erschrak über die riesige, rötliche Wunde und dachte nicht mehr an ihre verbrühten Hände. „Mein Gott,“ stammelte sie, und ihre dunklen Augen starrten die Wunde an, „das ist ja entsetzlich.“ Dann packte sie mir ein dickes Handtuch über die Kompressen, und ich empfand sofort die Linderung. Sie sah mich an, wie Schwester Ellen damals auf dem Verbandplatz, als die Morphinumkanone des dicken Stabsarztes ihre erste Wirkung tat. Ich ließ mich auch von Marietta einen Augenblick lang gerne ansehen. Und ich hatte nicht mehr das dumme Gefühl, daß meine Wunde eine Zufallswunde sei; nicht aus dem Schützengraben stammt, wo man wochenlang zum Rechenpfennig des Todes wurde, sondern ein Gelegenheitsstreffer ist, der einen Offizier des Stabes erwischt hat, weil er sich gegen die guten Sitten zu weit nach vorn wagte.

Ich fühle mich erlöst. Die Welt glättet sich wieder; die Schluchten des Gefühls ebbten in weite, besonnte Ebenen, und irgendwo sitzt ein holdes Rosa.

Ist Dir schon je aufgefallen, ein wie häßliches Tier der Mensch ist mit seinen sinnlosen, sich ewig kreuzenden Gliedern? Wie er entartet sein muß? Wie schön ist doch ein Pferd. Du, ich möchte den Roman eines Mannes und einer Stute schreiben. Oder die Liebe der Kaiserin Katharina zu ihrem Hengst.

Verzeih, hier in Novio weht eine verflucht antike Luft.

Mit meiner Wunde kann ich nicht mehr reiten. Mir fehlt auch diese Möglichkeit, den Geist von Grillen zu befreien. Ich habe mir aber die Farben wieder hervorgeholt und schicke Dir heute ein Aquarell. Es ist die Brunnenwiese. Sie wird dich in der Garnison erreichen. Mein Armer; nach vier Jahren aus der Mitte des Feindeslandes wieder einziehen und dem Feind den Glauben zurücklassen zu müssen, daß er gesiegt habe.

Freilich, wir sind verwaist. Wir wollen aber von solchen Dingen nicht reden; Du hast recht. Wir wollen das Schamgefühl haben, nicht von denen zu sprechen, die uns bei Nacht und Nebel verließen, und die sich schämen müssen.

Wir werden zeigen, daß wir allein laufen können.

Ah, wie die Winde Italiens wohlthun! Die Hänge sind mit Gold übersät. Primeln, Primeln. Eine orangenfarbene Wolke beschattet die Schroffen des Generoso, und die Riesenschengel unseres Tales öffnen sich breitathmend und empfangsbedürftig diesem Goldregen entgegen. Der Glockenturm steht kalkig und moralisierend über zarten Lichtwellen.

Abends wird der Generoso zu einem Riesenamethyst mit Veilchenadern. Sie haben wieder gesprengt, diese Hallunken.

Attika, Attika.

Eine Erinnerung: einst liebte ich diese Vereinigung von Kraft und Ebenmaß mit dem süßen Verfallshauch, die Nike von Samothrake. Aber ich habe den Krieg gesehen. Ich muß stärker in die Tiefe tauchen, um ans Licht zu kommen.

Nike von Samothrake. Das klingt wie eine ferne Volksmelodie. Süß, aber nichtsagend. Erinnerung an 1912. Wir ankerten mit der „Schleswig“ in der Bucht von Salamis. Als der Abend tulpenfarben über das Meer troch, sagte mir der Kapitän — wo sind unsere famosen Kapitäne, Seemänner und Gentlemen! —: „Stehen Sie morgen früh auf, ehe wir in den Hafen von Athen einfahren. Das gibt etwas für Sie.“ Dieser Morgen wurde mir zum Ereignis. Der Himmel stahlblau; die Berge ein einziger, zerrissener Hyazinthblock; das Tal ein welkes Veilchen. Dann schoß der erste Sonnenpfeil über den Zaden-

kamm und entzündete die Akropolis. Jede Säule glühte hochrot, während das Tal in violenfarbenem Dunkel verharrte. Und nun erhob sich dieser helle, flatternde Wind, der alles Zeug an Bord knattern ließ, ganz kurz, ganz scharf, in spitzen Winkeln, und jagte den zögernden jungen Tag in das Weilchental.

Durch solchen heiligen Wind schreitet, ein wenig kokett, die Nike, und in ihm flattern ihre hellen Gewänder. Des Morgens, vor Athen.

Wieder brachte mir Marietta ein Paket Briefe. Zwei davon duften nach „quelques fleurs“. Das kichert so neckisch durch die Zeilen; ganz Mamas Sonnenkind. Im Geiste sehe ich Evas Bewegungen. Sie geht, als ob sie über Sümpfe schritte. Das mechanische Leiden hat mich recht elend gemacht, und der Überschuss an Kraft steigert sich zur Qual. Dieser Brief. Sie hat einen bis zum Hellsehen geschärften Blick für die Schwächen der Menschen und eine Art des „laissez aller“, die ausschließlich aus ihrem Bequemlichkeitsbedürfnis zu verstehen ist. Sie nennt das „Menschlichkeit“. Oder „Güte“. Jedenfalls bleibt sie durch dieses System von jeglicher Erregung verschont. Sie läßt sich von den Menschen lieben; auch das ist ihr bequemer. In all dem ist sie mir überlegen.

Machtlos gegen diese Briefe. Nur malen. Nur in Farben ausdrücken, was mich zerfetzt. Die Hänge des Generoso sind steinige Flammen und die Wasserfälle weiße, zitternde Säulen. Mir ist, als ob es keine Schwerkraft mehr gäbe, als ob irgend etwas Phantastisches, Unbegreifliches alle erprobten Werte umkehren möchte. Das Wasser klettert die Felsen empor, und das Feuer läuft auseinander.

Meine Farben spiele ich wie eine Orgel. Der Pinsel rennt über die Farben und verflavt sie. Wie köstlich ist es, dem Karmin zu befehlen. Es ist das Gefühl eines Sieges, das uns überfällt, wenn wir die königliche Farbe in eine Schattentiefe hineingepreßt haben. Dann gibt es dienende Farben, die man hin und her wirft, wie die Truppen im Bewegungskrieg: Kobalt, verschiedene Arten von Braun und selbst einzelne Grüns.

Ich malte die Wiese für Dich. Du sollst sehen, an welchem Ort ich das Fest des Dionysos feiern will. Zerreiß das Blatt, aber Du sollst wissen, mein Eremit, daß für mich auf dieser Wiese Frühling wird, daß hier Marietta für mich tanzen soll. Die Weilchen werden jauchzen, wenn ihr Fuß sie zertritt; sie werden sich durch die geraden Zehen hindurchwinden. Pan, der große Pan, wird wieder lebendig werden, vordem er in der ganzen Welt lebendig wird; wenn unten in der Welt gerade die Gänseblümchen aus den zerfallenen Maschinen lugen, dann wird er hier

schon meine Seele mit seinem Feueratem erwecken. Er wird kommen, der Ungeheure, mit Augen von Enzian und Zähnen von Weidenkästchen. Mädchen mit schwellenden Brüsten und festen Schenkeln werden ihn zerrren, und hinter den Fessellosen wird ein stahlblauer Himmel gespannt sein. Die Wiese ist von grüner Emaille mit scharf umrissenen, weißfleckig spiegelnden Blüten, die in den Farben gotischer Kirchenfenster brennen. Es soll ein Fest des Maßlosen werden: aus allen Abern des Berges werden die gefesselten Griechengeister strömen; Dionysos und Apoll, nicht mehr Gegner, sondern Apoll von Dionysos an der Hand geführt, verbunden durch eine Rosenkette, deren Enden die Tauben der Venus in den Schnäbeln tragen. Die Götter werden tanzen; ihre Füße werden federn wie die Wellen des jonischen Meeres; gleich Bächen werden sie die Hänge hinabtanzen, durch Novios spanische Grandezza hindurch, an den Steinsärgen vorüber, an denen die Mägde ihre Wäsche waschen. Die Mänaden werden den Mägden von Novio die Kleider vom Leib reißen; sie werden die nackten Mägde mit Rosenzweigen peitschen hinter den Göttern her, und der Zug wird sich die steinigen Hänge hinab in das Tal wälzen.

Alle werden sie folgen: die jungen Nonnen mit den müden, zersprungenen Augen und den Händen, blaß wie Maréchal-Niel-Rosen; Don Francesco, der Vikar, mit dem Dantekopf und dem Ephebenkörper; die Arbeiterinnen der Tabakfabrik in Capolago und die traumkranken Schüler des Seminars in Biffone. Ihre Kleider liegen verstreut am Weg — der Zug jauchzt über den Eisenbahndamm auf das andere Seeufer hinüber und strebt nach Lugano. Sie hören ihn von fern; sie hören die Kastagnetten rasseln; sie fühlen, daß eine Woge von Fleisch und Heidentum naht; sie stürzen an die Fenster der Hotels, aus den Türen, all die Weiblein, die sonst nur nach Campione hinüber lügen, wo die ältliche Dame Fortuna neben einem Fabrikschornstein ihre grünen Fische aufgebaut hat. Hier aber fühlen sie größere Götter. Hier fühlen sie etwas, das aus dem Leib der großen Mutter Erde gestiegen ist, rein, wie der Morgen aus dem Meere steigt. Sie fühlen, daß auch Apollon wieder lebendig geworden ist, nachdem Rom ihn millionenmal morden ließ in den Leibern krebstranker Priester; hier fühlen sie sich der Sonne des Ostens nah, die reiner brennt als das müde Feuer der Liebe in der Apsis verbrauchter Steinkirchen, an deren Wänden der Salpeter wie Märzschnee hängt, während das Wasser in langen Streifen auf dem Boden sifft.

Ich bin entrückt. In den Schluchten des Generoso verblaffen einzelne Kirchen wie große Rosenblätter, und eine stolze, feuchte Kühle steigt aus

dem Brunnentrog neben mir. Die Wiese sieht bühnend in ihrem gleichen, harten Grün zu mir herüber, und die Primaveraen stehen wie verschüchterte Kinder darin.

Marietta erscheint am Rande der Wiese. Die Farben ihres roten Kopftuches laufen in diesem Glanz auseinander. Sie selbst ist Hauch und Licht. Aber die Bewegungen ihrer Füße sind stark und ohne Scheu. Sie bringt mir ein Telegramm; ihre Augen haben etwas Krankes, unfokalisiert Strahlendes.

„Haben Sie Fieber, Marietta?“

„Nein.“ Der Mundwinkel zuckt.

„Marietta,“ sage ich, „meine Verlobte kommt.“

Und da geschieht das Wunderbare. Wir stürzen ineinander, ringen, zerren und verbeißen uns zu einer einzigen, chaotischen Masse, wesenlos, nur Kraft, nur aufgespeichertes Wollen. Wir wühlen uns ineinander; die Welt um uns scheint zu lachen, zu zucken; das ist Schlacht, Schlacht der Rosen — wechselndes Gebrüll, Zittern, Ur-Werden.

Dann liegt Marietta einen Augenblick tiefatmend, wachend-tot in meinen Armen. Der Wind, der die ersten Blätter leise bewegt, läßt ihr Gesicht wechselnd zucken. Aber ich sehe, daß sie in Wahrheit ganz still liegt.

Der Mittag kriecht über den Rand der grünen Wiese auf die Ebene. Aus der Tiefe klingt das harte Läuten der Glocken von Melano, und die vom Ende des Sees, von Capolago, senden Töne wie von hängenden Metallplatten. Aber dicht unter uns schwillt der Atem der Glocke von Novio an wie eine menschliche Stimme und streicht wunderbar, unwahr, geheimnisvoll durch den heißen Mittag des Tessins.

„Du,“ sagt Marietta langsam. Ihre Hand greift in das kühle Wasser, und sie sieht aufmerksam auf ihre Finger, die das braune Schattenrinnsal zu kleinen, weißen Wogen zwingen.

Dann fängt sie plötzlich an zu weinen, langsam, immer heftiger. Ich versuche, sie zu streicheln; sie schüttelt den Kopf, springt plötzlich auf und läuft davon, in den brennenden Mittag. Sie läuft über die Wiese, sie schwimmt in der Luft wie Farben, die man auf nasses Aquarellpapier setzt.

Mit dem Telegramm spielt das braune Wässerchen und zerreißt es an eckigen Steinen. Die Felsen ziehen wie kleine, grüngelbe Nebel ins Tal.

Der große Pan lebt.

Die Palmen klappern des Nachts wie die Mühlen in Flandern, wenn ich zu Marietta schleiche. Sie steht flatternd an der Tür und schließt mich heiß in die Arme. Sie streichelt meinen Kopf und nennt mich Kind, sonniges Kind. Sie küßt die blasse, breite Wunde mit den scharfrotten Händen; sie streichelt mir ganz sacht die Hände. Sie herzt mich, wie es Bienecken van der Meulen in Brügge tat, in dem alten Kokokohaus am Wasser.

Ich sprach von der Griechensehnsucht, von dem Blutdurst meiner Seele, die wie ein Raubtier auf die große Dionysoswooge giert; die sich nicht mit dem Feuer in sich genug sein läßt, mit den Qualen ihrer Phantasien; die Leben will, heiliges, reines, gewaltiges Chaos, leuchtend wie Wald-erdbeeren; die Glieder ineinander geschlungen sehen will, nicht in Blut, mit versprühtem Gehirn, sondern in schöner, wild-schöner Verschlingung, jubelnd der Lebensbefähigung entgegen — der Zeugung.

„Ich will die Sonne auf deiner Haut tanzen sehen, wie die Mücken über den Sümpfen tanzen. Ich will unverdorrene Wollust sehen, aus den Schächten der Erde quellend, Wollust, die eingesogen ist mit den Früchten eines nicht von Leichen gebüngten Landes, mit den Blüten, die an engen Ziegenwegen faulenzten, mit dem Wein, der an den klassischen Hängen dieses dem Lande Homers entflohenen Berges reif gekocht ist. Ich will mein Hirn durch den Lichtstrom gesund baden, der, von solcher Schönheit getragen, durch meine gierigen Augen tief in dieses Hirn hineinfließt.“

Die Palmen klapperten. Marietta lag still an meiner Seite und atmete tief. „Du willst...“ fragte sie halblaut.

„Ja, ich will — ich bitte dich — an den Hängen des heiligen Berges, auf der Wiese unter Santa Agatha — tanze mir den Tanz, den du fühlst. Tanze mir die Tiefe der Schönheit, die Seele des Dionys, des chaotisch-zeugenden. Noch sind wir beide allein. Wir wissen nicht, was übermorgen kommt. Hilf mir, Marietta.“

Sie drückte den Kopf mit den Märchenhaaren fest an mich.

„Morgen, in der Frühe, laß uns hinausgehen.“

Kristall. Wir gehen durch Kristallluft. Jede Falte des Monte Salvatore über Lugano ist aufgedeckt und atmet Licht; der See ist abgerahmte Milch. Schwarze Boote ziehen wie Mücken hindurch. Noch ist jeder Grashalm ein Einzelwesen; er lebt für sich, denn die öde Gleichmacherei des älter gewordenen Tages hat ihn noch nicht mit Tausenden von Brüdern zu einer Wiese zusammengeschweift. Unseren Landstrich — so hoch er liegt — drückt noch der Schatten des Generoso. Aber die glänzenden

Spitzen, ebenso flackernd und goldbegossen wie die Schluchten der fernen, lichtbeworfenen Berge, schweben über uns wie Lerchen.

Marietta hatte sich davongeschlichen. Sie sprach etwas von einer Steinhöhle, wo sie sich entkleiden wolle. Inzwischen hat die Sonne den Zackenkamm der Berge erklettert, und das junge Laubdach der Platanen leuchtet rot wie herbstliches Weinlaub.

Evoë, Dionysos.

Ich höre Marietta. Sie windet sich an den Sträucher entlang. Die Blätter des wilden Lorbeers rascheln. Ein buntes Etwas blüht durch das Grün. Sie hat das farbige Tessiner Tuch um den Körper gelegt; ein grünes Tuch, grün wie der Spiegel des Sees in fernen Buchten. Die Formen ihres Körpers zeichnen sich unter dem bunten Felsen flüchtig ab.

Ihre Haare rollen, ein Stück Nachthimmel, bis in die Kniekehlen.

Und, das Tuch fest an sich gepreßt, schiebt sie sich langsam mit kaum ange deuteten, rhythmischen Bewegungen hinter dem Kirschlorbeer hervor.

Den Blick hat sie gesenkt; langsam beginnt sie sich zu drehen. Sie breitet das Tuch weit aus, wenn sie mir den Rücken zuwendet; sie kreuzt es eng über der Brust, wenn sie mir das Antlitz zudreht. Durch den Tanz geht eine unsagbare, nonnenartige Keuschheit. Und ihre Haare bewegen sich leise, vom Abglanz der Wiese grünlich überhaucht, wie der Fluß vor Bienensteins van der Meulen Fenster in Brügge.

Ich bin aufgesprungen.

„Marietta,“ rufe ich, „weg mit dem Tuch!“

Sie hört nicht. Sie bewegt sich gleichmäßig, in reiner, ungebrochener Schönheit, wie die Statue der Synagoge am Straßburger Münster. Ihre Knie winkeln sich kaum; ihre Füße hängen beim Tanz wie reife Trauben.

Und ich will sie zwingen. Sie muß. Wasen sollst du, Mädchen, daß die Berge das Echo deiner Stimme erschrocken zurückgeben, daß die Heidengötter aus den Bächen lügen und die Nymphen dir Perlen vor die Füße legen. Feiern sollst du dein Land, das Kind der rauhen Berge und der Buhlerin Italien — schrei die wollüstige Kraft der Berge wach, zwinge das Feuer des Weines, den Glanz der Edelsteine, die uns die Sonne täglich neu an die Felsen klebt.

„Weg das Tuch, Marietta!“

Blut von Flandern, weg. Weg das Zögern, das Sterben heißt. Sei schamlos. Das ist Leben. Scham ist Tod.

Ich stürze auf sie zu und greife mit beiden Fäusten in den grünen Felsen.

Ich halte die Fesen in den Händen. Reste des seefarbenen Tuches hängen ihr über den Rücken; sie liegt platt auf der Erde und schluchzt. „Marietta,“ sage ich ruhig.

Und nun bewegt sich der Körper leise. Ganz verhalten kommt es, gegen die Erde gestöhnt, gegen das Gras: „Die Nixe von Samothrake — du hattest sie doch früher so lieb — auch sie hat einen Schleier — ich habe immer daran gedacht — ach, Liebster — nur heute nicht — sicher später — wenn du willst — laß mich — ich muß es ja lernen — alles, was du willst. —“

Der große Tag. Sie sprang in Maroggia aus der Bahn und flog mir in die Arme. Sie ist doch schön. Ich bewundere mich, daß ich in jener Gesandtschaftsmüdigkeit, die eigentlich nur noch ein blasses Parallelleben war, so viel kritisches Urtheil hatte. Haare freilich kurz, à la Mistinguette; aber die Augen blaue Steine am Mittag. Figur sehr schlank; das Ganze ein wenig überfedert.

Jegendwo in ihrer Erscheinung müßte die Fäulnis zutage treten; vielleicht bin ich jedoch zu mißtrauisch. Ich warte.

Mama kam auch mit; eine Dame mit großer Hakennase und einem reichassortierten Vorrat an Güte.

Wir fuhren die Serpentine nach Rovio hinauf; ein Kofferwagen hinterher. Eva fand alles griechisch; sie sprach von der Nixe von Samothrake und vom Langotee in Esplanade.

Durch Evas Gegenwart ist die Luft schwül geworden; quelques-fleurs ihre Stimme, die Bewegung ihrer Schultern. Alle Kühle hat sich langsam unter den Palmen weggeschlichen; mein Ruheplaz hat etwas vom Wintergarten. In der Ferne dampft der Wasserfall, gebändigt, gedrückt.

Sie hat bis jetzt durch vieles Reden geschwiegen. Als Marietta kommt, um das Teeservice zu holen, hebt Eva den Kopf, schüttelt die Haare und sagt freundlich: „Sie sind so gut zu Herrn von Bergstetten gewesen. Ich danke Ihnen viele Male.“

In dieses „viele Male“ legt sie einen innigen Ton. Etwas Bolliges, Bettwarmes.

Marietta errödet und antwortet nur kurz: „Bitte.“ Dann trägt sie das Tablett davon.

Die gelbbraunen Spitzen der Palmenfächer brennen wie Reisig; durch das Liniengewirr der Fächer sickert der Farbdunst des Generoso. Vor der Dämmerung des Berges zittern die Blüten des Tulpenbaumes wie

Blinkfeuer. Noch liegt halbwarmer Sonne über dem Garten, die mit letzter Kraft die roten Aurikeln entzündet hat. Meine Wunde schmerzt wieder. Es scheint, als ob wir Menschen am meisten mit unseren Wunden denken.

Eva setzt sich zu mir und erzählt von Locarno. Schöner sei es in Kioto zur Blütezeit gewesen, aber jetzt müsse man eben mit Locarno zufrieden sein. „Ja, wir müssen alle entbehren,“ antwortete ich mit einem ungezogenen Hohn. Sie tut, als ob sie ihn nicht bemerkte. Im Esplanade sei das Publikum gemischt gewesen, zweifelhafte ägyptische Prinzen und noch zweifelhaftere Prinzessinnen. Man habe Tango getanzt, und der dicke Tessiner Tänzer, der eine deutsche Greisin geheiratet habe, hätte sich Mühe gegeben, ihr neue Figuren beizubringen.

Vom Himmel rieselt Morgengold; vom Generoso stürzen Farben — blau, wie das Gewand der Mutter Gottes, rote Gewänder Magdalensens. Sie werden von den goldenen Sonnenhaaren durchweht. Ich sehe vom Bett aus, wie ein Adler über den dunstigen Schluchten des Generoso seine Spiralen zieht.

Eva klopft. Sie steckt den Kopf durch die Türspalte. Die Sonne läßt ihr Haar sprühen. Der kastanienbraune Kimono ist von ihrer Schulter gerutscht. Die weiße, runde Schulter guckt hervor.

„Steh auf, Liebling, wir gehen zum Vogelturm.“

„Was ist das? Ich kenne ihn nicht.“

Sie nickt. „Marietta hat ihn dir nicht gezeigt. Mir hat sie davon gesprochen. Es ist ein alter Römerturm.“

Wenn man die alte Kapelle der heiligen Katharina mit den Chorfresken und dem bitteren Christusbild auf Goldgrund hinter sich gelassen hat und weiter das Gewirr von Hügeln und Steinen durchschreitet, das sich im Laufe von Jahrtausenden am Hange des Berges anstaut, dann erblickt man nach einigen Minuten, hoch über dem See und der Relieffarte seiner Uferberge, eine merkwürdige Anlage, die dem Archäologen mancherlei Rätsel aufgeben kann. Am Hange des Berges ist vor einem viereckigen Turm ein Halbkreis aufgeschüttet, der von einer manneshohen Mauer abgegrenzt wird. Ein Steg, einige Meter breit, verbindet die Mitte dieser kleinen Bühne mit der Tür des Turmes. Der Turm ist von uralten Kastanien umstanden, die zunächst, gleichsam als Stützen, gegen die Mauern gewachsen sind, sich aber dann wieder von ihnen abwenden und ihre grünen Laubkronen wie eine Kappe über das flache Dach des Turmes halten. Die Kastanien, die an der Mauer der Bühne stehen, sind jünger.

Sie werden jährlich neu geschnitten, und ihre Äste sind hart ineinander verankert. Söhne und Töchter einer weniger humanen Zeit sperrten auf dem Dach des Turmes Singvögel ein und fingen die herbeigelockten freien Sänger in Netzen, die sie zwischen den Kastanien auf der Bühne gespannt hatten.

Ein kurzarmiger Wind ist vom See den Berg hinaufgeklettert; er hat hier am Vogelturm die erste, winzige Ebene gefunden, und jetzt atmet er hart und kräftig. Man glaubt, das Herz dieses Windes klopfen zu hören.

Da flammt plötzlich, wie bei einem Ertrinkenden, all mein Werden, Gewesen und Verwesen als ein Moment im Hirn auf: ich begreife den Purpursaft meines Blutes, das hindrängte zur Schöpfung von Tempeln und Kindern, das zu Ton erstarren könnte, um neue Götter daraus zu bilden und um ihnen für Jahrtausende Leben zu geben. Aber ich höre das Surren jener Riesenmaschinen; die zugleich Zivilisation und Schicksal heißt, und die mein zähes Blut zu Töpfen formte und die Steine, die für Tempel bestimmt waren, zu Mietkasernen aufschichtete.

Ein seidiges Glänzen zieht mein Auge zur Bühne hin. Eva hat sich auf die Mauer geschwungen. Das Licht wirbelt ihren weißen Rücken hinunter und kleine, bläuliche Schatten schwimmen über der Wirbellinie. Ihre Oberschenkel sind mit rosigem Gold übergossen. Ihre Brüste stößen in den Wind hinein; die Bauchdecke ist straff und knabenhaft.

Sie hebt die Beine über die Mauer, sicher, mit langen Bewegungen.

Sie hat ihre grauen Seidenstrümpfe mit grauen Wildlederschuhen anbehalten; schwarze, seidene Strumpfbänder fesseln die Strümpfe über den Kopf; die kornfarbenen Haare fliegen, und sie lacht mich überlegen an. Ein Sprung bringt sie auf die Bühne.

Und nun wirft sie den Oberkörper zurück, breitet die Arme aus, schreit auf, und der Ephebenkörper windet sich in einem zitternden Jubel. Sie winkelt die Knie hoch; der Schatten der Blätter huscht, ein Schwarm von Zaubervögeln, streichelnd über diesen Leib und seine voll entwickelte Halbreife; die Verzückungen des Körpers wachsen; sie konzentrieren sich auf den Leib; mehr und mehr wird sie Wollust, und endlich rast sie schreiend über den Steg auf mich zu und preßt den fleischgewordenen Marmor ihres Körpers hart an mein Gesicht.

Der Wind atmet im Gleichtakt mit ihr, und die Schatten der Blätter wiederholen tanzend den Rhythmus dieses peitschenden Feuers.

Dann springt sie auf und läuft hinter die Mauer; sie zerrt Marietta an der Hand hervor, eingehüllt in die zerfaserte Woge des Haares. Sie zieht sie an mir vorüber, auf die Bühne.

Marietta, dunkel, ist etwas voller als Eva; sie ist einige Jahre älter und stammt aus dem Süden. Sie ist Weib. Ihr Haar glänzt dunkelblau, als ob es mit den Wurzeln der Iris gefärbt sei. Sie ist völlig nackt. Ihre Füße sind schön und unverdorben.

Evas Augen stechen. Sie stürzt sich auf die liegende Marietta und reißt die großen, schönen Zähne der Zusammengesunkenen in die rechte Schulter.

Das Blut blüht auf, unsicher, ungewiß, wie Purpur, der in braunes Wasser geworfen wird.

Und nun blüht Marietta in die Höhe; sie starrt seelenlos in den Enzianhimmel; dann reißt sie den Haarmantel um sich und stürzt davon. Über den Steg, an mir vorbei, ohne einen bestimmten Ausdruck im Gesicht; nur irgend etwas Fürchterliches. Ein Entsetzen. Wirklichkeit. Flandern. Die gefallenen, jungen Akademiker...

Sie rennt weiter über die Steine. Sie scheint irr. Ich springe auf und eile hinterher. Aber sie weiß seit ihrer Kinderzeit auf Steinen zu laufen. Ich bin aus der Ebene. Dazu die verfluchte Wunde.

Vor mir läuft ein Baum im Sturm. Die Äste fliegen wiegend. Ein Gott kann ihn nicht erreichen. Aber ich bleibe an ihren Fersen und sage mir stoßweis im Laufen: ich will ihre Seele streicheln, will gut zu ihr sein.

Sie huscht in den Schatten der alten Kirche, die am Weg nach Arogno liegt. Das Braun ihres Körpers ertrinkt im schimmeligen Grün des Schattens. Aber ehe ich die Kirche erreicht habe, hat sie bereits die einsame, mehligte Straße überquert; sie ist ein Bach, der einen Berg hinaufsprudelt, durch Felswege, über Geröll, zwischen braunverschlungenen Neben hindurch, in den grünlichen Schatten bemooster Blöcke.

Ich bleibe einen Augenblick stehen und fasse nach der Wunde. Das fühlt sie; sie wendet sich um. Ein Zögern scheint durch die Hast ihres Körpers zu gehen. Aber die Hast ist doch Herr aller seelischen Regungen. Sie läuft, wie von Dämonen getrieben, weiter.

Und nun begreife ich, wohin sie will. In der Mauer des Generoso gähnt ein gewaltiges Loch, breit wie der Volltreffer eines schweren Geschüßes. Und aus diesem Loch drängt, voll und gewaltig, die Savaglia an das Licht, um etwas weiter unterhalb dieses Durchbruches jäh in die Tiefe zu stürzen und so den mächtigen Wasserfall von Novio zu bilden.

Noch einmal tobe ich wie ein Irerer: „Marietta!“ Aber schon ist sie neben dem Strom in den Felsen gekrochen; noch sehe ich ihr schlankes,

braunes Bein, den ebenmäßigen Fuß, die Woge des Haares, die sich wie eine sturmbewegte Metallader in der braunen Gewalt des Wassers aufbäumt.

Dann verschwindet sie.

Ich erreiche den Strom. Ich klettere in das Felsloch hinein. Die Messer der Felsen zischen Hohn. Blutige Finger — Stahleden — und immer gewaltiger das Gebrüll des Stromes, das mich überkommt. Trommelfeuer — Sturmflut — einstürzende Unterstände. Aber ich muß. Ich suche, hin- und hergeholt von der Flut, an der Seite irgendeinen Durchschlupf. Die Wellen brüllen mir stoßweis entgegen; und ich bemerke zu meinem Staunen, daß ich im Geiste den Regimentsmarsch summe. „Lebt alle wohl, es ziehn ins Feld des Königs Grenadiere.“

Die Decke der Höhle dämmert tiefblau und purpurn; der Strom atmet hoch, rast und scheint bis an die Decke schwellen und die bunten Schatten ersaufen zu wollen.

Ich stehe in dieser Natur wie ein schlechter Scherz.

Siehst Du, in dieser Stunde bin ich gestorben. Das, das Dir jetzt noch schreibt, noch sieht, noch denkt, ist ein Toter. Von Dionysos erwürgt, als er ihm zu nahe kam.

Sie lebt. Muß leben. Sonst ist alles sinnlos. Ich will, will in die Tiefe steigen, und ich werde sie sinnend am Bergsee im Felsen finden, lächelnd über Santa Agatha, mit dem Fuß im Wasser spielend. Meinen Mantel will ich aus dem Dorf holen, um sie einzuhüllen und um sie zu ihren Kleidern zu geleiten. Eva wartet vorläufig noch am Vogelturm; sie wird, alles verstehend, die Entwicklung dort vorübergehen lassen. Hilfe im Dorf erbitten? Sie lebt ja, und ich würde sie durch Preisgabe des Geheimnisses bei ihren Volksgenossen für alle Zeiten verächtlich machen. Aber vielleicht weiß trotzdem jemand im Dorf Rat; wenn ich vorsichtig frage, dann zeigt man mir vielleicht noch einen anderen Eingang zur Höhle.

In mir liegt auch irgendein See, der ans Licht will und die Mauern von Granit durchbrechen muß. Die Gedanken kreuzen zwischen diesem See und dem See im Monte Generoso.

„Kennen Sie den See im Monte Generoso?“ frage ich den Briefträger. Ich spreche ganz ruhig, aber meine Füße zucken, als ob sie von selbst laufen wollten.

Er streift die Asche von der Brissago ab. Ich denke: wenn sie nicht genau am Brand abfällt, dann lebt Marietta.

Sie fällt natürlich haarscharf am Brand ab; ich kann mit dem besten Willen auch nicht die kleinste Zacke entdecken.

„Den See? O ja, mein Herr. Das heißt, ich will sagen, daß ich ihn selbst nie gesehen habe. Aber man hat mir viel davon erzählt. Vor drei Jahren stieg ein Herr vom Polytechnikum in Zürich in den Berg. Er kam nicht wieder. Drei Leute vom Dorf gingen nach. Sie arbeiteten sich durch die Enge — es war Hochsommer und niedriges Wasser. Da sahen sie ihn im See tief unten sitzen wie in einem großen Glas. Der See war von unten taghell erleuchtet. Der Herr saß dort und bewegte sich. Aber er war natürlich tot. Sie suchten ihn mit Stricken zu fangen. Das ging aber nicht. Sie kamen mit den Stricken nicht bis in die Tiefe. Man sagt, daß der See sein Licht von Italien erhalte. Deshalb sei er so hell.“

„Und der Mann?“ fragte ich brennend, nachdem ich die lange Erzählung unter verzehrenden Qualen angehört hatte.

„Der sitzt noch immer dort. Als ob er lebe. Don Antonio hat ihn gesehen.“ Der Briefträger haßt Don Antonio, der vor dem Zeitungsanschlag laut schreit, am Rockzipfel. Don Antonio starrt mich erst einen Augenblick mit Eulenaugen an; dann hat er den raschen Verstand umgestellt und schildert mir weitläufig den Anblick.

„Die Hände bewegen sich so, so — als ob er Morra spiele.“

„Ist denn niemals jemand, der dort unten ertrunken ist, wieder ans Licht gekommen?“

Don Antonio nickt. „Zuweilen läßt der See die Toten wieder los. Die mit den heißen Seelen kann er nicht halten. Die Frau des Malers, die sich im Vorjahr dort ertränkte, kam schon nach einer Stunde wieder an das Licht. Man fand sie, festgeklemmt, vor dem Wasserfall.“

Durch die Straßen muß ich wohl zurückgegangen sein, denn ich entdeckte mich plötzlich auf dem Feldweg zum Hotel. Ich besinne mich, daß ich den Mantel holen will.

Der Himmel ist endlos hoch, durchsichtig und schwimmend. Alle Dinge am hohen Hügelrand haben flüssige Lichtkränze: Santa Catharina ist durch die Sonne aus ihrer romanischen Schwerfälligkeit herausgelockt; das dicke, braune Dach trägt einen Heiligenschein aus blassem, honigzartem Gold.

Über den Rand des Hügels steigt eine hohe Gestalt. Mein Herz kristallisiert. Aber ich sehe einen gestickten, flieberblassen Kimono, der bunte Luft zu werden scheint; ich sehe goldenes, kurzes Haar, das hin

und her brennt. Ich sehe in eine stehende Sonne, die das Hirn der Menschen versengen möchte.

In der Halle des Hotels hängt mein großer Jagdmantel. Er fliegt auf meinen Arm. Immer wieder sage ich halblaut: „In den Berg hinein. In den Berg hinein.“

Am Fuß des Wasserfalls versage ich. Licht pendelt im Hirn hin und her; die Wunde brennt gegen das Licht der Sonne, das auf den Fall Metallstaub legt. Immer wieder zuckt diese Gischte auf; immer neue Blütensträuße — Kirschen, Mandeln und Pfirsiche — wachsen aus braunen Felspalten, um zu sterben, um aufzuwachsen, sich neu zu formen, um wieder zu versinken.

Mein Blick schraubt sich am Fall empor. Ich sehe in dem Weiß des oberen Randes einen blauschwarzen Punkt. Wie von dünnen Drähten wird mein Auge dorthin gezogen. Der Punkt hebt sich; er wird größer und ganz blau; etwas Dunkelbraunes leuchtet darunter. Starrheit scheint in der Natur zu hocken. Nur dieses Etwas, auf das ein grelles Sonnenfeuer fällt, hebt sich ganz langsam. Mariettas Körper.

Die Welt tanzt. Mariettas Grab am Ceresio tanzt. Die Bahn fährt am Ufer entlang, und in Lugano, am Bahnhof, laufe ich rasch an den See und reiße mir von dem großen, grünen Bahrtuch ihres Sarges ein Zipfelchen ab, das ich mir in die Brusttasche stecke. Wir winden uns den Gotthardt hinauf und hinunter; ich luge aus dem Fenster, ob ich nicht irgendwo den Dionysoszug erwische, der diese Straße entlang ziehen muß. In Basel, auf dem Bahnhof, pralle ich auf den breiten Rücken eines Briefträgers. Er dreht den Kopf zur Seite, eine lange Brissago hängt im Mund, und die Asche an der Spitze krümmt sich wie die Spitze eines Fiedelbogens. Der Briefträger nimmt die Zigarre aus dem Mund, faßt sie mit drei Fingern und dem Daumen von oben am Strohende und zieht sie über den linken Arm. Ein deutscher internierter Soldat schlenkert das Holzbein und lacht den Briefträger an, als ob ein gemeinsames, geschlechtliches Erlebnis sie verbände. Dann winken sie beide einem Manne zu, der durch die offene Bahnhofstür tritt, und grüßen ihn mit einer übertriebenen Devotion, der sie eine verächtliche Note zu geben suchen. Der Mann hat grüne Augen, wie der Felsen des Luganer Sees, den ich in der Brusttasche trage, und der dort hin und her zappelt. Die Gewänder des Mannes fallen glatt zur Erde; sein Spitzbart teilt sich ein wenig; das Licht der Sonne liegt flimmernd, wie ein goldenes Mosaik, hinter ihm. Er hebt die Rechte, drückt den Ring- und Mittelfinger nach unten und preßt

den Zeigefinger und den kleinen Finger starr in die Höhe. Dann zuckt der Körper ein wenig, und ich höre irgendwelche Geigentöne, die der Briefträger mit der Brissago auf seinem Arm spielt; es ist unser Regimentsmarsch im Dreivierteltakt.

Der Boden unter uns zuckt rhythmisch, ein wüster Tango. Die Bahn rast durch Baden, und an meiner Linken ziehen, ein Riesensarg mit einer blauen Seidendecke belegt, die Vogesen vorbei. Wir werden über nackte Eisenbahnbrücken hinweggeschleudert, über Brücken, deren Pfeiler graue Strümpfe tragen, und deren Lackschuhe in sumpfigem Wasser stehen. Die Eisenbahnneße sind Kastanienblätter; sie bewegen sich und spielen auf dem Leib der Erde Klavier; auf einem Finger sitzt irgend etwas Vieredriges, Dickes, Grünes. Das ist ein Smaragd. Der Smaragd greift nur schwarze Tasten — immer der Regimentsmarsch im Dreivierteltakt.

In Berlin, in einem Ballokal, lasse ich mich für den Ostschuß anwerben. Zwei Damen in roten Trikots tanzen in der Mitte des Lokals. Die eine hat kurze Haare und häßliche Hände; die Haare der anderen sind blau. Der Tabaksqualm schlägt eine große, aufwirbelnde Säule um die beiden. Junge Akademiker gucken zu.

Der Himmel des Ostens ist nicht mehr bleistumm. Er ist von lauter Tuch; ein riesiges Peplon, ein Peplon ohne Körper darin. Aber dieses Peplon tanzt, gemessen, gleichmäßig, gezähmt, und die langen, in diesen ruhigen Tanz hineinmarschierenden Kolonnen haben einen ungewohnten, federnden Schritt. Jeder Soldat scheint ein Tänzer geworden zu sein, der sich im gleichen Takt mit den anderen nach einer stummen Melodie bewegt, die aus dem Peplon des Himmels quillt. Wie meine Uniform in dem allen aufgeht. Nur den grünen Fegen des Luganer Sees habe ich mir in den Armel gesteckt. Wie wir früher die Taschentücher bei den Bällen trugen. Er zappelt wie ein Kind.

Wir liegen in irgendeinem kleinen Dorf.

Wahrscheinlich greifen sie heute an. Der Boden zuckt gleichmäßig unter den einschlagenden Granaten.

Das Dorf hinter uns brennt. Die Flammen drehen sich und werfen ihre Glieder in die Ferne. Es ist ja Unsinn; ich sehe es genau: irgend jemand hat ein Stück des Nachthimmels weggerissen, und nun darf der goldene Erntehimmel wieder hindurchlugen. Aus dem Licht kommt der Feldgeistliche. Er hat die Harmonika umgehängt und spielt. Er singt ganz leise, das Lied, das ein Soldat damals in der Bahn sang: „Di — Da — Basel“.

Ein Dichter des Anti-Militarismus

Von René Schickele

Es gibt in Europa öffentliche Seelen
und andre. Hoffentlich werden die andern
nach dem Krieg einander suchen und finden.
Léon Werth

Während des Krieges sah Léon Werth oft in Gedanken Jaurès vor sich, wie er bei der Volksversammlung in der Salle Wagram den Regierungen, die sich dem Frieden der Völker widersetzen, mit dem Aufruhr der Völker drohte . . . Und der Satz über die hohen, fernen, ruhmstüchtigen Generäle war ein schöner Satz gewesen . . . Aber das Volk? . . . Das gab es nicht . . . Es gibt kein Volk mehr . . . Ein Maueranschlag mit dem Wort „Mobilmachung“ genügt überall, um das Volk zu vernichten, genügt, damit es verschwinde, das Volk. Es gibt kein Volk mehr in Europa . . . Ein Mann, ein Kerl, innerlich frei durch irgendeine Gnade, konnte mitten im Krieg den Krieg als das hinnehmen, was er war: eine große Tatsache und eine kleine Sache; er brauchte nicht zu dulden, daß der Krieg sein Weltbild änderte. Er konnte sich treu bleiben; aber auch der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ist sich treu geblieben, von dem Léon Werth schrieb, daß er noch nicht gelernt habe, einem großen Massendruck zu widerstehen und tapfer zu bleiben vor der Menge . . . Wenn es nach dem Krieg zu revolutionären Unruhen käme, fragte Werth sich damals, zwischen 1916 und 1917: würden sie ihm da wohl nahegehn? Und er konnte nicht eine revolutionäre Geistesverfassung herbeiwünschen, die vielmehr eine Verfassung des Magens wäre! Diese Lage hat sich für einen unabhängigen Geist bis heute nicht geändert.

Jetzt haust der demobilisierte Soldat Werth in drei niedrigen, aber hell gestrichenen Zimmern im Lateinischen Viertel, mit Bildern und Büchern an den Wänden. Sein Arbeitszimmer wird von zwei mächtigen Möbeln ausgefüllt, einem Diwan in der Ecke und einem ebenso großen Schreibtisch vor dem Fenster. Die Wohnung hat lange, verzwickte Korridore; kein Fremder findet durch sie ins Arbeitszimmer. Ein kleiner, schwarzer Mann, spitzbärtig, die Augen voll ewiger Unruhe, steht darin wie in einem halbverhängten Käfig. Die kurze Pfeife wandert vom Mund am Ende des Arms an die Decke und die Zeilen einer Zeitung entlang, aus der er vorliest; und nicht die Pfeife allein und die Art, wie er mit ihr umgeht, erinnert an den Mann im Schützengraben. Das ist keiner, der „vergessen“ will, „nichts mehr davon hören“; der kämpft bis zum Ende, einsam und gleichzeitig bereit, sich jeder Empörung anzuschließen, die nicht zu einer

neuen Sklaverei führt. Nur fragt es sich, ob eine Massenbewegung möglich wäre, die nicht dahin führte... Denn bis heute haben alle Massenbewegungen in der Unfreiheit geendet. Und Werth macht sich keine Illusionen; er ist nicht einmal Optimist, sondern das gerade Gegenteil.

Trotzdem kämpft er; also glaubt er. Trotzdem. Er schrieb einmal, in einem Aufsatz über Bildrac: „Wenn ich, von der Lokomotive bis zum Gepäckwagen, die Besichtigung eines Zuges vornehme, in der Hoffnung, ein leeres Abteil zu finden, so fällt mir Bildrac ein. Ich befürchte seinen Tadel. Ich mache mir Vorwürfe, weil ich nicht diese Gabe der einfachen Zuneigung zu allen Menschen besitze wie er, für die armseligsten, für die einfachsten.“ Nun, da verleumdet Werth sich selbst. Er besitzt diese Gabe. In seinem leeren Abteil wird er nicht nur bereit, sondern auch fähig sein, alle Farben, alle Klänge und jede Kreatur in sein Herz zu schließen, alles in der Welt, was ihn nicht mit Zeitungsworten anspricht, alles, was ihn nicht mit Vergewaltigung bedroht. Wenn aber die Tür seines Abteils aufgerissen wird und ein Zeitgenosse erscheint, wird er sich fürchten, und alles wird verfinstert sein. Er wird sich vor dem Menschen fürchten, der ihn Mensch in die Menge zurückreißt, in die Phrase, in die tönende Leere, in das Nichts voll wimmelnder Gliedmaßen, das große Peitschen regieren. Unmöglich für ihn, sich von der Menge loszulösen, er lebt in ihr und leidet mit ihr; selbst, wenn er sich absondern könnte, würde er es nicht wollen.

„Warum lesen Sie diese Zeitungen, Werth?“

„Das will ich Ihnen sagen. Weil ich nicht feig genug bin, mir die Sorgen der andern vom Hals zu halten. Und weil ich mein eigenes Leben in ihnen wiederfinde. Wenn ich mich schwach und elend fühle und zu stark an mir zweifle, so bringt mich die tägliche Wut, in die das Zeitungslesen mich versetzt, gleich wieder auf die Beine. Es gelingt mir noch immer nicht, diese mechanische Verwandlung von niedrigen Gedanken in hohe Gedanken ohne Ekel mit anzusehen. Und dann gibt es auch noch die literarischen Zeitungen und Zeitschriften, wo die Klassiker und die Patrioten unter der einen Decke ihre unsauberen Geschäfte abwickeln. Wie sie in den Redaktionen umherlungern und aufpassen, erinnern sie schlagend an die Mädchenhändler, die auf den Bahnhöfen alleinreisenden jungen Mädchen auf-lauern.“

In solcher Verfassung schrieb Léon Werth kurz vor dem Krieg sein erstes Buch: „La Maison Blanche“; während des Krieges „Clavel soldat“ und „Clavel chez les majors“ (Clavel unter den Stabsärzten); nach dem Krieg den Roman: „Yvonne et Pijallet“, der wohl die seltsamste aller Liebesgeschichten ist. Sie riecht nach Benzin und Lyso, und es muß ein wahres Kunststück genannt werden, daß der Leser nichts, aber

auch nicht das geringste von den dicken Parfüms spürt, die notwendigerweise zur Atmosphäre dieser Geschichte gehören.

Der Zorn, der wilde Zorn spielt bei Werth die erste Rolle. Der brachte ihn, schon als er seine ersten Kunstkritiken und Polemiken schrieb, in die Nähe Octave Mirbeaus. Bei Mirbeau und Werth handelt es sich nicht um das Verhältnis des Schülers zum Meister, sondern um eine stärkste Wahlverwandtschaft, um Eins- und Gleichsein im Temperament. Werth ist um einige Muskelstränge schwächer als Mirbeau, kurzatmiger und von geringerer Fähigkeit zur Konzentration, um einen Grad auch schwächer in der Vorstellungskraft. Dieses letzte ist allerdings bei einem Dichter von entscheidender Bedeutung. Aber ich bin nicht einmal ganz sicher, ob das Minus bei Werth tatsächlich in einem Mangel an Phantasie liegt, oder ob nicht vielmehr in einem anderen, nur scheinbar zufälligen Mangel... Werth, der als Journalist begonnen hat, ist es geblieben, zwar nicht handwerklich oder in der Einstellung zur Welt und erst recht nicht in der Leistung, aber gesellschaftlich. Er ist aus seinem Milieu nicht herausgekommen, auch nicht im Krieg. Und da auch der Krieg und die vielen andersartigen Menschen des Krieges ihn sich und seinem Milieu nicht haben entreißen können, so ist es wohl richtiger zu sagen, daß ihm die Fähigkeit zur Selbstentäußerung abgeht. Er läßt es nicht so weit kommen, daß andere wahrhaftig in ihn eindringen, von seiner Phantasie Besitz ergreifen, so sehr, daß sie in ihm leben — er leiht sich her, er gibt sich nie. Seine Nervosität scheint derart, daß der Jgel, der er ist, sich immer ein wenig voreilig zusammenrollt. So bleibt das Personal seiner Bücher, ganz gleich, in welchen Kostümen es auftritt, auf die Zahl seiner ersten menschlichen Erfahrungen beschränkt. Irgendwie bildet hier ein Mißverhältnis zwischen Empfindsamkeit und Gesundheit den Hemmschuh. Der erwähnte Mangel an künstlerischer Wandlungsfähigkeit deutet also, statt zufällig zu sein, im Gegenteil auf den innersten Bruch dieser sehr großen Begabung. Mirbeau war ein gewaltiger Faustkämpfer; Werth führt, auf dem selben Fechtboden, den Degen und den Dolch. Die beiden weisen zu viel brüderliche Züge auf, als daß es möglich wäre, sie nicht miteinander zu vergleichen.

Werths Geschichte ist die Geschichte seiner Bücher.

In der „Maison blanche“, dem Krankenhaus, erlebt er seinen ersten Roman. Hilflos auf das Lager gestreckt, beobachtet er die abgründige Gemeinheit und die nicht minder tiefe Schönheit des Menschen. Die Krankheit rückt ihn bis an den äußersten Rand des Lebens, er hängt schon darüber hinaus; als er von dort zurückkommt, hat er eine lange Reise gemacht. Darum weiß er auch, was er der Krankheit schuldig ist, und er verteidigt sie gegen das zweifelhafte Mitgefühl, das die Krankheit bei den „an-

ständigen Leuten“ hervorruft. Diese anständigen Leute finden sich mit allem ab, was tötet; sie verehren es sogar, mit der einzigen Ausnahme der Krankheit. Selbst die Armen, die schlecht gepflegt werden, werden doch gepflegt. Die anständigen Leute haben ein gutes Herz und geben einem armen Teufel bereitwillig ein Almosen. Aber sie finden sich mit seinem Elend ab. Wird der arme Teufel krank, so bauen sie ihm ein Spital. Warum? Warum bauen sie ihm nicht ein „Spital“ für seine Gesundheit?

Im Zorn, in der Empörung sitzt die schöpferische Kraft bei Werth. „Seine Empfindsamkeit“, sagt er von seinem Helden Clavel, „bestimmt ihn von selbst zum Mitleid, und er ist klaren, unverdorbenen Geistes genug, um sofort und mit Ekel gegen jeden Versuch aufzubegehren, eine künstliche Ordnung herzustellen einzig dadurch, daß man an einer alten Ordnung herumflücht.“ Das ist, möchte man ausrufen, der Revolutionär reinsten Feuers; nein, das ist der geborene Rebell. Der instinktive und jähe Rückschlag kennzeichnet ihn, das Aufbrausen gegen die Ungerechtigkeit, dies mehr als die Einsicht in eine notwendige Umformung der Gesellschaft, die die Ungerechtigkeit beseitigt, und in die entsprechenden Mittel. Der Unterschied scheint fadendünn, und doch scheidet er Leben und Welt und zieht sich durch die Geschichte des menschlichen Geistes.

„Clavel soldat“ von Werth und „Das Feuer“ von Barbusse sind zur selben Zeit und unter den gleichen Verhältnissen geschrieben. Ist „Das Feuer“ schon in der Absicht des Dichters ein von diesem möglichst losgelöstes, aus sich hinaus gestelltes Epos von einer fast musikalischen Gliederung (trotzdem es sich als Tagebuch gibt und sogar diesen Untertitel führt), so lebt „Clavel soldat“ und vibriert durch die unmittelbare Kraft der Notiz. Ein ohne Falsch, ohne gedruckte Beihilfen in einen Roman abgeleitetes Tagebuch, das ist „Der Soldat Clavel“, wie alle späteren Bücher Léon Werths Ich-Romane sind, für die der Dichter verschiedene Pseudonyme sich zugelegt hat. Wiederum erscheint da mit verblüffender Deutlichkeit die Einheitlichkeit des Kriegserlebnisses bei den französischen Geistigen. Nicht nur nimmt das Buch Werths den gleichen Verlauf wie der Roman von Barbusse, es finden sich sogar in beiden (wie auch in den Büchern der Duhamel, Vilbrac, Jules Romains, Marcel Martinet, Luc Durtain, Georges Chennevière, um nur die bekanntesten Namen zu nennen) die gleichen entscheidenden Eindrücke, die das Erlebnis modifizieren; und nicht nur knacken bei allen an der gleichen Stelle dieselben Weichen, auch die Formeln für diese entscheidenden Eindrücke sind die gleichen, manchmal bis auf den Wortlaut. Man kennt das Wort Barbusses von den zwei Trunkenbolden, die sich in einer Kneipe raufen: „... nicht der eine oder der andere, der Alkohol ist schuld.“ Werth sagt:

„Wenn zwei Trunkenbolde aufeinander losschlagen, lohnt es sich da festzustellen, wer angefangen hat? Es sind zwei Trunkenbolde, et voilà tout.“ Als den Soldaten eine Verfügung der Obersten Heeresleitung vorgelesen wird, worin der Generalissimus sein Erstaunen und seine Entrüstung ausdrückt, daß zwischen französischen und deutschen Soldaten Tabakpäckchen ausgetauscht worden seien, mit dem Zusatz, daß dies unmöglich sei, daß er, der Generalissimus, zwar nicht daran glauben könne, aber die Soldaten auf jeden Fall an Reims und die geplünderten Dörfer erinnere, da wundert Clavel sich noch viel mehr, als der Generalissimus: „Die geplünderten Dörfer? Da sieht man, daß er nicht im Krieg ist, der Generalissimus. Clavel weiß nicht, wie die Deutschen bei den anderen ‚arbeiten‘, aber er weiß, wie die Franzosen bei sich ‚arbeiten‘! Und was den Tabak betrifft, Generalissimus, so kannst du nicht verstehen . . . Trotz des angelernten Hasses, trotz der Schulbücher und Zeitungen, empfinden zuweilen die Dreckarbeiter, die Erdarbeiter der beiden Fronten dunkel, daß sie zur selben Zunft gehören . . .“ Nach einem Angriff, bei dem die Franzosen Gefangene eingebüßt haben, setzt eine tagelange, heftige Beschießung ein, der Unterstand des Obersten wird getroffen. Sofort beschuldigen alle die Gefangenen. Es erscheint den Soldaten natürlich, daß ihre gefangenen Kameraden dem Feind die Batteriestellungen und die Befehlsposten angeben. Sie denken gar nicht daran, daß sie ihren Kameraden eine Schurkerei zumuten, — wieso denn? Vielleicht empfinden sie dunkel, daß ein Soldat dem Verhör eines Obersten nicht widerstehen kann, ob der nun ein Franzose oder ein Deutscher sei. Vielleicht empfinden sie, daß die „militärische Angelegenheit“, die Rangordnung die stärkste Wirklichkeit des Krieges ist . . . Eine nette Kriegsmystik! („Das Vaterland“, heißt es an einer anderen Stelle, „ist nur eine mystische Form der Verwaltung.“) Aber warum, warum, zum Teufel, gehorchen diese Hunderttausende von unkriegerischen, unromantischen und todmüden Menschen — und immer wieder? Ja, warum! In der Nacht werden die eingeschossenen Gräben wieder ausgebessert. Es hat in der kleinen Ecke, wo Clavel mit seinen Kameraden liegt, an diesem Tag sechs Tote und neun Verwundete gegeben. Aber alles alles hält sich, hält sich einzig kraft der falschen Vorstellungen, der Schlagworte, der eingetrichterten „allgemeinen Gedanken“. Da ist ein Soldat, der vor kurzem in der Ruhestellung wimmerte, weil er sich im Schlaf verlegt hatte; er wird zum Angriff aus dem Graben springen, sobald er den Befehl erhält. Er und alle anderen auf beiden Seiten, Antimilitaristen wie Nationalisten — warum? Weil man zu dieser Bande gehört und nicht zu jener, weil ein Soldat am andern hängt, und, vor allem, weil es sich so gehört. Die Dienstpflicht wird von Kindesbeinen an gelernt,

und im Augenblick des Angriffs entsinnen die Männer sich ihrer, wie sie sich in der Todesstunde der religiösen Pflichten entsinnen. Standgericht und Offiziersrevolver sind nur ermunternde Beigaben, die, wie die Hölle, die alten Gewohnheiten zusammenraffen und neu beleben, sobald sie zögern oder in der Feder nachlassen. Zuweilen geschieht es, daß einer sich weigert, und der ist dann erst recht kein Held . . . Im Augenblick, wo das Bataillon zum Sturmangriff den Graben verläßt, bleibt ein Soldat plötzlich zurück. Der Major, der schon auf der Brüstung steht, dreht sich um und ruft ihm mit vorgehaltenem Revolver zu: „Vorwärts, oder ich knalle dich nieder wie einen Hund!“ Da wird der Major von einer Kugel am Kinn verletzt — von einer zweiten getötet. Und der Soldat läßt sich in den Graben plumpsen. Am andern Tag erzählt er: „Ich habe auf die zweite Kugel gewartet. Ich habe mir gedacht: kommt sie nicht, so ist es immer Zeit genug, aus den Graben zu springen.“ Eine Sekunde lang hat ein Mensch, tödlich bedroht, hartnäckig auf den Tod des andern gewartet, um nicht zu sterben . . . Diesmal hat er gewonnen, ein paar Tage darauf verspielt und war tot wie die Toten jenes Sturmangriffs, dem er sich entzogen hatte.

Wie Henri Barbusse und alle Radikalen Frankreichs zog auch Clavel in den Krieg, um den Krieg zu töten, ein für allemal. Dieser Punkt war wesentlich, nicht, daß Frankreich angegriffen war. Und mit dem Militarismus sollte natürlich auch der Kapitalismus ein Ende haben. Von der Riesenversammlung der Sozialisten auf dem Pré-Saint-Gervais zur Grenze war ein gerader Weg. Dort hatte Clavel bei einer Tribüne gestanden, auf der eine weißhaarige Frau ausgerufen: „Und an dem Tag, wo der niedergeworfene und für alle Zeiten ungefährliche Kapitalismus um Gnade bittet, an diesem Tag, Proletarier, werdet Ihr der Freude über Euern Sieg die Freude der Großmut hinzufügen und werdet zum Kapitalismus sprechen: Alles, was wir gelitten haben, haben wir durch dich erlitten, das Leid unserer Frauen und Kinder, unser Leid, du hast es verursacht, du hast es verewigt — aber wir verzeihen dir, denn uns dürstet nicht nach Rache, sondern nach Gerechtigkeit.“ Diese Ansicht teilten alle Führer, wenn sie auch nicht alle darin übereinstimmten, daß man dem niedergeworfenen Kapitalismus verzeihen müßte. Warum hatte die Ermordung von Jaurès nicht einmal eine Straßenrevolte bewirkt? Weil es sich ja gleich gezeigt hatte, daß der Krieg ihn getötet hatte, der Völkerhaß, der militaristische Gedanke, der jetzt Frankreich den Krieg erklärte und in Belgien einfiel, während in Frankreich, wo er gewiß auch lebte, aber doch nicht sichtbar regierte, die Regierung vor der Bedrohung durch Deutschland offensichtlich zurückgewichen war und sich jeder möglichen Provokation enthalten hatte bis zuletzt. Da war nicht mehr zu zaubern, und keiner

zauderte. Wenn aber in irgendeinem Antimilitaristen sich das Gewissen regte, so entthob die Haltung der bewährten Führer ihn jedes Zweifels: vor ihrer Partei, vor dem Land, vor der Menschheit übernahmen sie feierlich die Verantwortung für die Wahrheit, daß dies der Krieg war des Rechts gegen das Unrecht, des Friedenswillens gegen den Kriegswillen, des Fortschritts gegen die Reaktion, kurz ein revolutionärer Krieg, wie die Freiwilligen von 1792 ihn gegen das feudale Europa geführt hatten. Clavel zog die Uniform an — gegen die Uniform. Er wurde Soldat — gegen die Welt des Soldaten. Diesen Soldat kannte er gut, aus den Büchern, die ihm den alten revolutionären Idealismus vermittelt hatten. Er schickte sich an, das Wort der Bücher zu leben. Das Friedenswort wurde Fleisch — Schlachtfleisch, Kanonensfutter. Es dauerte ein Jahr oder zwei, bis bei den Mutigsten die Erkenntnis über das Wesen des Krieges sich einstellte und jene schwere, schwarze Enttäuschung heraufzog, die sie in der Folge noch mehr bedrückte, als die Wolke des kommenden Krieges es vermocht hatte. Aber als sie einsahen, daß es das nicht gab und nicht geben konnte, einen Krieg gegen den Krieg, sondern nur Krieg oder Frieden und, wenn Krieg, dann den einen und unteilbaren Krieg mit den ihm eigenen, unbeeinflussbaren Gesetzen, daß jeder Kriegstag, den die Völker geschehn lassen, sie mehr an den Krieg gewöhnt und einen neuen, zukünftigen Krieg vorbereitet; als sie, die einfachen Soldaten des Fortschritts und der Völkerversöhnung, endlich lebend geworden waren und ihren Irrtum abgeschworen in ihrem Gewissen, da wiederholten die Führer noch immer, ja, sie sprachen es lauter aus als zuvor, daß man den Krieg fortführen müsse um jeden Preis, bis zum Ende, bis zum Sieg. Bis zu welchem Sieg? Antwort Clavels: bis zum Sieg des Militarismus; es fragte sich bloß, ob des französischen oder des deutschen; wer immer auch am Ende siegte, sicher würde der Militarismus gestärkt aus dem Krieg hervorgehn, wie er neugeboren aus jedem Krieg hervorgegangen war! Dies war die Zeit, wo in Frankreich die Longuet-Gruppe der sozialistischen Partei, in Deutschland die Unabhängigen Sozialdemokraten sich wider die alte Partei auflehnten. Clavel notierte: „Die einzigen Helden dieses Krieges sind jene, die dem blöden Massenschwindel (vertige collectif), dem Wahnsinn der Personifizierungen, dem grauenhaften Gehorsam widerstanden haben. Die Zensur gestattet uns, aus Deutschland von Liebknecht und Rosa Luxemburg Kenntnis zu erhalten. Sie verbietet uns, unsere eigenen Helden zu kennen.“

Von nun an lebt Clavel in hellster Empörung. Er denkt an Cézanne, an Rembrandt, an Spinoza — beileibe nicht als „Literat“, sondern ganz einfach und ohne jeden höheren Anspruch, wie andere seiner Kameraden

an ihre Rebschere, ihre Kelle und an die Nachmittagssonne denken, die den Kontorstuhl vergoldet. Wir wissen aus der „Maison Blanche“, daß Werth für die „Klassiker“ nichts übrig hat, aber jetzt, inmitten eines von Trümmern, Leichen und Kot überschwemmten Dorfes sehnt er sich nach dem „elfenbeinernen Turm“. Alle Leiden, alle Gefahren hat er mit seinen Kameraden geteilt, hat mit ihnen gelitten, für sie gezittert. Aber sie verstehen nur zu stöhnen, zu gehorchen und, sobald sie die ausgestandene Angst vergessen haben, zu singen. Wie Tiere ohne Gedächtnis leben sie, möchten um alles in der Welt anderswo sein, das heißt — andere an ihrer Stelle sehn. Sie selber möchten lieber nicht im Krieg sein, aber sie sagen Ja und Amen zum Krieg.

Wie sich daraus retten, ohne Selbstmord zu begehn? Da der Glaube verloren gegangen ist, so muß die Verachtung erhalten. Auch sie ist eine große Kraft, auch sie macht leben. Die Verachtung des Krieges erhält Clavel aufrecht, diese vollkommene Verachtung macht ihn stark, indem sie ihm eine neue Tapferkeit verleiht. Er kann die Kameraden nicht mehr lieben, die den Krieg nur so lange hassen, wie die Granaten plagen, und ihn vergessen, sobald sie ihr Viertel Wein in den Händen halten... Nachdem er aber einmal so lange bei ihnen ausgehalten hatte, bis er zu dieser Erkenntnis gelangt war, kam ihm vermutlich nicht einmal der Gedanke, daß eine Lösung auch wäre, das Beispiel eines Märtyrers zu geben... Dies sind die inneren Stürme, in denen sich das Verhältnis Léon Werths zur Revolution von Grund auf ändert. Wird er nicht fortan Revolutionär sein, fragt er sich, in der Art jener sehr anständigen Leute, die in die Kirche gehen? Er wird die Revolutionsgebräuche beobachten, aber wird er noch glauben?... Und hier trennt sich auch aufs deutlichste Clavel von Henri Barbusse.

Aus dem Dilemma, in das Clavel geraten war, hätte es in die aktive Politik einen Ausweg gegeben. Gar mancher Intellektuelle ist ihn gegangen. Er heißt: vom Gipfel der Menschenverachtung herab die Menschen regieren, die Unbelehrbaren zwingen zu ihrem Glück, und wenn es dazu des Schreckens bedürfte und jeder Gewalt, und wenn die Hälfte oder Dreiviertel der zu Erlösenden darüber zugrunde ginge. Denn die Menschen, heißt es, diesen Bastarden von Dostojewskis Großinquisitor, die Menschen sind nichts vor der Idee, die Idee ist Gott, und von seinen Propheten haben nur die etwas erreicht, die mit dem Schwert unter die Menschen führen. Erst das Schwert, dann die Palme, nach dem Krieg der Friede. Denn Friede kann erst sein, wenn aller Widerstand restlos gebrochen ist... Tatsächlich steckt im Kriegswillen immer der Gedanke der Ausrottung.

Léon Werth war in seiner geistigen und politischen Entwicklung zu weit vorgeschritten, als daß er dem Schrecken und der Versklavung eine heroische Seite hätte abgewinnen können. Barbusse aber hat den Sozialismus erst im Krieg entdeckt. Früher hatte er sich nicht mehr damit abgegeben, als es zur Unterhaltung in einem Pariser Boulevardcafé nötig war. Der im Sozialismus groß gewordene Werth trat in den Krieg mit politischen Kenntnissen, die Barbusse sich erst nach dem Krieg anzueignen begann. Als Werth, des theoretischen Gepäcks schon lange ledig, aus der Kameradschaft mit der Menge auf den Boden eines anarchistischen Individualismus sprang, war Barbusse gerade beim Pazifismus angelangt. Unter so verschiedenen Umständen wurde, was für Werth den Zusammenbruch der Sozialdemokratie bedeutete, für Barbusse zum Erlebnis des Sozialismus. Während Barbusse den Bürger der dritten Republik versagen sah, stellte Werth fest: der einfachste und stärkste Mensch, der Proletarier, der Mensch schlechthin versagt... Barbusse schloß sich dem von Longuet geführten linken Flügel der Partei an, und alsbald setzte die geistige Aktion Moskaus ein. Der im Auftrieb des politischen Impulses befindliche Kriegssozialist konnte ihr nicht widerstehen. Galt es doch für ihn, den „beschränkten Weg zu Ende zu gehn...“ Das ist der Weg Clavels von der Volksversammlung auf dem Pré-Saint-Gervais in den Krieg gegen den Krieg... Auch von dem hieß es 1914, man müsse ihn bis zum Ende gehn...

Wenn auf den Nationalkrieg der Klassenkrieg, auf Joffre Trozki folgt, so bleibt der Krieg doch der Krieg, das ist: der Selbstmord der Masse. So wenig wie einen gerechten und ungerechten, einen Angriffs- oder Verteidigungskrieg, gibt es auch keinen kapitalistischen und sozialistischen Krieg; es gibt nur den Krieg, den einen unteilbaren Krieg... Ich für meine Person glaube fest, daß der sozialistische Weltkrieg Barbusse ebenfalls an den psychologischen Punkt führen würde, wo Werth im Verteidigungskrieg der französischen Republik den Sprung auf die Felsplatte, den Tallsprung tat...

Auf die Tragödie von „Clavel soldat“ folgt das Satirspiel. Clavel wurde durch die Lazarette geschwemmt — „Clavel chez les Majors“ — und landete als Strandgut in Paris. Er beeilte sich, es zu bergen! Und diesmal kriegte das Ungeheuer ihn nicht mehr. Nicht nur gelang es ihm, sich selbst zu befreien — mit wahrer Wut widmete er sich der Befreiung aller, die nicht mehr wollten. Dank dem höheren Mitgefühl oder dem schlechten Gewissen von Bonzen verschiedener Konfessionen hieb er Leidensgefährten zu Dutzenden aus den blutigen Fangarmen der Hydra heraus und gab sie dem schaffenden Leben zurück.

Später, nach dem Krieg, begegnete Clavel, der sich inzwischen Pijallet umgenannt hatte — „Yvonne et Pijallet“ — dem einen und andern seiner Schülinge, und siehe, auch sie erinnerten sich nicht mehr. Ganz wie die Soldaten, die ihren unehelichen Heldentod doch nicht gestorben waren, wollten sie es nicht wahr haben, daß sie im Angstschweiß betende Arme gehoben und um ihre Errettung aus Granaten und Gas gefleht hatten. Es plakten keine Granaten mehr; sie hielten ihr Viertel Wein in der Hand, und diesmal, dachten sie, diesmal hielten sie es bis an ihr friedliches Lebensende. Die einen waren einfach feig, wie sie es immer gewesen, die andern — Pijallet findet ein reizendes Wort für sie: ihr Gebet um Befreiung war „wie ein Liebesgeständnis in der Erinnerung eines, der nicht mehr liebt“.

Was bleibt nach all dem Jammer, dem Zusammenbruch der Illusionen wie auch der kräftigeren Ideale, der Entwurzelung der Stärksten im Geiste in jedem Volk? Was bleibt den entdeutschen Deutschen, dem defranzösierten Franzosen, den von ihrer Insel losgerissenen Engländern, den vielen schauerlich mißbrauchten Menschen, die reinen Willens sind, in aller Welt? Im lautesten Waffen- und Lügengetöse hat Clavel es herausgefunden, was bleibt: „Mir will scheinen,“ sagt er, „daß es hier und da im westlichen Europa Gruppen von Menschen gibt, die eine tiefe Wahlverwandtschaft verbindet. Das nationale Band wäre eine ebenso ungenügende Erklärung dafür wie das Prinzip des Klassenkampfes . . . Was haben sie gemeinsam? . . . Nichts . . . Alles . . . Die Geringschätzung des Geldes, eine unromantische Geringschätzung, einen Widerwillen gegen die dogmatischen Lösungen der Probleme, ein Gefühl für das Mystische, eine suchende Unruhe des Geistes wie der Augen, eine besondere Vorliebe in Dingen der Freundschaft und der Liebe, einen so ausgeprägten Sinn für das Mitleid, daß sie die Erbärmlichkeit verabscheuen, irgendeine gewisse Einfachheit der Sitten und der Redeweise . . . Sowie diese Menschen einander begegnen, zu welchem Volk und zu welcher Klasse immer sie gehören, nehmen sie die Fühlung miteinander auf. Sie treten unmittelbar einer zum andern. Was schiebt sie da die Gemüsehändlerin im Eckladen, die Dame, die ihren Salon hat, der Minister, der Geschäftsmann . . . von welcher Nationalität sie auch sein mögen . . .“

Jetzt hat auch er ein Viertel Wein vor sich auf dem Arbeitstisch, und hinter sich in der Ecke zwischen den leuchtenden Wänden mit Bildern, Büchern einen Diwan, tief und dunkel wie die Liebe und der Schlaf. Aber er, Clavel, vergift nicht.

Rückschau, Vorschau

Von Alfred Kerr

I

Bühnenwinter 1920 auf 1921. Rückschau — für die Vorschau. Endergebnis: die Aussichten sind stärker für ein Regisseur-drama (Jehner)... als für ein Dramatikerdrama (Totgeburten: Zuckmayer, Barlach, Hasenclever, Stramm, Kehlisch, Dieckenschmidt).

Noch viel stärker ist, als für beide Gattungen, die Aussicht für das Direktoren-Drama. (Zunehmende Gemeinheit. Fortsetzung des Abstiegs. Lawinige Verfallung.)

II

Im einzelnen. Erstens: Wirkungsschwäche des Expressionismus ist nun anerkannt. Bemerkte sogar von der mitkumpelnden Kritik. Expressionismus wird als bloßes Mittel (ohne Wert) eingestanden. (Mir bleibt er wertvoll: Ziegel für einen Bau... der nicht da ist.)

Zweitens: Schluß der dramatischen „Raum“-Komik. Ende der Zirkus...-„Idee“. Alte, brave Stuhlreihen sind in den von willigen Rezensenten umfaselten „Raum“ gestellt; der „Raum“ ist nun Arena-parkett für Zählende.

Drittens: Stauung. Man fristet sich — außer von Schuld — von Wiederaufnahmen.

Ergo, Weisheit letzter Schluß: Jehner.

III

Reinhardts Rückzug auf die Hinterbühne bleibt ein ehrlicher Schritt. Ein Vorbild für die Kritiker, die Nachlaller, die wolkigen Männlein, die Halbpotenzen mit Gedunkel und Gemunkel — die das Phrasenpanier ergreifen.

Ein heutiger Lessing hätt's, statt mit Dichtern, mit Regisseuren zu tun... und mit den Julian Schmid's redivivuli. Die sind mal am Kripps zu fassen — so schwer es einem bei ihrer menschlich gewinnenden Art fällt.

Die Julian Schmid's remortui. Der sogenannte Expressionismus hat auf sie gefärbt — sie tropfen verantwortungslos. Älteste Ladenhüter: Allgemein-Klingendes. Kann schwarz wie weiß bedeuten. Trotzdem wird es vom kritischen Verfasser nicht verstanden. Verzweiflungsakte. Zauberformeln. Halbbewußter Wille zum Bluff.

Das Theater „ringt“; um was? Aber um eine neue Form. Dies betone stets mit handwerklicher Häufigkeit... und schreibe linksrum.

Das Theater hat nie, seit zweitausendfünfhundert Jahren, aufgehört, um eine neue Form zu „ringen“ — aber die vom Bluff betonte Form ist zufällig eine Rückkehr zum Ältesten. Der Heimgang zur flosigen Antike, zur Schmierwelt.

Marke: „Intensität“. Als ob Intensität nicht Marke sämtlicher Kunst-richtungen allemal gewesen wäre. Entsetzlicher Kohl.

Der dritte Punkt: grade die Lallpoeten des Expressionismus, also die Allerverwaschensten, die akzentlosesten Schlapplinge... justament sie werden als Rhythmusdichter gereicht. Endlose Komiken.

IV

Derselbe Verzweiflungsakt umschmüst den Innenarchitekten zum Spielwaller; den Tapezierer zum Seelenherrscher; den Mathematikus zum Schicksalshäuptling. Solche Kläglichkeiten künden... einen Zustand.

Man soll kein Drama, gottbehüte, psychologisch ansehen. Na! Der Hund von Regisseur ist imstande und fragt, was in der Seele Beteiligten vorgeht. (Statt die Meterzahl für ihren Vormarsch abzumessen — und den Guten räumlich einen halben Fuß über den Bösen zu stellen; den Starken mehr nach der Mitte hin.) So armes Gewäsch findet Papier und Druck.

(Es ist beiläufig nicht wahr, daß die expressionistischen Dramen unpsychologisch seien; sie sind nur schlampig-psychologisch.)

Weiter. Ich öffne hier ein Museum der Mißgeburten. Der nächste Verzweiflungsakt: das klassische Drama könne heut nur „so“, nämlich unpsychologisch und rhythmisch und raumidiotisch gespielt werden. Shakespeare oder Schiller mühten sich wohl kaputt, Seelenzüge zusammenzubringen — damit sie nachher unpsychologisch im Trottelakt gespielt werden... Lauter spaßloses Zeug.

Was heißt Rhythmus? Jede Dramenaufführung muß ihn haben. Die Forderung, etwas nur, nur, nur auf Rhythmus zu stellen (es also furchtbar primitiv machen), ist so geistvoll, als wenn ich einen Erwachsenen, der sprechen kann, zwingen will, bloß die Akzente des Sprechens mit herausgedrücktem Rülpslaut von sich zu geben... Dies mit der Begründung, daß in früherer Zeit ein Theater schon ungefähr so gewesen ist.

Kurz: die Bühne ringt um die neue Form; und Mitläufer um Verstandeskraft.

V

Wenn morgen einer „Die Braut von Messina“ als lässiges Konversationsstück spielen will, apportierten bestimmt etliche Kritiker sogleich die Rechtfertigung; die Theodizee; mit „innerer Notwendigkeit“ und „organischem Geseß“ und „Totalität“ und Ziegenmist.

Die auftragende Wirkung von Phrasen in der bildenden Kunst ist etwa an dem armen Karl Scheffler, oder sonst einem trübseligen Graumann, seit Jahrzehnten von mir gern bespaßt worden. Also warum in der Dramaturgie?

Es ist heut etwa wie zur Zeit Müllners. Wie erklärt sich aber das Psych... (entschuldigen!) Das Psychologische der Juliani remortut? — Ihr Können geht bis zu einem gewissen Punkt. Sobald es stockt, beginnt ausflüchtendes Verschleiern. Zugleich Bekenntnis der Unmacht, zugleich Übertuschen der Unmacht.

Dem Menschendrama ziemt Paradeschrittverdummung... Doch bei Jesner ist eben das Herausarbeiten des Psychologischen wundervoll... und eben das Herausarbeiten des gestuften Wortes (nicht eines massiven Taktgebülts). Kinder, Kinder!

VI

Für mich gibt es Täuschungsbühne und Andeutungsbühne — beide sind (wem sagt man das?) im Recht. Modische Schwachheit: zu tun, als ob die Sparsamkeitsbühne zu leben sonderlich befugt sei.

Wenn einer Knappheit fordern wollte, wär' ich's. Doch ich lasse beides zu.

Affchen, Affchen, Affchen! Sendung der Kritik ist keineswegs: für falsche Behauptungen den kompliziertesten Ausdruck zu suchen. Sendung der Kritik ist auch nicht: in Verlegenheit zu kommen, sobald man sie, mitten in der Abrakadabra, stellt — und ein Beispiel verlangt. Sie kann's nicht geben.

Ja, das Beispiel dient mit einem Schlag zur Entblößung. Das Beispiel durchlichtet Unsinn in düsterer Aufmachung. Das Beispiel röntget latstüchiges Danebendenken. Es lyncht Philosophulöses. Es bleibt ein Quell des Schmunzeln... mit einem Unterstrom von Peinlichkeit.

Das Beispiel ist die Brücke, worüber der Mystifizinsky — auch der Automystifizinsky — nicht geht. Jedem Brückengang zieht er den fristenden Hokusfokus vor.

Und alles dies kann sogar mit Können gepaart sein. Bloß nicht mit dem letzten.

Der Schwache braucht den Kabbala-Bluff. Die Besprechung des Kunstwerkes wird zur „Besprechung“ (der Nase, der Kuh, des Buckels). Beim Kritiker ist der Drudenfuß der Pferdefuß.

VII

Folgendes heitere Schauspiel ergibt sich: Untugenden der Julian Schmidt, Röttscher und Schwafelmayer sind hier mit einer Wiederholung

dessen verknüpft, was ich — vor zwei Jahrzehnten — über eine werdende Schauspielkunst schrieb.

Ich gab dafür die Bezeichnung „Das Bild-Symbolistische“. Dies wird jetzt ein bißchen ausschließlicher gemacht.

Ich schrieb vom Symbolstil der Dichter und Mimen, daß er mehr Sachengestaltung als Menschengestaltung bringen könne... „Sie schaffen vielleicht etwas Verglühendes oder Sehnsüchtiges statt eines Menschen. Sie schaffen vielleicht etwas Aufleuchtendes oder Dahinklingendes statt einer Gestalt. Sie geben vielleicht eine Musik statt eines Charakters. Vielleicht einen Traum statt eines Umrisses. Vielleicht ein Lächeln statt einer Komödie. Vielleicht einen Raub für eine Begebenheit... Immer kommt es auf eine Sache hinaus... Darum streift heute“ — schrieb ich 1903 — „die Kunst des Schauspielers nahe daran, den Ausdruck einer Sache zu bieten statt eines Menschen. Er hat (weil die Gestalten fast Allegorien — sagen wir Symbole — sind) auch für den Scheindruck bildhafte symbolgleiche Zeichnungen zu bieten, mehr als früher. Nicht etwa nur durch die Maske: sondern vielleicht durch eine bestimmte, einprägsame Symbolhaltung in einer entscheidenden Szene... worin schlimmstenfalls die ganze Gestalt zusammengedrängt ist... Man hat schlimmstenfalls das ganze Geschöpf in dieser Gebärde. Und die Sache in diesem Geschöpf.“ Ich nannte das „Bildstil“. „Das Bild-Symbolistische“.

Aus ollen Kamellen machen Dunkelkritiker heut ihren literarischen Unterhalt. Es geht nicht. Eine „bestimmte, einprägsame Symbolhaltung in einer entscheidenden Szene“, worin „schlimmstenfalls“ ein ganzes Sachverhältnis oder Menschenverhältnis zusammengedrängt sei oder ein bestimmter Gefühlskern exprimiert ist: es kommt auf dasselbe hinaus.

Was soll der Dreh? Was die Runen? Was die Medizinmannshaltung?

VIII

Bei den „architektonischen Hintergründen“ kann ein komisches Steifheitsdrama die Frucht sein. Nicht dantesk: sondern pe-dantesk.

Dem Unsinn vermählt sich eine Kenntnislosigkeit — der etwa verborgen blieb, daß der letzte Devrient vor dreißig Jahren schon überall den zweiten Faust auf der drei-stufenförmig geteilten Bühne gab. Auf der Mysterienbühne — die jetzt als neu Gebotenes umfaset wird... und schon damals ein Zurückschrauben war.

Darum haben starke Kerle für Menschenkunst gefochten, daß man zur Liturgie heimkehrt.

Die köstliche Raumdramatik, die bewußte, bestußte, muß noch zur

Baumdramatik werden. Ja (seid wenigstens folgestark!) zur senkrechten Tragik nach oben und unten. Warum bloß horizontal, hä?

IX

Der wahre Kritiker glaubt nicht an einen bestimmten neuen, wenn möglich dauernden oder gar „notwendigen“ Stil für das Drama. Er weiß — ich habe das schon einmal gesagt, ihr habt es noch immer nicht erfaßt — daß alles nur auf das Gesetz der Umwandlung hinauskommt; daß der „wahre, neue“ Stil im Monde liegt.

Daß vielmehr fast jeder Stil der wahre sein kann. Man braucht ihn nicht: man verbraucht ihn bloß. Höchstens dem Naturalismus bleibt ein Ausnahmeplatz — weil Erdhaftes nicht einen Stil bedeutet, sondern eine Grundlage der Stile.

Kurz: Kartenlegen für Köchinnen im Publikum ist es, wenn ein jetzt gelieferter Stil als „das“ Erforderliche hingestellt wird.

Der Theorieliterat kann gleich etwas murmeln vom (verdammte unkontrollierbaren) „inneren Gesetz“, oder von „innerer Notwendigkeit“, oder vom „inneren Organismus“, oder vom „inneren Verhältnis“, oder von der „inneren Beziehung“, oder vom „Raumgesetz“, oder jeweilig von einer „Totalität organischer Notwendigkeit“, oder vom „gesetzmäßigen Verhältnis“, oder von „rhythmisch gesetzmäßiger Notwendigkeit“, oder vom „inneren Kräfteverhältnis“, oder vom „Ausgleich des Teils am Ganzen“, oder von dem „Rhythmus, der das Menschliche in der einzelnen Gestalt erst dann findet, wenn er diese im Verhältnis zum ganzen Drama ausdrückt“; (wörtlich).

Kritik heißt Widerstand, Wahrnehmungskraft, Auswahl bei Umarmungen.

Provinziell, auf jeden Wink von Leuten, denen das Asthma bisweilen im Hirn sitzt, zu hopsen. Ohne stolzeres Prüfen, ob das (Jessas!) Neue gut ist. Provinziell, durch handwerkliches Wiederholen gleichen Unsinn zu kurzlebige Wirrnis zu schaffen. Provinziell, jede Rückständigkeitsmode zu fördern, weil sie da ist.

Nun? Neu ist Marinetti's Aeroplan-Dramatik. Über einer Volksmenge sollen Flugzeuge schweben, ihre graden Linien und Biegungen können, findet er, bald Eifersucht ausdrücken, bald Arglosigkeit, bald Schmerz, bald Argwohn. Das ist, schreibt er, das neue Drama. Der Tropf hat mir in Sendbriefen über Sendbriefen dieses Zeug ans Herz gelegt. Es bleibt Zeug... und er ein Tropf.

X

Welche dramatischen Werke gaben den Anlaß kritischer Fehlgeburten zuletzt? Ein paar Arbeiten sonst wahrer Leute. Nur...

Sind von Barlach die „Sedemunds“ ein Drama? also was denn? — Eine Verschollenheit; Abseitiges; nicht ohne Kenntnis von Eulenberg. Nicht ohne Beirat von Symbolen. Ich will ein schlechter Kerl sein, wenn ich heute weiß, was vorging. Nicht mal die Stimmung im Umriss. Ein Löwe; ein Menageriemann; ein Irrenhäsler; eine, die im Sitzwagen geschoben wird; ein Riesenkreuz. Man kann monatelang so weiterdichten. Mittlerweile soll Kunst auch Dämmung sein.

Jesner, nicht Barlach schrieb letzters das Werk. Etwa so, wie der geniale Koch aus einem Lederstück ein Schnitzel mit Garnierung und holden Funken macht. Barlach gab das Leder, Jesner die Kochkunst.

Anders ausgedrückt: Jesner schafft eine Verschmelzung des Widerstrebenden. Von Schleiern und Kräften; von Duft und Linie; von scharfem Wort und sehnsüchtigen Erblässungen.

Während Reinhardt in dem Drama „Kräfte“ von August Stramm zwar auch ein Stück Leder Flug zu braten schien — das in Wirklichkeit gutes, richtiges (gutes nicht; richtiges) Lodenfleisch war.

Ein knallendes Halbheitswerk, bloß mit einer sonderlichen Technik. Technik des einsilbigen Dialogs; der Taubstummensprache. Sonst ein Stätsch mit Moritaten.

Ich warf in diesen Blättern dem „Jungen Deutschland“ vor, daß es den Stramm, der ein seltsam starker Peitschenlyriker ist und leiblose Dramen, Regungsdramen, personenlose Dramen, Es-Dramen geschaffen, damals übergang. Reinhardt übergang jedoch wiederum den späten Stramm; er gab den Übergangs-Stramm.

Besonderlich ist hier bloß die Art, womit Stramm etwas nicht ausspricht. Besonderlich ist keineswegs das, was er nicht ausspricht...

Prachtvoll steckt in der Form des Bauhandwerkers Stramm, Koch in dieser, ein Kunstmittel, das in Zukunft sicherlich angewendet werden... Mein, das in der Vergangenheit angewendet worden ist.

Wenn auch nicht im Drama.

XI

Bei Karl Zuckmayer, welcher den „Kreuzweg“ schrieb, handelt sich's um ältere Kunstmittel; um ältere Mittel ohne Kunst. Wie Sekundaner das machen, mit hübscher lyrischer Fähigkeit; wie sie damit zu allen Zeitaltern ihre Schubladen gestopft: hemmungslos, dämmungslos.

Justament sein Wandwurmspiel wird als... Rhythmuswerk bezeichnet. Es lohnt nicht zu spotten. Das reimflüssige Werkchen ist zufällig das akzentloseste, rhythmloseste Aneinandergerei; ungestalt, ungeballt; nur triefgeläufig. Von Rhythmus keine Spur. Das Stück hat schließlich Ludwig Berger geschrieben — nachdem es der Dramatiker unverfaßt ließ.

Berger hat hier eine Schublade herrlich mit Krücken zum Stehen und Humpeln und Fallen gebracht. Berger ist neben Jesner und neben K. H. Martin (dem ersten, aber nicht „ersten“ Expressionsregisseur) ein Vertreter dieser . . . Dichtungsart, die keinen Dichter fand.

XII

Hasenclever scheint nur Expressionist. Er braucht in dem Schmarren „Jenseits“ wenigstens rasche Bildchen, die danach aussehen.

Wenn er beim Mann einer Witwe Eifersucht auf den Verstorbenen malt, wenn er Gewissensbisse wegen unrecht erworbenen Liebesguts beimengt, hernach die verwitwete E. erdolcht: so ist es ein Dramenjournalismus, dessen Technik neu oder altlich sein kann, doch schlappe Schnellfertigkeit und Kitschmittel gar nicht erst verbirgt. Ältestes, ungekonnt . . . mit der Gebärde des Sturms und Drangs. Schwachheit und Flachheit. Hat er einen Wert, sobald er eine Tracht trägt?

Affen! Auf die Kunsttrichtung, so oder so, kommt es nicht an, sondern auf den Kerl, der dahintersteht. Hasenclever schien eines Tags jemand zu werden. Er hat das Maislen damit gespielt. Satietas praecox. Dem Kern des Expressionismus ist er so nah, wie ich der Gesundbetung. Seiner Mode so nah wie ich . . . ihm, wenn er was können wird.

XIII

Nicht wie dem Verfasser der „St.-Jakobsfahrt“, Dieckenschmidt, nicht wie dem Dr. Keffisch, welcher ein Stück vom „Chauffeur Martin“ schrieb.

Beide sind echte Kinder einer neuen, revolutionären Zeit, indem sie religiöse Frömmigkeit hassen . . . Dieckenschmidt schlichtäugig, bilderbuchlieb, feimig; Keffisch gedanklicher, spröder. Am Schluß tragen sie gleiche Kappen. Wobei der fromme Keffisch noch ausdrücklich vom sozialen Kampf abrät. Kurz: Theater der Gegenwart.

(Lautensack, der im „Gelübde“ zwischen Wirklichkeitsnähe, Klosterphantastik und Abenteuerlust schwankt; der jedoch mit etlicher Seelendurchbringung, mit immerhin etwas Bergmannstum ein bisschen bescheidenen Neuwert unter Dach bringt, — Lautensack ist zukünftiger, fortgeschrittener als fünf Sechstel aller Genannten . . . mit ihrem hoffnungsvollen, doch hoffnungslos gehandhabten Mittel. Und auch er gab ein Bruchstück.)

XIV

Das waren im letzten Winter die Hoffnungen. Gegenüber: die Wiederlehrenden.

Oskar Wilde mit fast allen Stücken. Shaw mit einer „Messallianz“, worin gegen korrekt-gewalttätige Bürger lächelnder Haß oberirdisch haucht, unterirdisch faucht. Schnitzler mit dem „Reigen“ — der nicht unphantastisch und „gearbeitet“ ist. Strindberg mit etlicher Schauernis des „Scheiterhaufens“ und einer „Brandstätte“ — die nicht mehr schauerlich wirken. Die Technik von Gerhart Hauptmanns Geherstück, auch der „Weber“ zeigte sich rühmenswürdiger, nicht noch ansehnlicher als die expressionistische — nur stach der Kerl ab, der dahinter steht.

XV

Item: das Ergebnis des vorigen Winters heißt Jesner. Er war der Zuwachs. Fiesco, Richard, Sedemunds. Alles Bild und Beseelung. Glanz, nach innen gewendet.

Psychische Schürfung. Jesners Träume lüften sehr gestufte Wallungen der Seele. Seine Zusammendrängung mündet nicht in die Kasperlschaft von mathematischen Mechanikpuppen. Im Richard ist noch Übertriebenes — wenn auf der Treppe für alles nur gewissermaßen eine Kandleiste zu dem Stück erscheint: statt einer Darstellung des Stückes. Im Fiesco nicht mehr. Jesners Kraft gibt unartikulierte Leidenschaft... und abschattend-artikulierende Faserung des Wortes. Ja, der Kubikschmuß, daß die Kunst nicht psychologisch sein dürfte (sondern ein dauerndes Schreigebums), wird heiter auch durch die Handlungen dieses Inszenators widerlegt. Jesner ist der einzige Wirklichkeit gewordene Expressionist.

Man verwundert sich. Der Gipfel dieser Bewegung, die als Kunstmittel Unverlierbares enthält, ist kein Schreiblein, sondern ein Mimling. Das kann also vorkommen.

XVI

Es ist schon gesagt worden, daß ein anderer mimischer Versuch, der mit dem Zirkus, das Ende fand. In abweichender Art wird er fortgefristet. Ob K. H. Martin dort Gerharts Bauernwerk, den Abglanz deutschen Revolutionsjammers, vorführt; ob er das Weber-Stück durchschnittlich wacker mit Lärmgetümmel, nur äußerlich fortreißend, aufrichtet; ob Reinhardt hier den Sommernachtstraum sehr gutgelaunt und hurtig, doch mit eingelegtem Ballett und haarsträubendem Fußspizentanz halb als Ausstattungswerk spielt; (ohne das Wort; bei dem Wortkünstler Shakespeare ohne das Wort!); ob er mit gefälligem Umriss das Trauerspiel des Juden Shylock rahmt; (man sehe lachend, wie Herr Harden sein antisemitisches Urteil über Shylock mit Rücksicht auf die amerikanischen Juden heut umbiegt; auch ein Zeitgenosse); oder ob Herr Wendhausen im neu errungenen Zirkus eine Christuspassion laufen läßt: — immer ist es ein Wolkenbruch

für die Pilze der Vergrößerung, eine Seuche für Gestuftheiten, ein Locus für das besser Menschliche.

XVII

Von der Sinnlosigkeit im Tasten und Hasten theatralischer Läufe bloß flink noch ein köstliches Beispiel.

In dem Zirkus-Hamlet trugen die Leute praeter-propter jegige Kleidung. In einem jetzt spielenden Strindberg-Drama kleidet Herr Martin die Menschen einer Fabrikwelt in lila, rot, grün, gelb, Knallgelb.

Sodasß die Gestalten der Hamlet-Ballade fast wie auf dem Kurfürstendammm herumlaufen — indes die Menschen der Kurzschlusszeit sich mehr als Paradiesvögel tragen. Du siehst mich lächelnd an, Eleonore.

XVIII

Der Rufn der Schauspielkunst unter den Kotters nimmt seinen Gang. Widerstand ist von einer Bevölkerung nicht zu erwarten, die jahrelang nach der Melodie „Das Elterngrab“ zu schwofen pflegte. Jetzt wütet im Theater der Wirtschaftskrieg; das Kotterpaar legt Sanktionen auf.

Die Seelenheit einer Bevölkerung spiegelt sich noch in dem Glück eines Werkchens wie „Scheidungsreise“. Bis tief ins Parlament.

Auf einem froheren Blatte steht das köstlich gearbeitete Erfolgsstück zweier Judenyankees, benannt „Potasch und Perlmutter“. Niedere Kunst — aber schlagend.

Niedere Kunst? Gibt es eine?

Fragt nicht nach der Gattung. Fragt, wie sie gehandhabt wird.

(Und ich frage nach dem einen wie nach dem anderen heute nicht, weil, nach dem Überlesen des Geschriebenen, in diesem Dorfgasthof Besseres zu tun ist.)

Das Haus des Arztes

Novelle von Josef Ponten

Wo die Stadt sich ins Land zerkrümelte, wohnten wir. Nicht im Brüsseler Steinweg — in einer abgängigen Seitenstraße, die sich gegen ein Gebirge totlief. Ein schwarzes Gefängnis lag auf der einen Seite über Kleinleutegärten, auf der andern, hinter Krautfeldern, ein rotes Frauenkloster. Tiefe, auszementierte Mauerzylinder aufgelassener Gaskessel waren da, die Leichen ertränkter Hunde und Katzen

trieben auf dem giftigen Wasser. Ferner gab es eine herrenlose Efenburg und einen verwilderten Parkwald, in dem ein Bach, aus dem unbekanntem Gebirge kommend, über Hindernisse toste; ein gewaltiger Steinsarg aus der Ritter- und Vorväterzeit stand in einer moosigen, gruseligen Krypta, auch ein Römeraltar oder Grabstein mit dem Namen irgendeines Marcius — einerlei! Denn alles das war nicht halb so merkwürdig als das Sonderbarste: das Haus des Arztes.

Das Haus des Arztes war das merkwürdigste Haus auf der Welt. Aber die Großen fühlten nichts von seinem Schauer! Das Milchmädchen, aus dem Bauernhofs der Burg hereinfahrend, lieferte dort in der Frühe die Milch, der Postbote, aus der Stadt herauskommend, später die Briefe ab. Hin und wieder kam auch irgendein Jemand, läutete, wurde abgefertigt, ging. Auf das Ziehen am Klingelknopfe, auf das man von draußen nie einen Glockenton hörte, wurde die Thür spaltweit geöffnet — die Sperrkette blieb vorgelegt. Ein Arm nahm herein und reichte hinaus — wieder verschloß sich die Thür. Daß die Menschen sich vor dieser Thür so kurz abspesen ließen, ohne Verdacht zu schöpfen! Daß die Polizei das Haus nicht beobachtete! Aber es sollte uns Jungens — wir waren schon ziemlich erwachsen, keiner war jünger als zehn Jahre — schon recht sein! Wir würden das unbegreifliche Versäumnis nachholen! Das Haus war unser Haus, unser schreckliches Geheimnis! Wir würden heilige Feme sein! Wir würden das Geheimnis eines Tages lüften, und die Welt sollte schauernd erkennen, an welch schrecklichen, vielleicht blutigen Dingen sie ahnungslos vorübergegangen war...

Wir belagerten das Haus heimlich viele Monate, den ganzen Sommer eines langen Jahres hindurch, von früh im Frühling an, als wir wieder auf die Straße hinausgelassen waren. Wir hatten einen heiligen Eid über einer toten Katze, einer brennenden Kerze und dem in einem Ameisenbau nachgenagten Schädel eines Marders geschworen. Wir hatten mit einer Nadel aus dem Arme hervorgeholte Blutstropfen gegenseitig getrunken und ganz fürchterlich geschworen. Meine Brüder waren ausgeschlossen, ihnen traute ich nicht — wer traut seinen Brüdern? Wir waren ihrer sieben oder acht, männlichen Geschlechtes, nur Annchen, das war ein Weib. Aber sie schlug sich wie der Stärkste von uns und benahm sich überhaupt so grundanständig, daß sie hätte ein Mann sein dürfen.

Wir hatten einen bestimmten Plan ausgearbeitet, wonach immer einer von uns, die vertrackte Schulzeit natürlich ausgenommen, auf Wache war. Die eigentliche Kriegszeit waren die Ferien, und gegen Ende der großen Sommerferien ging denn auch das vor sich, was ich in dieser Geschichte erzählen will. Das Haus lag in der langen Straße für sich allein, als

Reihenhaus mit großen, nackten Siebelmauern; aber merkwürdigerweise blieb es allein liegen; so oft auch sonst ein Neubau errichtet wurde: stets lehnte er sich an einen andern Bau oder Block an. Als Söhnen von Männern des Baugewerbes fiel das uns auf. Wir machten uns bedeutende Augen und nickten nach aufwärts mit dem Kopfe.

Die Fenster des Erdgeschosses fand man stets mit inneren Läden verschlossen, bei Nacht und Tag. Wir hätten bitter gern einmal in das Zimmer an der Straße geschaut. Was mochte darin vor sich gehen —?

Wah, wir wußten es: gräßliche Dinge, die uns ungeheuer spannten...

Nach hinten, ins Krautfeld hinein, zog eine Mauer. Wir versuchten, über sie in den Garten, Hof oder was dahinter sein mochte, zu schauen, und da wir keine Leiter anlegen durften, um nicht Aufsehen zu erregen, so machten wir eine Pyramide von Leibern: Jakob stieg, in die Hände der starken Anna tretend, auf die Schultern Johannis, welcher der Kräftigste war, und auf Jakob stieg Lambert; da aber auch dieser noch nicht an die Mauerkrönung reichte, so kletterte ich — der Kleinste, aber nicht feigste der Sassenjungen! — an der Menschenleiter hoch; schon stand ich oben auf dem wackelnden Gebäu und wollte über die Krone blicken — da stürzte der Leiberturm in sich hinein. Johann, das Erdgeschos, hatte nachgegeben (er behauptete später, Annchen habe ihn gekiselt, aber das war nicht wahr, er war einfach schlapp gewesen!). Ich sah plötzlich — es war am Abend — die Sonne im Osten untergehen, dann ein Feuerwerk von Sternen und Finsternis. Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit gebrochenem Wein im Bette. Zwar heilte der Bruch schnell aus, aber es gingen doch die halben Ferien darüber hin. Als ich gegen deren Ende mit noch eingeschientem Weine vor der Festung wieder erschien, war die allgemeine Lage unverändert. Der Feind war aber unablässig beobachtet worden.

Einen Angriff von der Gartenseite gaben wir auf. Nicht wegen der lächerlichen Mauerhöhe, die wir diesmal bezwungen haben würden (denn Johann hatte während der ganzen Zeit meines Fernseins rohes Ochsenblut vom Metzger getrunken und behauptete, jetzt kräftig genug zu sein), sondern, weil die Mauerkrone mit aufrechten Flaschenscherben in Zementbettung gespickt war. Diese abscheuliche Wehr, die uns gegen alle guten Sitten zu verstoßen schien, gab es selbst drüben auf der Mauer des Gefängnishofes nicht. In der Nähe stand ein wilder Pflaumenbaum, ziemlich hoch, aber kränklich. Michael, ein Kletterer wie keiner von uns, gelangte auf den Pflaumenbaum; aber wie er sich auf einem Aste vorwärts schob und die Laubkrone auseinanderbog, um in den Hof zu blicken, brach der Ast, Michael stürzte ab und wurde ebenfalls besinnungslos zu Bett

gebracht. Er spuckte Blut und starb bald darauf, jedenfalls schied er aus unserer Unternehmung aus.

Das Anbeißen an dieser Seite gaben wir auf. Es war klar, nur im geraden Angriff konnte das Haus genommen, das Geheimnis der stummen Mauern gelüftet werden. Eindringen von vorn! Durch die Tür! Da sagte Michael — er lebte damals noch, spuckte aber schon heftig Blut —, ich müsse der sein, der es täte. Alle stimmten bei, besonders Annchen. Das allgemeine Zutrauen schwellte mich nicht wenig, ich nahm wortlos an — schob aber die Ausführung von einem Tag auf den andern hinaus. Ich erntete viel Ehre voraus, Annchen küßte mich vor versammelter Mannschaft; aber die Bereitwilligkeit, mir Ehren auf Vorschuß zu geben, nahm schnell ab und die Ungeduld, meine Tat zu sehen, zu. Ich kam in die höchste innere Bedrängnis, denn — ich merkte, daß ich feige war. Aber was half's? Johann, als Größter und Stärkster, fand bereits freche Worte. Die Tat drängte! Die Ausführung des Bundesbeschlusses wurde nach einer kurzen, entschlossenen Rede Johanns, der mich mit Achtung bedroht hatte, auf den übermorgigen Abend angesetzt.

Ich ging heimlich in die Kirche und betete lange auf nackten Knien zu meinem Schutz- und Namenspatron, dem heiligen Hubertus, Bischof von Lüttich. In den Opferstock warf ich einen Groschen. Nun konnte nichts fehlen!

Letzten Stoß und Schwung gab der Mondscheinabend. Der Arzt, das war des Besizer des Hauses, war am Morgen verreist gegangen, wie die Späher glaubwürdig gemeldet hatten; seine Kinder waren allein geblieben. Was wir am Abend des Tages sahen, konnten wir uns nicht erklären, aber es war sehr merkwürdig gewesen. Wir waren nach dem Abendessen noch einmal herausgekommen und standen bei Mondschein in der nachtleeren Straße vor dem Hause. Weiß von Mond war das Haus. Da sahen wir Gespenster hinter den Scheiben! Leibhaftige Gespenster! Gespenster in langen Leintüchern, welche ungeheure Arme reckten. Bald war es auch, als würden bleiche Käse aus dem finstern Innern des Hauses an die Fenster getragen, an die Fenster der höheren Stockwerke, denn das Erdgeschosß blieb verschlossen — ruhig und grabesstill lag es wie immer zuvor. Die Käse wurden ab- und zugetragen, sie wurden auch riesig groß und dann wieder klein, es wurde damit von den Gespenstern das feierliche Kreuz gemacht, wie die Priester es mit der Monstranz tun. Das erschien uns als eine ungeheure Gotteslästerung! Johann stieß mich in die Rippen, sagte leise und grimmig: „Morgen!“ Mir war es eiskalt im Rücken, und da ich vor Zähneklappern nichts erwidern konnte, nickte ich nur stumm. Alle bestaunten mich und hielten sich in achtungsvoller

Entfernung. Ein Schußmann hummelte durch die Straße, aber der Wächter der Ordnung — schöne Wächter, diese Schußleute! — sah an dem Hause nichts Auffälliges, betrachtete vielmehr uns auf verdächtige Weise, beruhigte sich aber bald und ging, laut den Mond angähnend, davon. Ich war beinahe ohnmächtig, bemühte mich jedoch, nichts zu denken, gar nichts mir vorzustellen, be sinnungslos zu werden. Im Laumel riß ich mich zusammen — sieh da! ich fühlte mich ein ganzer Mann. Ich sagte: „Auf morgen, Leute!“ Mit fester Stimme sagte ich das und ging nach Hause. „Auf morgen!“ sagten die andern halblaut, und alle verloren sich. Die Straße war bald leer, während die Gespenster weiter spukten...

Habe ich uns übrigens schon vorgestellt? Also wir hießen, katholisch und biblisch, einfach und schlicht: Johann, Jakob, Josef, Peter, Franz, Michael (der Ausgeschiedene), Lambert, Hubert und Anna. Namen wie Emil, Bruno, Hildegard und andere führten in der Vorstadt nur die Kinder aus protestantischen oder sonstwie ungläubigen Familien, und Menschen mit solchen Vornamen waren uns verdächtig. Also auch die Kinder des Arztes. Emil hieß der Älteste. Er war ein aufgeschossener Junge, sein Haar war strohgelb, lang und mit Wasser sorgfältig an den Schädel geklebt. Mit Wasser gestrählte Haare hatten auch die andern zwei oder drei kleinen Jungens und die Mädchen. Wie die andern Jungens hießen, wußten wir nicht. Die Kinder gingen nicht in unsere Schule. Sie gingen überhaupt in keine Schule, denn es hieß, daß der Arzt unsere Schulen, überhaupt alle Schulen, für erbärmlich und überflüssig halte und seine Kinder zu Hause unterrichte. Obgleich das von der Überflüssigkeit der Schulen sich hören ließ, so konnte es uns doch nichts helfen. Die Mutter war tot. Das war ein sonderbarer Kerl, der Arzt! Er hatte keine Praxis, er mochte von Gott weiß welchem Einkommen leben, sehr einfach und sehr sparsam, denn die Familie war nicht genährt wie wir und unsere Väter. Auch der Arzt trug das Haar, langes, graues Haar, mit wassernasser Bürste fest an den Kopf gestriegelt. Wir hatten ihn seit Menschengedenken in einem langen, altertümlichen Rock gesehen, der einmal grün gewesen sein mochte. Sehr selten erschien er auf der Straße, und dann immer mit seinen Kindern. Er führte zwei seiner Jungens an seiner rechten und linken Hand — lächerlich, unsere Väter hätten uns einmal an die Hand nehmen sollen! —, das halbe Duzend Mädchen, auch alle mit angeklätschtem Haar, gingen Hand in Hand vorauf. Oft hatten wir im Hofe oder Garten lachen hören, Ball spielen, Reifen schlagen — der Alte spielte mit seinen Kindern! Wenn unsere Väter das mit uns getan hätten — lächerlich; erstens hatten unsere

Väter, den ganzen Tag auf ihren Bauten beschäftigt, dazu keine Zeit, und zweitens . . . nein, wie ungemütlich, wenn unsere Alten mit uns hätten spielen wollen! Als wir am Mondabend nach Hause gekommen waren, brachte ich das Gespräch bei Tisch auf den Arzt und die Familie. Der Vater, der nur beim Essen für uns zu sprechen war, sagte, mehr zur Mutter als zu uns, daß der „Sonderling“ (der Arzt nämlich) eines Begräbnisses in der Familie wegen nach Ostland gereist sei, von wo er vor Jahren hergekommen. Die sonst fast immer stumme Mutter frug dazwischen, ob denn die „Blauen“ (nämlich die Protestanten) auch ihre Toten begräben. Sie habe gehört, daß sie sie von wilden Vögeln fressen ließen. Der Vater lachte aufgeklärt und sagte, der Sonderling glaube, daß die Menschen von Natur gut seien, daß sie nur durch die öffentliche Erziehung schlecht würden. Daß Schläge bei Kindern nichts hülfen — dabei blinzelte er meinem Bruder Matthias zu, über den der Lehrer sich beklagt hatte —, daß Kinder nie grausam seien, aber durch die Schule und das Beispiel der Mitmenschen grausam würden. Diesen und andern Unsinn habe ein verrückter Philosoph gelehrt, und nach den Lehren dieses Philosophen ziehe der Narr seine Kinder auf, unterrichte sie selbst, halte sie von jedem Verkehr mit der Außenwelt ab, spiele mit ihnen und führe sie in die Natur spazieren. Er habe es gut, könne es sich leisten — mir schien, daß den Vater etwas wurmte —, er sei ein Kapitalist (aber was für einer! lachte der Vater herb auf), er lebe nur für seine Kinder. Als meinem Vater diese Worte entfahren waren, ärgerte er sich offenbar über sich selbst, blinzelte Matthias wieder zu, der stumm aufstand und ins Nebenzimmer folgte. Bald hörten wir den Stoß auf nacktes Matthiasfleisch klatschen, und Matthias schrie jämmerlich. Wir machten uns nichts daraus, denn das geschah uns andern auch oft genug, wenn der Lehrer sich über uns beklagt hatte, oder aus tausend minderen Anlässen. Matthias war auch nach dem letzten Schläge sofort still, kam ins Zimmer zurück, wusch die Tränen ab und war wieder lustig. Wir wurden dann zu Bett geschickt, die Mutter räumte den Tisch auf, und der Vater ging an seinen Zeichentisch. Kaum im Bette, schlief ich ein.

Der Tag war da! Als ich aufwachte, war ich sofort bei voller Bewusstheit. Er war es, mein Tag! Ich nickte ihm vertraulich durchs Fenster hinaus zu und sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, fuhr in die Hose, wusch mich gehörig, frühstückte wie sonst und beschäftigte mich den Tag über irgendwie, richtete unsern Hofhund ab, reparierte Freimarken, reinigte das Album (wenn ich an abends gedacht hätte, wäre mir schlecht geworden). Niemand merkte mir etwas an. Ich ließ mich bei den Kameraden nicht blicken. Wohl sah ich vom Fenster aus, daß sie den ganzen Tag durch die

Straße strichen und mit den Augen zwischen dem Arzthause und der Wohnung meiner Eltern wechselten. Ich wußte, jede irgendwie verdächtige Veränderung würde mir gemeldet werden. Es wurde aber nichts gemeldet, und niemand ließ sich sehen. Johann sandte wohl einen Boten mit der Frage, ob ich vielleicht krank sei. Ich fertigte den Boten kurz ab mit dem Bescheide, ich sei doch nicht Johann. Damit war es denn gut; ich sah, wie Johann von den andern ausgelacht wurde und nach Hause ging. Nur Annchen kam zur Kaffeestunde und überbrachte meiner Mutter einen Kuchen als Geschenk der ihren. Meine Mutter, dankbar aufgeräumt, schnitt ihn sogleich an, und Annchen versuchte mit uns. Sie saß mir gegenüber und blinzelte mir, während sie meiner Mutter erzählte, wieviel Eier ihre Mutter in den Kuchen geschlagen habe, in geheimer Weise zu. (Das stärkte mich mächtig.) Dann ging sie.

Langsam kam die Dunkelheit. Nach dem Abendbrote ging der Vater zum Kegeln, die Mutter zu Annas Mutter fort. Wir waren schon zu Bett geschickt, aber ich machte mir noch dies und das zu schaffen, und als die Eltern fortgegangen waren, betrat ich — ich wußte selbst nicht wie — die Straße.

Es war Nacht. Dunkel. Der Mond hinter dicken Wolken. Die Luft war lau. Es war angenehm warm.

Kaum war ich ins Freie getreten, da tauchten aus Haustüren und Winkeln die Verschworenen auf. Johann zuerst. Er lachte höhnisch. Aber ein Blick in mein Gesicht — er wurde sehr ernst und ärgerte sich. Ich überließ den Tropf sich selbst. Annchen trat neben mich, faßte mich bei der Hand und führte mich, ohne ein Wort zu verlieren und mich anzublicken, vor das Haus. Dort sah sie mir voll ins Gesicht, stellte mich mit beiden Händen wie eine Figur mitten in die Straße und verließ mich.

(Da stand ich nun — wahrhaftig; es war schrecklich!)

Die Kameraden waren uns gefolgt, in unauffälligen Gruppen und mit verschiedenen Abständen versteht sich. Einige hatten aus Verlegenheit einen Finger im Munde. Ich sah, daß Peter größere Angst hatte als ich, der Geifer floß ihm am Finger entlang aus dem Munde in den Armel. (Peters Angst machte mir sonderbaren Mut.) Die Kameraden zerstreuten sich in die Kleinleutegärten hüben und die Krautfelder drüben. Nicht fern; ich wußte, niemand würde mich im Stiche lassen. Nur Johann, glaube ich, der feige Hund, hat sich gedrückt.

Die Straße war leer. Auch der Schußmann kam heute nicht. (Später habe ich gehört, Annchen habe die Vorsicht gebraucht, unsern Mitverschworenen Franz — der mußte nämlich „Dunkel“ zum Schußmann sagen — zu bestimmen, den Schußmann bis Mitternacht mit Kartenspiel

aufzuhalten.) Drüben, unter der Gefängnismauer, hörten wir einen Soldaten auf seinen Nagelschuhen um das Gefängnis trappen.

Wie mir zumute war? Das weiß ich nicht mehr; ich glaube, mir war gar nicht zumute. Ich war ja besinnungslos! Ich machte die größten Anstrengungen, es zu bleiben...

Da hatte ich an der Klingel gerissen! Wie es gekommen war, weiß ich nicht — ich hatte an der Klingel gerissen. Ich hörte eine Schelle im leeren Hause bellen. Vor dem Tone fuhr ich entsetzt zusammen. Ich habe bei der ganzen Unternehmung nie mehr gezittert als in dem Augenblicke, da drinnen die Schelle gellte. Wie sollte es auch nicht sein? Sonst hätten wir doch nie eine Schelle antworten hören, wenn draußen jemand mit einem Klingelzuge frug. Aber ich dachte an Annchen und dachte auch, glaube ich, an Ehre, Pflicht und allerhand Männliches! (Glaubt es mir: Furcht kann in ebenso großen Mut umschlagen!) Ich hatte mich wieder in der Hand. Ich riß aufs neue den Klingelzug, diesmal kräftiger. Aber noch immer rührte sich im Hause nichts. Da riß ich die Klingel wild wie ein Besessener.

Es half! Im zweiten Stock wurde ein Fenster geöffnet, und Emil rief in die Straße hinab: „Wer ist da?“

Das hatte ich nicht erwartet. Ich hatte eine dunkle Ahnung, antworten zu müssen: niemand, oder besser: überhaupt nicht zu antworten, aber ich rief in meiner Verwirrung: „Ich!“

„Ich! Ich! Wer ist Ich?“ rief Emil.

Da schämte ich mich furchtbar wegen meiner dummen Antwort, trat in den Türbogen zurück, machte mich, mit dem Rücken mich an die Tür pressend, dünn, sodaß Emil mich nicht sehen konnte. Emil rief in die Nacht hinaus: „Bist du es etwa, Vater?“

Keine Antwort von mir. Dann riß ich wieder wie toll an der Klingel. Ich schellte nicht mehr, ich läutete. Ununterbrochen. (Jede Furcht war hin!)

Das Fenster wurde oben geschlossen, und es blieb eine Weile still. Auch ich gab Ruhe. Emil mußte doch Zeit haben, in seine Hose zu fahren und herunterzukommen.

Erst in diesem Augenblicke überlegte ich mir, was ich eigentlich wollte. In das Haus kommen, ja! Aber was dann? Böses tun? O nein! Eigentlich war ja mein Versprechen ausgeführt, meine verpfändete Ehre eingelöst, wenn ich ins Haus gedrungen war. Wenn es mir gelungen war, vielleicht nur bis in den Hausflur vorzubringen. Aber was dann? Damit war die Sache denn doch nicht erledigt, das war klar. Doch wie gesagt, Böses tun? Niemals! Ich hatte ja auch kein Messer, kein Feuerzeug.

Ich wollte nicht morden, nicht stehlen — o nein! Unsere Väter, und besonders mein Vater, waren angesehenen Bürger. Auch wohlhabend war mein Vater, und zu stehlen hatten wir nicht nötig. Ich tastete meine Taschen in der Suche nach etwas ab, um mir sozusagen vom Werkzeug meine Aufgabe diktieren zu lassen. Gott sei Dank, ich hatte ja eine Maske! Natürlich hatte ich eine Maske! Eine schwarze von Fastnacht. Annchen hatte sie gestern bei der letzten Beratung noch auf meinem Gesicht anprobt. Das eine Schlüsselband war schadhaft gewesen, sie hatte die Maske mitgenommen und ein neues daran genäht. Wir trugen überhaupt — das hätte ich übrigens nicht vergessen dürfen zu sagen — bei unseren heimlichen Zusammenkünften und Beratungen immer Masken. Schwarze, gelbe, rote. Ohne Masken wären wir ja keine Verschworenen gewesen. Der Schwur in Ehren, aber die Hauptsache war doch die Maske. Und wie nötig war mir jetzt die Maske! Unbedingt nötig! Ich durfte ja nicht erkannt werden. Emil hatte zwar nicht meine Stimme erkannt, aber er hatte mich doch sicher oft genug in der Straße gesehen. Er durfte mich um keinen Preis der Welt erkennen! Er hätte mich ja seinem Vater angegeben, und der hätte mich angezeigt. Wäre vielleicht gar zu meinem Vater gekommen. Nicht auszudenken! Ich fürchtete nicht die Stockhiebe Vaters, mein Siskfleisch war davon gegerbt, aber meinem Vater öffentlich Unehre antun — eher wäre ich in das giftige Wasser der Gastanks gegangen zu den toten Hunden und Katzen!

Ich zog die schwarze Maske an. Es war ziemlich warm darunter. Sie kitzelte auch an den Wimpern. Ich brummte vor mich hin, um festzustellen, ob ich — für alle Fälle! — meine Stimme verändern könnte. Das hätte ich heute, statt mit Basteln und Nichtstun den Tag durchzubringen, üben sollen, Teufel! Aber nun war es zu spät. Ich versuchte, so tief zu sprechen wie der Vater sprach; doch das gelang nicht. Verdammt, aber egal! Ich würde schon nicht erkannt werden, ich hatte ja auch nichts Böses vor...

Im Hause blieb es still. (Alle Furcht war wie weggeblasen.) Ich riß wieder an der Glocke und schaute der Ordnung halber die Straße hinauf und hinab, ob nicht doch der Schutzmann oder irgendwer käme. Aber unnötige Sorge, niemand kam, und wäre jemand gekommen, die Verschworenen in den Krautfeldern hätten mich gewarnt — der Pfiff für solche Fälle war eingeübt worden —, wenigstens auf Annchen war Verlaß.

Da... da hörte ich etwas hinter der Tür. Flüstern. Emil und seine größte Schwester mochten hinter der Tür stehen. Ich hatte das leise Schleifen nackter Sohlen gehört, meinte ich. Es war mir auch, als sähe

ich den schwachen Lichtschein einer Kerze im Schlüsselloche. Die beiden Ältesten standen gewiß hinter der Tür, zitternd vor Furcht, und warteten. Ich wartete vor der Tür. Jetzt war meine Geduld zu Ende. Ich riß wieder kurz und energisch am Glockenstrang.

„Wer ist denn da — zum Teufel?“ frug sofort die Stimme Emils hinter dem Brette. Daß Emil „zum Teufel“ sagte, gefiel mir außerordentlich. Er war ein würdiger Gegner. Ich würde ihn anständig behandeln. Daß er heruntergekommen war, im nachtschlafenden Haus, und die Schwester mit ihm (doch das würde Annchen sicher auch getan haben!), war aller Ehre wert! Aber daß er „zum Teufel“ sagte, war einfach groß.

Ich antwortete natürlich nicht. Ich hörte mein Herz so laut klopfen — ich meinte, die Kinder müßten es durch das Türbrett hören.

„Bist du es doch, Vater?“ frug jetzt Emil. „Bist du etwa früher zurückgekommen?“

Keine Antwort von mir. „Er ist fortgegangen,“ hörte ich das Mädchen flüstern. Ich belehrte sie anders, ha! ich riß die Klingel.

„Es wird der Postbote sein,“ sagte Emil beiläufig — es war deutlich, wie er seine Unruhe beherrschte. Ich hörte Nesteln an der Sperrkette. Aber die Tür wurde nicht geöffnet.

„Haben Sie ein Telegramm?“ frug Emil laut. „Es wird dem Vater etwas zugestoßen sein,“ sagte er prachtvoll sachlich und brüderlich ruhig zur Schwester. „Angstige dich nicht, Hildegard, wir müssen es tragen.“

Gleich würde die Tür aufgehen! Ich drückte mich in die Ecke zwischen der Mauerwandung und dem linken Türflügel, der fest bleiben würde, wenn der rechte sich öffnete.

„Aber zum Henker, so reden Sie doch!“ brüllte jetzt Emil. (Herrlich: Henker! Nicht wahr?) „Haben Sie Ihre Zunge vergessen oder sind Sie besoffen?“ („Besoffen“ war entschieden etwas roh.) „Vielleicht ist der Mann stumm,“ entschuldigte leise Hildegard.

„Vielleicht...“ brummte zornig Emil und ließ die Sperrkette fallen. Sie schlug laut wider das Holz der Tür. „Hildegard, halte die Kerze,“ sagte Emil drinnen laut und unbekümmert. „Will doch sehen, wer zu nachtschlafender Zeit...“ sagte der Held noch. Ein Schlüssel arbeitete im Schlosse.

Jetzt würde es kommen! (Ich fühlte, ich war kühn wie der Teufel!) Wenn die Tür sich öffnete, mußte ich um jeden Preis hinein.

Die Tür ging auf. Sofort hatte ich eine Hand und eine Ferse im Spalt. Ich glitt an einem Türflügel entlang und schob mich mit meiner rückwärtigen Breitseite, indem ich vorn auf vier Fingern unsern Pfiff

in die Nacht schickte, den gegerbten Körperteil voran, in das Innere des Hauses.

Im Nu waren die Verschworenen da. Alle maskiert. Erster war Jakob, zweiter Annchen. Ich warf mich herum, und wir fluteten ins Haus. „Es sind nur Kinder,“ hörte ich Emil rufen. Das ärgerte mich.

Emil und Hildegard waren im Hemde. Oben auf dem Treppenabsatz standen Eilhard und Thusnelde — ja, so hießen sie! Im Augenblick fielen mir ihre Namen ein! — die beide noch jung waren, vielleicht im Alter von Abschützen. Sie schrien und flüchteten. Emil war ein starker, großer Junge, fast ein Erwachsener und in meinem Alter. Er stand zuerst starr. Dann warf er sich wie ein Löwe in die Schar der Einbrecher. Aber unser waren zu viele, seine Kraft brach, er wurde in den Keller gestoßen und der Schlüssel abgezogen. Hildegard blieb unbeachtet. Sie schrie in merkwürdigem Fistelton, sie hielt wacker die Kerze hoch, während wir Emil erlebigten, damit wir besser sehen könnten, und schrie gleichmäßig. Kein Zweifel, sie würde so noch dastehen, wenn wir zurückkämen, nachdem wir das Haus untersucht hatten. Denn das taten wir! Zuerst das Zimmer neben der Haustür im Erdgeschoß, das mit den verschlossenen Fenstern, mit den ewigen Holzläden, das uns von der Straße stets so unverschämt herausgefordert hatte. Das Zimmer irgendwelcher Blaubartgeheimnisse! Wir fielen auf die Tür, wir sprangen hinein. Das ging sehr einfach, die Tür war nicht verschlossen — — das Zimmer leer. Im matten Lichtschein von Hildegards Kerze im Flur schien uns seine hohe Leere ungeheuerlich. Leer? Leer, das geheimnisvolle Zimmer? Keine abgeschnittenen Köpfe, keine aufgereihten Zehennägel, keine Skalpe, keine Bütteln voll roten Blutes? Leer —? (Sehr natürlich, es war das Wartezimmer für die Patienten gewesen, das ausgeräumt worden war, als der Arzt seine Praxis aufgegeben hatte, um sich ausschließlich dem Leben mit seinen Kindern zu widmen. So kam es nachher heraus.) Aber uns erbohte sie mächtig, die Leere und Nüchternheit des rätselhaften Raumes. Zurück in den Flur, an die andere Tür! Dort würden die Bütteln stehen! Auch diese Tür gab widerstandslos nach. Das hintere Zimmer war, wie wir sofort erkennen konnten, das Studierzimmer des Vaters, die Wände waren mit Büchern bis an die Decke zugebaut. Mir, der ich an der Spitze war, schlug davor ein so gewaltiger Respekt in die Glieder, daß ich Wasserdrang bekam und im Flurwinkel an vorgesehener Ortlichkeit, die ich leicht fand, austreten mußte. Über mir auf den Treppenstufen polterten schon die Schuhe der Femebrüder hinauf. Ich hinterher und bald wieder vorauf. Zimmer nach Zimmer tat sich auf; im ersten Stock waren die Wohnräume und das Schlafzimmer des Vaters. Nirgendwo etwas Besonderes, Auf-

fälliges, so etwa... sagen wir eine Kapelle zum Götzendienst mit indischen Goldfiguren, eine Geißelkammer, eine Reliquienkapelle für die abgestorbenen einbalsamierten Hauskaten. Aber wir fanden ein geweihtes Zimmer mit Turngeräten, schwebenden Red's, Hanteln, Holz- und Eisenstäben für Freiübungen. Kann man unsere Enttäuschung verstehen? Dann kann man auch unseren Zorn begreifen. Unsere Unternehmung war sozusagen der sittliche Boden entzogen. Der sogenannte Saal im ersten Stock war finster, schwarz. Aus Angst fingen wir an zu schreien. Dadurch zu Mut gekommen, schrien wir unausgesetzt, während wir höher stürmten. Unten schrie Hildegard in ihrem hohen Ton, oben schrien die Kinder (denn im zweiten Stock schliefen die Kinder, nach vorn die Knaben, nach hinten die Mädchen). Thusnelde hatte nicht versäumt, ihre Kerze auf die Treppe zu stellen, als sie flüchtig gegangen war, so daß keiner von uns ein Beinunglück erlitt. Sie und Eilhard waren in die Betten zurückgetroffen. Wir stampften, rauschten, heulten durch die Zimmer. Da fanden wir unseren Triumph! Unser Genügen war vollkommen! Hin und her, hin und her, gesprungen, getanzt und die Kinder in den Betten geschreckt. Die einen weinten, die anderen, den Kopf unter der Decke, schrien, daß es wie aus einem Keller klang; das jüngste lag wie leblos da. Aber es würde nicht sterben, da war keine Gefahr! Es würde sich schon erholen. Ein Junge im Bette hatte das Nachtlicht, ein Trinkglas mit Öl und Schwimmdocht darauf, in der Hand und sah uns entgeistert zu. Wir tanzten einzeln und in Gruppen; wir tanzten auch im Kreise; wir müssen nicht schlecht ausgeschaut haben: vor dem Gesicht die schwarzen, roten, gelben Masken, der eine eine bunte Decke, vom Boden aufgenommen, der andere ein weißes Laken umgeschlungen, aus einem Bette gerissen. Und Geschrei wie in einer Hexennacht. Da hatte ich einen großartigen Einfall. Ich befahl, — war ich nicht der Anführer? — alle Jungens sollten sich an die Hände fassen, Anna in der Mitte auf einem Schemel niederhocken. Es geschah; wir liefen, tanzten, sprangen, rasten um sie, je länger, um so heftiger, und sangen:

Die Anna saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,
die Anna saß auf einem Stein —
einem Stein!

Sie kämmt sich ihr goldnes Haar, goldnes Haar, goldnes Haar,
sie kämmt sich ihr goldnes Haar —
goldnes Haar!

Und als sie damit fertig war, fertig war, fertig war,
und als sie damit fertig war —
fertig war!

Da stug sie an zu weinen, weinen, weinen,
da stug sie an zu weinen —
weinen!

Sag, Anna, warum weinst du, weinst du, weinst du,
sag, Anna, warum weinst du —
weinst du!

Ich weine, weil ich sterben muß, sterben muß, sterben muß,
ich weine, weil ich sterben muß —

Ausschrei des kleinen Jungen: das Nachtlcht war ihm ins Bett entfallen; das Öl hatte sich in die Laken ergossen; das Bett stand in Flammen!

Geschrei und Entsetzen! Die Verschworenen flossen durch die Tür ab und die Treppen hinunter. Eine Karaffe Wasser ins Bett gegossen, aber es half nichts mehr. Bei dem grellen Feuerschein sprangen die Kinder von ihren Lagern, auch die, welche mit dem Kopf unter der Decke gelegen hatten. Den kleinsten starren Jungen riß ich aus dem Bette; ha! er stand sofort auf seinen Beinen und konnte laufen wie die andern. Die Kinder schwammen den Verschworenen nach die Treppe hinab. Ein Griff von mir in alle Betten, um mich zu überzeugen, daß sie leer waren — o, es würde schon niemand zu Schaden kommen! — auch ich sprang aus dem brennenden Zimmer. Die Treppe hinab geflogen! Unten ließen sie eben den Emil frei, und alles, Verschworene und Kinder, weiße Hemden, schwarze Masken durcheinander, ergoß sich durch die Haustür hinaus.

Die Straße noch leer und dunkel. Aber die Fenster des obersten Stockes waren rot und die Straße unheimlich erleuchtet. Der Soldat drüben neben dem Gefängnis schoss Alarm in die Luft, und bald läutete auch im Kloster stürmisch die Glocke. Die Verschworenen stoben nach Hause. Auch ich. Ich kam in die Wohnung; der Vater war noch nicht vom Regeln daheim. Kleider ab und hinein ins Bett. Ich ließ mich durch den vom Lärm der Nacht erwachten Matthias aus verstelltem Schlafe wecken.

Hei, das war ein Leben in der Straße! Aus dem zweiten Stock knallten jetzt die Flammen. Die Feuerwehr raste heran, Fackeln lohten, schwelten; rot flammten die Erzhelme der Feuerleute. Schläuche zusammengeschräubt, bald stieg der Strahl, dick wie der Stamm des Pflaumenbaumes, von dem Michael (der Erledigte) abgestürzt war, aufwärts und zischte in die Flammen. Weißer Dampf! Die Straße füllte sich mit schwarzen Menschen. Polizei war auch da und machte sich wichtig...

Es ist wirklich niemand zu Schaden gekommen. Die Kinder wurden von mitleidigen Familien für die Nacht aufgenommen; der Vater, gerade vom Regeln heimkommend, brachte Eilhard zu uns. Ich räumte

ihm mein Bett ein. Alles tadelte streng den Arzt, der seine Kinder allein gelassen. Der zweite Stock brannte aus. Aber ich hörte am nächsten Tage von Vater, daß das Haus gut versichert sei und also auch der Arzt keinen Schaden erleiden würde. Oh, der Vater schimpfte nicht schlecht auf den verrückten Doktor! Er könne froh sein, daß ihm seine „Wanzenbude“ — so sagte Vater — von der Versicherung schön wieder aufgebaut werde. Und die Bauleute bekämen auch was zu tun. Der Zorn auf den Arzt war groß in der ganzen Vorstadt. Niemand glaubte den Erzählungen der Kinder. Es seien alles nur Halluzinationen der Kleinen gewesen, die sich verlassen gefühlt und schreckliche Träume gehabt hätten. Dabei sei denn eines, das aus Angst sein Nachtlicht angezündet, irgendwie unvorsichtig gewesen. Selbst Emils deutlicher Erzählung wurde kein Glaube beigemessen, um so weniger, als die Polizei bestimmt erklärte, es sei in der gewissen Nachtstunde kein Mensch in der Straße gewesen. Nichts kam heraus...

Noch lange hat es damals in der Nacht gebrannt. Die Dampfspritze hat einen Leich von Wasser auf den zweiten Stock gepumpt. Die Wolken lagen rot. Die Flammen schnoben wie eine Herde von Wildpferden. Die Dachsparren zerbarsten knallend. Es regnete glühende Nägel. Ich konnte das alles vom Fenster aus sehr schön sehen. Es war großartig!

Politische Prozesse

Von Martin Beradt

Der deutsche Richter, um von seinem Charakter zu reden, hat, wie es nicht anders sein kann, alle Züge seines Volkes; ausgenommen jene, die seit sieben Jahren wie Ausschläge an diesem entzündeten Charakter aufgetreten sind. Also kennt er nicht Großmannsucht und sind seinem Wesen Bestechlichkeit, Glückrittertum, Genußsucht und Verschwendung fremd. In seinen bürgerlichen Ansprüchen bescheidener als ein wohlbezahlter Arbeiter, lebt er von einem so karglich bemessenen Gehalt, daß es wie eine Anweisung auf den Bezug der notwendigsten Lebensgüter wirkt; er gibt es aus für Wohnzins, Essen und Trinken; ob für Kleidung, ist unsicher, denn sie ist geringer als in anderen Ständen. Aufwand zu treiben, dem Geist Abwechslung zu geben, das Land zu bereisen, das sind Möglichkeiten, die für den verheirateten und nicht begüterten Richter ausscheiden; verheiratet sind die meisten, begütert die

wenigsten, und wenn begütert, in den Grenzen früherer Begüterung, die diesen Namen nicht mehr verdient. So ist er von äußerem Besitz unabhängig gleich einem Menschen, der den Wettbewerb um die irdischen Güter nicht unternimmt und abseits zusieht, voll Verwunderns über diese sonderbaren Bestrebungen.

Dieser unscheinbaren Art zu leben, könnte eine außerordentliche Geistigkeit Entschiedenheit und Bedeutung geben; diese Geistigkeit aber hat der Richter, wie der heutige Deutsche, nicht. Mit der Bescheidenheit, die ihn bürgerlich auszeichnet, lebt er auch geistig. Was ihn glücklich oder zufrieden macht, oder wenigstens nicht das Gegenteil davon, ist das Ansehen, das er besitzt, die Luftschicht, in der er sein Amt versieht und die er deshalb nicht gern verdunkeln läßt, wobei es sonderlich zugeht: die Klugen, raschen und gewandten Richter haben sich niemals gegen ein Ungewitter zu schützen, das sich gegen sie erhebt, und die wieder, die es müssen, sind nicht gewandt, und das Ungewitter erhebt sich deshalb wider sie.

Der Richter legt Wert darauf, sein Maß von Arbeit irgendwie gediegen zu erledigen. Was über das Notwendige hinausgeht, schiebt er von sich. Wenn sich das verbietet, schilt er; wenn er zu wenig Arbeit hat, wird er dafür behaglich und freut sich, den lebensverlängernden Weg des nicht sehr stark beschäftigten Mannes zu gehen und darauf seine Jahre hinzubringen. Auf die unwürdige und selbstzerstörende Hast der Anwälte sieht er mit einem Gefühl von Ruhe, ohne Neid für ihre höheren Bezüge, denn seine Aufgabe ist eindeutig und nur von der Gerechtigkeit bestimmt, während die andere dem Außenstehenden leicht doppelsinnig erscheint. Als ein Handwerker von Ernst und Solidität, voll Sachlichkeit und Enge, hält er Leidenschaft für höchst ungesund und dem natürlichen Umtrieb der Säfte schädlich, und sich des rechten Weges wohl bewußt, lebt er ohne Unsicherheit dahin; allerdings müßte er auch verzweifeln, wenn sich ihm auch noch Gelegenheit zu Unsicherheiten ergeben sollte.

Dieser selbe Richter, soweit man von vielen verschiedenen etwas Gleiches aussagen soll, hält in seiner Hand das Werkzeug, die Ordnung zu erhalten und die Auflehnung zu erschlagen. Man könnte denken: eine kapitalistisch geordnete Wirtschaft müßte, wenn sie ihn in so auffälligem Maße für ihre Sicherheit verlangt, sich seiner irgendwie bemächtigen, sei es offen, sei es versteckt — etwas, was in der That viele glauben, die den Richter anfeinden. Aber sein Amt und seine Macht geben diesem bescheidenen Bürger eine Zufriedenheit mit den Verhältnissen, durch die er von innen heraus ein ebenso ergebener Diener der geltenden Ordnung wird, wie das Geseß ein Geschöpf dieser selben Ordnung ist. Ja, der

Richter ist ihr noch ein ganz besonderer Diener, weil er die kunstvolle Zusammensetzung dieser Ordnung kennt, ihre fein durchdachte Struktur, in der nicht ein Paragraph und nicht der Saßteil eines Paragraphen überflüssig ist, wo nicht einer verschwinden kann, ohne daß viele Paragraphen mitgerissen oder zerfleischt werden, und vor denen man oft nicht sein Herz nur, sondern seine Eingeweide zerwühlen muß, Sammlungen zu durchsuchen hat, schwere Bücher nachzuschlagen genötigt ist, um zu erfahren, wie man sich, selbst bei entschlossenster Hingabe an die Paragraphen, verhalten muß, will man ihrem dunklen Sinn und den Auslegungen aller maßgebenden Männer gerecht werden.

Daß die meisten Menschen sich über diese Ordnung, wenn es ihre Bedürfnisse erfordern, gelegentlich hinwegsetzen, daß alle Triumphierenden, auch die Menschen von nur bürgerlichem Triumph, es um Macht, Begüterung, Ansehen tun, daß sie sich geschickt, brutal oder selbstvergessen durch die Lücken der Wirtschaft pressen oder über sie hinwegjagen und erst jenseits wieder sich zu der Ordnung bekennen, oft heuchlerisch, oft bigott, das entgeht dem Richter, den sein Lebensplan die vorgeschriebene Strafe der Ordnung gehen läßt, und der auf dieser Staatschauffee keine Gelegenheit hat, dem eigentlich Kämpfenden bei Kampf, Sturz, Sieg zu begegnen.

Dieser so beschaffene Richter hat nun Aufrührer zu verurteilen, die es in Deutschland, wo es sie bis dahin nicht gab, seit einigen Jahren in einer ganzen Reihe gibt. Gesezt, der Aufruhr sei erlaubt — was sollte er selbst, fragt der Richter. Er will ganz unvoreingenommen denken: aber dieser Gedanke ist doch von letzter Luzidität: ist irgendeine Form der Regierung, von der Tiefe gesehen, so sehr anders als die andere? Er glaubt nicht, daß die frühere einem jeden genug tat. Sie tat es schon ihm selbst nicht. Aber wird die neue allen genug tun? Jeder muß sich verstellen; auch die Regierung muß ein Auseres zeigen, das mit den wirklichen Vorgängen im letzten nicht zusammengeht — aber muß man es jedem, auch den Unerfahrenen, zeigen? Soll man ihre Fehler hervorkehren und deshalb gewaltsam eine neue Regierung erzwingen? Würde auf diese nicht eine andere und, nach dem alten aristotelischen Prinzip, nicht nur um so rascher folgen? Wozu die Ruhe des Umlaufs, die ja doch alles verändert, nur etwas langsamer, durch die Unruhe der Gewalt unterbrechen? Was an politischem Werke können einzelne, selbst bedeutende Menschen vollbringen in einer Zeit wie unserer, mit ihren stark ausgebildeten, bis in die niedrigste Form des Lebens hinunterfassenden Einrichtungen? Selbst ein Rebell in der höchsten, legitimen Stellung eines Kanzlers, Herr der ganzen Verwaltung, könnte keinen Schlag

führen, ohne daß hundert zurückhieben! Also selbst bei vollkommen loyaler Haltung gegen den Rebellen, selbst bei einer natürlich zu verpönnenden, aber in thesi vorstellbaren Sympathie für ihn — kann er nicht anders, als ihn verurteilen, verurteilen in dem Maß, zu dem das Gesetz ihn auffordert. Läßt es ihm Freiheit darin, und das tut es meistens, so wählt er die Härte; denn er will die Nachfolgenden abschrecken, den törichtten Weg des Rebellen zu gehen, zumal in diesem unglücklichen deutschen Augenblick, vielfach töricht, weil er dem klaren deutschen Wesen widerspricht.

Zur Härte entschlossen, braucht er nicht sehr stark nachzudenken, welche Anzahl Jahre Zuchthaus oder Festung er als Strafe dem Verbrechen angemessen hält. Die wirklich angemessene zu finden, ist unmöglich; jede Strafe ist schwerer als das Verbrechen, und es fehlt jede Tafel, ihr Verhältnis zu ermitteln. Aus Vorschlag und Gegenvorschlag von Staatsanwalt und Richter, aus Konnivenz der Richter gegeneinander, aus der oft sehr jungen Tradition einer Kammer, oft aus der noch schlechteren alten, entspringt eine Strafe von so unkontrollierbarer Geburt, daß der Vorsitzende in sehr vielen Fällen bei der Verkündung des Spruchs nicht angeben könnte, warum drei Jahre Zuchthaus, warum nicht vier, warum nicht fünf, warum nicht zwei. Wir haben eine bis zur Selbstquälerei gehende Gewissenhaftigkeit des Richters in der Zubilligung von Geld bei bürgerlichen Händeln; um einige Tage Zins werden bis zur Querköpfigkeit Aufklärungen verlangt und Verhandlungen vertagt; ohne vorher einen Sachverständigen zu hören, wird kein noch so niedrig gegriffener Schaden aus dem Recht der allgemeinen Erfahrung geglaubt — aber bei der Bemessung von Strafen, einem Vorgang von letztem, fast jenseitigem Gewissenszwang, herrscht unbekümmertes Daraufloshandeln, verschwenderisches Großmannstum; doch könnte man freilich — schrecklich, es zu sagen — keine Antwort auf die Frage geben, wie es anders sein sollte. Es gibt kein Verhältnis zwischen Schuld und Strafe, die niedrigste ist ebenso wie die höchste gleich gewissenlos, und eine jede ist Willkür und also Unrecht.

Vielleicht wird der deutsche Richter oft ein Opfer seiner Männlichkeit, deren Opfer der Deutsche ja in allem wird. Er verträgt nicht, schlapp zu sein, und es behagt ihm nicht, wenn eine etwas milder sprechende Kammer von dem Staatsanwalt den Spitznamen eines Klubs barmherziger Brüder angehängt bekommt. Ich bin sicher, ohne etwas darüber gehört zu haben, daß nicht selten bei der Beratung des Strafmaßes ein milderer oder ängstlicher Richter die Frage aufgeworfen hat, wie eine so harte Strafe auf die Öffentlichkeit wirken werde, und daß die Richter,

durch diesen Einwurf in ihrem Mute angezweifelt, eher bestimmt worden sind, schärfer als weniger scharf zu urteilen, etwas, wozu unter Umständen wirklich Mut gehören mag, nur daß die Richter die Tugenden verwechselten, und daß es nicht um Mut ging, sondern um Billigkeit.

Der Richter soll immer den Staat gegen den Einzelnen verteidigen und dann den Einzelnen gegen den Staat; das geht wohl oft über alle Vernunft. Ist doch nicht einmal bekannt, wessen Anspruch im Kampfe vorgeht, der Anspruch des Staates oder der des Einzelnen. Bei den Urteilen in den politischen Prozessen hat man den Eindruck, als hätte immer das Recht des Staates den Vortritt gehabt; das ist in Zeiten, in denen der Staat wankt, zu erklären. Ein Rebelle kann nur siegen, sterben oder fliehen; wird er gefangen und kommt vor die Richter des Staates, den er umwälzen wollte, so wird er mit den selten angewandten horriblen Strafen für Rebellion gerichtet. Hätten die Richter mehr Einblick in das Zwielicht unserer Verhältnisse, so hätten sie, ohne den Staat zu erschüttern, auch das Recht des Einzelnen mehr berücksichtigen können. Aber dazu bedurfte es der Einsicht in das Recht der Revolution, der schmerzlichen Erkenntnis, daß im gewöhnlichen Umlauf der Zeit die Niedrigstehenden ihr Recht nicht erhalten, weil die herrschende Schicht zu hart ist, um eher von ihren Prärogativen etwas zu geben, als bis sie dazu gezwungen wird; auch des Verständnisses dafür, daß es Menschen gibt, die nicht warten können, die für heute und morgen das Heraufzubringen suchen, was ohne sie in hundert Jahren sich von selbst gebiert, aber ohne daß ihre Brüder und Schwestern und Freunde noch dessen teilhaftig werden, die für ihre Brüder im Licht noch das Glück erreichen wollen, nicht für die Enkel im Schoß der Mütter. Hier die Distinktion zu finden, wie weit man diesen menschlichen Notwendigkeiten entgegenkommen darf und wie weit man die staatlichen berücksichtigen muß, ist schwer, vielleicht derart, daß ein Mensch, der ein einziges Mal in seinem Leben ein solches Urteil hat fällen müssen, sein Leben hindurch darunter zu tragen hätte. Ich zweifle, ob in den Seelen der Richter, deren Sprüche die Öffentlichkeit seit längerem beunruhigen, solche ins Riesenhafte ausgreifenden Kämpfe, ja Verzweiflungen, des öfteren vorgekommen sind.

Deutschland hat nicht die Befähigung zur Revolution, bei höchster Befähigung zum Kriege. Die eine Befähigung dankt es den männlichen Eigenschaften, die es im höchsten Maße besitzt; die andere fehlt ihm, weil für sie eine Kauschkraft nötig ist, die Führer entzündet und Massen hinreißt, eine Begabung, die eine Beimischung phantastisch weiblichen Wesens fordert. Ein Land mit schlechten revolutionären Anlagen kann keine Richter von gutem revolutionärem Urteil verlangen, sie seien denn

nicht der Ausdruck seines Wesens, was sie doch sein sollen. Das Kriegrecht auf der anderen Seite ist fünf Jahre hindurch von den seit jeher dem Krieg nicht fremden Richtern mit einem Verständnis und einer Sanftheit angewendet worden, die zu Klagen keinen Anlaß gegeben haben. Es ist deshalb die natürliche Tragik der Revolution, daß die Urteile hart und ohne Empfindung ausfielen, und daß einem jeden ein unausgesprochener Spruch beigegeben wurde: ein revolutionäres Land braucht nicht und ein nicht revolutionierbares Land kann nicht revolutioniert werden.

Auf dem Rückweg von einer Festung, auf der Häupter der Revolution seit Jahren schmachten und noch durch Jahre schmachten müssen (übrigens was für ein Jöyll war eine Festung früher, als Offiziere auf ihr die Strafen verbüßten, und welche verschärfte Pein hat sie heute!) besann ich voll Schmerz dieses Unglück, daß für all die Jahre Haft, die in einem Augenblick, fast durch Zufall, ausgesprochen werden, 365 Tage und Nächte notwendig sind, um nur ein einziges von ihnen hinzubringen. Niemand von den Richtern, die die Strafe ausgesprochen haben, spürt diesen unveränderlichen Kalender, sieht die Zahlenkrankheit, von der die Gefangenen ruiniert werden. Man hat es ausgesprochen: jeder Richter müsse, ehe er eine Strafe verhängen dürfe, einmal im Gefängnis oder Zuchthaus gewesen sein, wenn auch nur kurz und nur, um eine Vorstellung von den Leiden zu gewinnen, die er zufügen wird. Das sind Wünsche, die sich nicht erfüllen lassen, auch wenn sie erfüllt würden; denn der Richter litte doch nicht, sondern hätte nur eine Station auf seinem Vorbereitungswege mehr. Aber es ist nach meinem Gefühl unausbleiblich, daß in kurzer Zeit ein Gesetz kommen muß, es sei denn, daß die Menschheit sich länger einer Barbarei schuldig machen will, für die es keine Entschuldigung mehr gibt, ein Gesetz, daß jeder Richter, der eine Verurteilung ausgesprochen hat, zumindest in jedem dritten Monat und zumindest dann eine Stunde lang sich in der Haftzelle mit dem Gefangenen unterhalten muß, den er verurteilt hat. Den Gefangenen selbst kann dieses Gespräch nicht mehr befreien, aber es lehrt den Richter, wie Strafe tut, und wenn er morgen ein neues Urteil spricht, so müßte er von allem Guten und allem Menschlichen der Kreatur verlassen sein, wenn er sich nicht seiner gestrigen und seiner Gespräche von vorgestern erinnerte, den Verfall zwischen sechs Raummetern Wand und den ohnmächtigen Kampf gegen nicht erschütterliche Mauern sähe und die Zahlen wöge, ehe er sie mit seiner Stimme rief und dem Verängsteten zuteilte.

Rußland

Von Alfons Paquet

Die Probleme, die Rußland gegenwärtig aufwirft, sind wichtiger als das Gebaren aller abendländischen Staaten zusammengenommen. Diese Kranken liegen da, bis an die Nase zugebedt; man kann ihren Puls fühlen, man kann auch sehen, wie erstaunlich diese Patienten unter der Decke stillhalten. Rußland liegt offen da in seiner Geschundenheit. Es stellt als Experimentiergegenstand längst Amerika in den Schatten. Die Herren Ärzte notieren.

Es handelt sich um zwei neue Bücher, die das Rußland von heute zum Gegenstand haben und mit den modernsten Instrumenten an diesen Kranken herantreten: Artur Holitscher, *Drei Monate in Sowjetrußland* (S. Fischer Verlag, Berlin) und Leo Matthias, *Genie und Wahnsinn in Rußland* (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Was die Einordnung dieser Bücher in die Reihe betrifft, so ist zu sagen: sie sind Gebilde des westeuropäischen Geistes, die, gewollt oder ungewollt, zu Trägern der östlichen Kräfte werden; sie stellen diesen Kräften ihre hohe Methode zur Verfügung. Westeuropa ist dazu da, das heutige Rußland mitzubilden; diese Aufgabe ist wichtig, aber sie ist sekundär. Was die einzelnen abendländischen Regierungen Rußland gegenüber vermögen, ist nicht viel, aber das können sie: sich zusammentun, Rußland umringen, es in sich zusammendrücken, das Aufgebäumte gewaltsam rückwärts biegen. Aber auch dadurch schaffen sie an ihm, wie jedes Wort an ihm schafft, das aus westeuropäischem Denken über den russischen Tatbestand gesagt wird; jedes Bedenken, jeder Einwand, jede Problemstellung, in Sympathie oder in Furcht gebettet, tritt lösend in diese Gärungen, es ist irgendwie mitverantwortlich für die nächste Wirklichkeit. Wir vergessen darüber nicht, daß die Vorgänge in Rußland auch eine Seite haben, die dem Westen den Rücken kehrt. Über diese Seite gibt es keine Literatur; es ist unwahrscheinlich, daß man auch auf jener Seite einem Kadeß begegnet. Es würde sich wohl lohnen zu erfahren, was jene unliterarischen Besucher aus dem Osten über Rußland sagen, jene drei oder vier Beobachter, deren Besuche in Petersburg oder in Moskau denen der westeuropäischen Schriftsteller gleichen, die aber nicht in die plätschernden Straßen westlicher Großstädte, sondern zu den Mönchen und Weisen von Urga, von Kifil Djar und von Mazar zurückkehren. Vielleicht meditieren sie über die Frage, wann aus dem jetzigen Rußland der große Erwartete geboren wird, eine neue kosmische Intelligenz, ein neuer Abraham, der alle Erkenntnisse erneuert. Unterdessen schreibt der Westen Bücher und löst auf vollendete

Weise seine etwas ephemere Aufgabe, die darin besteht, diesem Rußland im Abendlande ein Prestige zu schaffen, das auch durch Rückschläge nicht mehr zu erschüttern ist. Kadel ist dafür da, daß dieses Prestige geschaffen werde. Man muß von allen Büchern, die seit drei Jahren über Sowjetrußland geschrieben wurden, etwas auf die Rechnung dieses kühnen Dolmetschers und Sophisten setzen; man muß gerade das, was Geist von seinem Geiste ist, einmal beiseite lassen können. Vielleicht wird man es später wieder einbeziehen müssen, vielleicht aber muß man es auch endgültig abziehen. Noch ist diese Fahrt durchaus nicht sicher. Es bleibt genug übrig.

Beide Beobachter formen nach dem Gesehenen ihre Puppen, beide ordnen diese Puppen ein. Holitscher, in der kleinen Gilde der Augenzeugen, der Beobachter, der des Wortes mächtigen Besprecher des heutigen Erdentages, ist ein aus dem Donauraum hervorgegangener Wells. Aus seiner Haltung, die weltoffen und weltleitend, voll Bewunderung für alles Mutige, aber der Passivität und dem Erbarmen am nächsten ist, spricht seine Herkunft von der westöstlichen Kulturgrenze. Matthias dagegen, dieser neue Name, scheint jenen Schritt aus der Esoterik in die Publizistik getan zu haben, der sich eines Tages als ebenso notwendig ergibt wie der umgekehrte; er bezeichnet immerhin ein Herabsteigen aus dem Olymp in die Revolution. Er überreicht in seinem Buche die Hälfte eines Kranzes, den er für Stefan George bereithielt, Lenin. Zwei halbe Kränze. Das ist belustigend.

Jrgendwo spricht Matthias auch von Tolstoi. Er nennt ihn einen widerlichen Komödianten, dem es halb Europa zur Heldentat anrechne, daß er im achtzigsten Jahre etwas getan hat, was tausend andere im zwanzigsten tun, nämlich ihre Familie zu verlassen. Ich weiß nicht, was Tolstoi in seinem zwanzigsten Jahr getan hat; aber für den Alten, meine ich, handelte es sich nicht darum, Papa und Mama sitzen zu lassen; es ist nicht so ganz gleichgültig, was der Achtzigjährige am Ende einer Zeit getan hat, die für ihn wie für uns gleich peinlich war. Es ist wahr, es gibt kaum etwas Peinlicheres als sein ewiges, unaufhörliches Schwanken. Aber dieses Ringen nach der Eindeutigkeit ist das Ringen nach dem Unmöglichen, es ist großartig. In diesem Ringen mit sich selbst hat er das alte Rußland zermürbt und die alte russische Kirche gestürzt. Matthias, der dieses nicht fühlt, wird auch anderes, was in der Richtung liegt, nicht fühlen.

Über alles Schildernde hinaus, das bei Holitscher reichlicher, sozusagen entgegenkommender ist, — über alles Schildernde hinaus, das bei Holitscher die kleinen Bilder, die kleinen Reize und Widerwärtigkeiten des Tages nicht verschweigt und darin seine Einheit findet, trägt dieses

Buch zur Klärung und Bewahrung der tieferen Vorstellungen bei, die wir uns über das jetzige Rußland gemacht haben. Es ist eines jener in russischer Sprache nicht möglichen Tagebuchblätter, die den raschen Strom der Ereignisse und das Momentane der Zustände auf allen möglichen Gebieten festhalten. Holitscher erhebt auch Einwände; diese sind von einer gewissen Unbefangenheit, sie sind immer von einer menschlichen, besonnenen und praktischen Art. Matthias gibt nicht Urkunde, sondern Perspektive. Das ist weniger bewegend als fesselnd. Er richtet, sozusagen als Spezialist für Kunst und Kultusangelegenheiten, seinen außerordentlichen Verstand auf den pathologischen Fall, er übernimmt eine Art Schiedsamt über die geistigen Elemente des Aufbaus und die Gefahrelemente des Zusammenbruchs, die in dem ungeheueren, gleichnishaften Prozeß in Rußland wirksam sind. Über dem Werke Lunatscharstks in Rußland liest er die unsichtbare Jahreszahl 1750. Er lehnt dieses Werk ab, er prophezeit diesem Werk die Auflösung. Matthias, dessen Einwände, wie wir schon sahen, zuweilen etwas Erregendes und Hochgesteigertes haben, ist geistig im Niesschetschen Sinne. Seine Werke sind nicht schwindelfrei und nicht ohne Absturzgefahren. Er greift aber auf eine denkwürdige Weise ein in den Prozeß der Differenzierung und der Reinigung, der sich an der Weltrevolution vollzieht.

Beide Verfasser begegnen übrigens bei ihrem Versuch, durch den repräsentativen Kommunisten von heute zum Russen vorzubringen, dem Juden. Es ist, als ob man auf dem Weg nach einem Ziel einen Mann träfe, der einen dreimal um sich selbst dreht und dann erst gehen läßt. Wir begegnen in Rußland schließlich doch am häufigsten dem Russen; er ist noch sehr oft ein stummer Mensch, der sich bekreuzigt. Er ist so nah, daß wir die Aderchen in seinem Auge sehen und sein Flüstern hören können, aber der Weg zu ihm ist weit. Holitscher spricht von dem Hungern und Dürsten des russischen Volkes nach Gott. Matthias hat ein Gespräch mit Mönchen des Troizischen Klosters. Was er aus diesem Gespräch mitteilt, führt auf eine Spur, die mich ganz verzweifelt macht, weil er vergiftet, ihr zu folgen. Es scheint danach, daß der Sergej Bulgakow noch lebt, daß seine Gedanken im heutigen Rußland verstanden werden. Bulgakow schrieb in seiner Schrift „Marxismus und Idealismus“ den Satz: „Zwei Linien, die bisher parallel liefen, ohne sich zu treffen, die Kirche und die Intelligenz, müssen sich endlich in einem Punkte begegnen. Und die Intelligenz wird dann in die Kirche das hineinbringen, dem sie nicht entsagen kann, ihre Unruhe, die Qualen ihres Gewissens, schließlich jenen Trieb zum Leben und für das Reich, das nicht von dieser Welt ist, jenen Trieb, der sich bei ihr so wunderbar mit der Sorge um die irdische Wahrheit verbindet.“

Diese Worte waren kurz nach der ersten russischen Revolution geschrieben worden; in jener Zeit verkündete Bulgakow, der vom Marxismus herkam und mit Lenin befreundet war, in seiner Zeitschrift „Woprossi Sbisni“ den kommenden, „heilbringenden Orkan“. Sie waren geschrieben, als das sozialistische Ideal, für das er auf wirtschaftlichem Boden eintrat, noch nicht auf das eben vom Weltkrieg geräumte Kampffeld hinabgestiegen war. Es hat heute etwas Erschütterndes, zu sehen, daß Bulgakow von der „Kirche“ spricht. Kann er die alte russische orthodoxe Kirche gemeint haben? Er muß sie gemeint haben, denn sein Lehrer war Wladimir Solowiew. Wo nun, bei Matthias, aus einem Hörensagen heraus, wie aus einem Tunnel, Bulgakow, fast nur ein Name, an das Licht tritt, um sofort wieder von den Seiten seines Buches zu verschwinden, zeigt sich wenigstens das eine: der Weg jenes Mannes ist geblieben, und die „Bruderschaft der Sophia“, die diesem Wege folgt, geht nicht mehr den Weg der alten Kirche, sie wandelt auf dem erneuernden Wege der „aktiven Mystik“. Als ich vor einigen Monaten in Konstantinopel mit Russen zusammenkam, fand ich eine Gruppe von Künstlern, Ärzten und anderen, in den Abgrund des Weltproletariats hinabgestürzten Menschen, die sich Übungen der aktiven Mystik hingaben. Sie waren, fern von Moskau, im Begriff, die uralten sakralen Tänze und Liturgien der innerasiatischen Schulen, die vermutlich die Heimat der ägyptisch-byzantinischen Mystik sind, zu einem neuen Leben zu erwecken. Unter ihrem Führer, Gurdjiew, sind auch sie auf dem Wege zu einem neuen, theurgischen oder magischen Dienst. Dies ist der eine Pfad aus dem Zerfall der alten Kirche. Ein anderer ist der rationale Gottesdienst der neuen östlich-evangelischen Richtung, die dem inneren Leben der Mährischen Brüder am nächsten verwandt ist. Der dritte Pfad ist der des „reinen Marxismus“ der kommunistischen Partei. Die drei Pfade haben ihre eigene Geographie. Um die Substanz des Kommunismus geht heute der Kampf zwischen der „Kirche“ und der Partei. Die Kirche, als die Größere, wartet. Die Partei aber, in dem ihr von Marx überlieferten kriegerischen Atheismus Feuerbachs, den die Masse ablehnt, sobald sie ihn verstanden hat, ist unfähig zur Neugestaltung des Religiösen, und doch steht keine Aufgabe dringender vor ihr als diese. Das Judentum ist das Kreuz und Schicksal dieser Partei. Der Jude, der für seine Person den Beweis stündlich liefert, daß er der höchsten religiösen Hingabe an das Ideal fähig ist, erweist sich als feindlich gegen die Anziehungskraft der religiösen Gemeinschaft und der Kirche.

Wir landen hier wieder bei dem Problem, das Holitscher so stark empfindet, wie es auch andere vor ihm in Rußland empfunden haben, und das von Matthias mit einem sichern Griff in den Vorder-

grund gestellt wird. Matthias hat sich Lunatscharsky mit dem starken Interesse des geistigen Menschen genähert; er betrachtet es als seine Aufgabe in Rußland, diesen Mann und sein Werk zu studieren. Ich muß mit einem tiefen Dank für die Lösung dieser Aufgabe sagen, daß hier zum erstenmal eine befriedigende Darstellung des Kommissariats für Volksaufklärung gegeben ist. Diese Behörde ist ein Berg, der Komplex dieses einzigen Kommissariats ist reichlich der dritte Teil in jener Dreiteilung des sozialen Organismus, die wir in Rußland durchgeführt sehen. Die Darstellung führt sofort in eine leidenschaftliche Kritik über. Der durch dieses Kommissariat übernommene grandiose Fibelunterricht an das Volk in Verbindung mit einer geschäftigen und mechanistischen Aufklärung ist für den Beobachter ein Wahnsinn, der zum Bankrott führen kann, selbst zum Bankrott der Revolution. Es gehört Kälte und Klarheit dazu, dies zu sagen. Es ist überzeugend gesagt.

Schließlich eines. Es bedarf kaum des Lesens von Paul Levis Schrift wider den Putschismus, um zu verstehen, daß es in den größten Bewegungen Wellentäler gibt, und daß zuweilen die Revolution warten muß, weil die Herren Revolutionäre ein wenig außer Atem sind. In solchen Momenten, die dazu da sind, neue Kräfte zu sammeln und alte abzustößen, die ihre Kreaturhaftigkeit breit machen und in der Gestalt von Sowjetparasiten überall umherwimmeln, in solchen Stunden der Flaute, wo die Segel schlaff am Mast hängen und über geborstene Berge die bureaukratische Kruste sich wieder schließt, ist es beinahe ein Trost, daß die Regierungen aller Staaten immer schlechter werden. Vielleicht dauert die Pause, bis die neue Generation aus dem Backofen kommt. Dieser jungen, mit sich beschäftigten Generation weist immer wieder eine ausgestreckte Hand auf Rußland. Die kommende Generation wird das Unerträgliche nicht ertragen, wie die jetzige es erträgt; zu ihr sind die neuen Winde unterwegs.

Ostseeligkeit

Von Linke Poot

In der Ostsee verändert sich das Bild. Es ist nicht mehr die Rede von 30 000 Glühkörpern für Eisenbahnwaggons, die eventuell auch in kleineren Mengen abgegeben werden, von größeren Posten Kreosotöl, zwei Flammrohrdampfkesseln, 3 Atm., 5 m lang, 1,70 m Durchmesser, 1,44 qm totale Kostfläche, von Holzschrauben, einem Veriefelungs-

Kondensator, greifbaren 3000 Messelbettlaken 120×200, Kastenkippern, Eisenfässern, Lockennadeln. Vielmehr erzielt man fette, gesunde Schweine durch Sowa, erhöht die Freßlust, verhindert die Knochenweichheit und heilt solche in wenigen Tagen, regelt die Verdauung, vertreibt Würmer. Man verkauft einen fast neuen eisernen Herd mit drei Löchern. Ein Dachdeckermeister führt Leerungen mit prima Gasfetteer aus, pro Quadratmeter 80 Pfennig. Dann stelle ich fest, daß ein Herrenfahrrad mit guter Bereifung versteigert wird. Ata eignet sich für alle Küchengeräte, besonders Ofen, Badewannen, Klosetts, die offenbar Küchengeräte sind. Im übrigen vollzieht sich alles unterirdisch und von selbst. Aus der Nachbarschaft klebt ein Plakat an den Häusern:

Volkstfest

des Gemischten Chors am Sonntag

zum Besten einer würdigen Ehrung der gefallenen Krieger im E. Körnerschen Garten. Schrammelmusik mit Tanz, Rosendiele, Glücksrad, Hoppla-Hopp, Zigarren- und Schokoladenstand, Knackwurstbude, Wahrsagerin, Margarethen-Tag.

Gefegnetes Land, wo man seine Toten mit Schrammelmusik und Hoppla-Hopp würdig ehrt. In Asien verbrennt man als Leihengaben papierne Puppen, Sänften, Orden, Kleider, die die Verstorbenen geliebt haben; hier labt man sie mit Knackwurst und Schokolade, — die die andern essen. Es wehen in diesem schönen Badeort über den meisten Strandkörben schwarz-weiß-rote Fahnen, breit wallt eine vor dem Kurhaus; man geht zehn Minuten zum nahen Zwillingebadeort: da trifft man zu jeder Tageszeit die Kurkapelle in Aktion; sie schaukelt zwischen „Kleine Mädchen brauchen Liebe, ob sie arm sind oder reich, — wenn sie Herzen, wenn sie küssen, dann sind alle Mädchen gleich“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ mit obligater Ansprache an den Schwarm: „Unser heißgeliebtes deutsches Vaterland, es lebe —“. Diesem Gemisch von „Kleine Mädchen brauchen Liebe“ und verkniffenem „Heil dir im Siegerkranz“ bin ich schon in Berlin oft begegnet, und ich grüßte meine Heimat, als ich sie hier wiederfand. Da wird etwa am Dönhoffplatz ein Stück gespielt „Seid einig, einig“, und nachdem die Brust mit Stolz geschwellt ist, ist es Zeit, auch anderer Organe zu gedenken. In der Friedrichstraße, nahe dem Bahnhof, ging ich einmal in ein Tanzlokal (es gibt da viele); es wurde auch getanzt. Ringsherum standen Weintische, an mehreren saßen Herren mit zarter Begleitung; laut schallte es alle Augenblicke durch das Lokal: „Kamerad, Kamerad“. Dann trat ein

bereits vorzüglich Geladener, nicht so Nobler an einen Viertisch in die Mitte des Tanzraums, kommandierte der Kapelle „Die Wacht am Rhein“ mit einem neuen Schlusstext: — daß wir bald wieder zur Wacht am Rhein stehen werden. Alles sang mit; der Geladene trank mit den Kameraden Brüderschaft, tanzte heftig und unvollkommen; bald gab es immensen Lärm, Gläser flogen zwischen die Beine der Tanzenden, die Kameraden beleidigten sich gröblich unter der Allmacht des minderwertigen Weins; ein Hund war auch da, der Unnoble wurde angefaßt und hinausgezogen, ein Kamerad schwankte am Nachbartische und berichtete, er sei bei La Bassé, weiß ich was. Damals schien mir interessanter, daß ein kleines Mädchen in der Nähe ein Beefsteak aß, das der ermittelte Unnoble bezahlte; sie sagte zu einer Kollegin: „Seit vier tanze ich schon“ — es war jetzt elf — „um sieben morgens kann ich erst nach Hause.“

An der Ostsee wurde mir eine Geschichte erzählt. An einem Oberschlesiertage geht ein Blumenfräulein auf einen Straßenfeger zu (oder war's ein Schornsteinfeger; mir ist nur noch der Besen in Erinnerung). Der Feger sagte: „Für Oberschlesien gebe ich gerne.“ Wörtlich. Das Fräulein freute sich und wollte dem Mann eine rote Nelke ins Knopfloch stecken. Da wehrt er ernst ab: „Sie meinen wohl, weil ich Arbeiter bin, darf es nur eine rote Blume sein. Wir geben Sie eine blaue Kornblume, die unser guter alter Kaiser so geliebt hat.“ So, so geliebt hat. Da, da, da hat das Fräulein, hat das Fräulein (Butter ist teuer, Schmalz ist billig, billig ist Schmalz), da hat das Fräulein, was hat sie getan? Da hat das Fräulein im duftigen Sommerkleid, hat das duftige Sommerkleid dem Schornsteinfeger die schwielige Hand, biedere Faust, derbe Rechte geschüttelt. Das hat sie getan! Sie hat ihm das schönste blaue Blümelein gegeben, wo sie im Korbe hatte. Das hat sie getan! Ich habe mich nach dem Schornsteinfeger erkundigt, der der Held dieser wundersamen Geschichte an der Ostsee war. Auch ich wollte ihm das biedere Sommerkleid, das Kleid im Schmalztopf, die schwierige Butterblume schütteln, treuen Gruß mit ihm tauschen, aber er war gerade im Schornsteinfegefeuer; wir haben uns nicht sehen dürfen.

Ich schreite weiter in der Schilderung der Landschaft. Es werden Gutsmeier und zuverlässige Freischweizer gefordert. Die Schützenzunft hat ihr vom schönsten Wetter begünstigtes Königsschießen abgehalten; der Preis ging von Herrn Dloff auf Herrn Bierschenk über, während im Nachbarort der Gerichtsvollzieher Stein depossidiert und der Viehhändler Lügow auf den Thron gesetzt wurde. Ein Viehhändler Lügow ist mir gänzlich unsympathisch; man sollte in einer Zeit, wie der

jehigen, und in einer Gegend, wie der hiesigen, in einem Nachbarort, wie dem dasigen, solche Geschmacklosigkeiten vermeiden. Groß ist in dieser Landschaft der Bedarf an Schmiedegesellen, Windmüllern. Auch an Schrankensehern. Ja, an Schrankensehern. Was es damit auf sich hat, konnte ich bisher nicht ergründen. Es gibt jedenfalls Leute, die von Beruf Schrankenseher sind und es offen zugeben. Sie treten immer im Zusammenhang mit Ziegeleien auf und sind von ihnen nicht ohne Gewalt zu trennen. Warum versuchen Sie es nicht mit Bluwah? Ich kann diese Frage, die an mich gerichtet wurde, nur wiederholen. Bluwah ist das, nicht ein Wacholderpräparat bei Blutstodungen. Es ist in dieser Landschaft offenbar viel in Gebrauch. Man flüsterte mir oft davon; mein Blut fließt aber richtig. Soweit ich es jedenfalls bemerken kann; wenn es einmal stoden sollte, werde ich meine Hinterbliebenen testamentarisch anweisen, mir sofort Bluwah zu geben. Es ist mir aber begreiflich, daß hier an der Ostsee, bei diesem Durcheinander von Vorschneitern, ledigen Damen, Draußenmädchen, tüchtigen Melkern, Wirtschaftseleven, gebildeten Sekretärinnen es leicht zu Blutstodungen kommt. Festgenommen wurde in Burow eine Frau, die mit einem Paar Schuhe und einer Bluse bekleidet war, die einer kürzlich in Sampersheim verstorbenen Frau gehörten und die nach deren Tode nicht mehr aufgefunden werden konnten. Es läßt in der That auf einen bedauerlichen sittlichen Tiefstand bei der Frau schließen, die nicht einmal der armen Person, als sie tot war, die Schuhe ablieferte; die Gerechtigkeit aber läßt nicht mit sich spaßen. Sie wird auch in dem andern Fall, der mir berichtet wurde, sich als vorhanden erweisen: da entwich auf flüchtigen Sohlen der Schnitter Stechowial aus dem Gefängnis zu Güstrow. Auf flüchtigen Sohlen beging er solche Untat. Hätte er die Stiefel der verstorbenen Frau angehabt, würde man bald seiner habhaft werden. Aber er zog sich nichts an als flüchtige Sohlen. Ein Schubbiack, dieser Stechowial.

Wer sich in einem Badeorte dem Meer nähert, wird nicht umhin können, die Farben des Meeres zu beachten und darüber Bemerkungen von sich zu geben; etwa: „Sieh mal, wie rot es ist“, „und da grün“, je nachdem; ferner die Luft „sehr rein“ zu finden, bei Betrachtung der Wellen zu äußern: „Sieh mal, wie hoch sie gehen“, „jezt, jezt kommt eine ganz hohe“. Solche Bemerkungen sollte die Kurverwaltung überall auf weit sichtbaren Schildern anbringen; alle werden sich sofort einig sein; man kann sich einem andern Stoffe zuwenden. Im Familienbad stand ein junges Mädchen neben ihrer Mutter. Die Mutter sagte leise zu dem Mädchen: „Kind, wir sind jezt schon vier Tage hier. Es ist ja

recht schön, daß du so an mir hängst. Aber wir müssen doch auch Bekanntschaften machen.“ Ich sah viel Trauringe, die keine sind, und freute mich in meinem lieben Herzen. Vor mir saß ein junges Paar, sie hatte eine Schreibunterlage mit Postkarte auf den Knien; sie fragte ihn: „An wen soll ich denn diese Karte schreiben?“ und er flüsterte ihr eine Adresse zu, daß sie laut herausplaste; dann holte er eine Liste der Kurgäste hervor; sie griff entzückt danach; er zeigte einen Namen; sie zerknauschte, vor Behagen lichernd, das Blatt vor dem Mund.

Aus einem Hotel sah ich Tag für Tag umschlungen ein Paar gehen, zwei junge Damen; sie sahen wie Schwestern aus, wenigstens in der Tracht, die immer recht gut und bezent war; aber etwas auch im Gesicht, das nicht sehr bezent war. Sie hatten auch Augen im Gesicht, und jeder Vorübergehende hatte Gelegenheit, sich von dieser Tatsache zu überzeugen und wie die Augen funktionierten. Sonnabends und Sonntags aber gingen sie zu vier aus dem Hotel; an jeder Dame hing ein Mann, der nach seiner Tonart eben aus Berlin gekommen war und nach seiner Zärtlichkeit jedenfalls — auch nicht der Gemahl seiner Dame war. Es waren ersichtlich die legitimen Freunde; auch sie hatten also Verlangen, ihre Damen auf Badereisen zu schicken; auch Freundschaft ist nicht lange zu ertragen.

Die Sieger in dem großen Krieg 1914—18 konnte ich täglich sehen. Sie wohnten im Kurhaus und am Kurhaus. Sie machten Fahrten auf eleganten Segeljachten; von ihnen stammten die häufigen kleinen Zettel an der Kapelle, worin Belohnungen von vielen tausend Mark für irgendwelchen frischverlorenen Schmuck versprochen wurden. Ihre Namen waren gewöhnlich wie ihre Gesichter; Müller, Schulze, aus Perleberg, Berlin, Stargard. Der Pferdefuß, den sie für einen Kinderbraten verkauft hatten, wurde ihnen unsichtbar vorausgetragen. Ehrfurchtsvoll betrachtete ich, einer unterlegenen Nation angehörig, die hohen, dicken Herrschaften.

Schöne Kostüme sah ich; die Farbigeit der Trachten war herrlich, besonders abends auf der großen Landungsbrücke. Ich weiß nicht, wodurch es physikalisch zu erklären ist: es schien mir, als ob immer vor dem Sonnenuntergang und während des Sonnenuntergangs alle Farben am intensivsten, wirklich leuchtend, fast schmerzhaft brennend wurden. Der Strand, von spazierenden Menschen belebt, war ein Mosaik von Farben; sie verschlangen sich ineinander, verschnürten sich, lohnten einzeln. Dicht vor dem Verschwinden aller Helligkeit, wenn das Dämmergrau schon über den Dingen und Menschen lag, war die Erscheinung am stärksten; aus dem Abenddunkel brach auch gelegentlich solche sterbende Farbe von einem Kleid, einem Hut.

Wenn sie aber die Kostüme nicht trugen, wie war es dann? Ich sah sie oft im Familienbad. Das Bad welcher Familie? Wir stammen alle von Adam,

Eva ist Mutter von uns; wenn sich die Geschlechter im Bad begegnen, erneuern sie die alte Verwandtschaft. Der Eros kündigt Unorientierten die Zusammengehörigkeit an. Es gibt wenig Einrichtungen, die dezenter sind als ein Familienbad. Ich glaube, kluge Frauen und Mädchen gehen nicht ins Familienbad. Oder nur zum Zuschauen. Wenn das Kleid fällt, fällt zu vieles. Die Bekleidung ist mehr als bloße Waffe im Lebenskampf. Sie ist Vorgeschichte, Signalement. Sie gehört keineswegs bloß zu den Dingen, woran man einander ahnt. Wie der Ruf, der einem Gelehrten, Künstler vorausgeht, umgibt sie den Mann und die Frau. Sie ist ein sichtbarer Teil ihres Geistes, etwas Geistiges. Und darum, wer sie ablegt, wird gröber, animalischer — zugleich dunkler. Er verläßt unsere Kulturepoche. Dies ist die Ursache davon, daß die entkleideten Menschen nüchterner, reizloser, anerotisch wirken. Tief aus dem Allgemein-Menschlichen quillt die sexuelle Anomalie, nur ganz oder teilweise Bekleidete zu umarmen. Im Familienbad konnte ich sehen, wie massiv der Mensch unserer kulturellen Zone Reize häuft, mit welcher Unmasse Gewürz wir paprizieren — wie ruhig, wohlthuend, freundschaftlich, „verwandt“ der unbekleidete Mensch wirkt.

Das schönste Alter der Frau ist von vierzehn bis sechzehn, in unserem Klima, bei den Rassen, die sich hier bewegen. In diesem Alter hat Gesicht und Körper seine gleichmäßig schönste Formung. Auch einzelne noch jüngere fielen mir auf. Aber delikat, eine wahre Augenweide waren die Vierzehn- bis Sechzehnjährigen, die dazu noch den stumpfen, passiven, sachlichen Gesichtsausdruck des Kindes trugen. Erst später löst sich die Mimik, tritt der Glanz in die Augen: die noch sehr fragwürdige Pubertätsdrüse dokumentiert sich. (Sie ist fragwürdig: es werden eben sonderbare Kontrollerperimente bekannt zu den vielgenannten Steinachs; danach hängt die festgestellte „Verjüngung“ der Senilen nicht mit einer mystischen Drüse zusammen, sondern mit der Resorption von Eitweiß aus dem unterbundenen Hoden, welcher zugrunde geht. Dann dauert natürlich die „Verjüngung“ nur einige Wochen an, bis alles kaputt ist im abgebundenen Organ; man hat zum Schluß ein kaputtes Organ mehr.) Und mit der Mimik und den glänzenden Augen tritt die Rundung, Über-rundung ein, das stärker ausgebildete physiologische X-Bein, die Neigung zu Senkfüßen, die Verlängerung des Oberkörpers auf Kosten der Beine, das Abwärtsrutschen der Hüften: die fettige Entartung der Frau. Vor diesem Damoklesschwert rettet nur die Flucht in die Schwindsucht. Ein paar Tuberkelbazillen sollten auf keinem Toilettentisch fehlen.

Kinder liefen zahllose herum, auf dem Strand, im Bad, auf den

Treppen. Sie sind reizend, eine Plage ihrer Umgebung. Man kann nicht anders, als sie streicheln und vor ihnen ausrücken. Ich saß oft in meinem Strandkorb, in dessen Nähe eine der vielen Kanalisationsröhren sich in die Ostsee ergoß. Die Röhre war weder aus Stein noch aus Eisen, sondern, wie es sich für einen Badeort gehört, aus Holz; an vielen Partien fehlt das Deckbrett, das Dreckbrett, und die „Kanalisation“ floß schäumend wie ein echter Strom dahin. Am Meer aber bemächtigten sich die Jungs des düfte spendenden Elements; sie schütteten Sandmassen in die Zuleitung; die „Kanalisation“ staute sich, schwellt rechts und links über; es spritzte; die Kinder freudig dicht dabei. Ein Kind ist durchaus ein elementares Ereignis, das man mit Vorsicht genießen muß. Den Nachweis, daß es ein Mensch ist, erbringt es nur gelegentlich und spät; der Schlaf ist solche Gelegenheit. Ganz kleine Kinder sind bloß dumm, frech- und sauffüchtig, sie schreien, machen sich voll und sind äußerst lieb. Eine Zeit darauf entwickeln sie sich. Sind mehrere zusammen, so führen sie einen nie ermüdenden Guerillakrieg gegeneinander, genannt Spiel; sind sie einzeln, so führen sie ihn gegen die Eltern, Vormünder und sonstige Erziehungsberechtigte, die im Besitz bürgerlicher Ehrenrechte sind. Unter Erziehung hat man die Kräfte diagonale zu verstehen, die sich aus dem Krieg der Eltern mit den Kindern ergibt. Das Kind baut zielbewußt jede errungene Position aus, verteidigt jeden Posten, versteht unversehens Ausfälle zu machen und zu überrumpeln. Kinder werden unsinnig von Eltern, ahnungslosen Gefangenen und Opfern, von Lehrern, sogenannten Pädagogen, verklärt, ja glattweg für eine Art Mensch erklärt. Dieser Anthropomorphismus hat so wenig recht, wenn er sich auf Bäume, Hunde, Katzen erstreckt, wie wenn er sich gegen Kinder wendet.

Sie sind possierliche Haustiere, die ihre angeborene Bosheit jeden Moment ganz naiv äußern. Ich machte am Strand ein Experiment. Drei Jungs saßen da, buddelten im Sand, hatten jeder ein sehr nettes Spielzeug; der eine ein Segelschiff, das er in einem mühsam hergestellten Kanal an einer Schnur laufen ließ, der andere einen großen Sandkarren, der dritte stand bis an die Brust in einer Umwallung, schippte mit Macht, vor sich einen Haufen Steine, Muscheln, mit denen er den Wall belegte. Ich sah ihnen, die vertieft arbeiteten, eine Zeitlang zu, ging in ein Geschäft und kaufte zwei Bogen lila Glanzpapier. Vor den Kindern, die mich kannten, schwang ich die beiden Bogen, und als sie heransprangen, zerriß ich rasch einen der Bogen, gab einem einen ganzen, den beiden andern je eine Hälfte. Sie dankten; ich zog mich zurück. Zuerst schlich der mit dem ganzen Bogen seitlich davon; er setzte sich dicht ans Meer hin, mit dem Rücken zu den andern, blickte sich aber oft um. Die beiden andern

besahen ihre Hälften genauer: jeder besah die Hälfte des andern. Dann legten sie die Hälften übereinander und maßen, wer die größere hatte. Dabei schienen sie aber ihre Hälften nicht genau bezeichnet zu haben, denn ich hörte bald heftiges Reden, beide hielten die Blätter fest, gestikulierten mit der freien Hand, sahen sich nach mir um, riefen mich. Ich tat, als ob ich schlief und bedeckte den Kopf mit derselben treuen Mütze, die ich bald darauf verlor. Nun zerrte der Größere den Kleineren hin und her, und sie gerieten auf den Wall. Diesen Moment schien der Junge, der mit dem ganzen Bogen am Meer saß und die ganze Entwicklung scharf beobachtete, nur erwartet zu haben. Er kniffte seinen Bogen sorgfältig und wollte ihn in den Blusenausschnitt schieben. Da war aber schon etwas Weiteres am Wall geschehen. Der Kleine, Gezerrte war auf den Kamm gesprungen, der Wall rutschte. Der Junge vom Meer warf seinen Bogen weg, stürmte auf den Wall, den er gebaut hatte, und jetzt erhob sich ein mörderisches Gebrüll. Sie sollten von seinem Wall herunter. Die Tränen liefen ihm von den Backen, als er die Verwüstungen im Innern seiner Burg sah. Dem größeren der beiden Feinde gelang es, zu beweisen, daß der Kleine zuerst oben auf dem Wall den Schaden angerichtet hatte. Der weinende Burgbesitzer schlug ihn, der schon unsicher war, mit ein paar Anläufen in die Flucht. Auch der Größere verkrümelte sich. Ich sah, wie der die zerknautschten Glanzbogenhälften am Fuße des Walls aufhob und, nachdem er sie vergeblich geglättet hatte, dem Burgbesitzer anbot, der aber wütend gegen ihn den Arm hob. Nach einer halben Stunde war keiner von ihnen mehr am Strand. Ich stand auf, setzte mir meine treue, untreue Mütze auf — welches schäbige Haupt bedeckst du jetzt, wen hast du mir vorgezogen, was erduldest du verwöhntes Wesen jetzt —, überging das Schlachtfeld. Die beiden Hälften lagen nahe dem Wall; am Meer hob ich den sauber gekniffen andern Bogen auf; der Burgbesitzer hatte ihn auch vergessen.

Kleine Kinder haben etwas von Papuanegern oder einem Volk aus Innerafrika. Sie versuchen alles, sind unbegrenzt in Neugier und Zudringlichkeit, betasten alles, stecken es möglichst in den Mund, sind für Reaktionen negativer Art anderer gänzlich unempfänglich. Sie haben Dämonenfurcht. Den Erwachsenen verachten sie oder sind mißtrauisch gegen ihn. Sie benutzen ihn, beobachten ihn, machen sich über ihn lustig. Man weiß, wie schwer es ist, Kinder zu bewegen, in die Schulen zu gehen, die wir ihnen eingerichtet haben. Sie gehen schließlich doch hin aus Dämonenfurcht, wie wir an einen Sarg oder vor eine Leiche oder in eine Kapelle gehen; auch aus Neugier, was dahinter steckt, was die Großen da gebaut haben. —

Ein Badeort dient zur Erholung. Ich vermisse die Gebrauchsanweisung. Ich kann braun werden, mir ein Sonnenerythem holen. Es läßt sich nicht verhindern, daß ich mich über den Strandkorb ärgere, den ich nicht kriege, daß mich die Preise —. Meine Gedanken sollen sich ausruhen. Sie tun's nicht. Ich kann meinen Kopf nicht auf ein Vakuum einstellen. Er kann sich mit meiner bisherigen Arbeit nicht beschäftigen, aber er wird darüber nur unruhig, hat kein Objekt, er will sich mit einem andern beschäftigen.

Diese Badeorte sind ein blendender Unfug. Für einen Teil der Menschen sind sie nichts als konzentrierte Vergnügungsplätze. Die andern tratschen, klatschen, suggerieren sich gegenseitig „Erholung“, holen sich geduldig Verbrennungen, ziehen sich an und aus und fahren schließlich gekräftigt nach Hause.

Es muß ein neuer Typ von Erholungsstätten geschaffen werden. Für die Unmasse Kaufleute, Beamte, Lehrer, Künstler, im ganzen die Kopfarbeiter der gegenwärtigen Städtkultur. Sie müssen Orte finden, in denen sich ihre Seele erholt, indem sie mit etwas „Erholendem“ beschäftigt wird. Umstellung der Seele auf sechs, vier Wochen. Stätten sehr verschiedener Art. Episodische Klöster für Laien mit sehr bestimmt geregelter Tag, Gartendörfer, Ackerdörfer, Fischerdörfer, Siedlungen mannigfacher Art, auch in den Städten oder bei Städten, wo Erholung und Bereicherung durch andersartige, neu „beseelende“ Beschäftigung bereitet wird. Man hat zu simple Vorstellung von dem jetzigen Städter und was ihm zur Auffrischung not tut. Mit dem Laufen ans Meer, auf die Alm ist nichts geschehen.

Ich verfluche diesen vielgelobten Badeort, wo ich meine treue Mütze verlor, wo mir mein gesamtes Badezeug vom Strandkorb gestohlen wurde — wenn ich aber Badezeug leihen wollte in meinem Unglück, bekam ich immer nasses, oder es war gerade verliehen: „Die Herrschaften hier haben alle eigenes“ (wahrscheinlich meins) —, wo das Kurhaus an einen bekannten Unternehmer verpachtet ist, der Feste arrangierte, die gottlob verregneten, wobei alles bewimpelt wurde mit jenen lieben Farben und sonderbarerweise jeder Besucher einer Badeanstalt erhöhtes Eintrittsgeld zahlen mußte, selbst wenn er sich um die Feste des Unternehmers gar nicht kümmerte.

Bald werde ich in Berlin sein. Wie ein umgekehrter Xenophon werde ich, wenn ich Oranienburg, die Schornsteine am Gesundbrunnen, den Stettiner Bahnhof sehe, rufen:

„Thalatta! Thalatta!“

Politische Chronik

Von Sebastian Brant

Die französische Politik ist von jeher, seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten, auf Prestige gestellt gewesen. „L'état c'est moi,“ sagte der Sonnenkönig. „L'Europe c'est moi,“ denkt heute, nach der Niederlage Deutschlands, der französische Politiker. Aus dieser imperialistischen Ideenrichtung heraus ist die nimmermüde Nechthaberei, Herrschaftsucht und Expansionslust der Pariser Presse und Politiker zu verstehen. Mit dem Imperialismus geht's Nationen wie dem Einzelnen mit dem Morphinum. Wer einmal davon gekostet hat, gewöhnt sich so rasch daran, daß er dauernd größere Portionen braucht, um sich aufzumuntern und aufrecht zu erhalten. Diese imperialistische Morphinumsucht der Franzosen fängt nachgerade an, die europäische Atmosphäre so sehr zu bedrücken, daß irgendwann einmal eine Entladung erfolgen muß, eine zum mindesten diplomatische Auseinandersetzung aller fortwährend brüskierten europäischen Mächte mit den Methoden der Pariser Politik. Frankreich beginnt sich selbst zu isolieren. England und Italien wehren sich bereits in kräftigen Tönen gegen die Versuche Frankreichs, an sein Schwert schlagend, allein über das Schicksal des europäischen Kontinents zu entscheiden. Die „Entente cordiale“ hat schon mehrfach bedenkliche Risse bekommen, und nur mit größter Mühe konnte schließlich, zuletzt in der Frage weiterer Truppentransporte nach Oberschlesien, wenigstens eine formale Lösung gefunden werden. In aller Stille bereitet sich, aus einer Defensiv heraus, die politische Einkreisung Frankreichs vor, und in absehbarer Zeit werden die Franzosen dieser Politik aller der Mächte, die ein Interesse an der Befriedung und an der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung der Welt haben, nachgeben müssen. Deutschland kann dieser Entwicklung der Dinge nur passiv gegenüberstehen und kann sich lediglich darauf beschränken, seine Pflicht zu tun, das heißt: die in dem Friedensvertrage und zuletzt noch in dem Reparationsultimatum übernommenen Verbindlichkeiten bis an die äußersten Grenzen der Leistungsfähigkeit zu erfüllen. Deutschlands Situation ist, außenpolitisch, ungefähr mit Frankreich nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft vor einem Jahrhundert zu vergleichen. Es muß unter allen Umständen darauf bedacht sein, das im Kriege verlorene moralische Terrain langsam und unaufdringlich wieder zu erobern, sich in allem und jedem auf den Rechtsstandpunkt stellen und abwarten, bis es politisch und wirtschaftlich gestärkt aus sich heraus ein selbständiger Machtfaktor zur friedlichen Wiederherstellung des Gleichgewichts in Europa geworden ist.

Der Versailler Friede, der in der Hauptsache das Werk Clemenceaus ist, hat Europa alles eher als Frieden und Ruhe gebracht. Er hat Europa balkanisiert. Das Deutsche Reich ist stark verstümmelt, aber nicht, wie die Pariser Revanchepolitiker gehofft hatten, zerfallen. Deshalb streben die Franzosen nach weiteren Sicherungen, um Deutschland unablässig unter Druck, um ihm die Hand stets an der Gurgel halten zu können. Das militärische Garantie-Abkommen mit Amerika ist gescheitert. Polen allein als Gendarm an der Weichsel scheint, obwohl Frankreichs Geld erst ihm eine große Armee ermöglicht, keine völlig ausreichende Machtposition darzustellen. Darum die Bemühungen, mit der Tschecho-Slowakei ebenfalls zu einer militärischen Vereinbarung zu kommen. Darum der politisch nicht ganz durchsichtige Handelsvertrag mit Finnland. Darum die enge Lierung mit den reaktionären russischen Emigrantengruppen zur Wiederherstellung Rußlands in einem franzosenfreundlichen Sinne. Darum endlich die auffallend entgegenkommende Politik gegenüber Jugoslawien. Aber während so Frankreich um das Deutsche Reich einen eisernen Ring zu ziehen versucht, beginnen sich die engen Bande zu den alten Ententegenossen England und Italien zu lösen. Das ist die große Verschiebung der Konstellation, die sich ganz allmählich zu vollziehen anfängt. Bisher konnte Frankreich immer gleichzeitig mit dem Säbel Englands und Italiens rasseln. Aus diesem Grunde fand es überall, und vornehmlich in den Staaten, die neu aus der Liquidation des Völkerkrieges hervorgegangen waren, bereitwilligst Gehör und Entgegenkommen. Mehrfach schon, zuletzt bei der provozierten Besetzung Frankfurts am Main, bei der angebotenen Okkupierung des Ruhrgebiets und bei der oberschlesischen Truppentransportfrage, haben sich die beiden anderen Alliierten dies höflich, aber energisch verbeten. Voraussichtlich werden sie, wenn in Paris dieser Kurs bleibt, es noch öfters und entschiedener tun, um Europa endlich zur Ruhe kommen zu lassen. Zurzeit, da diese Zeilen in Druck gehen, tagt der Oberste Rat in Paris, um all die großen schwebenden Fragen auszugleichen, um insbesondere Oberschlesiens Schicksal endgültig zu entscheiden. Der Auftakt läßt bereits die schweren Meinungsverschiedenheiten erkennen. Wird man dieses Mal noch ein Kompromiß kümmerlich zustande bringen?

Bei der französischen Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland sind die ehernen wirtschaftlichen Tatsachen gänzlich außer acht gelassen. Frankreich kommt in größerem Maßstabe weder als Im- noch als Exporteur für die Nachbarstaaten Deutschlands in Betracht. Der Handelsverkehr der Tschecho-Slowakei zum Beispiel ist in der Ein- und Ausfuhr fast genau zu je fünfzig Prozent von Deutschland abhängig. Polen geht

finanziell und wirtschaftlich zugrunde, wenn es nicht politisch und wirtschaftlich mit Deutschland zum Ausgleich kommt. Rußlands Wiederaufbau ist ohne deutsches Menschenmaterial und Kapital überhaupt nicht denkbar, und Frankreich selbst baut seinen ganzen Wirtschaftsimperialis- mus zu einem großen Teil auf den deutschen Reparationsleistungen auf. Die Einsicht aller dieser Nationen, die wie Drahtpuppen auf der po- litischen Bühne Frankreichs tanzen sollen, in die tieferen wirtschaftlichen Zusammenhänge muß ihnen sehr bald zeigen, daß man Politik gegen die Wirtschaftsinteressen vielleicht für einen Augenblick, aber niemals dauernd treiben kann. Aus diesem Grunde wird man der prononzierten fran- zösischen Politik, wenn man über den Tag hinwegsieht, nicht eine säkulare Bedeutung beimessen dürfen.

Wenigstens auf einem engbegrenzten politischen Gebiete, in den Aus- einandersetzungen über die Sachlieferungen für die Wiedergutmachung, scheint eine Verständigung hüben und drüben möglich zu sein. Soviel ist jedenfalls sicher, daß Deutschland einen nicht geringen Teil der Annuitäten durch Produktionsleistungen direkt abgelten darf. Das Wiederaufbau- ministerium hat, nach einem langen Interregnum, in Walter Rathenau einen Großindustriellen, Techniker und Diplomaten als Leiter erhalten, der sofort daran gegangen ist, mit ungewöhnlichem Geschick die ganze Reparationsfrage zu organisieren. Zu dem obersten kaufmännisch-prak- tischen Ausführungsorgan ist der süddeutsche Industrielle Dr. Guggen- heimer gemacht worden.

Ein gewaltiger Bau von Lieferungsverbänden der einzelnen Branchen und Länder soll errichtet werden. Neben den freien wird der kollektive Handel treten. Die Gewinne werden beschränkt werden. Kurz, einige sozialdemokratische Organe sehen darin bereits einen neuen Schritt in den Sozialismus hinein. Das ist nur sehr bedingt richtig. Das, was Rathenau zur Durchführung seiner Wiederaufbau-Aufgaben plant, ist eher die ge- sunde Mischung einer individuellen und sozialistischen Wirtschaftsform. Er schafft nur einen äußeren organisatorischen Rahmen für eine bestimmte wirtschaftliche Aufgabe und versucht, durch diese Zusammenfassung erstens eine gleichmäßige Verteilung der Produktion auf die einzelnen Länder und Industriebezirke, zweitens eine Garantie für die tatsächliche Erfüllung der übernommenen Lieferungsverpflichtungen und deren Haftung durch große Organisationen und drittens eine nivellierende Preisregulierung zu er- reichen, um nach den Erfahrungen des Kriegs- und Revolutionschieber- tums nicht auch noch Schmaroger beim Wiederaufbau großzuzüchten. Innerhalb dieses Rahmens, dieser gesteckten Grenzen herrscht die freie

Wirtschaftsweise. Dieser „Sozialismus“ ist also nur eine Disziplinierung der Wirtschaft. Das ist ja überhaupt das Merkwürdige an der gegenwärtigen Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft, daß der künstlich aus dem deutschen Volke ausgerottete Militarismus, soweit man darunter die Selbstzucht, die Disziplin, die Organisation versteht, vom Heer auf die Wirtschaft übergegangen ist. Während des Krieges ging diese Entwicklung parallel, bis beide, durch eine Überorganisation, die alles individuelle Leben schließlich erstickte, zusammenbrachen. Nun, nach dem Kriege, hat man zwar den kriegswirtschaftlichen Organismus, der zuguterletzt durch das Karten- und Rationierungssystem, durch den zivilen Hilfsdienst seine Polypenarme bis in die äußerste Hütte ausgestreckt hatte, radikal abgebaut oder, richtiger, beseitigt. Aber die Idee der Konzentration, der Disziplin ist geblieben, und sie sucht nun, in tausend Willensmonaden, sich durchzusetzen. Die deutsche Wirtschaft ist heute durchorganisiert wie nie zuvor. Dazu hat, nicht zum wenigsten, die Steuergesetzgebung beigetragen. Der fast konfiskatorische Charakter der eigentlichen Kriegssteuern, das heißt der Steuern auf die Kriegsgewinne, auf den Vermögenszuwachs und so weiter, hat merkwürdige Folgen gehabt, die, in ihrer Gesamtwirkung, noch wenig oder gar nicht erkannt sind. Man kann diese Wirkungen auf drei Nenner bringen. Die unterschiedliche Behandlung der physischen und der juristischen Personen im Einkommen- und Körperschaftsteuergesetz, die die Gesellschaften begünstigen, indem sie ihnen größere Schlupflöcher lassen, führte zu einem massenhaften Übergang von Individual- zu Gesellschaftsbetrieben. So sind in den letzten zwei Jahren zahlreiche Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und so fort entstanden, und die Zahl der Einzel-, der Individualbetriebe ist stark zusammengeschrumpft. Diese Atomisierung des Kapitals in Anteile ist nicht zu bedauern. Einmal, weil die Gesellschaftsform allen, auch nicht industriell oder kommerziell interessierten Kreisen des Volkes eine Beteiligung an den Unternehmungen durch Kauf von Aktien und Anteilscheinen ermöglicht, zum anderen, weil im Gegensatz zum Individualbetriebe die Gesellschaften verpflichtet sind, ihre Bilanzen zu veröffentlichen. Dadurch wird die Gesamtbilanz der deutschen Volkswirtschaft nach ihren Einkommens- und Vermögensverhältnissen, die bisher nur, wie Steinmann-Buchers und Helfferichs vage Vorkriegsschätzungen, im luftleeren Raum vorgenommen wurden, zunehmend erleichtert. Eine weitere Folge der Steuergesetzgebung ist die Kapitalflucht nach außen und nach innen. Namentlich in der ersten Nachkriegsepoche, als die staatlichen Verhältnisse stark erschüttert waren, ist außerordentlich viel Kapital unkontrolliert ins Ausland gewandert. Das ist, ethisch betrachtet, nicht er-

freulich gewesen. Wirtschaftlich darf man darüber nicht so hart urteilen. Denn letzten Endes muß es, im Auslande angelegt, dazu führen, das Ausland indirekt an dem Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft mitarbeiten zu lassen. Die Kapitalflucht bedeutet jedenfalls den ersten Schritt zur Wiederherstellung zinsbringender Auslandsguthaben, nachdem der gesamte deutsche Besitz dort liquidiert worden ist. Unter demselben Gesichtswinkel ist auch die Kapitalsflucht nach innen zu betrachten. Nachdem die Grenzen zum Ausland gesperrt waren, nachdem das Risiko für die Kapitalsflucht zu groß geworden war, flüchtete sich das Kapital nach innen, um dem Zugriff der Steuerbehörde, wenigstens zu einem Teil, zu entgehen. Die Gesellschaften begründeten rasch Tochterunternehmungen und diese wiederum weitere Ableger. Die Betriebe wurden nun so sehr ineinandergeschachtelt, das werbende Kapital, soweit es Gewinn brachte, wurde in Rücklagen für den Reservefonds, für Erweiterungsbauten und dergleichen mehr derart verwässert und undurchsichtig, daß, wie bei den typischen Stinnes-Unternehmungen, die Steuer nur sehr schlecht bei alledem fortkam. Das böse Prinzip, hier also die Flucht vor der Steuer, hatte aber auch sein Gutes. Der Unternehmungsgeist wurde ungemein beflügelt. Neue Arbeits- und Produktionsmöglichkeiten wurden geschaffen, und wenn die Arbeitslosigkeit heute in Deutschland ganz wesentlich geringer ist als zum Beispiel in England und Amerika, so ist das nicht zuletzt auf diese kapitalistisch-produktionstechnischen Verschiebungen innerhalb der deutschen Wirtschaft zurückzuführen. Im Juni dieses Jahres, dem letzten Berichtsmonat, bezifferte sich in Deutschland die Zahl der Erwerbslosen, ohne die Kurzarbeiter, auf noch nicht vierhunderttausend gegenüber den Millionen-ziffern in England und Amerika.

Das große Steuerproblem, das sich aus der Notwendigkeit ergibt, das Riesendefizit der Etats und die Milliarden-Jahresleistungen für die Wiedergutmachung zu decken, ist immer noch nicht gelöst. Die Regierung hat, indem sie zunächst fünfzehn neue Steuerentwürfe der Öffentlichkeit unterbreitet, den ersten Anlauf dazu genommen. Der Streit um das Verhältnis der direkten und indirekten Steuern in diesem Steuerbudget, um die Heranziehung des Besitzes, der sogenannten Sach- oder Goldwerte, des ländlichen oder städtischen Grundbesitzes, der Fabriken und so fort, also aller der Werte, die von der Inflation nicht berührt und ihren „Goldwert“ unverändert behalten haben, geht weiter. Die Reichsregierung versucht, eine Kompromißlösung zu finden; aber selbst wenn ihr das gelingen sollte, was vielleicht möglich ist, wird zunächst der Reichsrat, in dem die einzelnen Länder mit ihrem Interesse daran, daß

ihnen die Grund- und Gewerbesteuer, die letzten Reservatreste ihrer eigenen Finanzhoheit, möglichst unangetastet bleiben, ein gewichtiges Wort sprechen. Und dann erst wird der Kampf im Reichstag beginnen. Die Parteien werden, wie die Winde und Stürme aus den Schläuchen des Kolos, darauf losgelassen werden, und dann wird man ja sehen, was alles von den schönen Plänen des Kabinetts übrig bleiben wird, ob überhaupt eine Lösung mit diesem innerlich zerrissenen und koalitionsunwilligen Reichstag zu finden sein wird. Das Kabinett Wirth zieht jetzt seine Segel hoch, um bei Wind und Wetter auf die See zu fahren. Werden die Wellen es verschlingen? Und wird die Auflösung des Reichstags das letzte Mittel sein? Die Herbststürme kündigen eine neue schwere innerpolitische Krise an.

Zwischenein, zwischen Hochsommer und Herbst, werden die Parteien ihre Heereschau, gewissermaßen ihre Paraden vor dem letzten Entscheidungskampf abhalten. Die Kommunisten, die Unabhängigen, die Sozialdemokraten, die Demokraten, das Zentrum. Alle Parteien, ohne Ausnahme, machen zurzeit eine innere, geistig-seelische Krise durch. Die drückenden Notwendigkeiten der Gegenwart, die kein Ausweichen, kein Aufschieben zulassen, zwingen sie, samt und sonders, zu immer neuen Einstellungen, zu immer neuen Wandlungen, zu immer neuen Läuterungsprozessen, zu Kompromissen, zu unaufhörlichen Wanderungen nach Damaskus. Alle müssen sie, bei jedem entscheidenden Schritt, befürchten, darüber zu zerbrechen. Das wilde kommunistische Heerlager ist in zwei Teile gespalten. Die einen, die augenblicklich an der Macht sind und die Parteibureaucratie und die Presse in der Hand haben, sind, nach dem Rezept Bakunins, nach wie vor für die „Aktion“, obgleich die kommunistischen Zeitungen augenblicklich nur bei gedämpftem Trommelklang schreiben und schreien. Die anderen, die entthronten Intelligenzen mit ihrem Gefolge, nehmen nach all den fehlgeschlagenen Hoffnungen auf eine Weltrevolution eine abwartende, eine evolutionistische Stellung ein. Die Arbeitermassen beginnen langsam zurückzuströmen, und die letzten Gewerkschaftswahlen der Metallarbeiter, der größten Arbeiterorganisation, haben diese Tatsache zahlenmäßig erhärtet. Zwischen Mehrheitssozialisten und Unabhängigen ist die bitterböse Fehde einer ruhigeren Auseinandersetzung gewichen. Ja, ernstlich ist auch schon die Frage einer Arbeitsgemeinschaft, sogar einer Verschmelzung aufgeworfen worden. Indessen sind diese Erörterungen bisher nur rein akademischer Natur gewesen. Immerhin werden diese beiden Parteien bei dem bevorstehenden Steuerkampf, schon im Hinblick auf etwaige Neuwahlen, ziemlich Hand in Hand gehen. Ob sich daraus dann noch weitere parteipolitische Möglichkeiten

ergeben werden, wird man füglich abwarten müssen. Die sozialistischen Theorien, die ein Marx und Engels einst aufgestellt haben, leuchten beiden voran. Aber in der Praxis erweisen sie sich stets von neuem als ein Stein des Anstoßes. Denn schließlich unterliegen auch Theorien den allgemeinen Entwicklungsgesetzen. Wer sich heute die Mühe nimmt, Marx' „Kapital“ oder Friedrich Engels' „Lage der arbeitenden Klasse in England“ nochmals auf ihren Wert für die Gegenwart durchzublicken, wird finden, daß alles, was hier über die Notlage des Proletariats in den kapitalistischen Ländern gesagt wird, überholt ist, da die soziale Gesetzgebung und die unermüdlige gewerkschaftliche Kleinarbeit den Lebensstandard der Arbeiter ungemein und zum Teil sogar weit über gewisse Schichten des selbständigen und freiberuflichen Mittelstandes gehoben hat. Und die Theorien? Was ist davon geblieben? Die Agrartheorie ist von den extremen Marxisten, von den Kommunisten selbst aufgegeben und in ihr Gegenteil gewendet worden. Und die Mehrwertstheorie, der Angelpunkt des ganzen sozialistischen Systems? Weil sie in roher, schematischer Form lehrte, daß der Mehrwert lediglich in den Taschen der Unternehmer verschwinde und von ihnen gleichsam verpraßt werde, während den Arbeitern ein Teil ihres vollen Arbeitsverdienstes entzogen werde, übersahen sie die entscheidende Tatsache, daß der Produktionsgewinn zu einem nicht geringen Teil wieder regelmäßig produktiv angelegt wird, und daß der Staat durch eine soziale Steuergesetzgebung es in der Hand hat, den andern Teil durch eine starke Besteuerung der Allgemeinheit zuzuführen. Die soziale Demokratie, die wir seit den Tagen der Revolution in Form der Betriebsräte bis hinauf zum Reichswirtschaftsrat haben, verlangt, gewissermaßen als Gegengewicht, mehr denn je die individuelle Initiative des Unternehmers an der Spitze der Betriebe. Alle Sozialisierungsversuche, die dieses psychologische Moment außer acht lassen, müssen scheitern. Die alte Sozialdemokratie hat sich der Einsicht nicht verschließen können, daß ihr Parteiprogramm, das einst von Kautsky und Bernstein entworfen und 1891 in Erfurt beschlossen wurde, dem schnellen Wandel der Zeiten nicht standgehalten hat. Man ist daher daran gegangen, einen neuen Entwurf aufzustellen und sich so eine neue theoretische und praktische Grundlage für die gesamte Politik zu schaffen. So und soviel Kommissionen wurden eingesetzt, um die einzelnen Probleme programmatisch zu gestalten. Als sie ihre Arbeiten beendet hatten, traten sie aus ihrer Klausur heraus und unterbreiteten ihre Entwürfe der Öffentlichkeit. Und siehe da, es zeigte sich, daß kein einheitliches Band das Ganze zusammenhielt, daß man zum Teil zu entgegengesetzten Schlussfolgerungen gekommen, und daß die eigentlichen marxistischen Grundideen nur noch wie das Theaterrequisit eines rosa-

roten Abendhimmels im fernen Hintergrunde aufgerichtet waren. Die Sozialdemokratie hatte sich, was an sich durchaus zu begrüßen war, hier auf den Boden einer praktischen Reform gestellt, gewissermaßen die Wege einer nüchternen Gewerkschaftspolitik eingeschlagen. Da aber die Kritik sofort von allen Seiten einsetzte und kein Steinchen auf dem andern ließ, dürfte der Programmentwurf zunächst als erledigt gelten und ernstlich kaum für den Görlitzer Parteitag in Betracht kommen. Man wird die Frage eben noch einmal um ein Jahr vertagen. Vielleicht ergeben sich dann aus einer losen Arbeitsgemeinschaft mit den Unabhängigen, vorerst noch von Fall zu Fall, überhaupt neue Perspektiven für ein Gemeinschaftsprogramm.

Dies Gefühl einer Unsicherheit beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die drei sozialistischen Parteien, sondern hat auch die bürgerlichen Parteien ergriffen. In allen ist ein stiller Kampf zwischen den großen Interessengruppen, zwischen dem Großkapital und dem Agrariertum auf der einen und den freien Berufen, den Angestellten, Beamten und Arbeitern auf der anderen Seite entbrannt. Insofern möchten die sogenannten bürgerlichen Parteien, bis auf die Deutschnationalen, die einfach mit der nationalen Phrase und dem Antisemitismus alle Einwände gegen ihre Desperadopolitik totzuschlagen hoffen, eine Wahlenschlacht um die neuen Steuern möglichst vermeiden. Denn diese Wahlen könnten zu leicht zu der schroffen Parole führen: Soll das Kapital oder sollen die Massen die Milliarden aufbringen?

Der Ausgang der Parlamentsverhandlungen über das Steuerbuckett wird nicht zum geringsten von der Haltung der Deutschen Volkspartei abhängen. Stellt sie sich grundsätzlich schützend vor das Kapital und den Grundbesitz, und treibt sie in diesem Sinne von vornherein eine Wahldemagogie, um bei dem Rennen der Rechtsparteien um die Gunst von Industrie, Handel und Landwirtschaft eine Nasenlänge voraus zu sein, so kann das auf die Mittelparteien, die ihrer ganzen beruflichen Struktur nach teilweise auch dahin tendieren, geradezu verwirrend wirken. Im Lager des Zentrums und der Demokratie würden unabsehbare Konfliktmöglichkeiten entstehen, und der Wahlkampf würde gleichzeitig für jede Partei ein Ringen um die nackte Existenz sein. Ob aus diesem Tohuwabohu, wie es bereits einen Moment nach dem Kapp-Putsch Wirklichkeit zu werden schien, eine große Arbeiterkoalition von den christlichen Gewerkschaften über die Beamten- und Angestelltenverbände, die demokratischen Gewerksvereine bis zu den sozialistisch-unabhängigen freien Gewerkschaften entstehen würde, ist nicht so unwahrscheinlich. Dann aber würde der inneren Politik mit einem Schlage eine ganz neue, radikal-soziale Richtung gegeben werden.

Anmerkungen

Chronik des Auslands

Im letzten Heft unserer Zeitschrift sprach Ferdinand Lion über das Werk von Jules Romains. Inzwischen veröffentlichte dieser Dichter in der Nouvelle Revue Française einen wenn auch gefährlichen, so doch interessanten Plan: die Gründung einer Dichterschule zwecks Erlernung der technischen Elemente der Dichtkunst. Einige Erinnerungen an das deutsche siebzehnte Jahrhundert befallen uns und lassen uns leise lächeln. Aber Romains kennt die Einwände, nennt sie selbst und tritt trotzdem mit Eifer seinen Vorschlag. „Es ist augenscheinlich, daß eine Kunst sich auf die Dauer nicht mit einer nicht vorhandenen oder rein virtuellen Technik begnügen kann. Wenn der moderne Versbau nichts anderes bedeutet, so ist sein Recht verloren, und man wird zu den Regeln von Malherbe zurückkehren. Aber wenn — im vollen Sinne des Wortes — eine moderne Verstechnik existiert, die ebenso vollkommen wie zusammenhängend und zumindest ebenso reich wie das System ist, das sie zu ersetzen beansprucht, so ist es Zeit, daß sie sich formuliert, besser noch, daß sie gelehrt wird und daß die jungen Dichter, die ihr Handwerk nicht kennen, keine Entschuldigung mehr dafür haben, daß sie nichts wissen und lernen.“

Eine „Schule der Poesie“ kann nicht aus dem Erdboden gestampft werden. Aber man darf wohl schon jetzt einen kleinen, bescheidenen Versuch wagen, von dem ich hoffen möchte, daß die Dichter und Liebhaber der Dichtung sich nicht über ihn aufregen. Georges Chenevière und ich haben sich mutig ent-

schlossen, zu Beginn des nächsten Winters in Paris einen kleinen Kursus über die Technik der Poesie zu eröffnen, und wir wären recht glücklich, wenn es uns gelingen würde, dafür einige Hörer zu bekommen und zu halten. Das ist kein ungeheurer Plan, der auch keine Verspottung verdient.

Wir leugnen keineswegs die Schwierigkeit. Im Gegenteil. Wir nehmen das Wort „Lehre“ in seiner vollen Strenge. Einer von uns wird einen theoretischen Kursus abhalten, das heißt die verschiedenartigen Hilfsmittel und Regeln der modernen Metrik darstellen. Der andere wird die praktischen Arbeiten leiten, das heißt Aufgaben über Prosodie stellen und zeigen, wie man Regeln und Hilfsmittel anwendet und wie man einen Vers, eine Strophe, ein Gedicht baut. Die beiden Unterrichtsfächer gehen, wohlverstanden, miteinander parallel.

Beruhigen wir sofort die „Gewissen“. Wir haben keinen Angriff auf ihre Freiheit vor. Es wird von uns nicht die geringste Anspielung auf alles das gemacht werden, was das Wesen und den Gegenstand der Poesie betrifft, auf die Fragen der Inspiration, der künstlerischen Richtung, der literarischen Lehre, auch nicht auf die des Stils. Das ist etwas völlig anderes. Unseren Hörern ist es anheimgestellt, das Leben des Konfutsse oder die Kunst des Salatpflanzens in Verse zu bringen. Eine Technik ist etwas Objektives, dessen Wert von keiner künstlerischen Parteilichkeit abhängt, und die dazu dient, alles auszudrücken, was immer es auch sei.

Das besagt auch, daß wir keine „persönliche“ Technik darlegen werden.

Nur eine so regellose Zeit wie die unfrige kann diese Redensart „persönliche Technik“ täglich ausschreien und geradezu als Lob mit anhören. Eine Technik ist unpersönlich, oder sie ist überhaupt nicht. Die einzige „persönliche“ Rolle in dieser Angelegenheit ist, die Weiterentwicklung der Technik zu begünstigen, dadurch daß man die Initiative zu unvermeidlich gewordenen Änderungen ergreift oder zu einer Kodifizierung, die seit langem erwartet und vorbereitet wurde.

Wir sehen keineswegs voraus, wie unser Plan aufgenommen wird, auch nicht, ob wir von denen, die an mondané Unterhaltungen gewöhnt sind, für recht langweilige Spezialisten gehalten werden. Aber einen Punkt wage ich schon jetzt zu bejahen: daß keiner unserer Hörer — ich sage keiner — uns am Ende des Jahres mit der Überzeugung verlassen wird, daß er nichts gelernt hat. Ist dies nicht schon etwas, da es sich doch um Unterrecht handelt?“

Die Londoner „Nation“ veröffentlicht eine Zuschrift, die zur Unterstützung der mitteleuropäischen Universitätsbibliotheken auffordert. „Infolge der ausländischen Valuten sind englische Bücher in vielen Teilen des Kontinents fast unerschwinglich; die Universitätsbibliothek für Mitteleuropa wurde mit der Absicht begründet, der größten Not an Büchern und Zeitschriften aller Gebiete an den kontinentalen Universitäten abzuhelpen. Die Bibliothek wird allein durch freiwillige Gaben an Geld und Büchern gehalten. Sie hat Zentralen in Osterreich, Tschecho-Slowakei, Ungarn, Deutschland, Polen, Esthland, Finland und Rumänien, und von diesen werden Gesuche um bestimmte englische Bücher, im ganzen mehr als 20 000, entgegenommen. —

Ich fand ein Volk, das seelisch und geistlich nach der Verbindung mit dem kulturellen Ausland hungert.‘ Das

schrieb ein Vertreter der Universitätsbibliothek nach einem kürzlichen Besuch auf dem Kontinent. Fast jeder hat Bücher, für die er keine Verwendung hat, aber welche in Mitteleuropa überaus geschätzt würden. Wenn Ihre Leser ihre Bücherschränke durchsehen würden und die Bücher herausnehmen, die sie — wenn auch mit einigem Opfer — entbehren können, und der Universitätsbibliothek geben würden, so würden sie mithelpen, das intellektuelle Elend zu lindern.“

Die kunstgeschichtlichen Moden sind seltsam; Zeiten und Menschen werden plötzlich aus dem Vergessen emporgehoben, um ebenso plötzlich wieder zu versinken; unendlich schwer ist es, die Gesetze solcher chaotischen Liebe zu erkennen. Die letzte Pariser Parole heißt Ingres. In der Revue Mondiale schreibt Gaston Varenne über ihn: „Ingres heute nicht zu bewundern, würde einem den Ruf der Lächerlichkeit zuziehen. So hatte Henri Rousseau erklärt, und Herr Lapauze hat dieses Urteil an der Spitze des Katalogs der Ausstellung wiederholt, die kürzlich in der Rue de la Ville-Lévesque veranstaltet wurde. Wir wollen nicht den großen Menschen angreifen. Nicht daß wir Furcht hätten, lächerlich zu erscheinen. Das einzig Lächerliche erscheint uns urteilslose Bewunderung oder voringenommene Verachtung. Wir glauben, daß es zwischen dieser fetischistischen Bewunderung und jener ungerechten Geringschätzung eine logischere und würdigere Stellungnahme gibt: nämlich Ingres zu verstehen zu suchen, dann die Grenzen seines Genies sehen und dann sich Rechenschaft über die Ursachen der außerordentlich wieder aufgeblühten Popularität zu geben. —

Ingres wurde einst den Ausschweifungen der Romantik durch seinen Freund Delécluze gegenübergestellt, welcher bewies, daß die jungen Revolutionäre nichts Geringeres anstrebten, als ‚Homer zu verabschieden‘ und ihn

durch Shakespeare zu ersetzen, und Ingres spielte seltsamerweise diese Rolle eines Gendarmes der Überlieferung, die ihm auferlegt wurde.

Dieselbe Rolle soll er heute spielen. Aber merkwürdig ist, daß am lebhaftesten und sehnsüchtigsten die jungen Revolutionäre einen Gendarm herbeiwünschen. Sie rufen die Autorität von Ingres an. Er wäre sehr erstaunt, sich in der Gesellschaft derer zu sehen, die sich auf ihn berufen. Ingres hat keine glühenderen Anhänger als die Kubisten, als alle die „Konstruktoren“, für die die Achtung vor der Wirklichkeit — worin eigentlich Ingres' Lehre besteht — das letzte Wort ist, und die nur daran denken, Werke zu schaffen, in denen mit Gewalt ihre Vision ihre Gesetze der Wirklichkeit aufzwingt.“ —

R. K.

Zur Dante-Feier

Das dichterische Schicksal Dantes ist so erstaunlich, daß man an der Kraft geistesgeschichtlicher Gesetze verzweifeln müßte, wenn man es vollendet glaubte. Die poetischen Quellen eines Kulturkreises sind zu allen Zeiten in das Bewußtsein der Völker gedrungen: Homer und die griechischen Tragiker, das Heldenlied und Shakespeare sind in ihrem ganzen Umfange aufgenommen worden. Hier ist ein Dichter, der als Wurzel und Beginn der neueren Poesie zu gelten hat; sein Name und sein Profil leben; aber sein Werk ist im eigenen Lande nur teilweise, im sonstigen Europa überhaupt nicht ein Bestandteil des inneren Bewußtseins geworden.

Dieses Schicksal beginnt gleich nach seinem Tode. Seine Wirkung ist ungeheuer: Gefühlsausdruck und Landschaft der späteren Dichtung begründet er allein, fast aus dem Nichts, ohne Tradition und ohne Gefährten. Aber diese ungeheure Wirkung geschieht nicht direkt. Sein Mittler, Petrarca, bringt sie den romanischen Ländern und England, und erst in Shakespeares ge-

lockterter und vielfach gebrochener Form gelangt sie zu uns.

Wir glauben, daß Dante bis zum heutigen Tage seine mögliche Wirkung bei weitem nicht erreicht hat. Die Völker sind nicht stark genug für ihn gewesen; auf allzu kleinem Rahne ist man ihm auf das Meer gefolgt und hat seine Spur verloren. Der gewaltigen Kraft des hervorbrechenden selbstgeformten Charakters hat sich kein späteres Geschlecht gewachsen gezeigt, und so blieb seine eigenste Wirkung auf wenige beschränkt. Zwischen umher-schweifend-elementarer Gewalt und vernünftiger Bindung bewegt sich die Dichtung der folgenden Zeiten; ein Dichter, der Dantes glühende Fülle mit adäquater Gestaltung bezwang, kam nie wieder.

In Dante wurde der einzelne Mensch neu geboren; seit dem Untergange der Antike war das eigene Leben der Persönlichkeit verschüttet. Hier befreit sich der mächtige Strom und tritt zutage in dem stärksten Temperament, von dem die Welt Kunde erlangt hat. Dazu kommt noch ein Schicksal, das seinen Träger von der gewohnten und geliebten Umwelt absonderte und ihm jede leichte irdische Befriedigung versagte. Dante ist so unglücklich gewesen, wie ein Mensch von elementarer Stärke es nur werden kann. Wenig von dem hat er genießen dürfen, was ein freundliches Geschick den Sterblichen zu teil werden läßt: seine irdische Liebe war tragisch; seine schöne Stadt, der er verwachsen war wie ein junges Lamm der Herde (Paradiso 25), verbannte ihn; seine politischen Hoffnungen erfüllten sich nicht; er blieb einsam und arm und ging über fremde Treppen. In einer späteren Zeit wäre ein solcher Mann innerlich gespalten, er wäre Ankläger und Empörer geworden, und so wie gegen seine irdische Umgebung, so hätte er sich auch gegen das Geschick empört. Doch ebenso starr wie Dantes Unglück war sein Glaube. Kein Mißlingen konnte ihn erschüttern; seine stolze Leidenschaft war so frei von Zweifel

und so unbedingt sicher, daß er sich eins fühlte mit Gott; seine Welt und die Gottes waren ein und dasselbe; am Ende der Zeit stand das Gericht, und er, Dante, wußte, wie Gott urteilen würde. Und voll Ungeduld, jenes letzte Urteil zu hören, projizierte er seine irdische Umwelt auf das Gefilde der Unendlichkeit und schuf die Dantesche Welt *sub specie aeternitatis*; in dem sichern Gefühl, nur ein Beauftragter, ein Verkünder, ein Gefäß Gottes zu sein.

Aber wie ist diese Welt geworden? Es ist die irdische, mit ihrer ganzen sinnlichen Kraft. Sogar die Landschaft ist irdisch geblieben, nur gesteigert ins phantastisch Ungeheuerliche. Vor allem aber die Menschen: sie haben von ihrem irdischen Ichsein nichts eingebüßt; im Gegenteil, alles Besondere an ihnen ist verstärkt bis zum Ubernaturlichen, und aus ihrer Besonderheit schöpfen sie Verdammnis oder Buße oder Seligkeit. Wie ich im Leben war, bin ich im Tode, sagt Capaneo (*Inferno* 14), und das gilt von allen. Noch im Paradies äußert sich der individuelle Affekt in lebendigster körperlicher Geste, und niemals ist Dante der Gedanke der deutschen Mystiker gekommen, man müsse, um Gott wohlgefällig zu sein, seine Besonderheit zerstören. Gerade in ihr liegt die Entscheidung: Charakter und Schicksal sind eines, und in der freien Wahl des autonomen Ichs ist sein Geschick; es ist in seiner Besonderheit von Gott geschaffen, aber die Freiheit der Entscheidung ist ihm gelassen.

Hier ist das Geheimnis von Dantes innerer Bindung: in seiner Konzeption vom menschlichen Besonderesein in der Verknüpfung mit dem Schicksal. Am verächtlichsten sind ihm die Menschen ohne persönliches Dasein, die lebten ohne Schmach und ohne Preise; sie kommen gar nicht in Betracht: eine ausgeprägte besondere Menschlichkeit ist die Grundvoraussetzung, ohne die nicht einmal etwas Böses zustandekommt; aber man hüte sich, obgleich die Verachtung groß ist, hier einen Indi-

vidualismus im Sinne moderner Philosophen zu sehen. Erst die Unterwerfung unter den göttlichen Willen führt zur Erlösung, und die stolzen Empörer des *Inferno* stützen sich auf nichts als auf den grundlosen Trog; das Schicksal ist der einzige Richter, das Schicksal ist Gott, und es gibt keinen Wert der Persönlichkeit „an sich“.

Wir fühlen sehr deutlich, wie wenig eine solche Analyse von der sinnlichen Fülle Danteschen Wesens in sich begreift; allein so viel ist zu erkennen, daß dieser Dichter, der seit Jahrhunderten die Gelehrten beschäftigt, von einem allgemeinen Standpunkt gesehen, ganz unproblematisch ist. Die Welt ist für ihn geschlossen, die Ordnung ist vollendet, der Weg ist steil, aber die Richtung ist gegeben.

Und nun wird uns der Abstand deutlich, der Dante von den späteren Jahrhunderten trennt. Nicht das Auseinanderfallen von Seele und Leib ist schuld, denn zum mindesten Michel Angelo und Shakespeare haben noch ein sinnliches Bild des Seelischen geschaffen; wohl aber die Entzweiung von Schicksal und Charakter im menschlichen Bewußtsein. Solange wir die Berechtigung unseres Daseins und Handelns anderswo suchen als in unserem Schicksal, zum mindesten in unserer metaphysischen Hoffnung, solange wir mit unseren eigenen Maßstäben messen — sei es den irdisch-rationalen wie Tugend und Gerechtigkeit, sei es den unirdisch-mystischen wie Selbstentäußerung und Abkehr vom Leben, solange werden wir in der *Commedia* nichts finden als einige poetische Schönheit und reichlichen Stoff für gelehrte Tätigkeit. Erst wenn die Kulturgemeinschaft, in der wir leben, wieder einmal geschlossene Form gewinnt, aus der sie Kraft und Tapferkeit genug schöpft, um ihr Geschick als ihren Richter zu erkennen, erst dann wird ein Dante-Gedenktag mehr sein als eine Feier von Gelehrten und Liebhabern.

Erich Auerbach

Heimkehr zu Goethe

Emil Ludwig war mir immer der sinnfälligste Typus jener literarischen Generation, die anno Oscar Wilde einmal rettungslos von dem Dichtergentlemenideal bezaubert, dann auf Jahre nicht mehr den Künstler vom Snob loskoppeln konnte. Als Ultraästheten begannen sie alle, die Bollmoellers, D. A. H. Schmitz, Ludwig, um dann plötzlich ins Mondäne hinüberzupiruetieren, die Weltgewandtheit nun ebenso outriert betonend wie vordem ihre Weltabgewandtheit. Ach, wie sonderbar, eines Thacerau würdig, dieser Typus des deutschen Gentlemandichterjournalisten um 1914, in Ablonappartements heimisch, wandelndes Modejournal und Sportautorität, schwärmend nicht mehr für Landschaften, sondern für Five o'clock-Tees bei „der“ Fürstin, hochmütig die Literatur übersehend und von dem Monocleblig eines kleinen dummen Attachés beglückt — dabei um dieses Luxusspiels den Zeitungspaschas verkauft, Reinhardtmarionetten, Promenadedeckreisende mit Hapag-Freibilletts, Dandys mit dem Allsteinkontrakt im sauber gebügelten Coutaway! Ach, wie grotesk diese Bemühung, den Dichter in eine „Klasse“ des neuen Deutschland zu heben und wie hilflos-traurig diese aristokratomanische Beugung der inneren Begabung — oft habe ich sie bedauert um dieser Gezwungenheit der Geste willen, die noch immer dem abgewelkten Jugendideal unbewußt nachgeträumt war! Im Kriege gebärdeten sie sich dann selbstverständlich hochdiplomatisch, in der „Deutschen Gesellschaft“ plaudernd, in den Vorzimmern der Vorräume der Untersekretäre des Auswärtigen Amtes Seim saugend für die farbenbunten Schilderungen, Gentlemanjournalisten statt der Dichter, die sie dereinst waren. Und 1920 ist die Herrlichkeit plötzlich zu Ende: ein paar Kleine steuern eilig hinüber in extreme Politik, U.S.P.-Snobs, die Besten aber erkennen ihren Irrtum und besinnen sich.

Daß zu diesen zu sich selbst Heimgekehrten Emil Ludwig gehört, hat er jetzt mit einem sehr schönen Buch be-

zeugt, seinem dreibändigen Lebensbilde Goethe*, hat bewiesen, daß sein Dandytum ihm nicht die innere Kultur, seine Weltmännlichkeit nicht die Weltkenntnis verdorben hat. An den Stil seines bedeutendsten Buches, der Essaysammlung „Der Künstler“ (vor 10 Jahren bei S. Fischer erschienen und leider fast vergessen) anknüpfend, und nicht nur wie in seinem Wagnerbuche ein kluges Paradox zum Buche steigend, umfaßt er in reinen kunstvollen Linien das gewaltigste deutsche Leben. Freilich: auch diesem Buche liegt ein Einfall zugrunde, aber diesmal ein schöpferischer, ein durchaus produktiver (so sehr auch er dem ersten Blick paradox anmuten mag) nämlich, Goethe losgelöst von seinem dichterischen Werke zu betrachten, ganz als menschliches Elementarereignis, als irdische Gestalt, als Schicksal. Dadurch erübrigt sich von vornherein jede Distanzierung und Diskussion mit der Auffassung Gundolfs und Chamberlains und entsteht eine Einmaligkeit, die Ludwigs Werke auch schon durch seine künstlerischen Qualitäten dauernd gesichert bleibt. Denn gleichsam aufgereizt von dem großen Gegenstande, sind alle die dichterischen Kräfte, die in seinen ersten Werken so liebenswert waren und die man in der Hitze des Journalistischen schon verdunstet fürchtete, wieder in voller Kraft gebunden, neu erstanden, der maßvolle, beschwingte, an romanischer Schärfe geschliffene Stil, die geistige weite Überschau, die Präzision des Urteils — andererseits hat der Wille, ein allverständliches, ein Volksbuch zu schreiben, den Ludwig so gefährlichen Ästhetizismus gründlich Abbruch getan. So kam ein Werk reifsten Weltblicks von einem scheinbar ganz Abgeirrten, ein Werk, in dem gerade das am wertvollsten wirkt, was der vergangene Snob in ihm als Tadelswort vor kurzem vielleicht noch beleidigt empfunden hätte: sachliche Gediegenheit. Mit Landauers „Shakespeare“ und Ernst Deczens „Druckner“ scheint mir diese Rückkehr eines Bekehrten zu Goethe der schönste biographische Gewinn dieses turbulenten Jahres. Stefan Zweig

* Emil Ludwig: Goethe. Cotta, Stuttgart 1920.

Gnade und Freiheit

Unsere Zeit will vielleicht dringender als andere Zeiten ihre Antwort auf die ewige Frage aller Philosophie: Hat das Leben Sinn? Und wenn ja; wie zu ihm gelangen? Ist er als Harmonie prästabiliert? Oder gibt es bloß Spiel der Zufälle, die, an sich gleichgültig, nie zu gutem Ende führen? Oder ist der Sinn des Lebens verborgen und an uns, ihn zu erobern? Fatum, Gnade oder Freiheit? Ein Problem, das heute und je ganz ebenso durch den Seufzer eines Schwerarbeiters wie durch das Buch eines Denkers ausgedrückt werden kann. „Gnade oder Freiheit“ — nur scheinbar vergessene Religionsterminologie, ein Thema theologischer Disputationen „de concordia liberi arbitrii cum gratiae donis“.

Das Buch von Felix Weltfisch* wirkt stellenweise wie die Projektion dieses alten Disputis mystischer Doktoren auf die Ebene des heutigen Menschen. Der „Glaube“ ist ihm „Vertrauensentscheidung“ dem Leben gegenüber, als solche: Anfang aller Wissenschaft und Logik, die sonst wie eine Kette in der Luft hängen. Die Entscheidung, der Welt Vertrauen zu schenken, nimmt verschiedene philosophische Gestalten an, und so schildert Weltfisch mit ungewöhnlicher Akkuratess, dabei geradezu intuitiv die Typen des Glaubens, den Kreislauf der Systeme vom Rationalismus zur Magie, von „aktivistischer“ zu „romantischer“ Gefahr, — Gefahren alle beide! — Zweierlei Richtung nimmt der Glaube. Dahin, daß Einheit und Ziel gegeben sind, und daß wir auch Mittel mitbekommen haben, die Einheit zu erlangen; dann glauben wir an „Gnade“. Oder dahin, daß das Ziel unsicher ist;

* Gnade und Freiheit. Kurt Wolff, Verlag, München.

jedoch erreichbar, wenn wir uns anspannen; dann glauben wir an „Freiheit“. Weltfisch zeigt, wie nahe beide Standpunkte einander kommen können, er geht (und dies sein Besonderes, daß ihm mancher nachdenken wird) den Feinheiten bis ans Ende dieser möglichen Näherung nach, distanziert aber schließlich dennoch durch eine zarte, aber unüberschreitbare Linie den Glauben an einen Gott, der die Fälle des absoluten, nicht mehr weiter mehrbaren Seins hat, vom Glauben an Gott, der wirb, dessen Reich durch Mitarbeit der Menschheit verwirklicht wird, und der uns zur Vollbringung seines Heiles braucht. Distanziert also den Gott der positiven Religion vom Gott des ethisch-politischen Menschen.

Im Konflikt zwischen diesen beiden Typen, der die tragische Geschichte der Menschheit beschreibt, entscheidet sich Weltfisch nach manchem Abenteuer seiner Beschwörungsformeln für eine mit Gnadenmomenten ausgestattete oder zumindest Gnade surrogierende Lehre von der Freiheit, die er für ein Charakteristikon der jüdischen Religionsphilosophie hält, überdies aber in der Mystik anderer Religionen nachweist. Die Lösung muß man nicht annehmen, wohl aber die vielen neuen Requisiten, die Weltfisch unterwegs schafft, seine besondere Typologie, die fortan jedem unentbehrlich sein wird, der in diesem alten Disput, dem Problem der Probleme, ernsthaft und aus innerlichstem Bedürfnis mitdenkt.

Carlyle sagt irgendwo, daß jeder tiefe Gedanke seine Melodie hat. An diesen Satz habe ich oft denken müssen, als ich dieses Buch las: es hat, bei aller wissenschaftlichen Akribie, seine eigene Musik des klaren und redlichen, glückhaft-redlichen Gedankens.

Alfred Fuchs.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Vie, Berlin. Verlag von E. Fischer, Berlin.

Druck der Viererschen Hofbuchdruckerei Stephan Seibel & Co. in Altenburg.

Geist und Politik

Von Hermann Herrigel

Idealismus ist das Postulat der Autonomie des Geistes, das heißt des Vernunftgesetzes. Die Autonomie ist nur denkbar, wenn keine andere Gesetzmäßigkeit neben ihr existiert. Deshalb ist dieses Postulat nur zu verwirklichen in einer Theorie, die die transzendente Welt eigen-gesetzlicher Gestalten auslöscht. In der Politik, in der Verwirklichung, in der Praxis überhaupt ist das nicht möglich, deshalb muß an ihr der Idealismus scheitern.

Das Verhältnis des Geistes zum Ungeist, zum widerstrebenden Willen, ist in der Politik ein anderes als in der Theorie: das Verhältnis des formalen Gesetzes zum ungeordneten sinnlichen Material. Die theoretische Durchführung der Autonomie des Geistes im idealistischen System beruht auf der reinen Scheidung und Gegenüberstellung des formalen Vernunftgesetzes als des Logos und des alogischen Materiales. Allein diese Scheidung ist nur eine grundsätzliche und abstrakte. Indem das idealistische Denken von dieser reinen Scheidung ausgeht, macht es schon sein Postulat zu seiner Voraussetzung, und es muß das tun, denn ein geschlossenes System ist nur da möglich, wo Voraussetzungen und Postulate sich decken. Das ist aber nur erlaubt innerhalb einer bloß reflektierenden Erkenntnistheorie, die von vornherein die Wirklichkeit als erkannte Wirklichkeit definiert und glaubt, in der immanenten formalen Gesetzmäßigkeit der Erkenntnis auch die allgemeinen Gesetze der Wirklichkeit zu besitzen. In einem solchen immanenten System ist kein Anlaß gegeben, nach dem Verhältnis von transzendentaler und transzendenter, subjektiver und objektiver Gesetzmäßigkeit zu fragen; denn es kann sich das ideale Verhältnis von Erkenntnissubjekt und -objekt so konstruieren, daß ein Subjekt von reiner Gesetzmäßigkeit einem Objekt von reiner Ungesetzmäßigkeit gegenübersteht. Dieses Verhältnis von Subjekt und Objekt macht es auch ohne weiteres verständlich, daß im idealistischen Denken alle Gesetzmäßigkeit formal sein muß.

Natürlich läßt sich auch das praktische Handeln in die Theorie einbeziehen und, wie es in der Kritik der praktischen Vernunft geschehen ist, derselben Methode des idealistischen Denkens unterwerfen. Auch hier muß

dann notwendigerweise eine völlige Scheidung durchgeführt werden zwischen der formalen Vernunftgesetzmäßigkeit des kategorischen Imperativs und dem unvernünftigen menschlichen Willen. Der Irrtum liegt hier besonders nahe, dieses theoretische Verhältnis zwischen dem Willen und seinem Gesetz auf die Praxis zu übertragen und zur Grundlage einer praktischen Ethik zu machen; andererseits wird aber hier auch am ersten deutlich, daß dieses Verhältnis nur einen theoretischen Sinn haben kann (obgleich er auch von Kant selber nicht streng festgehalten worden ist), da seine praktische Ausdeutung zu einer völligen Sinnlosigkeit führt. Alle Kritiker der Kantischen Ethik von Schiller bis Simmel, die die Ethik des kategorischen Imperativs als absurd erklärt haben, haben den Irrtum begangen, die Kritik der praktischen Vernunft nicht bloß als theoretische „Kritik“ aufzufassen, die es nur mit den transzendentalen Bedingungen des sittlichen Handelns zu tun hat, sondern ihr eine praktische Bedeutung zu unterschreiben, so daß der kategorische Imperativ nicht bloß für das transzendente Subjekt des sittlichen Handelns Geltung hat, sondern auch für das psychologische Subjekt. Allein der empirisch-psychologische menschliche Wille kann nicht durch ein leeres, rein formales Gesetz bestimmt werden; denn Wille ist nicht denkbar, ohne daß etwas gewollt wird, und dieser durch einen materialen Inhalt bestimmte, nicht der leere, abstrakte Wille ist es, auf den das praktische Sittengesetz bezogen sein muß. Ein bestimmter Wille kann nur durch ein bestimmtes, auf das gewollte Etwas bezogenes Gesetz bestimmt werden. Wenn der Wille selbst schon bestimmt ist, so wird dadurch die Allgemeinheit des formalen Gesetzes aufgehoben, denn das formale Gesetz hat nur einen Sinn gegenüber dem absolut leeren Willen, der durch das Gesetz erst seine Richtung erhält.

Die Unverträglichkeit der idealistischen Theorie und der Praxis beruht darauf, daß die Theorie das Gesetz und seinen Gegenstand, das Formale und das Materiale, trennen muß, und daß sie die Trennung so gründlich vollzieht, daß der Übergang vom einen zum andern, den die Praxis braucht, nicht mehr möglich ist. So ist es gerade durch das idealistische Denken verschuldet, daß heute „der Geist von der Arbeit, die Arbeit vom Geist losgerissen ist“. Die idealistische Beziehung zwischen beiden, daß „Kopf und Hand als die Arbeiter nur auszuführen haben, was das Herz, was das Höchsttätige im Menschen, was die Schöpferin Idee, was der Genius erschaut und vorzeichnend entwirft, nein innerlich erzeugt und als Musterbild vollendet hinstellt“ (Natorp), daß mit anderen Worten der reine Grundwille das reine Vernunftgesetz will, ist in der Wirklichkeit der Praxis keine vereinigende, sondern eine trennende Beziehung; denn der menschliche Wille kann nicht auf den reinen Grundwillen zurückgeführt

werden, da er nie aufhören kann, etwas zu wollen. Alle praktische Arbeit hat bestimmte Aufgaben, und eine Wiedervereinigung von Geist und Arbeit ist nur möglich, wenn der Geist der Arbeit ihre Aufgaben vorschreibt.

Der Idealismus dagegen scheut ängstlich jede Bestimmtheit und hat durch diesen Spiritualismus gerade umgekehrt die Emanzipation der Arbeit vom Geist zur Folge. Jede Emanzipation beruht schließlich auf der spiritualistischen Trennung von Geist und Ungeist, denn dadurch läßt der Geist den Ungeist los und überläßt ihn sich selber; dadurch tritt das Inhaltliche als indifferent zurück gegenüber dem Formalen als dem einzig Wesentlichen. Diese Wirkung läßt sich gut beobachten in der modernen Kunst mit ihrer Verachtung des Gegenständlichen und der einseitigen Betonung der formal-künstlerischen Werte. Der idealistische Formalismus hatte hier nicht eine Verwirklichung der reinen Idee der Kunst, wie man beabsichtigte, zur Folge, sondern gerade umgekehrt eine unerwartete Herrschaft der Inhalte; freilich nicht derjenigen Inhalte, von denen sich die Kunst befreien wollte, sondern der andern, die vorher instinktiv aus der Kunst ausgeschlossen waren. L'art pour l'art bedeutet notwendig auf der einen Seite artistisches Kunstgewerbe, auf der andern Seite Naturalismus. Beides haben wir heute. Man übersah, daß zwar der formale theoretische Wert der Kunst in der Darstellung des Häßlichen der gleiche ist, daß aber der Künstler, der Häßliches darstellt, ein anderer ist. Das Kunststück ist nicht ein abstrakter Prozeß, in dem sich das formale künstlerische Prinzip verwirklicht, sondern es ist das Erzeugnis eines Menschen von Fleisch und Blut, der auch mit den edlen oder unedlen Instinkten seines Fleisches und Blutes daran beteiligt ist. Das hielt man dem Formalen gegenüber für belanglos. Die Theorie von der Indifferenz der Kunst gegenüber dem „edlen und schönen“ Inhalt hat dabei praktisch die Kunst in kurzer Zeit an die Herrschaft der Gemeinen ausgeliefert. Die formalistische Theorie hat die Maßstäbe der Inhalte vollständig verwirrt, so daß dadurch erst der Einbruch des Gemeinen in die Kunst möglich wurde, den wir heute über uns ergehen lassen müssen. Da zudem zwischen Inhalt und Form sich keine feste Grenze ziehen läßt, ist es kein Wunder, daß die Emanzipation alle Schranken bricht und auch den formalen Bestand der Kunst selber angreift. Der Expressionismus ist nichts anderes als die Übersteigerung des impressionistischen Subjektivismus bis zur völligen Auflösung.

Besonders deutlich wird aber die Trennung von Geist und Arbeit im Gefolge des idealistischen Denkens an dem heutigen Verhältnis der Geistigen zur Politik. Die Geistigen sind die Träger des Geistes ihrer Zeit. Der Geist einer Zeit ist umgekehrt das, was die Geistigen dieser

Zeit beschäftigt. So sehen wir heute auf der einen Seite Geistige, deren Blick hinter die Dinge auf ihr gesetzmäßiges Wesen gerichtet ist, denen alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, die sich vor aller konkreten Bestimmtheit spiritualistisch ins Unendliche flüchten; auf der andern Seite eine Politik, die ebensowenig wie der Geist einen gemeinsamen Inhalt besitzt und nicht durch ein Ziel, sondern nur durch ihre Methode zu bestimmen ist; deren Methode jedoch nicht wie die des Geistes auf das Unendliche, sondern auf egoistisch begrenzte Interessen gerichtet ist.

Politik ist entweder Krieg oder Frieden. In beiden ist sie die Verwirklichung eines Zieles in der Auseinandersetzung zweier Gegner. Wo kein Widerstand ist, ist auch keine Politik. Die Auseinandersetzung zweier Gegner im Kampf um ihre Interessen nennen wir gerade dann eine politische, wenn jeder der Gegner nur sein eigenes Interesse im Auge hat und zu keinem freiwilligen Verzicht bereit ist. Wenn es zu einer solchen Auseinandersetzung gar nicht kommt, weil der Verständigungswille der Gegner einen Gegensatz der Interessen nicht entstehen läßt, reden wir auch nicht von Politik. Dennoch ist Politik nicht einfach mit dem offenen Kampf gleichzusetzen, sondern ihr Sinn ist die Beendigung des Kampfes und damit der Ausgleich des Gegensatzes. Das ist aber auf doppelte Weise möglich. Die Gegner können ihre Ziele durch ein gemeinschaftliches Ziel oder Gesetz, das über ihnen steht und beide verbindet, begrenzt sein lassen, oder sie können sie „realpolitisch“ allein nach dem Maß der ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel begrenzen. Das Wesentliche des ersten Falles, des Rechtsstreites, liegt darin, daß die Ziele der Politik nicht von den egoistischen Ansprüchen, nicht bloß vom Willen, sondern von einem feststehenden Inhalte, der außerhalb der Auseinandersetzung bleibt und beiden als Recht gilt, abhängig gemacht werden; während im zweiten Fall, beim reinen Machtkampf, jeder der Gegner das Höchstmögliche zu erreichen sucht, so daß sich die politischen Ziele nur gegenseitig nach dem tatsächlichen Kräfteverhältnis begrenzen. Das Ziel des Rechtsstreites ist ein Ausgleich der beiderseitigen Interessen innerhalb einer Gemeinschaft, die beiden Raum läßt. Das Ziel des Machtkampfes ist die Vernichtung des Gegners.

Wenn von Politik nur da zu reden ist, wo der gute Wille zur Überwindung der Gegensätze fehlt oder versagt, ist Politik ihrem Wesen nach Machtpolitik, denn Widerstand ist nur durch einen stärkeren Widerstand zu überwinden. In der Politik wird das Mittel stets vom Gegner vorgeschrieben. Das gilt auch für den Rechtsstreit. Wenn aber die politische Auseinandersetzung den gemeinschaftlichen Boden verliert, wenn die Ziele der Gegner durch keinen gemeinsamen Inhalt mehr begrenzt sind, sondern maßlos werden, so wird die Politik auch in dem andern Sinne Macht-

politik, daß die Macht nicht mehr bloß das Mittel zur Erreichung der politischen Ziele ist, sondern Selbstzweck der Politik wird. Hier tritt das Wesen des Politischen am nacktesten in Erscheinung. Wie die Technik nur das System der Beherrschung der Naturkräfte, nur die Ausbildung bestimmter Methoden ist für Zwecke, die nicht in ihr selber liegen, so ist auch die Politik nur noch eine Technik der Beherrschung menschlicher, das heißt vitaler Kräfte und wie jede Technik eine Steigerung der Vitalität. Sie ist als Technik rein mechanischer Natur. Das mechanische Grundverhältnis der Technik ist das von Zug und Druck, von Kraft und Widerstand; das politische ist das Machtverhältnis der politischen Gegner. Wenn die Politik ihr eigenes inhaltliches Ziel verloren hat, bleibt als ihr einziges Ziel das formale des Erfolges. An diesem formalen Maßstab mißt sich ihr Wert. Erfolglose Politik ist nach ihren eigenen Gesetzen schlechte Politik. Gute Politik besteht darin, bei jeder Entscheidung dem Gegner überlegen zu sein. Am reinsten, weil sie sich hier fast auf mathematische Verhältnisse reduziert, ist die politische Mechanik ausgebildet in der Technik des Krieges, in Taktik und Strategie. Der Krieg ist in Wahrheit nicht nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, sondern die emanzipierte Politik ist Krieg mit allen Mitteln. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Politik und Krieg besteht daher nicht, und ein Pazifismus, der nur den Krieg, nicht die Politik überhaupt bekämpft, sucht den Strom an der Mündung statt an seiner Quelle zu verstopfen. Denn jede Politik, die Selbstzweck wird, muß in Militarismus und militaristischen Imperialismus übergehen.

Politik als Rechtsstreit oder, um mit Fr. W. Förster zu sprechen, „föderalistische“ Politik, die auf der gemeinsamen Bereitschaft der Gegner zur sachlichen Übereinkunft und zur Begrenzung ihrer egoistischen Ansprüche durch einen übergeordneten Inhalt beruht, ist nur da möglich, wo die Gegner Glieder einer Gemeinschaft sind. Gemeinschaft entsteht aber nicht aus Freiwilligkeit, ist überhaupt nicht eine Sache des Willens, einer bestimmten individual-ethischen Haltung, sondern ist letzten Endes immer religiöse Verbundenheit, Gemeinsamkeit des Glaubens. Religion ist Volkssache, nicht Privatsache. Privatsache ist gerade alles Individualistische, Vereinzelte, Isolierte. Religion, das heißt der gemeinsame Besitz eines Sinnes der Welt, ist dagegen Überwindung und Auflösung des schranken- und maßlosen Individualismus in einem Ganzen. Wenn der heutigen Politik die Bindung durch einen Inhalt fehlt, wenn sie nur noch die uneingeschränkte Anwendung der politischen Machttechnik auf egoistische, endliche Zwecke ist, so ist das die notwendige Gegenseite davon, daß dem Geist unserer Zeit der gemeinschaftsbildende, über-

individuelle Sinn der Welt entschwinden ist, und daß er im idealistischen Denken ins Unendliche strebt, um im Letzten — denn dem Individualismus kann nur das Letzte, Formlose Gemeinsames sein — die objektive Bindung wieder zu suchen.

Geist und Politik sind unter der Herrschaft des idealistischen Denkens in einen unüberbrückbaren Gegensatz geraten: das idealistische Denken sieht seine Aufgabe im Unendlichen, während die Politik nur endliche Ziele haben kann. Dieser Gegensatz ist nicht einfach damit zu überbrücken, daß die Geistigen, wie die Aktivisten um Kurt Hiller verlangen, wieder in die Politik eingreifen. Die Geistigen haben der Politik nichts zu sagen, denn sie sind nicht mehr die Sachwalter eines allen gemeinsamen, autoritativen Geistes, den sie in der Politik zur Geltung zu bringen hätten. Umgekehrt können aber auch die Geistigen von der Politik nichts empfangen, da die Ziele der heutigen Machtpolitik und ihrer Methoden als Ziele egoistischer Interessentengruppen, seien es persönliche Gegner, wirtschaftliche Konkurrenten, politische Parteien oder Nationalstaaten, ihrer Natur nach nur begrenzt, einseitig, Ziele des Ich ohne Ergänzung durch das Du sein können. Der Sachlichkeit des idealistischen Geistes gegenüber, die im Unendlichen, im Letzten alle individualistische Beschränktheit zu überwinden sucht, ist die heutige Politik mit ihren bloß praktischen, das heißt auf die vitale Lebensnotdurft und den Lebensgenuß gerichteten Zielen wesentlich unsachlich; sie ist anarchisch und kann es auch nicht anders sein, solange die Gemeinschaft fehlt, innerhalb deren allein die Maßlosigkeit der politischen Technik eine Grenze finden kann. Alle Politik ist heute Parteipolitik. Sache der Partei ist es aber nicht, die Wahrheit zu sagen, sondern „mit Worten Ereignisse zu machen“. Die Wahrheit weicht dem agitatorischen Zweck, die Worte werden zu Manifesten, deren Aufgabe es ist, den Kampfwillen für das Parteiziel zu stärken. Die Partei kann nichts anderes als ihr Ziel verfolgen; aber da es Ziel einer Partei ist, ist es auch immer beschränkt. Da der Idealist unter Sozialismus mehr verstehen muß als die Partei, kann er nicht da haltmachen, wo die Partei haltmacht, und wo die Politik nach ihren Möglichkeiten und Mitteln haltmachen muß. Politisch verwirklichen lassen sich nur endliche Ziele: die Partei begrenzt sie zu eng, der Idealismus geht über jede Begrenzung hinaus und verliert sich im Formalen. Die Geistigen verzichten um der Sache willen auf die Möglichkeit der Verwirklichung, die Partei verzichtet um des politischen Erfolges willen auf die Sache. Denn die Sachlichkeit der Geistigen will das Letzte und Ganze, die Agitation der Partei das Nächste und Einzelne.

Der idealistische Geist, der den Grundsatz der Autonomie des Geistes

auch in der Politik zur Geltung bringen will, und der doch zugleich spiritualistisch vor der Verührung mit dem Endlichen ins Unendliche flüchtet, und die inhaltsleere, anarchische Politik gehören zusammen wie der Mensch und sein Schatten. Eine idealistische Vergeistigung der Politik ist daher nicht möglich. Natorp schrieb einmal im Sinne seines Sozialismus: „Allzulange haben wir Geistigen beiseite gestanden und das mit allen Nöten ringende Volk in Zweifel gelassen, ob wir eigentlich zu ihm stehen wollen oder nicht. Wir müssen ihm zeigen, daß wir noch ein Stück radikaler, revolutionärer sind als die Radikalen, die Revolutionäre: weil wir auf reinem Boden rein aufbauen möchten.“ Das ist in der Tat das Verhältnis der Geistigen zur Politik: sie sind radikaler als die politischen Radikalen, aber sie können es nur sein um den Preis, daß sie unpolitisch werden. Das einzig mögliche Verhältnis der heutigen Geistigen zur Politik ist daher das des Pazifismus, das heißt die radikale Ablehnung der Politik überhaupt, wie wir sie in Natorps Sozialidealismus finden. Als charakteristisch für die Stellung des heutigen Geistes zur Politik dürfen die Sätze des Idealisten Graf Keyserling gelten: „Wir münden in eine Geschichtsperiode ein, deren wesentlichster Charakterzug wohl der ist, daß das Politische in ihr unaufhaltsam an Bedeutung verliert. — Politik soll überflüssig werden: das ist das Völkerpostulat. — Das größte Prestige wird in Wäldern der besitzenden, der den Weg über die Politiknotwendigkeit hinaus am schnellsten findet und weist.“ Für Keyserling beruht daher „Deutschlands wahre politische Mission auf dem wesentlich unpolitischen deutschen Volkscharakter, — jener ihm allein eigenen Richtung auf das Absolute“. Eine solche Veranlagung ist freilich tragisch zu nennen, doch vermag mich mit dieser Tragik weder ihr ästhetischer Wert zu versöhnen noch auch der idealistische Trost der Sätze: „Alles Große weist über dieses Leben hinaus — dies beweist schon seine Absichtslosigkeit allein; denn wenn es ihm unmittelbar dienen wollte, es müßte Absichten haben. Aber da dieses ‚Jenseits‘ unser aller eigentliches Ziel ist, so ist das Zwecklose viel wichtiger für uns als alles Nützliche“. Demgegenüber wäre zu sagen, daß alles Große nicht ein Erzeugnis dieses Lebens ist, sondern aus dem Jenseits in dieses Leben hereinkommt, und daß es gerade die Aufgabe der Politik ist, es zu ihrem Zweck zu machen, um diesem Leben seine autonome Zweckhaftigkeit zu nehmen und es in den Dienst des Jenseitigen zu stellen.

Wenn aber der Pazifismus auf die Politik einen Einfluß gewinnen will, so kann er es nur, indem er für sich selber die pazifistischen Grundsätze außer Kraft setzt und sich dieselben politischen Methoden der Agitation, der Parteibildung usw., die er bekämpft, zu eigen macht. Denn der Mensch kann nie auf „reinem Boden“ aufbauen, da er sich nicht aus seiner Ge-

schichte zurückziehen und ganz von vorne anfangen kann. Der Pazifismus zeigt gerade darin seinen idealistischen Ursprung, daß er ebenso wie der Idealismus das, was er erstrebt, als Voraussetzung an den Anfang setzen muß. Der reine Boden ließe sich nicht anders gewinnen, als indem die politischen Schwierigkeiten des geschichtlichen Augenblicks, die der Pazifismus umgehen will, durch ihre Überwindung beseitigt werden. Es ist jedoch eine leere Hoffnung, daß irgend einmal der Zeitpunkt eintritt, in dem alle Verhältnisse so klar und einfach liegen, daß sie politische Mittel überflüssig machen. Solange Menschen leben, müssen sie schuldig werden, das heißt Politik treiben. Denn es ist eine Folge der nicht bloß geschichtlichen, vorübergehenden, sondern der wesenhaften „Sündhaftigkeit“ des Menschen, daß wir das Böse nicht nur mit Gutem, sondern daß wir es wieder mit Bösem bekämpfen müssen. Der Idealismus freilich, der einen Gegensatz zwischen Geist und Willen leugnet und dem menschlichen Geist den reinen Willen zur Verwirklichung des Geistes, dem Willen dagegen die Gut- und Freiwilligkeit zum Geiste zuschreibt, muß politische Mittel im Dienste des Geistes ablehnen. Da der Pazifismus hofft, daß das Gute sich von selber, spiritualistisch, herstellt, glaubt er dieser Verantwortung ausweichen zu können.

Spiritualismus heißt: alles von der Autonomie des Geistes, vom schöpferischen Menschen erwarten. Aber er vergißt, daß die Autonomie des Geistes nicht gegeben, sondern nur ein theoretisches Postulat des idealistischen Denkens ist. Mit Postulaten ist aber die Welt nicht in Ordnung zu bringen. So stehen heute den Politikern, die alles mit ihren Mitteln „organisieren“ wollen, die spiritualistischen Geistigen gegenüber, die nichts organisieren wollen. Der Geist und die Politik, statt sich wie Hand und Kopf zur Verwirklichung einer Aufgabe zu vereinigen, gehen ihre eigenen Wege, die sie nur immer weiter voneinander entfernen. Daher ist heute eine Politik des Geistes ebenso unmöglich geworden wie ein geistiges Ziel der Politik.

Politik und Geist erhalten ihren Sinn nur in gegenseitiger Bezogenheit, indem sie sich gegenseitig begrenzen. Die Aufgabe der Politik ist es, ihre Mittel in den Dienst der Verwirklichung von Zielen zu stellen, die der Geist vorschreibt. Die Aufgabe des Geistes ist es andererseits, der Politik, und das heißt im weitesten Sinne dem vitalen Willen des einzelnen und des Volkes ein Ziel zu setzen. Nur der abstrakte Wille ist indes auf Unendliches gerichtet; der lebendige Wille dagegen, der etwas will, will Endliches. Der Geist darf daher nicht dem Willen seinen Gegenstand nehmen und ihn auf Unendliches lenken wie der kategorische Imperativ, sondern es ist gerade seine Aufgabe, dem Willen seinen Gegen-

stand zu geben. Wenn der Geist und die Politik auf das Unendliche gehen, entzweien sie sich; Spiritualismus und Politik schließen sich gegenseitig aus. Nur in der autoritativen Gemeinschaft fordern und begrenzen sie sich und werden eines.

Amerikanisches

Von H. L. Mencken

Henry Louis Mencken ist Satiriker, nicht Politiker. In seinen Arbeiten entwickelt er einen beißenden, satirischen Stil und übt erbarmungslose Kritik an gewissen geistigen und politischen Scharlatanen des amerikanischen Lebens. Er hat Bücher über Shaw und Nietzsche veröffentlicht. Seine literarischen Essays sind in „A Book of Prefaces“ und in „Prejudices“ erschienen. In „The American Language“ forschte er den Quellen und der Entwicklung der „amerikanischen“ Sprache nach. In dem satirischen „American Credo“ entblößt er die naive amerikanische Seele. „A Book of Calumny“, „In Defence of Women“, „A Book of Burlesques“ sind einige Titel seiner sonstigen kritischen und satirischen Arbeiten.

Die Krankheit, an der die Literatur der Vereinigten Staaten in der heutigen stürmischen Zeit leidet, ist eigentlich die der gesamten Kultur des Landes: der Mangel an einer intellektuellen Aristokratie, die sich in ihrer Stellung sicher fühlt, die ernsthafteste Wissbegierde beseelt, die allen flinken Phrasen skeptisch gegenübersteht und, der Sentimentalität der großen Menge überlegen, an dem Kampf der Ideen um der Sache willen Freude findet.

Das Wort „Aristokratie“ hat trotz des charakterisierenden Adjektivs gewisse Deutungen erhalten, die ich keineswegs im Sinne habe. Die Erwähnung einer Aristokratie muß für ein an demokratische Schlagworte gewöhntes Publikum allerlei Vorstellungen heraufbeschwören, wie zum Beispiel die Vision der Börsenmaklersgattin, die in der Opernloge lehnt, oder des hochmütigen Engländers, der ganze Generationen von Waldbühnern auf eine zügellose und unbegreifliche Weise hinmordet, oder des Junkers mit der Wespentaille, der die amerikanische Schullehrerin in der deutschen Bierstadt mit dem Ellbogen vom Bürgersteig heruntersegt.

Ich vermute, daß die Ursache dieser falschen Auffassung zum Teil in den herausstaffierten Albernheiten der gelben Presse zu suchen ist, aber

teilweise paßt sie auch zu der allgemeinen amerikanischen Tradition, sowie zu der Unterdrückung der Minderheiten und dem Glauben an politische Universalien. Wie eingewurzelt und verbreitet sie ist, zeigt sich dauernd in der naiven Annahme, daß die sogenannte elegante Welt in den großen Städten, insbesondere die wohlhabenden industriellen Kreise, im Kulturzustande des Innendekorateurs und des Landklubs, eine Aristokratie bilden, und in der kaum weniger seltsamen Annahme, daß die englischen Pairs mit der Gentry identisch sind.

Hier wie überall zeugt der Gläubige seine Götter selbst, und nicht minder, wenn es böse, als wenn es gütige Götter sind. Der kleine Mann braucht Menschen, die ihm überlegen sind, damit er über seine politische Gleichberechtigung mit ihnen staunen kann, und wenn de facto solche nicht aufzufinden sind, schafft er sie de jure. Der erhabene Grundsatz: ein Mann und eine Stimme muß in die Sprache des Dollars, der Diamanten und der Modeintelligenz übertragen werden.

Die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz muß klare und dramatische Belege haben. Vielleicht geht die Sache manchmal weiter und ist weniger harmlos. Der kleine Mann bedarf einer Aristokratie, um nicht nur seine einfache Gleichberechtigung, sondern auch seine tatsächliche Überlegenheit zu bekunden. Die Zeitungsnotizen „Aus der Gesellschaft“ mögen auf etwas Ähnliches zurückzuführen sein, sie mögen noch einmal das Verständnis des begabten Journalisten für die Mentalität des großen Haufens vergegenwärtigen, die er ebenso geschickt zu handhaben weiß wie eine gewaltige, mistönende Orgel, die immer Fortissimo spielt. Ich vermute, daß der kleine Mann mit der ihm angetrauten Gattin die bösen Schwelgereien jener erstaunlichen „besten Familien“ häufig als ein gewichtiges Zeugnis für seine eigene Rechtschaffenheit, für seine zuverlässigere Treue zu den unwandelbaren Grundsätzen christlicher Tugend betrachtet, der einzige vernünftige Stolz, dessen sich neun Zehntel der unteren Schichten aller Menschen in jedem Lande der Christenheit rühmen können.

Aber ich möchte darauf hindeuten, daß diese Popanzaristokratie durch und durch unecht ist, und daß der Beweis für ihre Unechtheit sich auf die Tatsache stützt, daß sie — unsicher ist. Nur mit Schwierigkeit gelangt man in diese Kreise hinein, aber mit Leichtigkeit hinaus. Der Zutritt wird durch einen langen und harten Kampf zuwege gebracht, und die wichtigsten Phasen dieses Kampfes sind fast unerträgliche Demütigungen. Der Kandidat muß sich an Schnüffeleien und Sticheleien gewöhnen, er muß gegen sie gewappnet sein und zusehen, wie die Tür ihm hundertmal vor der Nase zugemacht, ehe sie ihm jemals geöffnet wird. Um überhaupt eingelassen zu werden, muß er beweisen, daß er Talent zur Erniedrigung besitzt, und

Erniedrigung macht ihn scheu. Und was noch schlimmer ist: diese Scheu weicht nicht, wenn es ihm schließlich glückt. Im Gegenteil, sie wird noch zaghafter; denn innerhalb der geschlossenen Pforte steht er einem System gegenüber, das fast gänzlich aus strengen und häufig unverständlichen Tabus zusammengesetzt ist, und die Strafe für die Überschreitung des allerbelanglosesten dieser Verbote ist schnell bei der Hand und verheerend. Der Kandidat muß genau die vorschriftsmäßigen gesellschaftlichen Gewohnheiten, Neigungen und Vorurteile im öffentlichen und im privaten Leben zur Schau tragen. Er muß genau die vorschriftsmäßige politische Begeisterung und Entrüstung empfinden. Er muß an dem vorschriftsmäßigen Sport sein herzlichstes Wohlgefallen haben. Sein Verhalten in allen künstlerischen Fragen muß geziemend duldsam und doch nicht einen Deut zu beflissen sein. Er muß die vorschriftsmäßigen Bücher, Broschüren und Tageszeitungen lesen und bevorzugen. Wenn er reist, muß er in den vorschriftsmäßigen Hotels absteigen. Seine Frau muß ihre Sönnerschaft den vorschriftsmäßigen Modistinnen angedeihen lassen. Er selbst muß seine Toilettenartikel nur aus dem vorschriftsmäßigen Geschäft beziehen. Er muß in der vorschriftsmäßigen Umgebung leben. Er muß sich sogar zu den vorschriftsmäßigen religiösen Lehren bekennen.

Wenn dieser Amerikaner Gerechtigkeit für die Volkshewisten fordert oder selbst nur für ihre anständige Behandlung eintritt, macht er sich unmöglich und verscherzt sich alle Aussichten, in den Zeitungsnotizen „Aus der Gesellschaft“ zu figurieren. Er macht sich ebenso unmöglich, wenn er Zelluloidtragen trägt, wenn er nach Burtchude oder Krähwinkel zieht oder wenn er Sauerkraut auf seinem Tische duldet.

Innerhalb der Hürden seiner seltsamen Kaste ist er ärger geknebelt als der Mönch in der Zelle. Ihre unklaren Schickslichkeitsbegriffe und ihre nebelhaften Vorstellungen, daß dieses oder jenes ehrenhaft ist, bilden für ihn nach allen Richtungen ein fast unüberwindliches Hindernis. Schon wenn er zum erstenmal zaghaft an ihre Tür pocht. Und um so mehr, wenn er Einlaß findet, verzichtet er auf jedes Recht, die Ideen zu bekämpfen, die gerade innerhalb dieses Bereichs an der Tagesordnung sind. Er muß sie gelten lassen, wie sie sind, ohne daran zu deuteln. Und wenn sie sich als Echo großer, triebhafter Bewegungen (oder auch wohl bisweilen als Echo jener bestrafte, aber unvergeßlichen Revolten großer Rebellen) wandeln und ändern, so muß er sich schweigend und schleunigst mit ihnen wandeln und ändern. Sich dagegen zu sträuben, Einwendungen zu machen und Widerstand zu leisten, Reformen und Revolutionen zu befürworten — das heißt, sich an dem Heiligen Geist der Kaste versündigen.

Augenscheinlich kann solche Kaste keine echte Aristokratie bilden. Eine

echte Aristokratie beruht auf ganz anderen Grundsätzen. Ihr erster und bemerkenswertester Zug ist ihre innere Festigkeit, und das wesentlichste Zeichen dieser Festigkeit ist die Freiheit, die damit verbunden ist; nicht nur die Freiheit des Handelns, das göttliche Recht des Aristokraten, das zu tun, was ihm wohlgefällig ist, solange er nicht die elementaren Garantien und Verpflichtungen seiner Klasse verletzt, sondern — auch in bedeutsamerem Maße — die Freiheit des Denkens, die Freiheit zu wagen und zu irren, das Recht, sein eigener Herr zu sein. Es ist das triebhafte Gefühl der wahren Aristokratie, Übertriebenheiten nicht mit Acht und Bann zu strafen, sondern sie mit dem Mäntelchen der Liebe zu bedecken, sie gegen die Verdächtigungen und den Groll niedrigerer Kreise zu schützen. Diese niedrigeren Kreise sind stumpf, schein und für Gedanken unempfindlich, dem Wechsel feindlich gesinnt und sentimental, abergläubischen Wahngelbilden treu ergeben. Jeder Fortschritt geht in den höheren Sphären vorstatten. Dort dürfen hervorragende Persönlichkeiten, im sicheren Gefühl ihrer künstlerischen Immunität, sehr weit von dem gewohnten Geleise abweichen. Innerhalb dieses verschanzten Geheges, dem uralten Schlandrian des großen Haufens entrückt, können außergewöhnlich geartete Menschen von niedrigerer Region ihre Zufluchtstätte finden und eine reinere Luft atmen. Es ist in der That zugleich der Stempel der Echtheit und die Rechtfertigung der Aristokratie, daß sie den breiten Schichten keine Verantwortung schuldig ist und daher sowohl ihren alltäglichen Sehnsüchten als ihren nicht minder alltäglichen Abneigungen überlegen ist. Sie ist nichts, wenn sie nicht autonom, wißbegierig, verwegen und mutig ist, und sie ist alles, wenn sie diese Wesenszüge aufweist. Sie ist die Hüterin jener Eigenschaften, die auf Veränderlichkeit und Abenteuerlust eingestellt sind; sie ist die Klasse, welche das Wagnis zum Nutzen der Klasse in die Wege leitet. Sie zahlt für ihre großen Vorrechte dadurch, daß sie in der vorbersten Kampflinie steht.

Es ist ersichtlich, daß von einer solchen Aristokratie in den Vereinigten Staaten jetzt nichts zu spüren ist. In Virginien traten ihre Anfänge in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Erscheinung, aber mit Jefferson und Washington schwand diese Verheißung dahin. In Neuengland hat es meines Erachtens niemals eine bestehende oder werdende Aristokratie gegeben, nur einerseits eine Theokratie, die sehr schnell zur Plutokratie entartete, und andererseits eine aus trockenen Gelehrten gebildete Kaste. Trotz der allgemein verbreiteten gegenteiligen Vorstellung (die durch die Verwechslung wissenschaftlicher Bildung mit Intelligenz erzeugt wurde) hat Neuengland niemals das leiseste Zeichen an den Tag gelegt, daß es sich wirklich für Ideen begeistern kann. Es begann seine

Geschichte als ein Schlachthaus der Ideen und ist heute kaum von einem Kühlraum zu unterscheiden. Es stellt sich jetzt heraus, daß seine berühmten Mystizismusunternehmungen, die einst scheinbar so kühn und so bedeutsam waren, nichts wesentlich anderes gewesen sind als ein sorgfältig vorbereiteter Hokusfokus. Die Ideen, zu denen Neuengland sich in jenen ernstesten und längst entschwundenen Tagen bekannte, waren schal, und als es mit ihnen fertig war, waren sie dem Tode verfallen. Heutzutage hört man von Jacob Böhme fast ebenso selten wie von Allen S. Thurman.

Daselbe gilt für die Politik. Ihr Ruhmesblatt ist die Abschaffung der Sklaverei, ein englischer Gedanke, der lange mit dem Interdikt der einheimischen Plutokratie belegt war. Seit dem Bürgerkriege haben die sechs Staaten, die Neuengland bilden, weniger politische Ideen zutage gefördert als jeder mittlere Kreis in Kansas oder Nebraska, und ihre Plutokratie hat die Gedankenwelt oberhalb des Housatonieflusses beherrscht.

Die Sekte der berufsmäßigen Idealisten ist so stark zusammengeschmolzen, daß sie selbst als Gegner jede Bedeutung eingebüßt hat. Wenn die Plutokratie jetzt angefeindet wird, so geschieht es nur von seiten des Proletariats.

Was in Neuengland in Erscheinung tritt, kann man bisweilen mit einigen Verbesserungen, aber gewöhnlich nur mit stärker aufgetragenen Farben in allen anderen Teilen des Staates wahrnehmen. Wenn man den Blick über das Land schweifen läßt, so bemerkt man eine in drei Schichten gegliederte Kultur: zuoberst die Plutokratie, zuunterst eine ungeheure Masse menschlicher Nullen ohne besondere Merkmale und eine hilflose „Intelligenz“, die zwischen beiden um ihr ungesichertes Dasein ringt. Ich hoffe, daß es sich für mich erübrigt, die geistigen Unzulänglichkeiten der Plutokratie ausführlicher zu erörtern, das Fehlen aller Kennzeichen, die auch nur im entferntesten auf die Entstehung einer Aristokratie hindeuten könnten. Es fehlt ihr der elementarste Unabhängigkeitsinn und Mut. Diese Klasse bringt jene groteske, elegante Gesellschaft in unseren großen Städten hervor, die ich bereits geschildert habe.

Offenbar kann man nicht darauf rechnen, daß eine Klasse für Ideen überhaupt empfänglich ist, die sich selbst vor solchen Ideen fürchtet, die ohne weiteres das Kennzeichen der Torheit tragen. Ihre Philosophie wurzelt in der These, daß die bestehende Ordnung der Dinge für alle Zeiten gegen jeden Angriff gefeit sein müsse, aber nicht nur gegen einen Angriff, sondern auch gegen jede logische Kritik; ihre Ethik wurzelt eben so fest in der These, daß jeder Versuch zu einer derartigen Kritik der Beweis für sittliche Verworfenheit ist. Innerhalb ihres eigenen Kreises, im

Schutz der Standesvorrechte gibt es nichts, was die Stelle dieser Kritik einnehmen könnte. Ein paar schwache Seichtheiten bilden fast den ganzen Besitz der inländischen Ideenliteratur.

In anderen Ländern hat die Plutokratie häufig Männer erzeugt, die eine nachdenkliche und zergliedernde Mentalität besaßen, die eifrig bestrebt waren, ihre Triebe der Vernunft unterzuordnen und sie in eine gewisse Verbindung mit den Hauptströmungen der menschlichen Gedankensphäre zu bringen. In diesem Zusammenhang gedenke ich David Ricardos. Es hat noch viele seinesgleichen gegeben, wie zum Beispiel John Bright und Richard Cobden. Aber die Vereinigten Staaten haben keine derartigen Erscheinungen wieder gezeitigt. Wohl gab es vor nicht allzu langer Zeit einen Tag, an dem gewisse wohlhabende junge Leute ein ungewohntes Interesse an politischen Ideen bekundeten, aber das meiste, was sie zuwege brachten, war ein banal gearteter Sozialismus, und selbst der wurde in jähem Schreck aufgegeben, als der Krieg ausbrach und der Sozialismus in den Verdacht geriet, echt international, kurz ehrlich bis ins Mark zu sein.

Die Plutokratie des Landes hat auch niemals unter ihren intellektuellen Kammerdienern und Lakaien, das heißt unter den Herren, welche die Titelzeilen und Leitartikel ihrer Zeitungen verfassen, den Forschungsgeist gefördert. Was die Tagespresse der Vereinigten Staaten von der Presse aller anderen, auf Kultur Anspruch erhebenden Ländern unterscheidet, ist nicht ihr Mangel an Wahrhaftigkeit und auch nicht einmal ihr Mangel an Würde und Ehre, sondern ihre unverbesserliche Furcht vor Ideen, ihr unausgesetztes Bemühen, die Erörterung wichtiger Probleme dadurch zu umgehen, daß sie alle Streitfragen in ein paar elementare Schreckgespenster umwandelt. Sie ist im wahren Sinne niemals gut unterrichtet, sie ist nur in seltenen Fällen geschickt, abgesehen von den Künsten, den Pöbel zu meistern, und hat selten den Mut zur Ehrlichkeit. Durch die Plutokratie, welche sie mit immer geringeren Verschleierungsversuchen beherrscht, mit rauher Hand zu strenger Korrektheit der Meinungen gezwungen und von allen Seiten durch die Zensur bedroht, über die sie sich nicht hinwegsetzen darf, sinkt sie schnell zum Formelwesen und zur Bedeutungslosigkeit herab. In ihrer gelben Abteilung lebt die einzige Spur des alten, freien Journalisten weiter. In den konservativeren Blättern findet man nur eine zaghafte und launische Feindseligkeit gegen jede Anfechtung der bestehenden Ordnung, wenn sie auch noch gesittet und aufrecht einhergeht, eine durchgreifende und schlechtverhehlte Furcht, daß der jetzt gegen die orthodoxen Kobolde aufgestachelte Pöbel plötzlich beginnen könnte, seine eigenen Kobolde aus der Erde zu zaubern und auf diese Weise zum sinnlosen Angriff überzugehen.

Denn die ganze Komödie ist natürlich auf die Gefühlsregungen des Volkes aufgebaut. Theoretisch ist das Volk der Stapelplatz aller politischen Weisheit und Tüchtigkeit, praktisch ist es der Urquell aller politischen Macht. Selbst die Plutokratie kann nicht offen gegen das Volk zu Felde ziehen oder die belangloseste seiner Schwächen außer acht lassen. Das Geschäft, den Pöbel in Schach zu halten, muß vorsichtig, überlegt und mit feiner Kunstfertigkeit bewerkstelligt werden. In der Hauptsache besteht dieses Geschäft darin, seine tief eingewurzelten Furchtempfindungen, die Furcht vor fremden Gesichtern, vor unbekanntem Ideen, vor nicht ganz landläufigen Gebärden und vor unerprobten Freiheiten und Verantwortlichkeiten rege zu erhalten. Das eine dauernde Gefühl des kleinen Mannes, das er mit allen einfacher organisierten Säugetieren teilt, ist die Furcht, die Furcht vor dem Unbekannten, dem Komplizierten, dem Unerklärlichen. Was er vor allem anderen braucht, ist Sicherheit. Seine Triebe leiten ihn zu einer Gesellschaftsform, die so gestaltet ist, daß sie ihn auf alle Fälle vor der Notwendigkeit schützt, sich mit ungewohnten Problemen plagen, Ideen wägen, selbständig etwas ersinnen und die Seichtheiten prüfen zu müssen, auf denen sein Alltagsdenken beruht. Mit dem Imperialismus zufrieden, solange er sich als wirksam bewährt, wendet man sich, sobald der Imperialismus zu Fall gebracht wird, irgendeiner anderen, vielleicht viel schlechteren Form der väterlichen Bevormundung zu und entrichtet ihrer huldreichen Tyrannei nur den willigen Zoll der pathetischen Untertanentreue. In Amerika ist die Zeitung Herr und Gebieter. Sie gewährt Unterstützung für elementare Illusionen. In ihr erblickt jeder Mann eine sichtbare Verkörperung der eigenen Weisheit und Bedeutung. Aus ihr gewinnt er Brennstoff für seine einfältige moralische Flamme, für sein angeborenes Mißtrauen gegen die Ketzerei und für seine Furcht vor dem Unbekannten. Und hinter der Zeitung steht die unwissende, phantasielose und zaghafte Plutokratie.

So sieht es oben und unten aus. Augenscheinlich gibt es hierzulande keine Aristokratie. Man findet nur einen der erforderlichen Bestandteile und auch diesen nur bei der Plutokratie: grausamen Egoismus. Aber wo bleibt die Intelligenz? Wo bleiben Zwanglosigkeit und Sicherheit des Auftretens? Wo bleiben Unternehmungsgeist und Wißbegierde? Und wo bleibt vor allem der Mut, insbesondere der moralische Mut, die Fähigkeit, selbständig zu denken, die Neigung für schwierige Probleme? Die Demokratie hat bei der Ausmerzungen der Aristokratie an ihrer Stelle nur einen leeren Raum geschaffen; in 150 Jahren ist es ihr nicht gelungen, den Pöbel zu intellektueller Unabhängigkeit und Würde emporzuführen oder die Plutokratie von der ihr anhaftenden Dummheit zu desinfizieren.

Gerade bei uns Amerikanern, also auf dem wichtigsten und beliebtesten Schauplatz großer Experimente, ist die Kultur des Einzelwesens zum strengsten und widersinnigsten Drill herabgewürdigt worden. Gerade bei uns — als einziges unter allen zivilisierten Ländern — hat die Übertriebenheit in Benehmen und Anschauungen die schwersten Strafen zu gewärtigen. Die ganze Tendenz unserer Justiz ist auf das bedingungslose Verbot aller Ideen gerichtet, die nur die leiseste Abweichung von den herkömmlichen Konventionen aufweisen, und hinter dieser Justiztendenz steht die viel gewaltigere Kraft der wurzelschlagenden Sitte, und diese Sitte beruht auf einer nationalen Philosophie, welche die Schablone zur erhabensten Tugend und das freie Walten der Persönlichkeit zu einem Kapitalverbrechen gegen die Gesellschaft stempelt. Aber es bleibt noch die „Intelligenz“ übrig: die Freigeistigen auf der mittleren Ebene, die weder so unempfänglich für Ideen wie die Plutokratie, noch so unbedingt die Sklaven des Gefühls sind wie das Proletariat. Was ergibt sich nun, wenn diese kleine Brüderschaft der Überlegenen sorgfältig gesichtet wird?

Es ergibt sich meines Erachtens eine gewaltige Enttäuschung. An der Oberfläche sind alle Kennzeichen einer aus gelehrten und scharfsinnigen Männern bestehenden Kaste vorhanden: große Belesenheit, lobenswerter Fleiß, eine gewisse zarte Zurückhaltung, ein deutliches Bewußtsein geistiger Überlegenheit und manche Gebärde, die an den Aristokraten erinnert. Aber man wird bald gewahr, daß das, was unter der Oberfläche steckt, nicht viel mehr ist als eine Komödie und nicht immer eine sehr geschickte Komödie. Gelehrsamkeit ist vorhanden, aber keine Wißbegierde, eine schwerfällige Würde, aber nicht viel echte Selbstachtung, Anmaßung, aber nicht eine Spur von Mut. Zwischen der Plutokratie auf der einen und dem Volk auf der anderen Seite eingezwängt steht die „Intelligenz“ vor dem ewigen nationalen Problem, ihre Stellung zu wahren, sich gegen Herausforderungen und Angriffe zu schützen und kein Mißtrauen aufkommen zu lassen. Sie besitzt alle Merkmale des Wissens mit Ausnahme des Machtgefühls. Sie besitzt alle Eigenschaften der Aristokratie mit Ausnahme der wichtigsten Eigenschaften, die aus der Empfindung der Sicherheit, der vollkommenen Unabhängigkeit, der absoluten Immunität gegen Sturmangriffe aus der Höhe und aus der Tiefe erwachsen. Kurz, die alte Unehthet haftet ihr ebenso an wie jenen eleganten Aristokraten, die in den Zeitungsnotizen „Aus der Gesellschaft“ figurieren. Sie ist gesichert, solange sie brav ist, das heißt, solange sie weder der Plutokratie zum Argernis wird noch das Proletariat stutzig macht. Sobald sie eines dieser beiden Fehlritte schuldig wird, ist es um ihre ganze scheinbare Würde und zugleich um ihren ganzen Einfluß geschehen, und sie wird

schlechtweg zu einer etwas lächerlichen Figur, die sich gegen eine soziale Ordnung empört, welche ihrer nicht unbedingt bedarf und nur geneigt ist, sie zu dulden, wenn sie nicht zudringlich ist.

Aus verschiedenen Gründen besteht diese wesenlose Kaste zum großen Teil aus Männern, deren Gelehrsamkeit den amtlichen Stempel trägt, das heißt aus Professoren und Doktoren der Philosophie. Außerhalb der akademischen Kreise zeigt sie die Tendenz, sehr schnell zu einer Halbwelt von isolierten Anarchisten zu verblaffen. Einer dieser Gründe ist ziemlich einfach: die alte demokratische Verehrung für das Schulwesen an sich, ein Erbe der Puritaner in Neuengland, lebt noch, und der Pöbel, der stets beim Denken auf das verkürzte Verfahren erpicht ist, läßt bereitwillig einen Schulmeister gelten, ohne etwas anderes in Betracht zu ziehen als seine Stellung. Den zweiten Grund bildet die Tatsache, daß die höhere Bildung in unserem Lande noch immer eine Neuheit ist, aber es werden sich noch andere Gründe bemerkbar machen.

Gleichviel wie weit verzweigt diese Ursachen sind, es ist eine unleugbare Tatsache, daß die Schulmeister fast ein ausschließliches Recht auf alles besitzen, was im Lande als höheres Denken betrachtet wird. Sie beherrschen nicht nur unbehelligt ihren eigenen heiligen Hain, sie dringen auch in andere Gefilde der Logik ein. Sie meistern die einflussreichen Wochenblätter; sie schwingen das Zepter über jeder kritischen Zeitschrift; sie schreiben neun Zehntel aller ernstesten Bücher im Lande; sie fangen an, die Tageszeitungen an sich zu reißen; sie belehren und ermahnen die Bauernschaft auf der Rednertribüne; sie haben sogar begonnen, sich in die Regierung einzudrängen. Man kann in den Vereinigten Staaten keinen Schritt tun, ohne einem Professor zu begegnen. Einer befindet sich in jeder städtischen Behörde; einer sitzt in jedem Amtszimmer der Bundesregierung; einer steht an der Spitze jeder geistigen Bewegung. Immer ist einer da, um jedes neue Mysterium aufzuhellen. Der Professor schätzt jedes Kunstwerk ab, gleichviel ob es dem graphischen, dem musikalischen oder dem literarischen Gebiete angehört. Der Professor liefert die geistige Dampfkraft für die Landwirtschaft und die Diplomatie, für die Überwachung der abhängigen Gebiete und für die Verteilung der Waren. Bis vor kurzem war ein Professor der Beherrscher des Landes und das Oberhaupt der unsichtbaren Staatskirche.

Nun wissen wir also, welche Möglichkeiten ihnen zu Gebote stehen. Wie ist es aber um ihre Leistungen bestellt? Ich beantworte diese Frage als ein Mensch, dem durch das unerforschliche Walten des Schicksals das ziemlich undankbare Amt eines Spezialisten im Gedankenfach des Pädagogen auferlegt ist. Mein ganzes natürliches Gefühl steht auf seiten

des Professors. Ich schätze den Mann, der sich mit emsigem Fleiß für eine Sache einsetzt, und ich schätze den Mann sogar noch mehr, der die Armut und ein Regal mit Büchern höher bewertet als pekuniäre Vorteile. Ueberdies gibt es in meinem Stammbaum sogar mehr Doktoren der Philosophie, als ein Bostoner Blaustrumpf zu seinem Ruhme aufzuweisen hat. Im Verlaufe von 100 Jahren war selbst das ungebildetste Mitglied meiner Familie zum mindesten Dr. juris utriusque. Aber derartige Anlagen und Neigungen sollen keinen Einfluß auf meine nüchternen Untersuchungen ausüben. Was ich nach ausgedehnten und mühseligen Arbeiten ausfindig gemacht habe, ist eine Sachlage, die gewiß nicht allzu schmeichelhaft für den zur Prüfung gestellten Beruf ist. Was ich, um mich kurz auszudrücken, gefunden habe, ist die Tatsache, daß die zum allgemeinen öffentlichen Nutzen angewandte Pädagogik fast ebenso zaghaft und höhl ist wie der Journalismus; daß der Professor, durch den zaghaften Dogmatismus der Plutokratie in der Höhe und das unheilbare Mißtrauen des Pöbels in der Tiefe, geneigt ist, seine eigene Sicherheit in einer glatten, öligen Nichtigkeit zu suchen; daß er, weit entfernt, ein mutiger Wortführer der Ideen und Apostel ihrer unbegrenzten Verbreitung zu sein, fast zum vorsichtigsten und scheuesten aller mit Ideen beschäftigten Menschen geworden ist; mit einem Wort, daß er sich der herrschenden Gedankenkorrektheit nach allen Richtungen, nach Nord, Ost, Süd und West, beugt und tatsächlich der Hauptvertreter der neuen Lehre ist, die da lautet: Keßerei ist nicht nur ein Fehler, sondern auch ein Verbrechen.

So komme ich endlich auch auf die amerikanische Nationalliteratur zu sprechen, auf das Mysterium unserer Literatur, ihre strauchelnde Schwäche, ihren Mangel an echter Lust und Liebe, ihre Armut an hervorragenden Persönlichkeiten und den allgemeinen Eindruck ihrer Dürftigkeit und ihres Nachahmungsbedürfnisses. Das Symptom, das die Literatur unserer Republik aufzeigt, ist, wie ich anfangs gesagt habe, das Krankheits-symptom der gesamten Kultur unserer Republik, der Mangel einer die weltweite und zivilisierte öffentliche Meinung vertretenden Schicht, die unabhängig von der Beherrschung durch die Plutokratie und die der kindischen Philosophie des Pöbels überlegen ist, eine einheitliche Schicht, die eine eifrige Wißbegierde, gebildeten Skeptizismus und Empfänglichkeit für Ideen aufweist wie die echte Aristokratie. Diesen Mangel empfindet der amerikanische Schriftsteller, wenn er so geartet ist, daß er an jedem Tage seines Lebens etwas Neues zu sagen hat. Er hat für gewöhnlich nicht auf die Unterstützung von seiten des Volkes zu rechnen, weil das Volk allen Ideen zu argwöhnisch gegenübersteht.

Er hat auch von den Wortführern der Plutokratie keine Unterstützung zu erwarten; denn sie sind allzu eifrig beflissen, den intellektuellen Status quo aufrechtzuerhalten. Wo er sich an die „Intelligenz“ wendet, findet er bei ihr Korrektheit! Bei seinen beiden Hauptobliegenheiten, das Leben seiner Umgebung genau darzustellen und es ehrlich zu kritisieren, sieht er sich von dieser geharnischten Korrektheit eingekreist. Seine Darstellung ist unschicklich, unschön und unerträglich streng. Seine Kritik lehnt sich absichtlich gegen die Ideale auf, auf denen das ganze System beruht. So wird er entweder voller Heftigkeit als ein unpatriotischer Mann angegriffen, dessen Geschwätz gefeßlich untersagt werden müßte, oder aber mit Stillschweigen übergangen, ein Verhalten, das ihn gewöhnlich sogar noch gründlicher erledigt.

Früher oder später muß ein Mann, der echte Kraft und schöpferische Eigenart besitzt, selbstverständlich über diese Dummheit Sieger werden. Er wird hier den einen und dort den anderen Anhänger aufspüren; mit der Länge der Zeit kann ihre Zahl vielleicht so groß werden, um ihm selbst von den Vertretern der Korrektheit eine gewisse Anerkennung zu erzwingen. Whitman bildet in dieser Hinsicht einen Schulfall. Es bestand niemals ein Zweifel über seine starke Eigenart, über seinen Anspruch, ernst genommen zu werden. Emerson erkannte das sofort und bot ihm die Hand. Aber fast unmittelbar nachher zog er sich das Mißfallen der zeitgenössischen „Intelligenz“ zu, weil er gegen die herkömmlichen Formen gesündigt hatte, und bald setzte der Krieg gegen ihn mit solcher Wucht ein, daß sogar Emerson sich abschrecken ließ. Whitman wurde bezichtigt, die Jugend zu verführen und seines bescheidenen Lebensunterhalts beraubt; allerhand blöde Standalgeschichten wurden über seine Person in Umlauf gesetzt, und es fehlte nicht viel, daß er ins Gefängnis kam. Eine kleine, aus obskuren Verehrern bestehende Schutzwache hielt zu ihm, und im Laufe der Jahre wuchs allmählich ihre Anzahl und ihr Einfluß. Aber nicht ein einziger amerikanischer Kritiker in gesicherter Stellung schloß sich dieser Schutzwache an; nicht ein einziger Literaturgelehrter machte das Gewicht seiner Autorität zugunsten des großen Dichters geltend. Als von autoritativer Seite endlich Rettung kam, handelte es sich um ausländische, um englische, französische und deutsche Autoritäten. Es wurde ein Kompromiß zustande gebracht. Es wurde auch eine widerwillige Anerkennung zustande gebracht. Schließlich, als der Dichter seit Jahren tot war, verbündete sich die Korrektheit mit der Pädagogik, um ihm in einer törichten und zudringlichen Form Ehre zu erweisen.

Eine derartige posthume Anerkennung nützt den Künstlern und auch der Literatur nichts. Ein Mann, der sein Leben einsetzt, um Werke seiner

Phantasie zu schaffen, ein Mann, der seine ganze Kraft und Energie hingibt, um mit Problemen zu ringen, die in ihrer Wesenheit heikel und verwirrend und reich an Ungewissheiten sind, — ein solcher Mann will Anerkennung nicht nur als Lohn für seine Betätigung; er will sie als notwendige Hilfe; er braucht sie ebenso, wie er anständige Existenzmittel und Seelenruhe benötigt. Es ist eine schwere Schädigung für den Künstler und eine schwere Einbuße für die Literatur, daß ein Mann wie Poe bei denen Trost suchen mußte, die ihm unebenbürtig waren, daß ein Mann wie Mark Twain, der Verfasser von „What is Man?“ gezwungen war, seine tiefsten Überzeugungen zu verheimlichen, und daß Menschen wie Theodor Dreiser und James Branch Cabell die Zielscheibe unaufhörlicher Angriffe gewesen sind. Die Vorstellung, daß der Künstler auf dem Boden des Mißgeschicks und der Verkennung gedeiht, daß er imstande ist, in einer gleichgültigen oder feindlichen Atmosphäre das Höchste zu leisten, diese Vorstellung erweist sich unter zehn Fällen neunmal als Unsinn. Denn wenn sie der Wahrheit entspräche, so würden unsere Maler nicht nach Frankreich und unsere Musiker nicht nach Deutschland ziehen. Das, was dem Künstler in Wirklichkeit nützt, ist Verständnis für seine Ziele und Ideale von seiten der Menschen, die er achtet; nicht unbedingter Beifall für seine Schöpfungen, sondern lediglich ein einsichtsvolles Wohlwollen für seine Person bei den großen Wehen seines gestaltenden Schöpfertums. Und dieses Wohlwollen muß mehr sein als nur das kollegiale Gefühl für andere Jünger der Kunst: es muß zumeist hervorgehen aus einer Kennerenschaft, die über dem armseligen Handelsinteresse steht; es muß in der intellektuellen Wißbegierde einer Aristokratie des Geschmacks wurzeln. Ich glaube, daß Billroth für Brahms noch wertvoller war als Schumann. Sein eifriges Interesse verlieh dem musikalischen Schaffen eine gediegene Würde. Seine Gönnerschaft bot dem Musiker einen sichtbaren Beweis dafür, daß sein Mühen ihm einen gesicherten Platz in einer zivilisierten und gefestigten Gesellschaft bereitet hatte, daß er von ebenbürtigen Menschen beurteilt und gegen die stumpfe Feindseligkeit derer geschützt sein würde, die ihm nicht gewachsen waren.

In Amerika wird dem Künstler diese Geborgenheit nicht zuteil. Nicht weil dem Lande die vorbildlichen Normen fehlen, die Dr. Brownell geltend macht, sondern weil seine vorbildlichen Normen noch die einer primitiven und zaghaften Gesellschaft sind. Die Comstock-Übertreibungen* sind durchaus symbolisch. Sie zeigen nur die moralische Sicherheit des Pöbels, die gegen etwas wirksam wird, was ihm ebenso unbegreiflich ist wie die Theorie

* The Comstock Society zur Unterdrückung des Lasters.

der kleinsten Quadrate. Sogar noch lebendiger zeigen sie den betrübenden Mangel jeder selbstverständlichen Zurückweisung dieser Gewaltsamkeiten, jeder festen und gesicherten, die gebildete Meinung vertretenden Kunst, die begierig ist, alle klaren Ideen zu hören und zu erproben und eifervoll das Recht wahr, sie ungehindert zu erörtern.

England füllt stets diese Lücke aus, England, Frankreich, Deutschland oder irgendein anderer Staat. In intellektueller Beziehung bleiben wir eine bedeutungslose Kolonie, behutsam auf Lob erpicht und stets bereit, uns leiten zu lassen. Diese Bereitwilligkeit brachte uns Poe aus Frankreich, Whitman aus Frankreich und Deutschland, sowie Mark Twain aus England zurück. Aber das ist ein langwieriges Verfahren. Und wie viele schöpferische Künstler werden aus reiner Hilflosigkeit von ihren Aufgaben abgehalten, wie viele Bücher werden zu Grabe geläutet, ehe sie zu Papier gebracht sind, während dieses Verfahren seinen trüben, schleppenden Weg nimmt.

Ich muß häufig staunen. Was würde aus einem amerikanischen Dostojewski werden, wenn er morgen in unserer Mitte erstände? Oder aus einem Ibsen, einem Joseph Conrad, einem Zola, einem Gerhart Hauptmann und einem Anatole France?

(Ins Deutsche übertragen von Tony Noah)

Oktoberlegende

Erzählung von Friedrich Sieburg

1

Wölfling war ein Mann in Berlin, der sich gut kleidete und ziemlich wenig sprach. Trotzdem war er beliebt bei seinen Freunden, deren Segelboote er ausgezeichnet führte, und deren Bibliotheken er bisweilen in Ordnung brachte.

Er war fünfunddreißig Jahre alt, als er zum erstenmal daran erinnert wurde, daß es Zeit sei, zu Gott aufzubrechen. Dies geschah auf eine unscheinbare, fast versteckte Weise. Aber er begriff sofort.

Maria Hensel hieß das junge Mädchen, das ihm begegnete. Sie war Schauspielerin, und als sie sich zum ersten Male in einem fremden Haus bei einer Abendunterhaltung sahen, kam sie aus dem Theater. Die Augenlider brannten ihr noch von der Schminke. Blinzeln und ein wenig un-

sicher trat sie ein. Sie war jung, aber eine gute Mutter hatte sie einmal beim Abschied vor der Welt gewarnt, und gläubig erwartete sie nichts mehr.

Wölfling entschloß sich. Er war ein einfacher Mensch und hielt sich aus Mangel an Nachdenken am Leben. Er war arm. Und das war vielleicht der Grund der dauernden Beunruhigung, die formlos und undeutbar an ihm nagte. Als Schüler war er einmal nicht versetzt worden, und der Weg zu seinem Vater mit der Note „nicht versetzt“ war eigentlich das einschneidendste Erlebnis seines Daseins geblieben. Lange hatte er vor der dunklen Tür zu seines Vaters Zimmer gestanden, das Blatt in der Hand und eine linde, geräuschlose, fast angenehme Verzweiflung, verwandt der allerlehten Todesangst, im Herzen. Dies Gefühl verließ ihn nie wieder. Noch heute stand er vor der dunklen Tür. An jeder Ecke des Lebens lauerte eine unsichtbare Katastrophe. Immer dröhnte ihm die schwarze Wolke lautlos im Nacken.

Nun stand Maria vor ihm. „Was bin ich, was werde ich sein? Ein Mensch,“ dachte er. „Soll ich sie mitschuldig machen?“

Ihr Schatten, von einer Lampe an die Wand geworfen, wartete dunkel. Es war wohl das beste, keinen Widerstand zu leisten.

Atem anhaltend versank er in ihrem Schicksal.

Sie begriff es wohl, und es tat ihr weh. Ihr Blick enthäutete sich. Süß und gräßlich ihn anschauend versank auch sie. Unten ahnten sie, daß es zu spät sei. Sie sahen alles, Liebe, Leid, Opfer, Gott und Verzweiflung.

Aber da stiegen sie beide schon hoch mit starkem Auftrieb, durchstießen gleichzeitig die dünne Oberfläche der Erkenntnis und tauchten mit ersticktem und stummem Schrei ins Licht, in die kurze Frist vor dem Verhängnis.

Kostig, fremd und von weither kamen nun ihre Stimmen zueinander zum ersten gleichgültigen Wort...

Als sie aus dem Hause traten, stöberte eine tiefschwarze, tröstlich riechende Nacht in den Wipfeln. Die Stadt drohte mit rötlichem Zuden und verworrenem Klingeln. Donnernder Flug der Wagen sickerte fern in den murmelnden, unsichtbaren Horizont. Sie trieben am Ufer entlang.

Sie sprach: „Du bist der erste Mann, der mich lieben wird.“

Ein Stern mühte sich durch treibende Wolkenflüge und verstummte.

Sie sprach weiter: „Ich wohne mit meiner Schwester; sie ist verreist.“

Er murmelte verzweifelt, erschüttert: „Ich liebe dich.“ Und beschloß flüchtig, an Gott zu glauben.

Straßen taten sich auf, kalt im dünnen Licht. Vor ihrem Haus wurde sie plötzlich lebendig, drängte sich durch die Tür, eilte die Treppe hinauf und stieß durch den stumm drohenden Wohnraum ins Schlafzimmer.

Er hörte ihre Stimme: „Wir müssen leise sprechen, die Häuser sind alle so leicht gebaut hier.“

Er ahnte im Dunkel ihre Kontur, hörte ihren kleinen, fliegenden Atem, hörte sie Kleidungsstücke abwerfen, hörte Schuhe hinkollern, spürte im Ohr das Abstreifen der Strümpfe, sah ihren Umriss am Fenster vorbeihuschen, hörte den Knack des nachgebenden Bettes, und während ihm noch purpurne Assoziationen durchs Gehirn brausten — Kinderfieber, einsamer Schnellzug, Mutters neigendes Gesicht, Brandung fremden Bahnhofs, Nachtflug über Paris —, streckte sie sich schon aus.

Dann erst machte sie Licht. Ihr Gesicht lag bleich im Licht der Lampe. Eine blaue Ader pochte zerbrechlich unter ihrer Schläfenhaut. Sie schloß die Augen und schwieg.

Er wurde sich klein, sein ganzes Leben schmeckte er zusammengepreßt auf der Zunge, ahnte, daß am dunklen Rand seiner Existenz Gott eben auftauchte wie eine Gefahr, und während er noch erwog, sein Leben zu ändern, lag er schon bei ihr.

Sie umschlang gleich mit beiden Armen seinen Kopf und preßte ihn an ihre Schulter. Noch wußte ihr Leib keine eigene Liebesgebärde, und diese lag ihr, in dunkler Erinnerung wurzelnd, mütterlich im Blut.

Sie sprach: „Wenn wir das Licht auslöschen, erscheint das Fenster wieder. Vielleicht sind Sterne da. Es ist schon spät. Ich liebe dich!“

Er sprach: „Ich bin fünfunddreißig Jahre alt. Ich bin über die dünne Schicht des Schicksals gegangen. Ich habe es gefühlt. Vielleicht geschieht ein Unglück. Vielleicht wird alles gut.“

Sie sprach: „Ich fühle in dir das Gute. Aber Endlosigkeit strömt in dir. Es freut dich, traurig zu sein. Wo ist deine Heimat?“

Er sprach: „Rußland. Wind von der Ostsee lief vor mir her, als ich klein war. Meine Mutter war aus Moskau. Ich spüre das fromme und unermessliche Blut. Wenn ich betrunken bin, singe ich oft ein Lied vor mich hin und lächle. Es ist schade um mich.“

Das verhängte Fenster dämmerte viereckig herein. Die Nacht lockerte sich faulend. Sein Mund lag zwischen ihren Brüsten. Ihre Hände hielten entschlossen seine Schultern umklammert. Das Gute brannte in seiner Brust wie ein Knäuel von Tränen, erstickend, ratlos..

„Was soll ich tun,“ dachte er. „Noch ist es Zeit, ein Mensch zu werden.“

Und er suchte in sich, er preßte die Lider aufeinander, verzweifelt irrte er in der Wildnis seines Herzens umher.

„Ich muß mich entscheiden,“ dachte er, schon schwächer werdend.

Langsam gab er nach. Seine Hand fühlte an ihrer Hüfte hin. Sein Mund spielte an ihrer Brust. Plötzlich war die nagende Angst wieder da, die dunkle Tür des Vaters drohte, lautlos dröhnte ihm die Wolke im Nacken.

Und halb entfernt schon, drang er in sie.

Sie schluchzte trocken und zerfloss. Sein Arm griff unter ihren Nacken und bog sie auf. Ihr Kopf fiel nach hinten, und mit Stolz ahnte er seine Stärke. Da sah er in ihre Augen, die wie verlöschende Monde in den weitaufgerissenen Lidern untergingen. Und ihr brechender Blick belehrte ihn, wie klein er sei in seiner Sicherheit. Mit Grausen begriff er das Opfer.

Während sie sich noch lösten, griff Maria seine Hand und küßte sie. Vielleicht ahnte sie ihre Erhabenheit und wollte seine Beschämung mildern.

Plötzlich schloß sie ein. Der süß geöffnete Mund lag unsäglich rot in dem bleichen Gesicht. Seine überwachen Augen sahen die Ader an ihrem Halse klopfen.

Nun war auch das Fenster wieder da. Bestimmter füllte sich sein Quadrat mit kalter Tieffeebdämmerung. Gigantische Kulissen stiegen die Häuserkanten gelb und fahl in die vom frühen Wind saufende Luft. Über die Dächer zischten die ersten Vögel. Grün und unwirklich drang gläsern das Licht ein. Tag. Transzendente Stunde des Gerichts. Strenger und klarer Lichtraum der Selbstbegegnung. Schon hebt sich auf einem andern Stern das Geschick.

Die Lampe am Bett wurde klein und gering. Im Hause schlug eine Tür. Auf der Straße ging mit hallenden Schritten ein Mensch.

Wölsung hielt den Kopf gestützt und betrachtete die schlafende Maria. Rasend rollte sein Leben von der Spule des Bewußtseins.

„Wie soll ich nun leben, was soll ich beginnen? Bin ich behütet, bin ich heimgekehrt in diesen Schoß oder bin ich verurteilt?“

Unruhiges Wellenschlagen durchdrang ihn. Und da war schon das Weinen da, seine Augen hielten es nicht mehr, seine Schultern zuckten erschüttert. Er gab sich hin und weinte mit leisem Wimmern. Sein Gesicht, das er nach oben gedreht hielt, strömte von Tränen.

Maria hörte im Hinüberwachen die kindliche Melodie seiner Verzweiflung und erhob sich zu ihm.

„Warum weinst du?“ fragte sie.

„Verzeihung, Verzeihung,“ schluchzte er und brach vor ihrem reinen Ausblick vernichtet zusammen.

Sie lächelte verworren, und wieder in den Schlaf hineingleitend, fuhr sie ihm mit geöffneter Hand über das nasse Gesicht. Dann schloß sie

schon wieder. Das Licht in der Welt hatte sich vertieft. Helles trat hervor, Schatten sprangen zurück. Der Lärm der Vögel schwoll an.

Wölsung erhob sich leise und kleidete sich an. Was jetzt noch zu tun blieb, konnte nur der nackten Rettung gelten, ehe die süß Schlafende aufwache mit den Posaunen des Gerichts. Einen Prall von Beschwörungen breitete er heftig über sie hin. Klagte sich an, wessen, wußte er nicht. Drohte ihr, womit, war ihm nicht klar. Schon wurde ihr Körper unruhiger unter dem schweren Regen dieser lauten Angst, schon lockerte ihr schöner Schlaf sich ins schmerzlich Helle, da verließ er das Zimmer.

Draußen brannten ihm die Augen vor so viel Licht. Noch war die Straße leer. Ein weißes Blatt Papier trieb vor ihm her und machte ein scharfes Geräusch. Silberner Nebel lag über dem Wasser. „Möwenflügel, jähe Möwenflügel“, dachte er verworren. Die erste Straßenbahn erklimm schnurrend die blaue Kugel des Himmels. Läutend durchstieß der Lärm die gläserne Haut des Lichts und stürzte in den Tag.

Die Sonne ging auf.

In seinem Zimmer machte er dunkel. Die Läden ließ er heftig herunter-sausen, und als kein Licht mehr einbrang, atmete er auf wie geborgen. Die kleine Lampe strömte wieder tröstliche Nacht aus. Das Bett um-fing ihn kühl. Er war überwach, aber erwartungsvoll wie vor einem langen Schlaf. Im Vorgefühl schloß er die Augen.

Da hörte er die Tür gehen.

Mit rasendem Ausbruch verließ sein Blut das Herz und stürzte sich in die Oberfläche, in Haut und Augen. Die Zeit lag plötzlich in seinem Munde, schwoll ungeheuer an und preßte den Schädel auseinander. Das ausgehende Herz stieß spitz gegen den Brustkorb. Er wußte, daß auf anderem Gestirn jetzt Engel die Posaunen an die Lippen heben. Er wußte, daß Gott sich jetzt in Schmerzen wand vor dem Bilde des Menschen. Stunde der Mütter. Stunde der Selbstmörder.

Gestützt auf gepreßte Lippen ragten die Posaunen in den Weltraum. Er hörte die Tür gehen und sah den Schatten. Posaunen, Posaunen!!

Aufrecht im Bett sitzend, sah er sich selbst durch die Tür kommen, sich selbst, nah und wirklich, angetan mit den Kleidern dieses Tages. Mit nieder-geschlagenen Augen, etwas gebückt, ein wenig älter vielleicht. Mit sorgen-vollem, nach innen schweifendem Ausdruck trat er näher in die Mitte des Zimmers. Dann schlug er die Augen auf und sah seine Spiegelung, die da im Bette saß, an mit einem Blick voll überströmender Zärtlichkeit, lächelte sich selig und überschimmert entgegen, hob die Hand und schürzte die Lippen mit einer Bewegung von irrsinniger Kindlichkeit, als küsse er die Luft.

Plötzlich, da es gerade den Anschein hatte, als wolle er sprechen, war er verschwunden.

Schmerzlich kehrte das Blut in Wölsungs Herz zurück.

2

Die Zeichen des nahen Gerichts mehrten sich. Der Sehende, der abends vom Dach seines Hauses in die tosende Stadt hinunterstieg und aufmerksam den Kurfürstendamm entlang trieb, konnte am ziehenden Himmel, den selten ein Stern durchstach, Lärm und Gedränge einer mystischen Vorbereitung gewahren.

Ein junger Dichter, der einsam und rein lebte, sah sogar eines Nachts vom Fenster seines Hauses einen mondgroßen, blutroten Stern, der, mit melodischem Pfeifen die Luft durchschneidend, in schöner Kurve auf die Stadt hinabsauste und dort im zuckenden Rauch zwischen den weißglühenden Lichtschnüren der Straßen verschwand.

Noch hielten die Tage, durch die Wölsung flüchtig zog, sich frei von drohenden Erscheinungen. Bestäubtes Grün überdachte die Straßen, die sich prunkvoll ausrollten. Nelken und Benzin drangen süß ins Gehirn. Fast unsichtbar lag ein dünner, fettig schillernder Dunst über dem Boden. Die Ausströmungen der Asphalthaut zitterten in der Junisonne. Blaue und gelbe Kleider schwebten über die rosarrauchenden Plätze, weiß zuckten Hüte auf, und fanatisch warfen sich funkelnde Autos aufheulend ins Gewühl.

Dennoch spürte der Wandernde eine nagende Beunruhigung. Jrgendwo weit, aber bestimmt ahnte er den saugenden Strudel, dessen äußerstes Randgequirl dieser Sommertag war.

Aber noch leuchtete Sonne die trägen Leiche, Schwäne trugen das Haupt unterm Flügel, und die Kanäle gingen mit dem Ole der Traurigkeit. —

Wölsung beschloß, nach Düsseldorf zu fahren. Er erinnerte sich, dort vor Jahren sehr große blühende Kastanienbäume gesehen zu haben und Blumenbeete und weiße Kleider. Auf den Straßen hatten Menschen in Lauben gefessen mit Geraniengerank, Strohhalme in bunten Getränken. Seine Unruhe, durchtränkt mit einem Tropfen Gewißheit, gab ihn willenlos den Assoziationen zur Beute.

Noch vor dem Fahrkartenschalter wußte er nicht, ob er entschlossen sei.

Die Gräfin Kode, die plötzlich neben ihm war, groß, intelligent und gewöhnlich, mit blondgebeizten Haaren, bestimmte ihn endgültig.

Sie malte aus, sie drängte, nahm ihm den Entschluß fort und entschied: „Ich werde mitfahren und auf Sie achtgeben. Sonst kommen Sie am Ende gar nicht wieder.“

O, welche Einsamkeit weinte in ihm, als er sich durchschauend sah von ihrem zwinkernden Lächeln. Stumm legte er matten Widerstand in seinen Blick. Aber sie war schon in den Tatsachen.

In Düsseldorf, mit seiner Begleiterin auf den lauten, häßlichen Bahnhofsplatz hinaustretend, begriff er plötzlich, welches Leiden ihn hier erwartete. „Es wird Zeit,“ flüsterte er, und demütig tauchte er in die Stadt der Qual.

Die Gräfin, vertieft in den melodischen Wechsel ihrer feinen Beine, merkte von all dem nichts.

Nachmittags gingen sie am Rhein spazieren. In die Stadt zurückkehrend, fanden sie die Straßen erschüttert vom heißen Gewühl. Prunkvoll drohte das Gewoge blühender Kastanien. Springbrunnen mühten sich zischend durch den zarten Rauch in reineres Blau. In einem Café aßen sie Eis. Die Gräfin zeigte ihre Beine.

Der Abend kam mit Klarheit. Die steigenden Wasser siegten. Gold läutete in den Bäumen.

Wölzung machte noch einen Versuch, zu entfliehen. Er beschloß, ins Varieté zu gehen. Aber als sie in die Loge traten, sah er am scheuen, demutvollen Blick des Schließers, daß es vergeblich sei.

Losende Musik erfüllte den Raum. Die Gräfin, die vor ihm saß, lächelte ihm durch die Dämmerung mit den Zähnen zu. Radfahrer wirbelten funkelnd über die Bühne. Dann waren Trapezkünstler da. Einer, der auf goldener Stange saß, stieß einen hellen, wilden Schrei aus, bevor er seinen schimmernden Leib aufflammend in den Raum schleuderte.

Wölzung entspannte sich. Was konnte ihm schließlich hier drohen in diesem Raum! Welche Erschütterung konnte denn schon von jener Tierdressur ausgehen, die eben auf der Bühne zu sehen war!

Immerhin, die Radfahrer waren eigentlich behaglicher gewesen als diese kleinen Affchen, die in Köckchen staken, militärische Übungen ausführten, Orgel drehten und mit Messer und Gabel aßen, immer ängstlich nach dem Meister schiehend, der sie anraunzte und mit heimlichen Tritten aufmunterte.

Ein kleines, grau und kümmerlich aussehendes Affchen tat sich besonders hervor in allen möglichen hastigen Verrichtungen. Als lauter Beifall erscholl, führte der Meister, ein fetter, blasser Mensch mit sorgenvollem Gesicht, das Tier an die Rampe, wo es sich verbeugen sollte.

Das Tier gehorchte, aber in rasender Todesangst vor diesem lärmenden, klatschenden Etwas da unten in der Dämmerung fuhr ein letztes menschliches Mittel in sein Hirn, um die Menschen um Schonung zu bitten.

Es hob seine kleine, runzlige Hand und führte sie an die Schläfe. Dann legte es Kraft in seine Augen, gab ihnen die entsetzte Weitung der letzten Stunde, des erstickenden Herzens, gab ihnen die flehende Demut des Verurteilten und bettelte um Hilfe. In diesem Blick brach sich der stumme Schrei: „Schont mich, erlöst mich, rettet mich!“

Wölsung überlief es kalt. In seinem Herzen war eine solche Totenstille, daß er glaubte, Lärm und Musik wären plötzlich abgebrochen, und dem Tier entstiege ein dünnes, menschliches Weinen. „Mit solchem Auge hat der Erlöser seine Schinder angeschaut, mit solchem Blick wird der gute Mensch denen begegnen, die ihn anspeien,“ dachte er.

Er wand sich auf seinem Sitz. Die Stunde der Verzweiflung hatte begonnen. In schmerzlicher Gespanntheit sah er dem Kommenden entgegen. Eiskaltes Gewölbe wehte ihn an. „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

Die Bühne war Golgatha.

Eine Sängerin erschien im Kinderröckchen, mit strohgelben Haaren. Ihr Antlitz war zerstört von Jahren und Schminke. Ihr Blick war tot und tierisch verlassen. Hilflos erhob sie die Arme. Die Sehnen ihres Halses spannten sich scharf, rot und häßlich. Ihr Lied war alt und tönte dünn von Jugend, Kavaliere und Wein. Im Refrain brach ihre Stimme und wurde tonlos. Man lachte. Ihr eingefallener Mund zuckte hilflos und fiel nach unten. Ihre stummen Augen füllten sich mit Tränen.

Während sie ein paar Tanzschritte tat, in denen sie ihr jammervolles Leben ganz aufgab und hinwarf vor das unerbittliche Jahrhundert, erhob sich Wölsung. Sein Leib brannte von allen Tränen der Welt. Engel mit dem Kelch und geflügeltes Kreuz, warf er sich in die saufende Dämmerung des Schmerzes.

Er breitete die Arme weit, spannte die Finger und stieß einen Schrei aus.

Die Musik brach ab. Stille dampfte rasend auf. Unten krachte ein Sessel. Im Orchester schlug ein Cello um.

Die alte Sängerin schaute demütig mit herabhängenden Armen dem Engel entgegen, der aus dem Grauen der Kuppel zu ihr herniederrauschte.

Wölsung schrie, klar und fest, voll Gewißheit, mit metallener Stimme: „Verzeihung, Verzeihung!“

Zumult erhob sich. Sitze schlugen hoch. Licht zischte und erlosch. Einige Frauen schluchzten auf. Die Musiker stießen zum Ausgang. Ein alter Herr im Parkett begann fieberisch ein Gebet zu plappern. An den Türen entstand Gedränge.

Die Sängerin auf der Bühne war zusammengesunken, hielt ihren geschminkten Kopf mit beiden Händen und lächelte irrsinnig.

Wölsung gewährte nichts mehr. Das Blut verließ ihn, und schwer schlug er gegen die Brüstung.

Das Theater war leer, als er sich wieder besann. Die Gräfin faßte seinen Arm und führte ihn hinaus. Draußen standen noch einige Menschen, die den Erreger des Tumultes sehen wollten.

Man war enttäuscht über seine alltägliche, ja weltmännische Erscheinung.

Sie gingen durch die tiefe Finsternis der nächtlichen Alleen. Die Gräfin schwieg tapfer und hielt das Gelenk seiner Hand, die in der Tasche steck, umklammert. Auf den Treppen des Hotels standen sie still. „Wölsung,“ flehte sie und presste seinen Arm.

Sein Blick erhob sich von tief her und traf sie fremd und erstaunt. „Hüten Sie sich, ich bin krank,“ sagte er leise. Sein Blick versank wieder. Gebeugt und langsam ging er den Gang hinunter in sein Zimmer ohne sich umzusehen.

Die Gräfin rang erschüttert ihr Taschentuch.

Wölsung schlief sogleich ein. Er fühlte sich in traumlosen Schacht hinuntersinken und tauchte ab. Schwer schob sich die Nacht durch sein entspanntes Herz.

Als er von einem Geräusch erwachte, drängte der Himmel schon dünner ans Fenster. Langsam entsann er sich des Raumes und begriff den letzten Stern, der fortging.

Er hörte die Tür gehen und verstand alles. Sein Entsetzen war unbeschreiblich. Der Hammer des Herzens hob sich nicht mehr. Kaltes, schmutziges Wasser presste sein Leben zusammen. Letzte Sekunde des Verurteilten vor der Mündung der Gewehre. Essigschwamm am verdorrten Mund. Blutiger Schweiß auf erkalteter Stirn. Ungeheurer Fall des letzten Tropfens aus der ungeheuren Wunde.

In der wachsenden Dämmerung sah er sich durch die Tür entgegenkommen. Riesige Schatten lagen im eingefallenen Gesicht. Sein Anzug, derselbe, wie er dort über dem Stuhl hing, war verstaubt, seine Haltung war müde und hinfällig. Den Hut hielt er in der Hand, die Haare, dünn und trocken, standen verwirrt. Langsam trat er näher, suchte mit großen, steigenden Augen und blieb auf sich, der steil im Bett saß, haften. Sein Blick wurde glühend, süß und verzehrend. Die Lippen schürzten sich mit vergehendem Ausdruck, die Arme stiegen mit sehnsüchtigen Händen.

Plötzlich traten Tränen in die Augen der Erscheinung. Der Körper fiel zusammen und fiel in die Knie. Als dann sein Haupt sich zum Ruf auf den Boden zu neigen begann, zerriß Wölsung den Raum und schrie klein und heftig: „Nein, nicht! Bitte nicht! Bitte, bitte!“

Da war das Zimmer leer.

Tag drang bleich und perlend ein. Wie müde er war, wie müde! Schon versinkend, fiel er ins Kissen und schlief sofort.

Langsam begann er zu lächeln.

3

Herbst vergilbte die Welt. Die Weiden standen im Nebel, und erst am Nachmittag machte das klare Gold die Landschaft regungslos. Erinnerungen kamen mit der Kühle des Abends und taten weh. Schmetterlinge wollten nicht mehr froh sein, und das Laub besann sich auf Gott.

Wölsung war drei Monate gereist, erst mit der Bahn, dann später auf den Flüssen mit kleinen Dampfern. Aber die Schiffspfeifen am Morgen und das traurige Plätschern der Landungsbrücken, wenn es Abend wurde, machten seinen Schmerz unermesslich.

In Dresden erfuhr er, daß seine kleinen Einkünfte durch einen Mißgriff seines Bruders verloren seien.

Er fuhr nach Berlin. Verloren und still stand er vor dem Anhalter Bahnhof und flüsterte mit geneigtem Lächeln: „Maria.“

Es war Nacht. Ihre Fenster waren dunkel. „Ich werde warten,“ dachte er, „sie muß ja bald kommen,“ und ging vor dem Hause auf und ab.

Bald nach Mitternacht kam sie die Straße entlang, schön, im Pelzmantel, mit einem kleinen Hütchen und klar nach Weilchen duftend.

Sie hatten sich seit jener ersten Begegnung nicht wieder gesehen, aber sie wunderte sich nicht, daß er da stand. „Bist du wieder da, bist du wieder bei mir, du Armer!“ sagte sie.

Er klammerte sich an ihren Arm und küßte ihre Schulter. Alles schwang plötzlich in ihm. Das Leben schien gut. Licht brauste und Tränen sangen. „Komm, laß uns noch ein wenig gehen, hier ist es so still, vielleicht wird noch alles gut,“ sagte er.

Sie gingen die Potsdamer Straße entlang und bogen durchs Tor in die Linden. Die Sterne waren verschleucht vom bläulich zuckenden Bogenlicht. Die Drehtür des Ablon schwang blühend und ließ Menschen in die Nacht. An der Friedrichstraße tobte die Stadt. Die Hochbahn zog feierlich ins Unendliche. Wanderndes Gespräch explodierte zum Schrei. Ein geschminktes Gesicht mit steinernen Augen und blutrotem Mund wuchs plötzlich vor ihnen auf. Die Nacht strömte süße Verwesung.

Er sprach: „Dies ist bald meine Welt. Mein Geld ist verloren. Gestern erfuhr ich es. Ich habe nichts gelernt. Meine Ansprüche sind unermesslich. Ich kann mich nicht wehren. Noch habe ich eine Menge guter Kleider. Die werde ich brauchen. Ich werde in allen Betten schlafen. Morgens muß ich fort, bevor es hell wird. Mein Kragen wird kleben.“

Meine Zähne werden rauh sein. Meine Nägel werden brechen. Ich habe so viel Leid auf mich genommen. Alle haben mir ihre Qual zu halten gegeben. Ich trug ihre Krankheit und lud auf mich ihre Schmerzen. Sie aber werden mich für den halten, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert ist. Nie habe ich ein eigenes Schicksal gehabt. Immer war ich wehrlos dem Leiden der Kreatur ausgeliefert. Soll es nicht bald genug sein? Es ist Zeit, an mich zu denken. Ich will wehe tun. Ich rette mich ins Böse. Anspeien will ich meinen Nächsten. Treten will ich nach denen, die mich lieben. Ich hänge am Kreuz. Aber ich werde herabsteigen, so wahr ich Gottes Sohn bin."

Er knirschte. Seinen Hut hatte er abgenommen und schlenkerte ihn heftig. Mit vorgeschobenem Unterkiefer rannte er los, so daß Maria ihm kaum folgen konnte.

"Herr sein über meine Qualen!" zischte er. "Kalt sein! Tritt auf die Gurgel! Hieb in den schwangeren Bauch! Ragen! Feiren! Gelächter!"

Er rannte mit vorgebeugtem Körper, das Kinn auf die Brust gedrückt wie zum Stoß, wie entschlossen, den Feind auf die Hörner zu nehmen. Maria hing sich an ihn, wimmernd. Sie schleifte fast. Er sah sie nicht.

Erst vor ihrer Haustür bemerkte er sie wieder. Sein Gesicht glitzerte von kaltem Schweiß, seine Augäpfel waren blutig.

"Was willst du noch?" flüsterte er scharf. "Ich habe kein Geld mehr. Morgen bin ich Mob, Unterproletarier. Schlafe auf Bänken. Morgen lasse ich Weiber laufen. Morgen stehe ich. Morgen bin ich namenlos. Der Allerverachtetste und Unwerteste. Voller Schmerzen und Krankheit. So verachtet, daß man das Gesicht vor mir verbirgt."

Sie weinte: "Ich will für dich leben. Ich werde dir meine Sage geben. Ich lasse mir Vorschuß zahlen."

Er versteinerte. Ein kalter Hauch ging von ihm aus. "Nein, nicht genug!"

Sie sank demütig über seine Hand zusammen: "Ich gehe. Ich bin schön. Ich werde jemanden finden, der mir Geld gibt. Es ist bald zwei Uhr. Ich liebe dich."

Sie schloß die Tür auf und schob ihn hinein: "Hier lege den Schlüssel unter den Läufer. Schlafe. Sei geliebt."

Die Tür schlug hinter ihm zu. Er stand allein vor der dunklen Treppe. Draußen enteilt ihr leichter Schritt. Er tastete sich hinauf und warf sich auf ihr Bett. Den Mund in die Kissen gedrückt, schrie er: "Wer rettet mich!"

Draußen war es Nacht.

Unruhig dämmerte er durch Träume hin. Er sah sich als kleinen Jungen mit ein wenig krummen Beinchen einen langen Gang hinunterlaufen in die Hand seiner Mutter hinein, deren trauriges Gesicht sich über ihn neigte. Ihre Tränen fielen heiß auf sein geschorenes, rundes Köpfcgen. Dieser kleine Vorgang wiederholte sich immer wieder. Jedesmal fühlte er die Tränen in seinen Haaren brennen und heiß die Stirn hinunterlaufen in die Augen.

Da fuhr er hoch, ganz wach, und stand mit einem Satz neben dem Bett auf den Füßen. Vor der Tür hatte er Geräusch vernommen. Er wußte, was kommen würde. Er ahnte sich draußen stehen, ganz alt und mit dem Blick der letzten Hingabe. „Nein, deine Stunde ist vorüber,“ flüsterte er, drohend gegen die Tür blickend und wühlte rasend seinen Revolver aus der Manteltasche.

Er hob die Waffe. Zielte gegen den breiter werdenden Spalt.

Herein trat Maria.

Schwer schlug er vornüber und fiel auf seine ausgebreiteten Hände. Es war aber um die vierte Stunde.

4

Mit dröhnenden Schläfen erwachte er an Marias Schulter. Sie hatte ihn entkleidet und neben sich gelegt, und nun wärmte sie seinen noch zuckenden Körper.

Sie sah den furchtbar versteinerten Blick seines Gesichtes und ängstigte sich. „Habe keine Furcht,“ sagte sie, „ich bin wieder bei dir, und nichts ist mir geschehen. Ich war wohl sehr unglücklich einen Augenblick, und nie bin ich so verlassen gewesen, wie da ich die Straße entlang strich und Blicke mich trafen. Aber ich dachte bald, daß alles nur für dich sei, und gleich war ein freieres Gefühl in mir. Sieh, ich ahnte, daß ich im innersten Kern, in den nur die Liebe dringt, unverleslich sei. Viele Männer hatten mich umkreist, doch es scheint, es gehört viel dazu, ihnen Mut zu machen. Ich versuchte schmerzlich ein Lächeln, aber, siehst du, gleich dachte ich: Mein Freund ist in Verzweiflung. Es geht ihm nicht gut. Ich kann ihm helfen, ich kann ihm helfen, und da habe ich zu glücklich ausgesehen. Ich wollte schon umkehren, da faßte sich ein kleiner, dicker Mensch ein Herz und sprach mich an. Nun, ich bekam schon einen gehörigen Schreck, und es tat mir ein wenig leid um meine langen Gliedmaßen. Er sagte, daß er mich noch nie gesehen habe und ob ich schon lange hier wäre. Als ich dann etwas zitternd zu sprechen anfing, daß ich von München käme und dort alles viel schöner sei, wurde er ganz lebhaft, und bald waren wir im besten Gespräch. Es war sonderbar, wir gingen immer die Linden auf

und ab, und mit heißem Schreck hörte ich die Uhren schlagen und dachte, wie wohl alles enden würde. Seine Worte wurden immer gedrückter, und sein Blick streifte mich scheu von der Seite. Meinen Arm hatte er längst losgelassen, und dieser fast ehrfürchtige Blick wollte mich nun gar nicht wieder freigeben.

Endlich sprach ich ganz allein. Du weißt, ich spreche wenig sonst, aber immer dachte ich an dich, und daß es dir vielleicht besser gehen wird, wenn einmal ein anderer für dich leidet. Und da strömte mein Herz in Worten über.

Plötzlich hielt mein Begleiter an. Ich war erschrocken. Er machte ein so hilfloses Gesicht. Sein Mund zuckte nach unten wie bei einem kleinen Jungen. Ich verstehe immer noch nicht, was mit ihm vorging, als er so demütig zu mir aufsaß. Aus seinem Rock wühlte er ein Paket Scheine, stopfte es in meinen Muff und sagte: „Es geht Ihnen vielleicht schlecht. Bitte, bitte behalten Sie das. Und seien Sie nicht böse, ich wußte es ja nicht, kleine Schwester, ich wußte es ja nicht. Schlafen Sie, schlafen Sie gut.“ Dann zog er den Hut und rannte ins Gewühl...“

Marias Stimme kam von fern, sie sprach mit geschlossenen Augen. Zwischen den ersten Zügen des Schlafes sagte sie noch: „Siehst du, es war nur ein gewöhnlicher Mensch, ein Kaufmann vielleicht, aber er hat mich so angesehen...“, und ‚kleine Schwester‘ hat er gesagt, ‚schlafen Sie...“

Maria war eingeschlafen.

Die Stunden gingen mit dem Atem des Schlafes. Die Nacht hatte es schwer. Wölsung wachte, den Kopf in der Hand. „Einmal flog ein Vogel auf,“ dachte er, „die Sonne schien, unter einem Baume lebte es sich gut. Vater und Mutter waren jung. Man liebte mich. Aber es tat noch nicht weh. Heute ist alles anders. Ich war gut und hatte Schmerz. Ich war böse und wurde geliebt. Wer hilft mir?“

Den Blick auf Maria gesenkt, erwartete er den Tag, der steinern in den Raum stieg.

In ihm war alles: Angstrufe, Choral des Schmerzes, tosender Rauch, huschendes Gedränge, Weinen und Pfeifen der Verzweiflung. Aber alles war fest und steinern eingelassen in das kalte Gewölbe dieser Stunde zwischen Nacht und Tag. Die Last einer tödlichen Gewißheit lag lähmend auf dieser Möglichkeit eines letzten, rasenden Ausbruchs, der vielleicht sein Leben hätte retten können.

Allein wozu? Klein und abschüssig drängte seine Daseinskurve aus der Welt. Was half da noch Auflehnung oder das vielstimmige Geschmetter eines menschlichen Schreies gegen so viel Liebe, so viel Leid.

Schon war das traurige Plätschern der Landungsbrücken, wenn es Abend wird, wieder da. Aus dem braunen und nassen Wald, in den er einging, flüsterte der Engel der stillen Verwesung. Blätter und Wind über dem dämmernden Weg: letzte Rettung. Sprachloses Segel vor dem grünen Licht des Erlöschens: letzter Abschluß der süßen Verzweiflung. Traurigkeit, unter Menschen zu wandern, wenn die Nacht kommt. Traurigkeit, vor der Tür den endlichen Stern zu grüßen.

Sich töten, hieße sich Gott endgültig ausliefern.

Vielleicht gelingt es, von ihm vergessen zu werden. Wenn man sich nur fest vornimmt, niemanden zu lieben und weder gut noch böse zu sein, dann wird es sicher gelingen.

„Liebes Kind,“ flüsterte Wölsung zu der Schlafenden, „sieh, ich weine um dich. Du wirst nicht mehr gut von Gott denken, wenn ich fort bin. Du hast für mich Gutes getan, du hast dir ein Leid zugefügt, um mir zu helfen. Und nun bist du verloren. Wie du begonnen, wirst du es vollenden. Dein erstes Opfer gab dich Gott rettungslos zur Beute. Er wird dich halten als seine Tochter. Blutige Tränen und sieben Schwerter. Du warst gut. Ich weine um dich.“

Seine Tränen fielen aufs Kissen und in ihr Haar. Aber sie erwachte nicht mehr. Sie konnte nicht mehr fragen: „Warum weinst du?“ Er durfte nicht mehr zu ihr beten mit dem Worte „Verzeihung, Verzeihung!“ Mit dem steigenden Licht und dem Ausgehen des letzten Sternes im Osten drängten Geburt und Tod sich zwischen sie.

Sie hatte sich gerade erst schuldig gemacht, er war schon gerichtet. Sie tauchte ein. Er ging vorüber.

Ein kräftig klarer Herbstmorgen stieg in den zarten Nebel zwischen den Häusern.

Wölsung stand auf.

Er wagte nicht, die Schlafende zu küssen. Einen Augenblick verdunkelte fürchtbarer Tränenbrang seine Augen. „Es ist doch Heimat, Mutter, Kind und Frieden. Es ist doch zu schwer. Ich kann nicht,“ dachte er, und steil erhob ihn eine unermessliche, tierische Traurigkeit. Aber dann war alles wieder gut. „Nun habe ich zum letztenmal einen Schmerz empfunden,“ sagte er fast laut und ging.

Auf der Straße war es still.

5

Wölsung kam auf den Gedanken, ins Rheinland zu fahren. Jrgend etwas würde ihn schon bestimmen. Er war überzeugt, daß Gott bereits beginne, ihn zu vergessen. Was also konnte ihn noch bekümmern!

Sein Zug fuhr erst gegen Mittag. Berlin war schön. Er wanderte umher. Ein glänzender Oktobertag belebte sich. Dunst flitterte unter dem blauen Himmel. Die Straßen waren soeben gesprengt. An den Häusern blühten die offenen Fensterflügel. Zwei blanke Traber warfen rhythmisch die Beine. Ein Junge radelte, sorglos nach rückwärts blickend, im Zickzack über den Asphalt. Eine Dame lächelte im Schweben.

Sein Herz füllte sich noch einmal tosend mit Möglichkeiten... Am Pier einer weißen Riesenstadt lag tutend ein Dampfer. Musik schmetterte vom Deck. Taue gingen rauschend hoch. Durch das Geäst der Antennen blühten Möwen. Mit fernen Glocken dröhnte das Meer...

Zitternder Frühdunst auf einem Feld vor der Stadt. Die Schuppen riechen nach Teer. Die Luftschraube wirbelt einen perlmutterfarbenen Kreis. Gas stößt vor. Mit vierzehnhundert Touren brüllt ein Geschöpf. Absprung und Flucht. Das ist die Erde. Das ist der Wald, kein Klang, kein Geruch; nein, ein greifbares Gebilde. Niemand weiß es, der unten ist. Das ist der Strom, klein entspringend, breit mündend, die Erde teilend. Niemand weiß es, nur der Vogel. Der Zeller der Weltoberfläche steigt hoch: pfeifend geht die erste Kurve durch die Spannendrähte. Da hochst du, mit Öl bespritzt, drohend mit dem Kiel deines Gesichts, brüllender, tausendporiger Mensch, verkrümmt in der Attache gegen das All! O schluchzende Einsamkeit, o posaumendes Leben!

Er stand zitternd auf der Bellevuestraße, Tränen pressten seine Augen blind. Er war bereit, sich aufs neue kreuzigen zu lassen.

Quer über den Fahrdamm trat ein alter Mann auf ihn zu im dünnen, schadhafsten Anzug, mit zwei ungleichen Schuhen bekleidet. Sein Gesicht war grau und faltig, komödiantisch und gescheit. Nur die Augen lagen rund und leblos, wie zwei schwarze Steine, unter der hohen Stirn. Der Bart stand in grauen Stoppeln. Die Hand war blaß und schlaff, aber schmutzig und von Nikotin gefärbt.

Er hat Wölsung um eine Zigarette. Dann lächelte er ihm traurig, aber verständnisvoll und kameradschaftlich zu und sagte: „An einem Tag wie diesem ist es doppelt schwer für unsereinen, ich weiß. Sehen Sie sich an den Hafen. Da trägt es sich leichter.“

Wölsung ging erschrocken weiter. Seine Schritte geschahen mechanisch. Gleich darauf tat es ihm leid, daß er den verkommenen Greis hatte stehen lassen. „Er hat ja recht,“ dachte er, „er sieht ja, daß ich hinüber bin, daß ich dazu gehöre, wozu sich sträuben! Diese geheimnisvolle Gemeinschaft des Leids hat ihr Zeichen. Ich gehöre dazu. Diese sehen es. Die Erniedrigten sind unbestechlich.“

Der Mittag setzte mit plötzlichem Lärm ein. Er eilte zum Bahnhof.

Seine Hand fühlte in der Manteltasche das Gelbpäckchen von Maria. Er bemerkte es erst jetzt. Er dachte nichts.

Der Zug stand schon in der Halle. Wölsung setzte sich sogleich in eine Ecke der dritten Klasse und las eine Zeitung, die herumlag. Erst hinter Potsdam schaute er auf. Die Landschaft floh tausend. Sonnenblumen hielten still im alternden Licht. Frauen neigten sich demütig übers Feld. In einem Gärtchen saß ein Kranker und atmete die kleine Wärme. Täler öffneten sich. Hügel gingen vorbei. Auf einer Terrasse tranken Freunde bedächtig Wein. Überall blieb Heimat zurück.

Der Abend kam schnell und mit Traurigkeit. Die Bäume waren schon kahl und regungslos. Die kalten Bahnhofshallen waren fremd und wurden gleich vergessen. Städte rauschten verworren in der Dämmerung. Manchmal flackerte der Horizont rot und mit Lichtern behäuft.

Plötzlich, zwischen zwei Bergen, war die Nacht da. Ein Stern trat vor. Die Hügel drängten ins Unendliche. Das Dunkel brauste hohl. Ab und zu fiel ein Funke ins Nichts.

An der Decke des Abteils ging das trübe Licht auf. Wölsung war ohne jeden Gedanken. Mit toter Spannung behörchte er den Takt der auf- und abschwellenden Schienen. Langsam wurden die Stöße schwächer und folgten in größeren Pausen. Er sah hinaus, kein größerer Bahnhof kündigte sich an. Im Grunde lagen ein paar Lichtlein ausgebreitet. Der Zug schurrte und hielt mit einem Ruck. Draußen war nun die Nacht sichtbar da. Sternbilder überschwärmten die blaue Kugel. Ein sonorer Wind wurde laut.

Man war auf freier Strecke. Einige Männer mit Laternen knirschten über die Schienen. Eines der Lichte verschwand zwischen den Achsen.

Die plötzliche Stille traf Wölsung wie ein Stoß. Kein unendliches Geräusch trug seine Sinnen mehr. „Wo bin ich?“ dachte er, „was soll ich tun? In einigen Stunden ist die Fahrt zu Ende. Ich muß mich entscheiden.“

Er blickte am Zuge entlang. Hundert Schritt voraus glühten die Lichter eines kleinen Bahnhofs. Man sah die gelbe Lampe behaglich in der Dienststube. Unten, im Ungewissen, waren Fenster hell: eine kleine Stadt.

Das Leben geht zu Ende. Oktober ist gekommen. Es wurde Abend. Es ist Nacht.

Wölsung begann zu lächeln. Er würde jetzt alles heimlich tun.

Ihm gegenüber schlief ein Mann, in einen alten Soldatenmantel gehüllt. Er weckte ihn vorsichtig und fragte den Aufschreckenden mit hartnäckigem Lächeln, das hinterhältig, fast irrsinnig aussah: „Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

Der Halberwachte murmelte etwas. „Hören Sie,“ fuhr Wölsung fort, „Sie haben da einen schönen Mantel, den ich gern haben möchte. Selbstverständlich werde ich meinen dafür eintauschen. Er ist noch sehr gut, fast elegant zu nennen; sehen Sie nur!“

Der andere betrachtete verdußt den schweren, braunen Reisemantel, den Wölsung empfehlend ausbreitete. „Finden Sie nicht, daß der Tausch günstig ist? Sie sind erstaunt? Fragen Sie nicht. Eines Tages wird Ihnen alles klar sein.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm Wölsung ihm den grauen Mantel von den Knien, breitete sorgfältig seinen darüber aus und sagte väterlich: „So.“

Dann griff er nach seiner Handtasche, verließ das Abteil und lächelte draußen durch die Scheibe der Tür dem andern noch einmal freundlich zu.

Vom hohen Trittbrett sprang er auf den Schotter der Geleise, überquerte die Schienen und ging durchs Gras des Abhangs in die Tiefe auf die Lichter zu.

Den Namen der Station abzulesen, vergaß er.

6

Wölsung hat nun acht Tage im einzigen Gasthaus gelebt und sich kaum gerührt. Morgens ist er spät aufgestanden und hat in der kleinen Leihbibliothek ein möglichst dickes Buch geholt. Das hat er, auf dem Bett liegend und Pfeife rauchend, durchgelesen. In der Dämmerung ist er dann hinuntergestiegen und hat etwas gegessen. Später hat er sich niedergelegt und wieder gelesen, bis ihm die Augen zufielen. Im Fremdenbuch steht er als „Walter Holz, aus Kriegsgefangenschaft“.

Man hat ihn wenig gefragt und sein scheues Wesen mit den durchlittenen Jahren erklärt.

Heute ist er schon früh aufgestanden und sitzt beim Bürgermeister mit niedergeschlagenen Augen auf einer Stuhlkante. Das hartnäckige Lächeln ist wieder da.

Nein, Papiere hat er nicht. Er ist während eines Transportes geflohen. Vor dem Krieg hat er in Saarbrücken gewohnt. Mit einer kleinen Stellung ist er zufrieden. Er kann gewandt schreiben und hat viel Geduld.

Der Bürgermeister, etwas ängstlich, verspricht hastig, ihm zu helfen. Er bekommt einen Posten als Schreiber beim Lebensmittelamt.

Er dankt leise, steht auf, geht. In der Tür dreht er sich um und verbiegt sich tief. Zum erstenmal schlägt er seine Augen auf. Die strahlen.

Am andern Tage sitzt er schon über Zahlen- und Namenreihen gebeugt. Am Zeigefinger hat er einen kleinen Tintenfleck. Seine Federhalter und Lineale sind sorgfältig geordnet.

Immer wird er dort sitzen. Er wird auch sehr alt werden, sicher. Denn wie sollte der Tod wohl an ihn denken!

Abende sind schön. Im Winter versäumt man sie oft. Aber im Sommer tun sie schon wohl. Und erst im Oktober! Hinter den Hügeln rötet sich die Welt. Der kleine Fluß verspricht, stille zu sein. Wege gehen in den Wald. Luft wartet.

Der Mensch besinnt sich auf seine Herkunft und weint.

Die Nacht kommt mit dem Sternbild des Friedens.

Schnellzüge sausen durch das Dunkel. Ein Zeitungswort blickt auf. Ein Gesicht hat Ähnlichkeit. Aber du lächelst nur. Gott kann dir nicht mehr schaden.

Du wirst nicht mehr geliebt.

Über Shakespeare und die Wiedergeburt des Tragischen

Von Friedrich Koffka

Es sind schon bald fünfzehn Jahre vergangen, seit in Deutschland die Übersetzung jener kritischen Studie erschien, in der Graf Leo Tolstoi den Versuch unternahm, zu beweisen, daß William Shakespeare, wie er sagte, „nicht als großes Genie, ja nicht einmal als Durchschnittsschriftsteller anerkannt werden könne“. Diese Broschüre ist damals viel beachtet und viel besprochen worden, und die meisten von denen, die sich öffentlich damit beschäftigten, waren der Meinung, daß dem Grafen Tolstoi sein Beweis nicht gelungen sei. Es hat sogar Leute gegeben, welche die Schrift für sehr einfältig hielten und den Autor für einen Mann, dessen Denkfähigkeit durch hohes Alter gelitten habe. Aber es hat auch nicht an solchen gefehlt, die dem Grafen Tolstoi begeistert und ohne Vorbehalt zustimmten, und unter diesen befanden sich kluge und unterrichtete Männer.

Als ich die Broschüre Tolstois vor langer Zeit von einem Freunde geschenkt erhielt, habe ich nur flüchtig darin geblättert und sie dann in meine Bibliothek gestellt. Da hat sie nun viele Jahre gestanden, und erst vor kurzem ist sie mir wieder durch einen Zufall in die Hände gekommen. Diesmal habe ich die Schrift von vorn bis hinten gelesen, und ich bekenne, daß ihre Lektüre mir große Freude gemacht hat. Es ist, wie ich glaube, nicht richtig, daß diese Studie die Symptome irgendeiner intellektuellen Verkalkung zeige, und daß sie nur aus der körperlich und geistig ge-

schwächten Konstitution eines greisen Autors begriffen und verziehen werden könne. Wenn sich auch erkennen läßt, daß ein alter Mann sie geschrieben hat, so trägt sie doch eher die Vorzüge als die Schwächen des Alters: sie ist von jener schönen, alles Beiwerks entratenden Einfachheit, die gerade dem hohen Lebensalter so trefflich ansteht; sie scheut sich nicht, die Dinge beim Namen zu nennen, sie stammt von einem Menschen, der zur Klarheit gekommen ist und Klarheit zu verbreiten wünscht, sie ist wunderbar eindeutig und wunderbar ehrlich. Aber noch etwas anderes ist darüber zu bemerken, und es scheint mir fast das Wichtigste zu sein. Diese Broschüre sagt, wie ich glaube, gerade das und mit großer Treffsicherheit das, was in jener Zeit — um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts — einmal über Shakespeare gesagt werden mußte. Und wenn es bis dahin nicht gesagt worden war, und wenn es jetzt, wo einer es sagte, von der Mehrzahl der Zeitgenossen, die etwas auf sich hielten, mit einem Achselzucken beiseite getan wurde, so ist die Ursache ungefähr da zu suchen, wo auch der Graf Tolstoi sie vermutet: in der Suggestivität des Namens Shakespeare, in der Furcht, auf geistigem Gebiete nicht mehr zur guten Gesellschaft gerechnet zu werden, wenn man sich unterfangen wollte, ein Wort wider den berühmten Autor aus Stratford zu sagen. Es ist meine sichere Überzeugung, daß alles das, was der Graf Tolstoi an Shakespeare auszusprechen hatte, gerade jenem gebildeten, aufgeklärten, mit allen zeitlichen Errungenschaften ausgestatteten Europäer, der am Jahrhundertende lebte (und der, wie man sagt, in etlichen Exemplaren auch heute noch leben soll), aus der Seele gesprochen sein mußte, und daß es darum auch keineswegs überraschen durfte, wenn einer der klügsten von diesen klugen Europäern, Herr Bernard Shaw, die Kundgebung des Russen als eine befreiende Tat mit unverhohlenem Jubel begrüßte.

Tolstoi beschäftigt sich in seiner Studie besonders eingehend mit der Tragödie „König Lear“, die er als Paradigma gewählt hat, weil sie im allgemeinen Urteil der Zeitgenossen einen besonders hohen Rang behauptet. Er erzählt sehr genau den Inhalt des Werkes, und er bemüht sich dabei, von Szene zu Szene nachzuweisen, daß dieses Stück nicht nur, wie er sagt, „eine sehr schlechte, nachlässig zusammengestellte Arbeit“ sei, sondern daß es zugleich das Verworrenste, Albernste, Vernunftwidrigste und Unnatürlichste sei, was sich ein Mensch mit gesunden Sinnen ungefähr vorstellen könne. Es ist nicht ohne Nutzen, diesen Gedankengängen auf eine Strecke Weges zu folgen.

In der Eingangsszene des Dramas etwa findet Tolstoi die Antwort, die Cordelia ihrem Vater gibt, „unangemessen“, und er würde, wenn ich ihn recht verstehe, ein gewisses Maß von Verärgerung bei dem enttäuschten

Könige begreiflich finden. Aber, nun ja: der König Lear ist nicht einfach enttäuscht, nicht einfach verärgert, sondern es geschieht etwas vollkommen Überraschendes. Derselbe Lear, der noch eben in thronender Ruhe und mit einer wahrhaft königlichen Selbstbescheidung von Macht und Besitztum Abschied nahm, um die Herrschaft über das geteilte Reich an stärkere Hände zu überliefern, — dieser selbe gütige und verzichtende Greis steht nun plötzlich da, ein Fremder, ein Rasender inmitten des versammelten Hofes, und schleudert wider die geliebteste der Töchter einen maßlosen Fluch:

Der rohe Synthe,

Ja, der die eigenen Kinder macht zum Fraß,
zu stit'gen seine Eier, soll meinem Herzen
so nah stehn, gleichen Trost und Mitleid finden
wie du, mein weiland Kind!

Zolstoi findet diese Worte sinnlos und übertrieben; er kann sich ein solches Maß von Verblendung aus den geistigen Vorbedingungen eines noch so alten und einfältigen Mannes nicht erklären. — Es folgen dann die bekannten Auftritte mit den beiden andern Töchtern, der Streit mit Goneril, die Flucht zu Regan, das Bündnis kindlichen Undanks wider den machtlosen Altenteiler, — und auch hier vermag der Graf Zolstoi nichts anderes zu entdecken als Gewaltsamkeiten und unmotivierte Affekte. Aus kleinen Mißhelligkeiten und Reibereien, wie sie das Zusammenleben mit einem eigensinnigen, schwer zu behandelnden Greise beinahe notwendig mit sich bringt — etwa aus der unbestraften Respektlosigkeit eines Dieners oder aus jenem von Zolstoi als auffallend kleinlich und lächerlich empfundenen Zwist um die Zahl der Gefolgsmannen, die dem Könige vergönnt sein sollen —, aus solchen beinahe alltäglichen Begebnissen heraus wächst Lear, wie eine Flamme aufschießend, zu drohendster Wildheit empor, zu Beschimpfung und Fluch, zu phantastischen Ausbrüchen eines ins Übermaß gesteigerten und sich selbst überschlagenden Zornes. Das Phänomen ist das gleiche wie zuvor: nicht die erklärlichen und „motivierten“ Äußerungen eines gekränkten Vaterherzens sind es, vor denen wir stehen. Sondern wir stehen vor spontanen und elementaren Entladungen, die sich jeglicher Berechnung entziehen.

Hör' mich, Natur, hör', teure Götting, hör' mich!
Hemm' deinen Vorfaß, wenn's dein Wille war,
ein Kind zu schenken dieser Kreatur!
Unfruchtbarkeit sei ihres Leibes Fluch!
Vertrockn' ihr die Organe der Vermehrung,
und nie entwachse dem verruchten Schoß
ein Säugling, sie zu ehren. Muß sie kreischen,
so schaff' ihr Kind aus Zorn, auf daß es lebe
als widrig quälend Mißgeschick für sie!

Und später:

Des Himmels aufgehäufte Rache fall'
auf ihr undankbar Haupt, schlag' ihre jungen Glieder,
du gift'ge Luft, mit Lähmung!
Du jäher Bliz, stamm in ihr stolzes Auge
dein blendend Feu'r! Verpestet ihre Schönheit,
Sumpfnebel, die die Sonne aufgefogen,
fallt und vernichtet ihren Stolz!

Nun, in der That, solche Worte durchbrechen ein wenig das Herkommen der Natur, und der Graf Tolstoi hat so unrecht nicht, wenn er meint, man werde wohl kaum einem lebenden Menschen begegnen, der bei ähnlichem Anlaß eine ähnliche Sprache führte.

Aber dies alles, so unwahrscheinlich und sinnlos es sein mag, war doch nur Vorstufe zu dem Gipfel von Tollheit und Absurdität, der, nach Tolstois Meinung, nunmehr erklimmen wird. Dieser König nämlich, von falschen und hartherzigen Töchtern verstoßen, tut keineswegs das, was das Nächstliegende und Selbstverständliche wäre, und was jene „lebenden Menschen“, von denen Graf Tolstoi redet, ganz ohne Zweifel getan haben würden: er macht sich nicht auf den Weg zu der verbannten Jüngsten zurück, zu Cordelia, deren Wert er verspätet erkannt hat. Sondern er begeht etwas Sinnloses: barhäuptig, in Nacht und Unwetter, verläßt er die bewohnten Bezirke, rennt auf die Heide und schreit seinen Schmerz mit der Stimme und den Gebärden eines Rasenden in die entfesselten Elemente hinaus. Hier gerät nun alles ins Uferlose, und alles noch notdürftig Zusammenhängende gleitet vollends auseinander. In einem Delirium von irren und halbirren Worten schwanken drei Narren unter dem gewitternden Himmel: der Narr von Beruf, der Narr aus Verstellung und endlich er selbst, der am tiefsten närrische König, — der Narr aus Natur. Es folgt jene wahnwitzige Komödie, da in einer verfallenen, windschiefen Hütte über die Phantome der ungeratenen Töchter Gericht gehalten wird, — es folgt das Grauensvolle, das sich mit Kloster vollzieht, — es folgt die furchtbare Entschleierung einer mißwachsenen Welt, die gezeichnet ist mit allen Fragen der Bosheit, des Hasses, der schamlosen, ineinander verkrallten Gemeinheit, — ein Pandaimonion wird sichtbar, Mensch steht gegen Mensch in unbedenklicher Feindschaft, alle niedersten Instinkte haben sich losgerissen und schalten nach Willkür wie gefräßige Hunde. Und später wankt der vereinsamte König, nun ganz schon ein Narr, mit Blumen geschmückt über ein Kornfeld, er begegnet dem kläglichem Haufen der Leidsgenossen, die wie er verstoßen und fremd sind, er erkennt sie nicht mehr, er redet Irres und Zusammenhangloses, — aber durch das Dicht seines Wahnsinns flackern plötzlich ein paar ganz seltsame, ganz erleuchtende

Worte, — Worte, die von einer innersten und schmerzlichsten Erkenntnis zeugen und die dem Tiefsten angehören, was Menschen auf dieser Erde zu erkennen vergönnt ist: es sind jene Worte über die Verkehrbarkeit und Relativität aller Sittenbegriffe, über die Fragwürdigkeit des Richtens und Herrschens, über das unlösbare Hineingestelltsein des verantwortlichen Menschen zwischen das Ja und das Nein. Dieser Greis, der durch Jahrzehnte hin König war und niemals Bedenken getragen hat, König zu sein, — dieser zum Thron geborene, machtvolle und eigenwillige Herrscher, dessen Blick allein den Untertan beben machte, — er mußte hundert Jahre alt werden, er mußte in Leid und Niedrigkeit, in Verstoßung und Wahnsinn fallen: um nun vor dem Ende, in der geringen Zeitspanne, die ihm noch blieb, den Zweifel zu lernen, den großen, zerstörenden, aber zugleich befreienden Zweifel an Gutem wie Bösem, an Strafe und Lohn, an Befehlen, Gehorchen, am Ja und am Nein. Und die Wucht dieses Zweifels trifft keinen so schwer wie ihn selbst, denn die ganze Vergangenheit seines Herrscherdaseins vermag vor einer solchen Erkenntnis ihre Werte nicht mehr zu behaupten.

Ich habe diese Dinge ein wenig anders erzählt, als es im Buche des Grafen Tolstoi zu lesen steht, denn wenn ich schon einmal von Shakespeareschen Vorgängen rede, so kann ich es nur in meiner eigenen Sprache tun. Aber um nun doch noch ein letztes Mal zu den Gedankengängen des russischen Betrachters zurückzukehren, so räume ich ein, daß er es leicht hat, das völlig Verworrene und Verstiegene an den geschilderten Ereignissen nachzuweisen. Es ist ja unbedingt richtig, daß die ursprüngliche Fabel vom Könige Lear, diese Geschichte von einem verblendeten Vater und seinen guten und bösen Kindern, bei Shakespeare ganz und gar aus den Fugen geht, und daß wir am Ende kaum mehr ein paar lose Bruchstücke von ihr in den Händen behalten; es ist ja wahr, daß nirgendwo in Shakespeares Tragödie das im Sinne dieser Fabel Notwendige geschieht, das Gefolgerte, Klare, das logisch Entwickelte, sondern immer nur das Abrupte und Überraschende, das „Unnatürliche“ und das Gewaltfame. Ja, der Graf Tolstoi kann sogar zeigen, wie Shakespeare dieses Stück hätte schreiben müssen, wenn er es richtig hätte machen wollen, statt es so falsch und so schlecht zu machen. Es gibt da nämlich ein älteres, ähnliches Spiel vom Könige Lear, das Shakespeare als Vorlage gedient hat. Und Tolstoi führt uns den zwingenden Beweis, daß dieses alte Spiel um vieles klarer, um vieles eindeutiger und wahrscheinlicher, gerade herausgesagt, um vieles besser ist als die Arbeit Shakespeares. Da, in der alten Komödie, gibt es nicht jene blutrünstigen Nebenhandlungen, die, nach Tolstois Meinung, bei Shakespeare so überflüssig und störend sind.

Da wird nur einfach die Geschichte von dem törichten Vater dargestellt, der sich vom Scheine blenden läßt, aber durch Schaden klug wird und am Ende zu seiner Beschämung erkennen muß, daß Gold nicht immer gleißt und Gleißendes nicht immer Gold ist. Da haben wir es nur mit „lebendigen Menschen“ zu tun, deren Reden und Handlungen verständlich und motiviert sind — vielfach durch besondere Umstände, die Shakespeare unbegreiflicherweise fortgelassen hat —, und da ist vor allem dafür gesorgt, daß die Gefühle nicht in den Himmel wachsen, sondern sich im wohlumgrenzten Bereiche dessen bewegen, was der Graf Tolstoi das Natürliche nennt. „Im alten Drama“ — ich zitiere Tolstoi — „gibt's keine Stürme, kein Haarausreißen, nur einen gedemütigten alten Mann, den der Kummer gebeugt hat.“ Und dieser gedemütigte alte Mann begehrt denn auch keineswegs die Torheit, nach seiner Verstoßung auf irgendeine Heide zu rennen und mit Sturm und Gewitter Zwiesprache zu halten, sondern er begibt sich einleuchtendermaßen mit einem Getreuen auf die Wanderschaft, um zu Cordelia zurückzugelangen. Nach mancherlei Fährnissen trifft er auch richtig bei ihr ein, es folgt eine rührende Erkennungsszene zwischen Vater und Tochter, die Tolstoi viel schöner findet als alles, was Shakespeare geschrieben hat, — und das Ende ist so, daß die bösen Schwiegeröhne besiegt werden und Cordelia den Vater wieder auf seinen Thron setzt. Also eine einfache und durchsichtige Handlung, die sich logisch entwickelt und nicht den kleinsten Rest von Ungelöstem mehr übrig läßt.

Indem ich mich nun auf eine kurze Weile zum advocatus diaboli mache, möchte ich fragen, ob denn nicht wirklich dieses alte, vergessene Theaterstück den Forderungen des Learstoffes in einer viel besseren und sinngemäheren Weise gerecht werde als Shakespeares Tragödie, — und ob sie nicht am Ende sogar jenen Forderungen besser Genüge tue, welche die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit, ja, welche sogar eine schon etwas weiter zurückliegende Vergangenheit an die dramatische Dichtung gestellt hat. Erinnern wir uns nur jener Dramen, die das neunzehnte Jahrhundert, zumal in seiner zweiten Hälfte, hervorgebracht hat, und erinnern wir uns besonders der kritischen Urteile, die darüber im Guten wie im Schlechten gefällt und begründet worden sind. Oberstes Gesetz für alle Wertmaßstäbe jener Zeit war gerade das, was Graf Tolstoi in Shakespeares Dramen nicht erfüllt findet: die dem Leben abgewonnene Motivierung der Handlungen aus den physischen und seelischen Vorbedingungen des Menschen. Gerade auf diese Vorbedingungen wurde Bedacht genommen, gerade diese seelischen Kausalitäten galt es zu erforschen und sichtbar zu machen. Das Verhalten des Menschen mußte „erklärt“ werden, aus seinem „Charakter“, wie man sagte, und dieser

Charakter wieder war zu erklären aus einer Vielfalt bestimmender Ursachen und Einflüsse, aus Herkunft und Blutmischung, aus Umgebung und Atmosphäre, aus körperlichen Vorzügen oder Gebrechen, aus Besonderheiten der sexuellen oder erotischen Konstitution, — aus tausenderlei verschiedenen Gegebenheiten, die in der Person dieses Menschen zusammentrafen und für sein Tun und Lassen verantwortlich waren. Der Mensch wurde durchaus, in der engsten und weitesten Bedeutung des Wortes, als ein „Produkt“ angesehen, er wurde begründet und zergliedert, er wurde aufgelöst wie ein chemischer Stoff, den man auf seine Bestandteile zurückführt. Es muß anerkannt werden, daß das vergangene Jahrhundert diese Methode der psychologischen Erforschung und Einfühlung zu höchster Vollkommenheit entwickelt hat, und daß am Ende eine Helligkeit herrschte, die uns schon beinahe die Augen blendete. Ich erinnere mich, daß man eines Tages sogar den Nachweis führte, der Kampf Jakobs mit dem Engel, von dem die Bibel erzählt, sei in Wahrheit nichts anderes gewesen als ein epileptischer Anfall: und wirklich, man war nun der Meinung, diesen religiösen Vorgang mit dieser medizinischen Diagnose gedeutet zu haben. Der Graf Tolstoi jedoch hat in seiner kritischen Studie nichts anderes getan, als aus dieser europäischen Hellsichtigkeit die Konsequenzen gezogen, er hat den Maßstab der europäischen Psychologie an die Werke Shakespeares gelegt. Dabei ergab sich und mußte sich ergeben, daß zwischen diesem Maßstab und diesem Objekt eine auch nur annähernde Kongruenz nicht herzustellen war.

Es scheint mir in der Tat ein aussichtsloses Unternehmen, den Gegner Shakespeares auf seinem eigenen Boden bekämpfen zu wollen, etwa den Nachweis zu versuchen, daß alle jene psychologischen Ursachen, nach denen Graf Tolstoi fahndet — das hohe Alter des Königs Lear, sein greisenhafter Eigensinn, seine geistige Gebrechlichkeit, dazu ein verblendender Hochmut als Frucht jahrzehntelangen, unumstrittenen Herrschertums —, am Ende dennoch geeignet wären, gewisse zunächst befremdende Formen seines Verhaltens zu erklären. Nein, ganz gewiß, alle diese Ursachen reichen dafür nicht aus, man kann mit ihnen allein gerade die wesentlichsten Vorgänge in Shakespeares Tragödie nicht zur Befriedigung deuten. Wenn wirklich dieses Drama nichts anderes ist oder sein soll als die Leidensgeschichte eines „gedemütigten alten Mannes“ oder auch meinerhalben nichts anderes als die „Tragödie des Alters“, wie deutsche Erklärer das Stück genannt haben: dann hat der Graf Tolstoi recht, dann ist dieses Stück ein schlechtes Stück, eine verworrene und stümperhafte Arbeit, und dann wäre es wirklich an der Zeit, die Tragödie Shakespeares von den Bühnen zu verbannen und an ihrer Stelle das alte, um so vieles bessere Spiel des namenlosen Vorgängers wieder in seine Rechte einzusetzen.

Aber der Graf Tolstoi hat ja in Wahrheit nun doch nicht recht, und das wissen wir ja alle. Es ist ja, bei Gott, ganz gewiß nicht wahr, daß Shakespeares Lear nur ein minderwertiges Nachwerk sei und sogar hinter seiner Vorlage weit zurückbleibe. Sondern jene Vorlage ist gerade nur ein achtbares, recht und schlecht nach der Elle zurechtgezimmertes Theaterstück, das längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Die Tragödie Shakespeares aber lebt seit Jahrhunderten und wird weiter leben als eine der machtvollsten Schöpfungen lebendigen Menschengestes. Aber noch mehr: es ist ja auch dies nicht einmal wahr, daß die Menschen in dieser Tragödie keine „lebendigen Menschen“ seien, und daß ihre Handlungen und Gefühle uns unbegreiflich und fremd blieben. Mögen die Untersuchungen heutiger Psychologen uns noch so haarscharf das Gegenteil beweisen, so brauchen wir am Ende doch nur wieder einmal nach den Büchern der Briten zu greifen, oder wir brauchen nur einmal wieder eines seiner Stücke auf einer Bühne spielen zu sehen, und wir werden erkennen, daß die Menschen in diesen Dramen nichts Unlebendiges haben, nichts, was nur die Willkür des Autors von außen in sie hineingetragen hätte, sondern daß sie im Gegenteil von einer unmittelbaren und erschütternden Lebendigkeit sind, — daß sie lebendig sind in einem Grade, der manchem von uns, wenn wir im Theater sitzen, das Gefühl gibt, als sei er selbst und jeder der Menschen um ihn herum ein ganz Toter und Unwirklicher geworden, und als habe alle wahrhafte Wirklichkeit und alles lebendige Leben sich zur Stunde in jene Figuren hineingeflüchtet, die da vor ihm auf der Bühne stehen. Diese grenzenlose und tragische Vitalität der Shakespeareschen Menschen ist aber eben darum so faszinierend und so unbezweifelbar, weil sie immer und allerorten aus dem Innersten dieser Menschen hervorwächst, weil sie zu ihren Naturen gehört und mit ihren Naturen gegeben ist, ja, weil diese Menschen alle im Zentrum ihres Wesens einen Kern tragen, der ohne Unterlaß zeugend in Wirksamkeit ist und immer neue, nährende Säfte durch Adern und Poren an die Oberfläche treibt. So sind diese Menschen in der Tat bis zum Springen geladen mit den Stoffen des Lebendigen, so sind sie in einem Maße wirklich und wahr, daß das gewöhnliche und alltägliche Leben zuweilen davon beschämt wird.

Wenn aber dies richtig ist — und es ist ja richtig, es gibt ja am Ende niemanden, der es im Ernste ableugnen könnte —, und wenn es wiederum nicht minder richtig ist, daß das Gebaren dieser Menschen den von Tolstoi angewandten Methoden der heutigen Psychologie nicht standhält: so möchte nunmehr vielleicht der bescheidene Zweifel sich melden dürfen, ob die Ursache für diese Unstimmigkeit am Ende nicht bei Shakespeare, sondern bei jenen Methoden zu suchen sei.

Nun, — ich glaube in der That, daß diese Methoden nicht unbedingt stimmen und daß ihr Register an irgendeiner Stelle ein Loch hat; ich glaube, daß diese ganze, bewundernswert subtile Psychologie der hinter uns liegenden Zeitspanne zwar vieles und vollkommen Nichtiges, aber keineswegs alles über den Menschen auszusagen vermag; ich glaube, daß sie den Menschen nicht erschöpft, und daß sie gerade in einem Punkte versagt und versagen muß, der mir der allerwesentlichste, ja vielleicht sogar der allein wesentliche zu sein scheint.

Wir können zuweilen der Meinung sein, daß uns das Gesicht eines Menschen, mit dem wir bekannt sind, in all seinen Zügen vertraut sei. Wir glauben die volle Summe der Bestandteile zu kennen, aus denen sich dieses Gesicht zusammensetzt — den Anteil der Geburt, das Erbe von Vater oder Mutter, und den Anteil dessen, was Arbeit, Schickungen, Taten als bleibende Spuren ihm eingedrückt haben —, alle jene Umformungen, Herausbildungen und Zurückbildungen, die das Leben mit dem Antlitz eines jeden von uns in stärkerem oder schwächerem Maße vornimmt. Am Ende scheint es dann, als habe dieses Gesicht uns keine Geheimnisse mehr zu verbergen, als wüßten wir es auswendig in allen Spielarten seiner Ruhe wie seiner Bewegungen. Aber dann kann doch einmal ein Augenblick kommen, wo plötzlich — vielleicht hervorgelockt von einem jähen Ereignis — aus diesem Gesicht irgend etwas ganz Neues und Unbekanntes heraustritt, irgendein bislang verborgener Zug auf erschreckende Art an ihm sichtbar wird, — etwa der Ausdruck eines hervorbrechenden Hasses, der Ausdruck einer Begierde oder Angst, der Ausdruck einer heimlichen und verzehrenden Sehnsucht, die sich entblößt hat —, und dieser Zug fügt sich nicht etwa nur als ein neuer Bestandteil in den Kreis der übrigen Züge, sondern er herrscht für eine Weile, vielleicht nur für den Bruchteil einer Sekunde, so allein und ausschließlich auf diesem Antlitz, daß alles andere mit einem Schlage dahinter verblaßt und wesenlos wird. Das Antlitz dieses Menschen, das bisher aus mancherlei Zügen vielfältig gemischt war, ist plötzlich ganz starr, ganz eindeutig geworden, es ist zur Maske geworden einer einzigen, unerbittlich vorhandenen Leidenschaft. Solche Augenblicke sind selten, und sie pflegen sehr rasch vorüberzugehen. Sehr rasch kehrt meistens jenes zweite Gesicht, das hinter dem ersten verborgen stand und in einer Sekunde nachlassender Wachsamkeit herausgeboren war, in seine Behausung zurück, das alte Antlitz tritt wieder in seine Rechte, und da sieht dann aufs neue der Mensch, den wir kennen. Aber wer einmal einen solchen Augenblick spontaner und erschreckender Veränderung an dem Gesicht eines Menschen erlebt hat, der wird in Zukunft allen bekannten Größen dieses physiognomischen Komplexes mißtrauen;

er wird nicht aufhören können, sich der Stunde zu erinnern, da inmitten dieses Komplexes wie ein Rebell jenes Unbekannte erschien, jenes namenlose X, das sich nicht voraussehen ließ, das nicht aufgehen wollte in der übrigen Rechnung, sondern das schlechtthin vorhanden war als ein Einmaliges und Undeutbares. Ja, er wird am Ende vielleicht sogar dazu gelangen, gerade das Erkennbare in diesem Antlitz für sekundär und für niederen Ranges zu halten und nur das Ungekante und Unerforschte, das ihm in jenem Bruchteil einer Sekunde vor die Augen trat, als das Wesentliche anzuerkennen.

Ich glaube nun, daß jene moderne Psychologie, von der ich rede, immer nur das eine dieser beiden Gesichter gesehen hat, immer nur das vielfältige und zusammengesetzte Gesicht, mit dem wir vertraut werden und das wir in seine Bestandteile zerlegen und auf seine Ursprünge zurückführen können, — daß sie aber niemals einen Blick hineingetan hat in jenes andere Gesicht, das fremd und ohne Ursprünge da ist und sich nicht einordnen noch auflösen läßt. Ich glaube, um es mit anderen Worten zu sagen, daß diese Psychologie den Menschen immer nur als ein Endliches angesehen hat, als ein Gewordenes und darum ein Wandelbares, daß sie aber vergessen hat, jenes Teiles im Menschen zu denken, der keinen Wandlungen unterliegt, — des Teiles in ihm, der unendlich ist.

Der Chemiker kennt gewisse Stoffe, die sich nicht mehr in andere Stoffe zerlegen lassen. Er nennt sie Elemente. Auch in der menschlichen Seele gibt es viele zerlegbare Substanzen, und es gibt in ihr zugleich einige wenige Stoffe, die unauflöslich, die elementar sind. Die Forscher, von denen ich rede, haben alles, was sich zerlegen ließ, mit großer Fertigkeit aufgelöst. Aber sie waren damit nicht ans Ende gelangt, sie hatten den Menschen damit nicht erschöpft, und sie täuschten sich, wenn sie es glaubten. Denn jene nicht lösbaren Stoffe im Menschen, jene seelischen Elemente waren gegen alle Essenzen und Säuren gefeit und blieben als Bodensatz in den Phiolen zurück.

Die Rechtswissenschaft unterscheidet zwischen einem originären und einem derivativen Erwerb. Der derivative Erwerb ist der, dessen Recht sich aus fremdem Recht herleitet, — etwa der Kauf, wo das Eigentum des einen zum Eigentum eines anderen wird. Der originäre Erwerb begründet sich allein und aus sich heraus, — ich finde am Meer eine seltene Muschel und eigne sie mir an. So könnte man sagen, daß der Mensch, den das neunzehnte Jahrhundert gesehen hat, und den im Grunde schon der geistige Begründer dieses Jahrhunderts, schon Goethe gesehen hat, in hohem Maße und immer ausschließlicher der derivative Mensch gewesen ist und in sehr geringem Maße, ja endlich in gar keinem Bezuge mehr der originäre Mensch.

Ich habe das neunzehnte Jahrhundert erwähnt, ich habe den größten seiner Namen genannt, und ich weiß recht gut, was ich sage. Das Faktum, das ich hier feststellen will, ist keineswegs nur eine Besonderheit der psychologischen Forschung, es gehört nicht nur einem der vielen Wissensgebiete an, deren Boden dieses Jahrhundert so rastlos umgeackert, so fieberhaft reich und fruchtbar gemacht hat. Sondern es ist im Grunde das Kardinale Faktum des Jahrhunderts, es steht ihm in all seinen vielen Gesichtern als Mal auf der Stirn geschrieben. Der große Gedanke dieses Jahrhunderts war der Entwicklungsgedanke, und all sein Glaube erschöpfte sich in diesem Gedanken. Das Ganze der Welt und ihrer Erscheinungen verschwisterte sich diesem Jahrhundert in einer großen, kreisenden Kette von Werden und Vergehen, von Nehmen und Geben, von Ineinanderfluten und Sich-Verwandeln. Dieser in sich geschlossene Ring von Kausalitäten, dieses ewige Ineinander von Ursache und Wirkung wurde in einem Maße beherrschend, daß es alle Erscheinungen Himmels und der Erde in sich beschloß und umfaßte. Ein harmonisches Weltgefüge war faßbar geworden, eine kosmische Ordnung, die jedem Ding seinen Platz anwies und jedes Ding, als empfangend und spendend, einzureihen wußte in den Kreislauf des ewig sinnvollen Geschehens. Aus diesem Gefüge, da es in weitem, geschlossenem Bogen das Ganze umspannte, konnte nichts herausfallen, nichts konnte darin sein, was nicht schon von Ewigkeit darin war, und nichts konnte darin endgültig vergehen. Nun, dieser Gedanke war gewiß ein großer Gedanke, und als ihn ein Dichter das erstemal aussprach, da geschah es in machtvoller Form:

Wie alles sich zum Ganzen webt!
 Eins in dem andern wirkt und lebt!
 Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
 und sich die goldnen Eimer reichen!
 Mit segenduftenden Schwingen
 vom Himmel durch die Erde bringen,
 harmonisch all das All durchklingen!

Das Bild von den kreisenden Eimern, die Empfangenes verströmen und Verströmtes wieder empfangen, ist in der Tat zum Sinnbild einer säkularen Geistesrichtung geworden. Kein Ende galt diesem Jahrhundert mehr und kein Anfang, kein Einmaliges und Beharrendes in Raum oder Zeit. Alles war treibend und getrieben zugleich, genährt und nährend, erzeugt und wieder erzeugend, — alles bezog seine Kräfte aus dem Endlichen und gab sie wieder an das Endliche zurück. Und wie in dem Auf und Ab des wellengeköpften, ewig in sich zurückflutenden Meeres war jede Ruhe zugleich Bewegung und jede Bewegung am Ende nur tiefste Ruhe.

Aber jene vorgebliche Harmonie, die alles erklärte und alles erfüllte, die jedes Einzelne seiner Vereinzelnung entführte, um es im Ganzen aufzulösen, als Zähler und Nenner eines großen Rechenexempels, von dem kein Rest blieb, — jene Harmonie, die sogar Gott in sich aufnahm und sich in jedem ihrer Teile von Gott bewohnt und erfüllt glaubte, — sie war ja in Wahrheit ein Irrtum, sie war eine der tiefsten und gefährlichsten Lügen, die sich der menschliche Geist je vorgespielt hat. Der von Goethe gewiesene Weg hat ja in Wahrheit den Menschen nicht aufwärts zu irgendeiner Vollendung geführt, sondern er hat ihn auf schief abfallender Bahn hinabgerissen in den Pfuhl der schändlichsten seelischen Verödung und der erbärmlichsten Verlassenheit von Geist und von Gott. Wohin sind wir denn am Ende gelangt mit dieser göttlichen, alles erklärenden und alles rechtfertigenden Harmonie? Wie sieht dieser Mensch denn aus, der am Ende des vergangenen, am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts steht, auf der Höhe seiner Zeit und im stolzen Besitze aller europäischen Eigenschaften? Dieser Mensch des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der sich alles erklären und deuten kann, der überall „die Ursachen aufdeckt“, und der bis aufs Letzte im Endlichen aufgeht? Er ist das selbstzufriedenste und satteste, das indolenteste und oberflächlichste, das ungläubigste und unheiligste Exemplar von einem Menschen, das unsere Erde, seit sie erschaffen, auf ihrem geduldigen Rücken beherbergt hat. Und das konnte ja auch nicht anders kommen; denn wohin sollte dieser Glaube an die im endlichen Kreislauf sich erfüllende Welt und an das überaus Sinnvolle und Eingebundene alles Geschehens, — wohin sollte er wohl anders führen als eben dahin, daß der Mensch jede irreguläre seelische Unrast verlernte, daß er jeglichen Wertbegriff und jegliche Unterscheidung von Werten verlor, daß er sich zur Ruhe setzte in der vorhandenen, alle Fragen schon lösenden, alle Wünsche befriedigenden Harmonie? Und wenn ihm erst einmal jenes Dogma von der Unzerstörbarkeit aller Kräfte im Blut lag, wenn er erst einmal diesen verruchten Gedanken bis ans Ende durchgedacht hatte, daß nichts Vereinzelt und nichts Einmaliges in ihm lebte, daß er sich nur aus immer vorhandenen Dingen zusammensetzte, die er empfangen hatte und die andere wieder von ihm empfangen würden, so daß am Ende gar nichts Originäres in ihm existent war, gar nichts, das nur mit ihm da war, und das darum untergehen würde mit seinem Untergang, — wie konnte er sich dann wohl noch als ein einzelner fühlen, als ein Verantwortlicher für sich und vor Gott? Wie konnte dieser Mensch am Ende noch — an sich glauben? Nun, wirklich: der Mensch der Jahrhundertwende hat ganz und gar aufgehört, noch an sich zu glauben, er hat allein noch an seine Vorbedingungen und Abhängigkeiten geglaubt, und

so ist er entweder in Lethargie verfallen, oder er hat sich bedenkenlos wie eine Dirne an das Angebot jeder Stunde und jeder Gelegenheit preisgegeben. Er hat seine Freiheit preisgegeben, er war sich nichts weiter mehr als ein Produkt, ein Objekt für das „Leben“, ein Sklave oder, wenn's besser klingt, ein Opfer der „Verhältnisse“. Da gab's dann die große „Desillusionierung“, auf die jenes Zeitalter so stolz war, und mit der sich so gute und wichtige Dinge sagen ließen. Da gab es die skeptische und „unpathetische“ Einstellung auf die Objekte, das Augurenlächeln helläugiger Köpfe, die alles durchsahen und allem mißtrauten, die jedes Gefühl mikroskopisch auf seinen Bazillengehalt untersuchten, und die sogar das Ringen eines Menschen mit einem Engel als epileptischen Krampfanfall zu deuten gelernt hatten. Da war denn nichts Ganzes mehr da, nichts Feindlich-Unteilbares, kein steiles Wachstum zum Himmel; da herrschte das jynische „Wenn auch“, das augenzwinkernde „Es ist nicht so schlimm“, da fielte sich das Jahrhundert in seinen Glaubensartikeln von Determinismus, Anpassung und Wandlung.

Und da sind wir am Ende auch wieder zu jener subtilen Psychologie zurückgelangt, die als ein echthütiges Kind des Jahrhunderts nichts Einmaliges und Konstantes, nichts Unbedingtes im Menschen mehr anerkennt, die überall nur das Erworbene und das Bedingte sieht, das Verursachte und das Veränderliche. Da steht dann am Ende jener *πολίτροπος*, der vielerfahrene Europäer, und schüttelte sein weises Haupt vor Shakespeares Tragödie, weil er sich das Gebaren des Britenkönigs aus keinerlei Alterserscheinungen mehr auf befriedigende Art zu erklären vermag.

Nun wohl, er hat, aus seinem Gehirn heraus, gutes Recht, sein Haupt zu schütteln. Aber im Grunde gilt dieses Kopfschütteln ja nicht Shakespeare allein, sondern es gilt der Tragödie überhaupt, der Möglichkeit einer Tragödie, — es gilt dem tragischen Menschen! Die geistige Entwicklung dieses Jahrhunderts mußte ja wirklich in logischer Stufenfolge dazu führen, die Möglichkeit von Tragödien zu leugnen, alles abzulehnen und für verschollen zu erklären, was einer Tragödie im entferntesten gleich! Der Mensch, den dieses Jahrhundert sah, konnte ja auf Ehrenwort keine Tragödien mehr erleben; er konnte, im Auf und Ab seiner schwankenden Reize und Reaktionen, vielleicht zur Traurigkeit kommen, im äußersten Falle zu einer tiefen und hastenden Traurigkeit, — aber er konnte nicht über solche Grenzen hinaus zur Tragik gelangen, — zu dem, was allein diesen Namen verdient. Denn Tragödie ist da, wo ein Mensch in unklärbare Disharmonie zu den Dingen gerät. Die möglichen Disharmonien dieses Menschen aber waren durchaus nicht unklärbar; sie erklärten sich immer und wurden erklärt, — meinethalben aus ärmlichen und bedrückenden Wohnungsverhält-

nissen, oder aus den erotischen Influenzen einer Sommernacht, oder aus einer paralytischen Erkrankung seines Großvaters. Und so waren es am Ende gar keine Disharmonien, so fand das scheinbar disharmonische Faktum zuletzt mit einem Ach so! und einem Aha! zu seiner Erklärung zurück, so war's wieder nur das alte Spiel von der Ursache und der Wirkung, die beide im Endlichen liegen, — die Einheit wurde zur Vielheit gelöst, und alles ging restlos auf in der großen Harmonie des Geschehens. — Der tragische Mensch, das ist der unteilbare Mensch, der Mensch des steilen, keiner Biegung nachgebenden Gefühls, er ist unerbittlich und ohne Bedingung, und nur aus diesen Gegebenheiten seiner Natur heraus gerät er in Disharmonie. Aber jener Mensch des Jahrhundertendes war gerade das Gegenteil von alledem, er war geschmeidig, war biegsam und zu spalten, er gehörte tausend Bedingungen an, und er ließ mit sich reden. In diesem Menschen war wirklich die letzte Möglichkeit einer tragischen Verstrickung erstorben, er hatte Grund, beruhigt zu sein und sich angenehme Tage zu machen.

Nun, das wäre der Tod der Tragödie, und ich wollte von ihrer Wiedergeburt reden. Aber der Tod der Tragödie, — ist das vielleicht auch der Tod des Menschen? Ist dieser Mensch noch ein lebendiger Mensch, der keine Tragödien erleben kann, der gar nichts Anarchisches mehr in sich trägt, der ganz beruhigt und unbehelligt, ganz eingeordnet im Endlichen aufgeht? Ist dieser Mensch noch lebendig, — oder ist er nicht doch schon tot und vielleicht sogar schon mitten in der Verwesung? Und wenn dies so ist: liegt es am Ende daran, daß dieser Mensch kein Gefühl mehr zum Göttlichen hatte? Liegt es so, daß Gott gestorben ist für diesen Menschen, und ist er am Ende nur darum tot, weil Gott zuvor tot war? Konnte dieser Mensch des pantheistischen Zeitalters, dem es zum obersten Glaubensartikel geworden war, daß Gott sich im Endlichen ewig erfülle, und daß dieses All, dieses Ganze der Lebensdinge eine geschlossene, göttlich erfüllte Harmonie sei, — konnte er noch zu Gott in irgendeiner Beziehung bleiben? Oder mußte er nicht gerade auf diesem Wege am sichersten Gott verlieren, — wie er ihn wirklich verloren hat? Mußte nicht gerade der Glaube an jene seit Ewigkeit erfüllte Harmonie des Universums alles religiöse Bedürfnis im Menschen ersticken, mußte es ihn nicht in Satttheit und Trägheit führen, daß jedes Verlangen nach Gott und jeder Hilferuf zu Gott am Ende in seiner Kehle und seiner Seele erstarb? Läßt sich am Ende Gott doch nur aus der Disharmonie begreifen, nur aus dem Erlebnis des unbefriedigten Menschen, der das fürchtbar Gespaltene, das fürchtbar Widerspruchsvolle und Unerfüllte im Endlichen erkannt und erfüllt hat, — des Menschen, der eben nicht aufgeht und nicht aufgehen

kann in der großen Rechnung, — des Menschen, der Element ist und Kraft, des originären, des — tragischen Menschen? Ja, ist nicht gerade dieser tragische Mensch, der kein Wohnrecht hat in der Welt, und der zum Rebellen wird wider die Welt, in Wahrheit der gläubige Mensch? Ist er es nicht gerade, der tief und schmerzhaft in die nie verhaschende Wunde hineingreift, an der die Welt blutet, der unerbittlich mit Blick und Finger auf die Stelle deutet, wo diese Welt nicht erlöst ist, wo sie deshalb des Erlösers bedarf, — wo sie Gottes bedarf?

Und nun wird es Zeit, daß wir uns wieder auf Shakespeare besinnen. Der Shakespearesche Mensch — der Mensch, der in den großen tragischen Dramen des Briten die tragischen Schicksale erleidet —, das ist in der That ein ganz anderer Mensch als der, um den allein das neunzehnte Jahrhundert gewußt hat. Dieser Mensch empfing seine wesentlichen und entscheidenden Kräfte nicht als eine Mitgift oder einen Anwuchs aus irdischen Quellen, er ist nicht voll im Endlichen motiviert und nicht voll aus dem Endlichen zu erklären, er wurzelt nicht in der Welt. Er trägt neben allem Erworbenen und Veränderlichen ein Uranfängliches, ein Konstantes in sich, er beherbergt in seiner Brust jene originären und elementaren Stoffe, von denen ich sprach. Er ist nicht allein und nicht restlos Charakter — wenn wir unter Charakter das begreifen, was Goethe darunter versteht: das im Strome der Welt Gebildete —, also ein Geformtes, ein Sekundäres. Sondern er ist über diesen geformten Charakter hinaus noch ein anderes, ein Ungeformtes, und wir können dieses andere seine Natur nennen. Wir können auch sagen, daß dieser Mensch im Entscheidenden nicht mehr „Gestalt“ sei, sondern „Gewalt“. Wir können sagen, daß er im Wendepunkte seines Schicksals aufhöre, ein Benanntes zu sein und eine Erscheinung, und daß er beginne, ein Namenloses zu werden und eine Kraft.

Diese Kraft im Menschen ist es jedoch, was, wie ich glaube, im Drama Shakespeares Ereignis wird, und ich deute damit auf das, was man das dynamische Prinzip des Dramatischen nennen könnte. Das Erwachen und Freiwerden dieser Kraft, das plötzliche Aufbrechen einer anonymen und vulkanischen Energie, die nicht einbezogen war in den Kreis des berechneten Geschehens, die fremd und feindlich zwischen den Dingen ersteht, ein Anarchisches, Friedloses, das nicht Heimat hat und nicht Heimat begehrt, das den Frieden stört und den Schlaf zerbirnst, das unversöhnlich und ohne Beziehung die Gewebe der Erde auseinanderreißt und nur durch sein Dasein allen Glauben an ein Sinnvolles, paradiesisch Erfülltes der Welt als Lüge entlarvt, — dieses Erwachen ist das Ereignis in den großen Tragödien, von denen ich rede, es vollzieht sich in Lear und in Timon,

es vollzieht sich in Hamlet, und es vollzieht sich, in anderer Form und auf anderer Stufenlage, in Othello und Coriolan. Sie alle hören plötzlich auf Gestalten zu sein und Namen zu tragen, sie alle werden mit einem Schläge als Elemente, als irreguläre Kräfte fühlbar, und da stehen sie dann ganz fremd und entfernt inmitten alles Umgebenden. Da ist durch ihr erstes Gesicht, das geformt und vertraut war, auf erschreckende Art jenes zweite Gesicht hindurchgebrochen, das furchtbar eindeutige gorgonische Antlitz, das wir nicht erklären können, denn sein Wesen liegt im Unerklärbaren, und so kann auch der Dichter es nicht erklären und „motivieren“, sondern er kann es nur zeigen, nur sichtbar machen, wie Shakespeare es sichtbar macht, daß jeder von uns es erkennen und als vorhanden zugeben muß, auch wenn die Methoden des europäischen Psychologismus davor versagen. Da ist es dann, als sei die Erdrinde jäh geborsten, und mitten zwischen den bewohnten und betreuten Gefilden klaffe unendlich ein Spalt; da ist es, als sei ein Krater, den wir erloschen geglaubt, über Nacht lebendig geworden und speie seinen lebendigen Stoff als steile Flamme zum Himmel. Es ist die Flamme, die aus dem Mohren Venedigs bricht, wenn das Chaos in ihm, das er bezähmt und gebannt glaubte, furchtbar zurückkehrt, und eine solche Flamme schießt immer neu und immer unzählbarer aus dem edlen Römer Coriolanus empor, wenn er wie ein entfesselter Dämon fremd und rasend inmitten des Kapitols sich erhebt und wider das Volk und die Stadt und die Zeit den Donnerkeil seiner Verwünschungen kehrt. Nirgendwo aber, möchte ich glauben, wird diese flammende Kraft in so riesigen Massen, so kolossalischer Größe Ereignis wie in der Tragödie, von der wir ausgingen. Denn dies ist ja die zerschmetternde Tragik, die sich im Schicksal des alten Königs Lear erfüllt, daß hier ein Mensch lebt, der bisher eingeordnet zu sein schien in die Zusammenhänge der endlichen Welt, eingeordnet als ihr oberster Faktor, als Lenker und Beherrscher eines irdischen Komplexes, — und daß er nun plötzlich herausfällt aus diesem Komplex. Daß er plötzlich fremd wird: ein hundertjähriger Greis, den alle bis ins Letzte zu kennen glaubten, und der sich selbst bis ins Letzte zu kennen glaubte, wird fremd am Ende seiner Tage; eine Kraft wird wirksam in ihm, die man nicht mehr begreift und mit der man nicht mehr umgehen kann, — und es ist nicht etwa eine neue Kraft, die erst jetzt zur Entstehung käme, sondern es ist eine Kraft, die von Uranfang in ihm da war und die nur ein ganzes langes Leben hindurch latent geblieben ist, weil sie keine ernstern Widerstände fand — wo fände ein König denn ernste Widerstände? —, eine Kraft, die allenfalls hin und wieder aus dem Grunde her ein paar Blasen zur Oberfläche trieb, und man nannte solche Blasen dann Eigensinn oder Jähzorn und bezog sie als Wesens-

züge in seinen Charakter hinein und rechnete mit ihnen und fand sich mit ihnen ab. Nun aber findet dieser König, nachdem er sich selbst seiner Macht entkleidet hat, zum erstenmal in seinem Leben ernsthafte Widerstände, und dies bedeutet, daß er die Reibfläche findet, an der sich seine Natur entzünden kann, daß er den Funken empfängt, der das aufgespeicherte Pulver seiner innersten Energien zur Entladung bringt. Da geschieht denn das Rätselvolle und Erschreckende, daß dieser König urplötzlich ein unbekanntes Gesicht trägt und eine unbekannt Sprache spricht, daß seine Stimme im Gefüge der anderen Stimmen keinen Platz mehr hat, nicht Antwort noch Echo mehr gibt oder findet. Ein alter König, der den Namen Lear trug, ist plötzlich zu einem Dämon geworden, der keinen Namen mehr trägt, und dieser Dämon steht außerhalb aller Verständigungen und außerhalb aller Zusammenhänge, er hat keine Heimat mehr in den urbar gemachten Stätten des menschlichen Sinns und der menschlichen Behausung, — so bleibt für ihn nur die Zuflucht ins Unbehauste und in den Wahnsinn. Von hier aus gesehen hat dieser Ausflug auf die Heide, den der Graf Tolstoi so lächerlich findet, am Ende doch seine gute Bedeutung, und es will mir scheinen, als wenn das unennbare Fremdwerden und Außerhalbgestelltsein, von dem ich rede, kein tieferes und suggestiveres Symbol hätte finden können als in diesen Szenen, wo Lear, als Toller mit Tollen gepaart, durch die Wildnis rast. Es ist das gleiche, was sich, in anderer Form, mit dem Dänenprinzen vollzieht, wenn er aus den Zusammenhängen einer Welt, in der er zu atmen verlernt hat, in die Maske des Wahnsinns flüchtet; denn auch Hamlet ist so ein Außerhalbstehender, den die Wucht eines großen Erlebnisses jäh aus der Bahn geschleudert und allen Begriffen und Gesetzen des in sich verankerten Lebens tragisch entfremdet hat. Das Schicksal Lears und das Schicksal Hamlets ist im Grunde durchaus das gleiche, auch wenn es sich dort in der Seele eines Greises und hier in der Brust eines Jünglings erfüllt. Jeder von ihnen gerät auf den Strom, der ihn treibt, eines Tages in einen Strudel hinein, wo alles zu wanken und zu wirbeln beginnt, wo das Tragende nicht mehr trägt, das Haltende nicht mehr Halt gibt. Es ist der entscheidende Tag für diese Menschen, der Tag, an dem der Glaube an das Sinnvoll-Gesekliche der irdischen Abläufe in ihnen erstirbt. Und da ist es letzten Endes irrelevant und hat Bedeutung allein für die Formen, unter denen ihre Schicksale konkret werden, daß in Hamlet dieser Glaube schon früh erstirbt wird, als fiele auf junge Triebe der Reif einer Frostnacht, während in Lear der nämliche Glaube sich durch ein volles Menschenleben hin unverfehrt erhalten hat, bis er am Ende dem gleichen tödlichen Streiche erliegt.

Kein Aufhören wird in Lear dargestellt, kein Abstieg des Menschen, sondern gerade ein Aufstieg und ein Beginn. Dieses Drama ist alles andere eher als die „Tragödie des Alters“, — man muß im Gegenteil sagen, daß dieser König unter dem Schnee seines Haares auf eine befremdende und rührende Art jung geblieben ist, ja, daß er fast noch ein Kind ist und von den Formen und Inhalten des Lebens noch ganz und gar kindliche Vorstellungen hat. Das Leben dieses Königs hat sich am Ende ja nicht gar so sehr von dem Leben eines Kindes unterschieden; die Welt, in der er lebte oder zu leben glaubte, war eine Kindeswelt. Das Kind hat von allem, was es umgibt, noch ganz paradiesische Vorstellungen, es kann die Welt, in die es hineingeboren ist, nur sinngemäß denken, voll einer tiefen und zauberhaften Bedeutung. Und die Menschen, die es betreuen, suchen nicht etwa diese Illusion eines geheimnisvoll harmonischen Aufbaues der Welt in der Seele des Kindes zu stören und zu zerreißen, sondern sie sind im Gegenteil bemüht, solchen Glauben zu nähren und ihn so lange wie möglich rein und wach zu erhalten. Nun, allzu lange pflegt dieses Zeitalter des Paradieses, in dem wir alle dereinst gelebt haben, nicht anzuhalten. Einmal kommt doch der Tag und die Stunde, wo das Kind durch die schonenden Gespinste seiner Phantasie hindurch an die Dinge selbst herangerät, und diese erste Begegnung mit der entschleierte Welt pflegt schmerzhaft zu sein. Jener König jedoch ist hundert Jahre alt geworden und hat den Schritt vom Paradies in die Welt bis zum heutigen Tage noch nicht getan. Hundert Jahre lang hat er das widerspruchslose und widerstandslose Leben des zum Throne Geborenen und des Herrschers geführt, und man hat seinen Willen getan, so wie man dem Kinde seinen Willen tut, man hat seine Gedanken bejaht und seine Vorstellungen bestätigt, so wie man die Vorstellungen eines Kindes bejaht und bestätigt. Hundert Jahre lang hat dieser Mensch im Imaginären gelebt, und die Welt war ihm nur ein großes Spielzimmer voll bunter schöner Sachen, die ihm gehörten und mit denen er nach Laune schalten und umgehen konnte. So und nur so wird auch das kindliche Spiel begreiflich, mit dem die Tragödie beginnt: die Töchter stehen um ihn versammelt und sollen ihm ihre Liebe gestehen und den Lohn ihrer Liebe empfangen, und die von den dreien, deren Liebe die größte und darum auch die bereedteste ist, erwartet das größte Geschenk. Nein, dieser Lear ist kein alter Mann, er hat wohl gerade das Säuglingsalter hinter sich und weiß so wenig von den wahren Zusammenhängen der Welt, wie davon die Drei- oder Vierjährigen wissen. Nun aber fällt plötzlich die Grundlage fort, auf der so ein Leben möglich gewesen ist; der König hört auf, ein König zu sein, und so hören auch die Bedienten und Höflinge auf, seine Diener

zu sein, — der Wall phantastischer Illusionen, der um ihn gebaut war, bricht auseinander: Lear steht als nackter Mensch vor den nackten Dingen und sieht der Welt zum ersten Male ins unverschminkte Gesicht. Da kommt dann das tragische Erwachen in ihn, das den Inhalt dieser Tragödie bildet: ein Mensch, ursprünglich geliebt und in keinen Zusammenhang, keine erschlaffende Gewöhnung noch eingereicht, erkennt mit reinem Auge die Grimasse der Erde.

Was ist denn das große Erlebnis Lear's? Was ist es, das diesen König mit einem Schlage so namenlos verändert, und was erklärt das Übermaß seines Verhaltens, die Wildheit seiner ausbrechenden Affekte? Wenn dieser Mensch wirklich nur ein persönliches Schicksal erlitt, persönliche Kränkung und Enttäuschung erführe, dann wäre dies alles in der Tat nicht zu deuten, denn alles Persönliche ist begrenzt und hat nur begrenzte Möglichkeit und begrenztes Recht. Das Erlebnis Lear's aber ist auf tragische Weise ein unbegrenztes, ein nicht mehr persönliches Erlebnis. Er leidet nicht nur und nicht einfach daran, daß gerade er, ein einzelner Mensch in einem einzelnen Falle, von kindlichem Undank getroffen wird. Sondern er leidet daran, daß eine Welt besteht und weiterbesteht, in der zugleich dieser Undank besteht. Er leidet daran, daß dieses Maß an Bosheit und Verworfenheit ein Wohnrecht hat in den irdischen Bezirken, ja, daß die Erde es ruhig in Kauf nimmt, daß sie weiterrollt und sich weiter bewegt, als wäre gar nichts geschehen, als hätte niemand diese Verletzung ihrer fundamentalsten Sittengesetze begangen, die seine Töchter begingen. Er leidet daran, daß kein Blis aus den Wolken herabfuhr auf seine Töchter, daß keine Lösung und Reinigung kam, kein Ereignis eintrat, das die verschobene Achse des Irdischen wieder ins Gleichgewicht setzte. Und aus diesem Gefühle heraus: daß alle Ordnungen gestört, alle Grundlagen verschoben, alle Pfeiler und Stützen ins Wanken gebracht sind, erwachsen dann jene großen Beschwörungen und Verfluchungen, jene Rufe zur Sonne und zu den Gestirnen, jene flehenden Zwiesprachen mit der Natur. Der Schmerz, der hier zur Entladung kommt, — ach ja, das ist wirklich nicht mehr nur der Schmerz eines „gedemütigten alten Mannes, den der Kummer gebeugt hat“. Das ist ein unendlich größerer, unendlich tieferer und weiterer Schmerz, das ist der Schmerz des tragischen Menschen, der vor der klaffenden Wunde der Welt zum ersten Male die Augen aufschlägt. Dieser Schmerz ist nicht mehr zu heilen, es gibt keine Linderungen für ihn, und der Lear, den Shakespeare geschaffen hat, kann nicht einfach zurück zu Cordelia laufen und ist mit schlichter Genugtuung und Rehabilitierung nicht mehr zu kurieren. Denn die Tragödie spielt von Stund an nicht mehr zwischen Lear und

den Töchtern, sondern sie spielt zwischen Lear und der Welt. In einer Welt, die solche Widersprüche erträgt, ja, die sich ausruht und sich wohl und gesund fühlt in solchen Widersprüchen, hat Lear keinen Platz mehr, er muß sie verlassen, er muß ihr den ewigen Krieg erklären, und niemals mehr kann er zurückkehren in ihr Gefüge, und sie hat keinen Thron mehr, auf den er sich setzen könnte. Hier aber gewinnt es den Anschein, als dürften auch jene blutrünstigen Nebenhandlungen, die in dem ursprünglichen Plan der Fabel so wenig zu suchen hatten, einen wesentlichen Platz im Rahmen dieser Tragödie behaupten. Das Antlitz der Erde ist demaskiert, sichtbar nicht nur für Lear; alle Abgründe tun sich auf und entsenden schweflige Dünste, die Menschheit zerfleischt sich, kein Sinn ist mehr da und kein Gott, — und draußen, ganz außerhalb dieser Welt, fern aller Behausung und allem Geschehen, rast Lear durch die Nacht, ein erkennender Mensch vor dem Angesicht Gottes und schreit die Gewalt seines Schmerzes und seiner Anklage zu den Gestirnen empor. Inmitten jedoch solcher Ausbrüche einer zum Wahnsinn gesteigerten Empörung fällt jenes seltsame und erschütternde: „Knöpft auf!“, mit dem er sich unter Gewitter und Regen die Kleider vom Leibe reißt, als sei ihm die Brust zu eng geworden für das Erleiden, das in sie gelegt ist. Da werden wir Zeugen einer großen Gefühlserweiterung, Zeugen davon, daß ein Mensch mit dem eigenen Schicksal das tragische Schicksal der ganzen Erde in der engen Kammer seiner Brust erleidet, — und dieses Gefühl ist zu groß und zu grenzenlos, als daß es auf lange in einem einzelnen Menschen Herberge haben könnte, ohne ihn zu zersprengen. So wird Lear am Ende gesprengt, so löst er sich auf unter dem stieren Wachstum eines überwuchernden Gefühls.

Das Wunder ist, daß er's ertrug so lang',
sein Leben war nur angemast!

— so heißt es am Ende des Dramas. Und es folgen die Worte, die das Stück beschließen:

Dem Ältesten ward das schwerste Los gegeben,
wir Jüngern werden nie so viel erleben!

Kein Merkspruch, nein, keine Schlussmoral einer Fabel von schmuckloser Wahrheit und gleißendem Trug: nur Ehrfurcht redet vor solchem Schicksal, nur frommes Erstaunen wird kundgetan vor der Tiefe und Weite, der Fülle und Gewalt des Erlebens, das sich in diesem Menschen vollzogen hat.

Ich habe schon gesagt, daß Hamlet der Däne im Grunde das gleiche innere Schicksal erleidet wie Lear. Was ist es denn, das diesen Prinzen vor der Erzählung des Geistes ergreift, was ihn so tragisch hilflos macht,

so unfähig, das Gebot der kindlichen Pietät zu erfüllen und den Mord des Vaters am Mörder zu rächen? Ist er wirklich nur eine jener bleichsüchtigen Fin-de-siècle-Naturen, ein Neurastheniker, ein lebensuntüchtiger Dekadent mit intellektuellen Hemmungen, — wirklich nur einer jener gut gekleideten Psychopathen, die sich im Europa der jüngsten Vergangenheit eine geraume Zeit hindurch so wichtig machten? O nein, aus solchen rein konstitutionellen Hemmungen heraus ist ein Mensch nicht zu erklären, der doch, nach Ophelias Worten, nicht nur „des Hofmanns Auge“ und „des Gelehrten Zunge“ trägt, sondern der zugleich „des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung, der Sitte Spiegel und der Bildung Muster, das Merkziel der Betrachter“ ist, also ein Mensch von höchsten und stärksten Eigenschaften, gewappnet bis zur Vollkommenheit mit all jenem körperlichen und geistigen Rüstzeug, das ihn befähigen müßte, einen beherrschenden Platz im Leben einzunehmen und auszufüllen. Ein Mensch, von dem sogar der Krieger Fortinbras bekennen muß, daß er, hinaufgelangt, unfehlbar sich höchst königlich bewährt haben würde, — ein starker Mensch, ein blutvoller und gesunder Mensch, wenn auch, freilich, mit empfindlichsten Sinnen begabt. Nein, was diesen Hamlet so jäh verändert, so plötzlich ins Ratlose und Tatlose führt, das hat mit psychopathischen Ableitungen nichts zu tun, — es ist ein Tiefes und Ursprüngliches, eine Angelegenheit des Geistes. Dieser Mensch, in dessen junger und starker Seele ganz ungebrochen eine sittliche Gläubigkeit lebt, muß plötzlich erfahren, in welcher Verseuchung die Welt sich fielt, in die er gestellt ist. Ein schändlicher Mord ist geschehen, — und die Erde hat ihn ertragen. Der listige Schwächling, der ihn beging, ist zum Throne gelangt, — und die Erde hat es ertragen. Das Weib des Getöteten, die eigene Mutter, hat sich mit dem Mörder gepaart, — und die Erde ist nicht in Stücke gegangen und hat es ertragen. In diesem Gefühl, daß mit dem, was geschah, nicht nur ein einzelner irdischer Komplex verwirrt und gestört ist, sondern daß damit das Ganze der Welt eine heillose Störung erlitten hat, daß das sittliche Gleichgewicht, auf dem die Welt zu ruhen schien, unheilbar ins Wanken geriet, — in diesem Gefühl, dem das eigene Schicksal zum Weltgeschick wird und zum kosmischen Verhängnis, wurzelt wie Lears, so Hamlets Erleben, und er spricht es aus in den Worten, die die zentralen und entscheidenden Worte dieser Tragödie sind:

Die Zeit ist aus den Fugen! Weh, zu denken.
Daß ich geboren ward, sie einzurenten!

Einem solchen Gefühle freilich vermag jene einzelne Tat, die verlangt wird, nicht mehr zu genügen. Dieses Kardinale und alles in Frage stellende

Faktum, daß solche Taten Platz haben auf der Erde und, einmal geschehen, immer aufs neue geschehen können, wird damit nicht aus der Welt geschafft, daß der einzelne Mord, um den es sich handelt, seine Sühne findet. In dieser auf ewig gestörten Welt hat Hamlet nichts mehr zu suchen, sie gibt keine Heimstätte mehr für ihn her, und er kann sich mit keiner Handlung mehr in ihre Zusammenhänge zurückfinden. So verläßt er die Welt, so flieht er in Fremdheit und Wahnsinn, und seine Seele zerschellt an der einen und einzigen Aufgabe, die es für ihn noch zu lösen gibt, und die aus menschlichen Kräften nicht lösbar ist: den aus den Fugen geratenen Erdball wieder in seine Achse zu setzen*.

Hamlet und Lear: zwei tragische Menschen, zwei tragische Schicksale. Wahnsinnige beide aus tiefstem Innerwerden, Ungläubige und Gottesleugner aus tiefster Bejahung Gottes, — so wie auch Nikolai Stawrogin und Iwan Karamasoff, die großen Gottlosen bei Dostojewskij, in Wahrheit die tiefsten Gläubigen sind.

Und da ist es am Ende wie von selbst gekommen, daß ich den Namen des anderen großen russischen Dichters genannt habe, der, wenn er noch gelebt hätte, dem Grafen Tolstoi auf seine so ehrlich hausbackene, so von Herzen ahnungslose Streitschrift gegen Shakespeare die richtige Antwort gegeben haben würde. Und ich bin zugleich, mit Dostojewskij, an die Gegenwart herangelangt und an die Möglichkeit einer Wiedergeburt des tragischen Weltgefühls und der tragischen Dichtung in dieser Gegenwart.

Ich sprach von dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts und von der sterilen und erbärmlichen Hörigkeit, in die er verfallen ist. Ich glaube, daß dieser Mensch überwunden werden muß, — ja, daß er im Grunde bereits überwunden ist und daß zum mindesten die Möglichkeiten da sind, ihn einmal und endgültig zu überwinden. Es ist schwer, über die geistigen und seelischen Tendenzen der Zeit, in der man atmet, etwas Sicheres zu sagen und zwischen den tausend diffusen Tatsächlichkeiten einer akuten Gegenwart das Gemeinsame und Gesekliche aufzufinden. Aber es will mir scheinen, als sei der Boden, auf dem ein Jahrhundert gedieh, bedrohlich unterminiert, und als vollziehe sich in den Bezirken der Seele eine Rebellion, die vor der Ewigkeit mehr bedeutet als alle sozialen Umwälzungen. Es will mir scheinen, als habe eine neue Lebendigkeit von uns allen Besitz ergriffen und als sei der Mensch auf dem Wege, sich wieder seiner selbst zu entsinnen. Ja, dieser Mensch des Jahrhunderts, in seinem beispiellosen Gebundensein an tausendfältige Bedingungen: an

* Wer ernsthaft glaubt, daß unter dem Banner des Fortinbras der Dänenprinz und seine (angebliche) „Romantik“ auch geistig überwunden werden könne, weiß wenig von Shakespeares Tragödie.

Herkunft und Umgebung — an den Einfluß der Stunde, den Einfluß des Raumes und der Atmosphäre — an die Zufallsmacht von Gehörtem, Erschauntem — an das nagende Weiterwirken erlebter Gefühle, erlebter Gedanken, erlernten Wissens und Handelns —: er scheint den lähmenden Druck solcher Abhängigkeiten nicht länger ertragen zu wollen; ein neues Bewußtsein von Freiheit und Ursprünglichkeit scheint ihn zu erfüllen, ein neuer Wille, durch Verschüttung und Hemmnis hindurch zum Elementaren zurückzufinden. Das Elementare gewinnt wieder Raum in dem Menschen, als sei Dionysos selbst — der Teil des zerstückelten Gottes, der, nach dem alten Mythos, aus der Asche der Titanen in jeden menschlichen Körper einging — neu in ihm wach geworden. Der Mensch will wieder Natur werden, und dies bedeutet zugleich, daß er aufs neue den Leidensweg der Entfremdung zu wandeln bereit steht, aufs neue genügelos werden und in den Zusammenhängen der fassbaren Welt das Fernsein Gottes erleiden muß, dem er entsprang und zu dem er zurücksucht. Dieser zur Unrast befreite Mensch kann wieder tragische Figur werden und Gegenstand einer tragischen Dichtung. Und diese Tragödie des gegenwärtigen Menschen, die einmal geschrieben werden könnte, wird wieder Shakespeareschen Geistes sein, sie wird Zusammenhang mit ihm haben, auch wenn sie sich äußerlich weit von ihm fernhält, sie wird zurückgekehrt sein zu ihrer ersten und obersten Bestimmung: die Menschheit aus ihrem Schläfe zu rütteln und den vergessenen Gott mit gläubiger Lästerung auf die Erde zurückzurufen.

Das Märchenmeer

Von Oskar Loerke

Wir opfern nicht dem Gotte Wischnu, dem Vierarmigen. Wir verehren ihn nicht in seiner Wiederkunft als Fisch, als Schildkröte, nicht als löwenköpfigen Mann, als Zwerg, nicht als Rama und nicht als Krischna. Aber das weise Prinzip der Naturkraft, das tätige und erhaltende, welches er auch ist, lebt nicht mehr sein tiefsinniges Leben, wenn man den Wust von fragenhaftem Spuf ihm nimmt, den Überschuf an Mißgeburt ihm abhaut.

Selten finden wir ein indisches Buch, das uns den Glauben an seine Götterwelt wirklich erfahren läßt, ohne daß wir doch gläubig sind. Wir ziehen überlegen die asiatische Pest, die asiatischen Tiger und

Schlangen ab, die zu einer asiatischen Religion gehören und meinen irrtümlicherweise, ihrer Weisheit dennoch teilhaftig werden zu können. Oder wir haben eine erkennende Freude an ihren sonderbaren Merkzeichen. Diese Freude ist sentimental und schmeichlerisch: sie verleiht einen bequemen Wissensstolz, um so mehr, je größer die Mühsal des Erlernens war; sie gleicht dem Behagen an bürgerlicher Ordnung, am Sammlerbesitz, — während die Freude am Wesen den Besitz immer wieder feurig aufzehrt, die Ordnung immer wieder zur strengen Aufgabe macht.

Das Katharatnakara, zu deutsch „Das Märchenmeer“, des gelehrten Jainamönches Hemavijaya läßt uns vielleicht in deutlicherem, durchleuchtenderem Wahrtraum die indische Über- und Unterwelt erleben als irgendeine der uns Laien bekannten und zugänglichen Geschichtensammlungen aus dem Lande des heiligen Himalaya und Ganga: wir erleben jene Welten rein in der Welt der Menschen, wir kümmern uns nicht eigentlich um sie, sie lasten vom Rande her. Sie werden als erfahrenes Leben sichtbar, und die unsichtbare Fülle, der unsichtbare Zusammenhang verdichtet sich schöpferisch in Farben, Tönen, Gerüchen eines sehr bestimmten Ostens, obwohl der Geist des Zusammenhanges nicht mehr Osten ist, sondern nur ist. Er trägt die Bestimmungen des Weltalls, nicht die eines Landes und einer Zeit. Wir fühlen ganz nur das Märchen, die Verwandlung der Wahrheit zur Wirklichkeit und daher der Wirklichkeit zur Wahrheit, mag sie auch märchenhaft heiter sich selber auslegen und über die Erscheinung hinaus sich selber nicht verfolgen.

Das Katharatnakara, eingeteilt in große „Wogen“, ist in der wundervollen Sammlung „Meisterwerke orientalischer Literaturen“ bei Georg Müller in München erschienen. Johannes Hertel, dem wir für viele Dolmetschungen aus dem Indischen zu danken haben, hat es übersetzt, eingeleitet und mit erklärenden Anmerkungen versehen. In einem noch fehlenden letzten Bande will er gelehrte Beigaben hinzufügen. Den Eindruck der gedankenhaften Welteinheit könnten wir wohl auch aus anderen indischen Erzählungssammlungen gewinnen, wie etwa der Hitopadesa oder dem Sukasaptati, dem „Papageienbuch“ (dieses ist in der gleichen Reihe der Meisterwerke orientalischer Literaturen sowohl in der indischen Urfassung wie in der persischen Form als Tuti Nameh, von Hasret Neschebi, übertragen durch Richard Schmidt, herausgegeben worden). Aber in dem ersten sind wir zu sehr damit beschäftigt, die julklappartigen Einschachtelungen aufzulösen und über den erdrückenden Eingeweiden an Spruchweisheit zu Atem zu kommen; in dem zweiten verläßt uns die Spannung des Rahmenromans nicht, die durch das ganze Buch fortwirkt. Am ehesten mag das Pančatantra, das „Fünfbuch“, dem

Werke des Hemavijaya vergleichbar sein. Nur ist das letztere wesentlich jünger. Es entstand im Jahre 1600, ist, wie Hertel mitteilt, in gewählter Sanskritprosa geschrieben, aber, wie aus zahlreichen eingelegten Reimstrophen in anderen Sprachformen hervorgeht, von dem persischen Prosaстиl beeinflusst. Es ist kein Originalwerk, sondern eine Vese aus dem Schrifttum und der Überlieferung des Volksmundes. Es ist nicht darum besorgt, daß man Parallelen für Teile seines Inhalts nachweisen, daß man den Vorwurf des Plagiats erheben könnte. Denn sein Stoff ist die Geschichte, es gibt keinen anderen, und sie ist immer und überall wahr.

Die Jahrtausende bleiben immer Gegenwart, und in ihrem Grunde verändern sie sich nicht. Jeder Augenblick trägt alle Möglichkeiten in sich, tragische, fröhliche, nüchterne, phantastische; daher fließen dem Auge des Inders die Milliarden Augenblicke in einen einzigen zusammen. Die Geschichte entfaltet sich ihm nicht in die Zeit hinaus, er teilt das ungeheure Chaos des Gleichzeitigen nicht in Wichtiges und Unwichtiges, um das Wichtige in einer Kette von Ursachen und Wirkungen den toten Chroniken zu überantworten. Die Geschichte keimt ihm gleichsam in den Raum, hinauf in den Himmel, hinab in die Hölle, ihr Gedächtnis ist das Herz und der Verstand des Lebenden. Er besitzt nicht das, was wir ein historisches Werk nennen. Alle Werke sind historische Werke. Wie sollte er den politischen und kriegerischen Verwicklungen einen Vorrang vor anderen einräumen! Weil er vielleicht geschädigt, ausgeplündert, getötet werden könnte? Um vorzubeugen, sollte er sich seiner natürlichen Freiheit begeben? Weil er aus einer abgelebten Vergangenheit sich klug zu verengern, weil er eine ungewisse Zukunft heranzulenken lernen könnte? Er würde glauben, vor den Bäumen, Wassern und Gebirgen, die an dergleichen nicht denken, sich zu verkleinern und zugleich sich ihrer zu überheben. Was irgend sich ereignen kann, kann sich heute ereignen. Es ist immer Anekdote oder Pointe: von da ab klappt das Hüben und Drüben in die Unendlichkeit. Es hat keinen Zweck, die Unendlichkeit zu messen. Das Motiv, die Variation ist die Geschichte. Die Charaktere, räumlich nahe beieinander, zählen durch ihr Dasein die Jahrhunderte und Jahrtausende mit allen ihren Möglichkeiten zusammen, erschöpfen durch die Tat das Uerschöpfliche.

Wie die Welt, die unter den Füßen, vor den Augen und im Hirne ist, einmal entstand, das hat die vedische Literatur längst erklärt. Den Gebirgen, die in der Vorzeit geflügelt einherbrausten, hat Indra die Flügel abgeschnitten. Nun ruhen sie, und die Flügel sammeln sich um sie als Gewitterwolken, sehnsüchtig nach den Stätten ihres Ursprungs. Einst war ewiger Tag, — nun nachtet es längst. Die Nacht entstand, weil das erste Weib den Tod des ersten Mannes nicht vergessen konnte und vor den

Göttern ewig wiederholte, heute sei er gestorben; da schufen die Götter die Nacht, und nun vergaß das Weib den Mann und das Leid. Weit liegt das zurück, wie die Ausbutterung des Ozeans, wie der Kampf des Adlers mit der Schlange, das heißt des Himmels mit der Unterwelt. Das All ist endgültig eingerichtet, die Zeit ist gleichsam zum Stillstand gekommen, und was noch geschieht, muß in dem allumfassenden Raume beieinander haufen.

So kommt bei einer unendlichen Vielfalt des Verwandten und Widerspruchsvollen eine überwältigende Einheit des Weltbildes zustande. Im „Märchenmeer“ ist Einheit die Voraussetzung, die keiner Erläuterung und innerlichen Erregung mehr bedarf. Sie wird um so imponierender, je stärkere Belastungsproben sie durch das Sonderbare, Fabelhafte, Törichte, Abstrakte auszuhalten hat. Je bunter und zügelloser sie sich spaltet, um so unentrinnbarer rückt sie zusammen. Am schönsten ist der Sinn der Welt immer durch die Gestalt der Welt ausgesprochen worden. Denken wir an den völligen Gegensatz zu Hemavijaya etwa in dem herrlichen Perser Mowlana Dschelal ed din Rumi. „Als das Vorbild der Wahrheitsforscher hienieden, der Reinen, — ist Mowlana geehrt bei den Großen unter den Völkern und den Kleinen, — den Vornehmen und Gemeinen, — es ist sein keusches Herz ein Schatz von göttlichen Geheimnissen, — und sein übersprudelnder Gedanke der Platz, auf den unendliche Lichter sich ergießen — und niederfließen; — seiner Rede Anmut macht klar die Rätsel der Welt, der unsichtbaren, — sie macht offenbar — durch die Kunde des Gewissen, Klaren, — den Weg zum Wesen des Wahren.“ Sein Idealismus erreicht die Einheit der Welt durch Negationen. Aber wie löscht er die Vielfalt aus? Indem er sie Stück für Stück in seinem Feuer verbrennen läßt. Er stürzt sich im Rausche durch alle Zonen, durch den Chor der Dinge, er trägt sie einzeln zu dem großen Scheiterhaufen. Sie könnten nicht nichtsein wollen, wenn sie nicht so überaus leidenschaftlich wären. Und er selbst könnte sich nicht so tief in die Entpersönlichung hinein vereinsamen, wenn er nicht so brüderlich die Gemeinschaft alles Wesens umspannte. „Ihr Muselmänner! Ach, ich kenn’ mich selbst nicht mehr, was fang’ ich an? Ich bin kein Jude und kein Christ, kein Parse und kein Muselman. — Mich bracht’ der Himmel nicht hervor und nicht das Bergwerk der Natur, Nicht Orient, nicht Okzident, nicht festes Land, nicht Ozean; Bin nicht aus der Erde, nicht aus Luft, nicht Feuer und aus Wasser nicht, Gehöre nicht der Existenz noch spätern Existenzen an. Ich stamme nicht aus Indien her, aus China, noch aus Turkestan, Nicht aus dem Reiche von Irak, nicht aus dem Lande Chorassan. Von Adam und von Eva nicht und nicht aus Zeit und Ewig-

keit, Gehöre nicht der Hölle und auch nicht dem Paradiese an. Kein Ort in dieser Welt ist mein, kein Merkmal soll mein Merkmal sein! Ich bin nicht Körper und nicht Geist, nur Seinem Geist gehör' ich an." Kann der ausdehnungslose mystische Mittelpunkt eine noch ungeheurere Peripherie haben? (Auch Rumi's Hauptwerk, das „Mesnevi“ in der Übertragung von Georg Rosen mit Ergänzungen und einer Einleitung von Friedrich Rosen ist bei der Hand in der Sammlung orientalischer Meisterwerke.)

Rumi und seine dichterischen Gesinnungsgenossen freilich behandeln die Erzählung als Vorwand und zentripetal, unser indischer Mönch und seine auf Jahrtausende verteilten Zeitgenossen zentrifugal. Bei ihnen steht, kriecht, fliegt, rauscht, tönt, lacht, schwebt, droht, tötet, erweckt, zaubert, verzaubert die Einheit so universal, daß sie gesichert bleibt bis ins Spiel, bis in die Narretei, daß sie die Sachlichkeit und Diesseitigkeit noch im Ertüftelsten und Jenseitigen nicht zu entbehren braucht. Den Menschen sind keine Grenzen gegen die Götter gesetzt, sie machen bei irdischem Leibe einen Ausflug am Schwanz der Himmelskuh hinauf in den Himmel, werden freudig bewillkommt und bringen sogar noch vom Geschenk des Amritakuchens etwas heim, damit sie sich drunten auch glaubwürdig ausweisen können. Die Tiere sind gegen die Menschen nicht abgegrenzt, sie reden die Menschensprache, halten Menschengerecht, verkehren mit den Menschen vernünftig und freundschaftlich. Die Götter sind auch nicht besorgt um ihre Würde. Ein Gauener fischt einmal in der Gestalt eines hohen Himmelsgottes zu seinem Vorteil im Trüben; er lügt, daß er sogar das heranrückende feindliche Heer schlagen werde; der Himmelsgott läßt sich herab, die Feinde wirklich zu besiegen, damit wenigstens die Ehre seiner äußeren Einkleidung, nun sie schon einmal mißbraucht ist, nicht Schaden leide. Ein anderes Mal verwirrt die respektlose Frechheit eines Räubers eine Göttin so, daß sie die Zunge, zunächst um ihn zu schrecken, herausstreckt und, als sie besudelt wird, nicht wieder einstecken kann; da die Frömmigkeit der ganzen Stadt und alle Blumen-, Kampfer-, Safran- und Speiseopfer sie nicht zu bewegen vermögen, die Zunge in den Mund zu tun, brüllt der Strolch sie so unflätig an, daß sie ihm gehorcht und die Zunge fortnimmt. Nein, die Götter sind nicht eifersüchtig, sie sind keine hebräischen Götter, wie ja schon im Bhagavadgita der Höchste, Krishna, verspricht, sich an der Verehrung der Menschen zu freuen, an welche Gottheit sie sich auch wenden möge, — und das, obwohl seine Natur doch die achtfältige Elementarkraft von Erde, Wasser, Feuer, Äther, Luft, Sinn, Geist und Selbstbewußtsein ist. Wo ein Lebewesen wandelt, ist das Universum ungespalten, findet ein Verkehr aller Gattungen von hüben nach drüben statt, so wie der Ganga die Milchstraße ist, die auf der Erde weiter-

fließt. Zwischen Himmels- und Erdenbewohnern gibt es keine Wesensunterschiede, nur Unterschiede der Form und Macht durch Glück, Willen, Verstand, Reichtum, Bosheit oder Torheit. Die Seelenwanderungen, denen sie alle unterworfen sind, sind also kein Vordringen gegen das seelenhaftere oder körperlichere Prinzip, sondern ein Wandern der Persönlichkeit gegen die Erlösung von sich selbst. Anders wäre die erdrückende Nähe aller Dinge nicht abzuwerfen. Es gibt nichts Geheimes, denn in den vielen Geheimwissenschaften offenbart es sich; es gibt nichts eigentlich Fremdes, denn eine Verwandlung kann es erreichen und das jetzt noch Vertraute in den gleichen Abstand der Entfremdung versetzen. Darum gibt es auch keine Vergebung der Sünden. Die Folge davon ist allenthalben eine größere Wirklichkeit der Tat und eine größere Gerechtigkeit durch Wirklichkeit (natürlich auch in den stets mit umfaßten übersinnlichen Reichen), — Gerechtigkeit im Sinne der tapferen Lebenslust, die sich nicht wichtiger nimmt als den Weltlauf: die Sentimentalität ist objektiv. Das Endgültige des Geschehnisses in dieser Welt ist stabilisiert. Keine christliche Hoffnung zapft ihm die halbe Gültigkeit ab, beläßt es im schwindfüchtigen Stande der Vorläufigkeit und Bedingtheit. Und wenn eine magische Verwandlung auch allerwegen leicht eintreten kann, so zeigt das Stadium des Nachher die gleiche Härte und Schärfe wie das des Vorher; schwimmende Übergänge sind vermieden, man rechnet nicht mit Brüchen. Eine Verkörperung reicht von der Geburt bis zum Tode, zwischendurch wandert die Seele nicht. Wie in unserer Musik bis etwa auf Sebastian Bach die Tonstärke terrassenartig durch Hinzutritt neuer Stimmen zunimmt, aber nicht innerhalb der einzelnen Töne und Phrasen anschwillt, so kommt das indische Crescendo und Decrescendo durch das Versetzen in neue Figuren und Erscheinungen zustande. Ein Schachspiel mit Dingen bewegt die Gedanken.

Daher sind die Dinge häufig schon die Gedanken. Sie haben ihre Materialität als Reales und ihre Idealität als ebenso Reales. Der schauernde Feigenbaum in der Nähe eines Verbrennungsplatzes kann die spukhafte Unheimlichkeit mit Blätterstimmen aufrauschen lassen, aber er kann auch einen redenden Dämon in seiner Krone beherbergen. Das Meeresbrausen mag einmal nichts anderes sein als das Geräusch des Wassers, ein anderes Mal tritt es als körperhafte Gestalt „Das Meeresbrausen“ ans Ufer und spricht wie ein Mensch oder Gott. Eine verwandte geistige Anschauung finden wir heute manchmal bei unserem Alfred Nornbert. Die Beredsamkeit ist eine Eigenschaft und zugleich ein Wesen wie wir alle mit Armen, Beinen, Kopf und Mund. Der Kuhmord gilt als eine verbotene Untat, er fährt aber auch als ein dämonischer Parasit „Der

schreiende Kuhmord“ in einen Menschen und kann wie ein teuflischer Bandwurm von einem Wirt auf den anderen übertragen werden. Diese vollwertige Erhaltung der Energie kann zuweilen etwas Dumpfes mit ergreifend faßlicher Deutlichkeit klarmachen. In einer Erzählung zum Beispiel zerschneidet der Brahmane Bhudhara Gurken: da sah er plötzlich in seiner Hand ein neugeborenes, bluttriefendes Kindlein liegen, dem er mit seinem Messer die Kehle durchschnitten hatte; vor ihm stand eine Frau, jammernd, weinend und zieh ihn des Kindesmordes. „Nicht das geringste hab'ich dir zuleide getan, und trotzdem hast du mir mein Söhnchen geschlachtet! Wohin gedenkst du jetzt zu entrinnen?“ Der schicksalhafte, unschuldig grausame Schlaf der Welt und das bittere Erwachen überfallen den Sterblichen, und beide haben recht.

So tragen sich allerlei Härten und Grausamkeiten zu, nackte Feststellungen werden gemacht, um die Entschiedenheit des Sicheireignens nicht zu schmälern, die rauhe Wahrheit der Erfahrung mit keinem Scheine zu betrügen. Ein ungeliebter Mann wird von seinem Weibe in die Zisterne gestürzt. Der gewaltsamen Todes Gestorbene fährt zur Hölle, gleichviel, ob er gut oder böse sei. Ein Kind, das im Wege ist, wird ins Feuer geworfen. Leicht kann man in die Lage kommen, sich selbst zu enthaupten, sich selbst zu verbrennen. Die Hetären plündern ihre reichen Liebhaber bis aufs letzte aus und werfen sie dann unbarmherzig vor die Tür. Frauen, deren Leben eine enge halbe Gefangenschaft ist, erheitern sich an kalten, spitzfindigen Einfällen, wie sie ihre Eheherren hörnen können, um reichlicher das irdische Glück zu genießen. Mißgunst und Habsucht bekriegen sich bis zur Berrücktheit: eine alte Frau darf sich vom Gotte des Reichthums alles erbitten, und jeder Wunsch wird erfüllt; ebenso wird ihrer Freundin alles gewährt, und sie verlangt nun immer das Doppelte von dem, was die erste erhalten hat. Diese wünscht sich schließlich in ihrem Zorne, auf einem Auge zu erblinden, und als die andere wieder betet: „Gib mir das Doppelte von dem, was du der Buddhi geschenkt hast“, — verliert sie das Licht beider Augen.

Weil Verhängnis und Leidenschaft so gnadenlos walten, ist übel dran, wer gleichsam gezeichnet auf die Welt kommt. Wer arm ist, gilt für so gut wie gestorben. Daß er durch Edelmut oder Geduld die Widerwärtigkeit überwinden könnte, erscheint als heuchlerische, höhnische Verlogenheit der Besizenden. Man pfeift auf solcherlei ethische Tröstung. Man verschließt die Augen nicht und sagt es frei heraus: ein armer Mann ist so viel wie ein toter Mann. Zu oft hat man das Elend und die Zerstörung der Armut gesehen und läßt jenen Ausspruch darum wie einen Refrain unablässig wiederkehren. Nicht viel besser ist der Dummkopf gestellt, und

dem reinen Lören wird der pffiffige oder wenigstens brollige unreine Lör vorgezogen. Der hoffnungslos Einfältige aber muß es büßen, daß er geboren ist, und er hat für gutartigen, gelegentlich auch beißenden Spott nicht erst zu sorgen. Erregung ist nicht vonnöten, denn wer kann gegen die Logik des Einmaleins etwas tun? Aufregung deswegen wäre so überflüssig wie, nach der sprichwörtlichen Wendung, Züßen am Halse der Ziege. Etwas glücklicher ist der nur partiell Gezeichnete daran. Aber es hilft nichts: ist ein Mädchen einmal die Frau eines Barbiers oder Gärtners geworden, so verfällt sie der Nachrede, eine Kupplerin zu sein. Schwangere Frauen haben absonderliche Gelüste; werden diese erfüllt, so mögen sich weitschweifige, fatale Verwicklungen ergeben.

Der lustigsten Beweglichkeit in dem dichten Gewebe des Weltzusammenhanges erfreuen sich die frechen und raschen Schelme. Wer ein Eulenspiegel ist, gefällt selbst den weltabgeschiedenen Asketen. Seine Überlegenheit wird gern anerkannt, selbst wenn seine Streiche keinen anderen Sinn haben, als ihn und andere sie erleben zu lassen. Listen, Pffiffe und Schliche stehen hoch im Preise. Wisbolde, Unverblüffte, Schnellentschlossene, Männer des schlaunen, überraschenden Einfalls sind die eigentlichen Helden der Erde.

Fast sind sie schon eines Grades mit den „Klugen“, welche im Volksurteil den obersten Rang einnehmen. Was von den Indern als Klugheit gerühmt wird, hat mit Stärke der Vernunft und Folgerichtigkeit oder Leuchtkraft des Denkens selten etwas zu schaffen. An einem entlegenen, schwer entdeckbaren Punkte die Auflösung der verknäulten Fäden des Schicksalsmarionettentheaters zu finden, den Wis des Zufalls aufzustoßern, die Anekdote zu inszenieren, die das Einerlei zum Märchen verzaubert, die Taschenspielererei, die den Ganga gleichsam wieder in die Milchstraße zurückfließen läßt, oder ein (übrigens oft gerühmtes) Kunstschügentum nach einem Gehörsziel, oder die Meisterschaft, die einen sechzehnjährigen Elefanten, nach täglicher Übung von seiner Geburt an, vom Boden hochzuheben weiß, oder der Besitz geheimer Lehren und Systeme, — das zu preisen werden die Geschichten der östlichen Märchenmeere nicht müde.

Nach alledem ist die ungeheure Bedeutsamkeit zu verstehen, die dem Worte beigemessen wird und ganz besonders dem Dichterwort. Freilich nicht dem Dichterwort, das in irgendeiner Weise das All nur wiederholt, es also bejeelt, besingt. Dies wäre überflüssig, wäre tautologisch und pleonastisch. Es handelt sich um die geistreiche Prägung, die geschickte Erfindung, denn sie vermehrt die Anzahl der vorhandenen Konstellationen, sie überwindet Schwierigkeiten und Verlegenheiten und nimmt insofern

an dem Verkehr und der Verknüpfung des Gesamtinhalts der drei Welten teil. Das Wort ist die zweite Hälfte der Welt, es kann ihren Bestand unerschöpflich vergrößern und vermännigfachen. Es strömt von Geschichte, es vollendet im Nu, was die langsamen Jahrhunderte mühselig herabschwemmen. Es hebt die Zeit fast auf, indem es seine imaginäre Zeit ausbreitet. Es überwölbt mit seinem traumhaften Raum den empirischen, der vor ihm einschrumpft. Ist die Rede eine Göttin und das Meer ein Gott, kann aus dem Wort nicht dergleichen Dinglichkeit unabsehbar hervorgehen? Können wir uns ohnehin nicht nur dann verstehen, wenn wir uns nicht wörtlich nehmen? Ist das Wort nicht mehr als eben nur Wort? Zu, was ich dir sage! Wortgetreu ausgeführt ist es eitel Narrheit! Nicht die konsequente, äffische Nachahmung, sondern die sinnvolle fruchtet. Also hat das Wort nicht ein unabhängig eigenes Leben wie ein Lotos, eine Schlange oder ein Dämon? Erhärtet es nicht durch seine gespenstische Realität die merkwürdige Irrealität des Kosmos der Dinge? Ein Hirte erfreut sich am Spiel einer Schauspielertruppe; zum Dank verspricht er dem Direktor eine Büffelkuh und einen großen Stier; als er sie hergeben soll, sagt er: ich habe sie gegeben, ich habe sie gegeben wie du dein Schauspiel! Deine und meine Gabe waren kein Trug. „Du hast meinen Augen eine Freude bereitet und ich deinen Ohren: wir sind quitt!“ Ein Scherz, eine Gaukelei für uns — nicht für den indischen Geist. In einer Novelle vollbringen fünf richtige Antworten das Naturwunder, einen Mangobaum aus der Dürre zu erwecken. „Bei der ersten Wahrheit entstand ein Schößling, bei der zweiten wuchsen Blätter an ihm, bei der dritten Äste, bei der vierten Knospen und bei der fünften reifende Mangofrüchte“.

So heißt es denn, daß sich die Bösen durch eine gute Erzählung für gewöhnlich von der Sünde wenden. Ein verurteilter Dichter kann sich durch eine gelungene Strophe vom Tode freikaufen. Es ist möglich, durch Nichtwissen einer gewandten Antwort zu sterben, durch Wissen aufleben zu machen. Geschickte Dichter werden fürstlich belohnt mit Silber, Gold, Edelsteinen, Perlen, Geschmeiden, kostbaren Gewändern; ja, sie erhalten, nach der Silbenzahl der Strophen bemessen, Kasse, Elefanten und Dörfer. Gaben sie doch in wenigen Zeilen vorher den Tiefsinn der ganzen Welt! Oft handelt es sich darum, zu den vorhandenen drei Vierteln eines Achtheilers das letzte Viertel zu finden, das eine Weisheit, eine Schwermut enthält, worin die schale Flut des Alls sich ballt. Ein König sagt: „Hab' viele herz'ge junge Frau'n, Verwandte, die mir hold sind, Darf Freunden, darf den Dienern trau'n, die gern in meinem Sold sind. Mir lärmt der stinken Kasse Schar, die Schar der Elefanten...“ Und der Dichter vollendet: „Und schließ' ich nur mein Augenpaar, Ist gar nichts mehr vorhanden.“

Bei solchem Ernstnehmen des Wortes hat es nicht nur die pathetische Bedeutung unserer abendländischen Poesie, sondern die Gewalt eines Vulkanausbruchs, wenn die Erde spricht: „Nicht die Gebirge sind mir zur Last, und nicht zur Last sind mir die Meere: zur größten Last aber sind mir die Undankbaren, zur Last diejenigen, die das Vertrauen missbrauchen.“

In tausend Vermummungen, in profanen Bibeln der Schelmerie, der Laune, des Schmerzes, der Fabel von Bettelsack und Königsprung gebären sich die unendlichen Motive des Lebens wie Buchstaben, Silben, Sätze einer unvermummten sakralen Bibel. Die vielen Arme, Köpfe und Brüste der indischen Geister sind uns plötzlich nicht leichte, phantastische Ungezieferbrut einer zuchtlosen, willensschlaffen Tropenüppigkeit, nicht die schöne und grinsende Angst der Urwaldgehirne im Kopfe der Scholastiker. Viele der schlichten Motive sind zu uns westlich weitergewandelt. Im Katharatnakara taucht beispielsweise der Amphitryon auf oder der ohne Wissen im Bordell seiner Tochter beiwohnende Vater, — Maupassant gestaltete das auch. Wir klagen, daß unsere heimischen Literaturen neue Motive nicht mehr erfinden, sondern daß sie nur noch begründen. Wir klagen zu unrecht: die indische Erfindung ist ja Begründung, Erforschung, Psychologie, Komposition des Zusammenhanges der Welteinheit. Die den Erzählungen angehängten frommen Lehren schließen die Erzählung nur scheinbar ab, in Wirklichkeit dichten die hundertspältigen Volksbücher auf unkausale Art über den kausal geschlossenen epischen Epigrammen ein einziges Niesenepos, gigantischer als das Mahabharata.

Gedichte

Drei Gestalten

Moses kommt vom Berge

Dein Wort ist Anfang, donnerndes Bejahen.
 Du Berg warfst mich in Glut an das Licht.
 Du Adonai, Berg, Licht, Spruch, Gericht,
 du Takt, Musik, dich Zimbel, dich umfassen,
 dich Tafel, dich Gesetz, mit diesen Händen
 die Leiber meines Volks, um dich herabzuwenden.

Ihr Hände seid von Gottes Griff erhoben.
Ihr Füße gießt wie Lava in das Tal.
Du Leib stürzt dich, Lawine, in die Qual
des Volks, das zur Erwartung aufgeschroben,
ein Zedernwald, die Glieder in die Lüfte steilt:
Hier ist das Wort, das sich in eure Bresche teilt!

Hier ist das Wort, Gesetz, der Anfang, das Beginnen.
Das Reich der tausend Jahre bricht aus diesem Stein.
Ich falle, Flut, in eure Schleusen ein.
Reißt auf! Laßt tausend Jahre in die Arme rinnen.
Sieht tausend Jahre in die Zukunft! Flutet
den Feuerstrom ins Land, der rot aus dem Gesetze blutet!

Johannes

Laß mich dir, Christ, an deinen Knien ruhn.
Du segelst über mir, du ewiges Geheimnis, Licht und Wolke.
Laß mich die Bänder lösen von den Schuhn.
Dein Fuß: ein Strahl, ein Klang, die Botschaft deinem Volke,

dein Fuß, dein Gang, grub mir ein Bett in diese Erde.
Ich stürze nach, die Quelle rinnt in deine Spur.
Der Jordan strömt aus mir, und deines Gangs Gebärde
ist wie ein Schilf um mich, ein sanftes Ufer, grüne Flur.

Im Grunde aber meiner Flut bist du, der heil'ge Sand.
In meinem Strömen tauf' ich alle Dinge,
und jeder Tag tritt, Christ geworden, auf den weißen Strand
und dampfet auf, daß er nach dir gelinge.

Du aber bist die Ferne schon am roten Horizont,
der Flügelschlag, die unermess'ne Helle,
die Wolke, die sich abends noch im letzten Lichte sonnt.
Ich trage nur den Glanz dir nach auf flücht'ger Welle.

Die Flut stürzt nach und dreht den Erdball in die Runde.
O kleine Erde! Winziges Geschehen!
Ich ahne, wie erweckt von einem Schrei aus deinem Munde
sich die Planeten rings um deine Botschaft drehen!

Judas

Und als die Gräber donnernd auseinandersprangen
und Gott mit Fäusten Finsternis rings um die Kreuze schlug,
da war die neue Blüte schon in einem Hirne aufgegangen:
das Haupt erblühte, das ein tief Verworf'ner trug.

Noch schlug Entsetzen in der Erde bloßgelegte Flanken,
Flucht raffte Kreaturen in die Höhlenschlucht.
Die Berge drehten sich. Doch aus dem dunkelblanken
Griff der Gebirge schritt der Mensch, der sich Erlösung sucht.

Im Bruch der Täler hieb ein Baum sich aus den Steinen,
mit schwarzer Riesensfaust ein nächt'ger Cherubim.
Ein Laub von Dornen floss herab im harten Weinen,
und des Verworf'nen Gang zerbrach und kniete hin vor ihm.

Und sieh: die Wand der nächt'gen Schrecken
war ihm ein Vorhang nur vor hellstem Tag,
der Baum: ein Rosenbusch im Kranz der Dornenheiden,
und drinnen zuckte Gottes Herz mit rotem Schlag.

Den Vorhang über die Gefilde aufzuwinden,
dreht er sich das Gewand zu einem milden Seil.
Erbarmen brach aus seinem Mund in heft'gen Winden,
und seine Hände waren leicht wie ein geschwirrter Pfeil.

Sein Haupt lag in der hergedrehten Schlinge,
der Cherub neigte seinen Arm in runder Güte.
Er aber fühlte, wie aus diesem hanf'nen Ringe
die erste Wiederkehr des Gottes zu der Erde blühte.

Kurt Wesse

Sund der Barmherzigkeit

I

Ich hebe mein strafendurchwehtes Herz in den Abend empor,
aus einer traurigen Kammer immer noch zittert
das Lied eines Mädchens gramverbittert.
Legende der Bäume welkt und der Wanderer stirbt vor dem Tor.

Aus den Steinen schlägt wild eine weiße Stute Feuer und Blut
wo der Mahlstrom weiterzugehn sich weigert.
Die Brücken sind bis zu den Bergen gesteigert
im schwarzen Gerank der Trossen und des Leuchtturms kupfernem Hut.

Kein Schicksal bleibt stumm bei den Wurzeln, es breitet sich weit
mit weißen und blonden Scheiteln in Kreisen,
wo die Augen am eigenen Klang vereisen,
der sie verstößt aus der Zeit, aus dem Haus und dem farbigen Kleid.

Sie rufen mich an; sind Mörder und Diebe und buckliger Narr,
und der Bruder noch, den ich um ein kleines Vergehen
verriet vor dem Vater. Mit rasselnden Knöcheln drehen
sie höher den Notruf und äßen mein Blut mit Tränen schwarz-starr.

In läutend geschwung'nen Figuren zeigen sie Brunnen auf,
aus denen die heiligen Züge Gottes fließen.
Ich muß sie bezwungen in meine Arme schließen
und fühle, daß ich nur Floß bin in der Gestirne lichterem Lauf.

II

D Donnerfall der Sterne, mondgesäumte Ducht —:
Lichtebene, auf der die Segel schwellen
am Weidenbusch zu purpurnen Kapellen,
die Siedler stürmisch lockend aus der hohlen Schlucht.

In Scharen schon erscheinen sie, zu Wald gebauscht.
Schwarz hinter ihnen stürzt die Stadt zusammen,
aus der die tausend Trauerchöre stammen,
womit der Weg beslaggt ist und im Fliehn durchrauscht.

Der Väter Bauerntum plakt aus dem düst'ren Blut
zu Zärtlichkeiten, runder ziehn die Brauen
den Bogen Herz hernieder zu den Frauen,
und auf der Strömung schaukelt wieder blonde Brut.

Gelagert an dem Ufer vor dem Honigstrom,
den goldnen Feldern Kanaans, erfahren
sie Gott; an seines Bartes weißen Haaren
schmilzt letzte Schuld zum paradiesischen Arom.

Die Schläfer hauchen ihre Seele aus, Gesicht im Traum
wird bildehafter und beglückter Zeher.
Die Himmel heben höher noch den Becher
voll Silbermeth, und taumeln ewig durch den Raum.

Paul Zech

Bekennnis

In mich hineingeliebt hast du das Leben,
Du hauchtest dein Gedicht in mich,
Und mein Gesicht
Will immer sich zu dir erheben,
Wenn deine Gottheit spricht:
„Ich will mich sehn!“
Laß Gnade dann durch meine Seele wehn:
„Es werde Licht!“
Dann will ich stille halten wie ein Spiegel.
O sieh hinein!
Dein göttlich Bild, o unverlehtes Siegel,
Dein heimlich Tor, den unbekanntem Riegel
Kennst du, o Gott, nur du allein.

Die Heiligen sind . . .

Die Heiligen sind Sommernachmittage,
Die Worte wehen weiche Flöten,
Das Schäfchen mit den Seidelocken
Ist schimmernd helle, fromme Sage.
Verstand ich doch — o süß Vertrauen —,
Da Menschliches mich nicht verstand,
Hindurchgeliebt durch jede Wand,
Durch alle Schleier deinen Grund zu schauen.
O du Genosse der Verwunschenheit,
Komm zu mir in den fernsten Traum,
Und uns umblüht der Märchenbaum,
Die Blume aus der Ewigkeit.

Emmy Hennings

Das Wort an sich

Versuch einer neuen Poetik von Iwan Goll

Expressionismus, Lunapark aus Pappe und Stuck, mit all den Illusionspalästen und Menschenmenagerien, wird abgebaut. Der Karussellbesitzer zählt die Kassa. Der Revolutionsmann hängt sich hinterm Lattenzaun auf. Bald, in einer Stunde, ist der Platz ein Haufen Balken und Staub und Papier.

Expressionismus ist eine verschossene, verlassene Barrikade.

Expressionismus ist ein verkrachter Kriegsschieber: es wurden zuviel Sterne produziert für den Frieden. Die Warenhäuser machen die Bestellung rückgängig. Pathos ist um 80 %, Bruderliebe um 130 % gesunken. Expressionismus der Malerei, dieser neue Jugendstil, konnte leider nicht exportiert werden: der Kubismus hatte die Nachbarländer schon versorgt.

Was nun? Was fehlte dem Expressionismus? Form!

Wir sind Menschen und leben von den Dingen, wir sind Fleisch und leben von Fleisch. Form = Fleisch! Eine Seele in einem rachitischen Körper ist nicht zu beneiden.

Und was ist denn Form? Viereckig wie ein Sonett, dreieckig wie ein klassisches Drama, der runde Shakespeare und der parallelenbegeisterte Whitman. Form muß der adäquate, innerlich wie äußerlich begründete Ausdruck eines Zeitinhaltes sein.

Die heutige Form ist eine Vertikale.

Unsere Zeit ist steil. Wir bewegen uns nach oben. Wir sind Aeroplane. In Wollenträgern leben die Lifts immer senkrecht. Telegraphenstangen und Antennen und Schloten. Wir nähern uns dem Zenit.

Steil müßte unsere Sprache sein: steil, schmal, steinern, wie ein Obelisk. Steil wie die Strahlen der Mittagssonne. Hart. Nackt. Und vor allem eindeutig, denn das Telegraphenamt hat keine Zeit, Phrasen zu funken: Strom ist zu teuer.

Wir Expressionisten haben diese Notwendigkeiten alle gespürt und gewußt, sie aber nicht gelöst. Vor allem ist das Prinzip der Eindeutigkeit nicht befolgt worden. Die Sprache wurde vergewaltigt und verhurmt, statt zur großen Einfachheit und Keuschheit erhoben. Zum Ausdruck neuen Empfindens gehörte eine Ursprache, eine einfache, eindeutige Kunst!

Ich bin überzeugt, daß Neger das Erlebnis Telephon und Radium viel intensiver, adäquater und naturrichtiger besingen würden als wir. Unsere Sprache ist abgenutzt wie ein Zehnpfennigstück, von Pathos geschwollen wie ein rheumatischer Lüftling, schwach, schlapp. Becker hat ihr

Meditamente über Meditamente eingeträufelt. Tagelanges Stärkegefühl. Aber im Grunde geht's der Person nicht besser.

Lyrik muß eindeutig sein. Kann es eine europäische Sprache mit so viel Klassikern im Blut noch sein?

Ich werde versuchen, Esperanto zu dichten und erwarte davon einen großen Genuß.

Vorläufig können wir nichts anderes tun, als einmal die Ergebnisse der letzten Dekade sichten. Mit dem Luftschiff aufsteigen und vom Zenit aus den zusammenschrumpfenden Globus beäugen. Zenitismus könnte man nennen die Bändigung und Zusammenballung aller Ismen, und man müßte das Beste nehmen aus allen, die da hießen: Futurismus, Kubismus, Kreationismus, Ultraismus, Dadaismus; ich hätte noch vorgeschlagen: Negrismus, Mongolismus, Derwischismus, Internationalismus. Ist ein Name eine Überhebung? Jeder Name ist es. Und ich heiße Iwan Goll.

Die Lyrik wird elektro-radial werden, wie alles ringsum, wie auch die Sterne es langsam für uns werden. Ist nicht Radium Urnatur, Ausgang neuer Leben und Tode, göttlich unerhört? Und wir tragen in unsere Kunst dies neue Element, weil wir ein neues „Ur“ brauchen. Ober Europa ist kaputt und hat den größten Heldenmut, zu sagen: „Schluß. Unsere Kultur ist Gerümpel. Kommt, Barbaren, Skythen, Neger, Indianer, Kampf.“ Das tun die übrigens auch. Lest die neue russische, die alte Herero- und die Eskimolyrik: daneben gähnen Goethe und Werfel nur!

Also es gilt, tiefstes Erlebnis in Telegramme zu komprimieren, und zwar stenographiert. Es gilt, den größtmöglichen Inhalt in die akuteste und zugleich einfachste Form zu bringen. Und dabei doch Gesang sein? Nicht gerade Gesang, aber Rhythmus. Nicht Flöte, aber Banjo.

Anderer Weg: die Lakonik der japanischen Tanka. Wiederum Asien und Urdichtung. Man kommt nicht drum herum. So ein spartanisches Kablogramm der Seele ist im Lift zu lesen, zwischen Abschied von einer Frau und fiebriger Börsenorder:

Schmerz, ein Lebender zu sein;
Schmerz, Mensch zu sein;
Schmerz, Japaner zu sein:
Das alles ist schuld an meiner Magerkeit.

(Horigutski.)

Eine Lyrik, die also modernen Forderungen gerecht wird, kommt einmal zur wunderbaren Formel: „Das Wort an sich.“ Marinetti in seinem

Buch „Les mots en liberté“ hat „Wort“ und Dichtung materialistisch aufgefaßt: wir glauben an die metaphysische Sendung der Poesie.

Das „Wort an sich“ ist Materie, ist Erde, die gestanzt, Diamant, der ziseliert sein will. Es ist meist Hauptwort. Sehr realistisch. Wort-an-sich-Dichtung ist nicht Ausdruck, sondern Andeutung (vielleicht ist das die beste Formulierung). Das Gegenteil ist die dekadente, gedankliche, ausspinnende Kunst, die der müden, sentimentalen Geschlechter. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ usw. Nirgends ein Wort an sich.

Demgegenüber dies Negertanzlied:

Mond,
Mond,
vielleicht stirbst auch du,
doch heute sehe ich dich.
So will ich dir den Kopf schmücken
mit Federn roten Bluts.

(Von Carl Einstein mitgeteilt.)

Von 1500—1920 hätte jeder europäische Dichter mindestens angefangen: „Der Mond ist wie ein Indianerhäuptling“ (und das wäre prächtig, denn er war meist nur ein blasser „Mann“, der später usw.).

Das Wort ist der brennende Reiter durch die Landschaft der stillen Gedanken. Das funkende Signal zwischen den Assoziationen der Seele. Und nur Worte allein können so rasch wie Streichhölzer die Nacht anflackern. Versuchen Sie es mit einem Ast, mit einem Saß, der Gedanken anhäuft: es geht nicht, der Schwefelgeist brennt nicht mehr an. Es muß alles Pathos einer schwerblütigen Grammatik, alle Logik widernatürlichen Satzgefüges aus den Versen schwinden. Wir müssen einfach werden!

Einfach? Ist das nicht zum Lachen? Fragen Sie einen volksgebildeten Sozialdemokraten, was einfach ist: Herwegh oder die Lyrik, die ich meine. Also hat die neue Kunst diese immense Aufgabe, die ganze Verbildung sogenannter Zivilisation abzubremfen und zurückzubewegen, sie hat zu erreichen, daß das Volk den nicht für es erfundenen Phrasenbausch ablehne und sich seiner Sprache bediene. Allerdings ist das Volk einesteils zu unkompliziert, anderenteils zu unnain, um Wort-an-sich-Dichtung sofort genießen zu können. Zu unnain, weil der Ausdruck „Roter Büffel“ ihm niemals soviel Welt suggerieren wird wie dem Neger, der ihn sinnend mit Mystik durchseht. Zu unkompliziert, weil der Arbeiter schließlich doch nicht das Assoziationsvermögen der schnelldenkenden Gebildeten aufbringt oder zu faul dazu wäre. Zur Stenographie gehört Training.

Es gibt eine andere Einfachheit: den allein stehenden Satz. Immer Hauptsätze. Jeder Satzvers in seine eigene Atmosphäre gestellt, wie Telegraphendrähte, alle isoliert, jeder seine eigene Meldung tragend und alle zusammen doch das nervöse Leben einer Stadt darstellend. Jeder Vers isoliert . . ., deshalb kann es keinen Reim, keine Strophe usw. mehr geben! Diese Dinge sind nicht nur unmodern oder langweilig geworden, sondern direkt unmöglich. Kurzschluß!

Einfachheit: die Dinge einfach sagen. Der neue telegraphierende Mensch liest nur noch Titel, andeutende Hauptworte: die Entwicklung ist banal.

Der Mensch wirkt nur je nach der Gesellschaft, in der er sich befindet. Der Vers auch. Jeder Vers muß ein Ganzes in sich sein und bewußter Träger eines Ganzen. Jeder Vers gedrungen, gedichtet. Die japanischen Gedichte brauchen nur drei Verse, um die Welt auszudrücken. Einfachheit ist also Überbordwerfen valentierender Grammatik, ist letzte Reduzierung auf das Notwendige, und also läutert sie den Gedanken. Das Göttliche nicht pathetisch, sondern selbstverständlich. Die Luft des Gedichtes Dion, daß wir leichter atmen. Und vor allem dort ist Einfachheit der Sprache nötig, wo der Inhalt des Verses zum Plagen geladen ist, die Elektrifizierung des Intellekts erfolgt ist: Hochspannung. Unser Denk-Registrierapparat vervollkommnet sich täglich. Reminiszenzen tauchen Schlag auf Schlag in unser Hirn. Durch Zeitung, Börsenkurse, Film, Postkarten sind wir allmählich mit Millionen Begebenheiten der Erde und des Kosmos verbunden.

Es kommt auf Wirkung der Dichtung an, nicht auf die Melodie.

Ist diese Forderung des „Wortes an sich“ aber nicht eine groteske Annäherung unsererseits? Wieder einmal kommt Primitivität aufs Tapet. Wir: Leute des Fortschritts, der Kultur! Nun, wem diese noch imponiert, der zucke die Achseln über die Inkas. Bekanntlich wird aber in Europa ein Gott gesucht, unter großer Belohnung. O so, Sie meinen: Kultur und Aeroplan? Nein, Herr, die haben nichts miteinander gemein. Wohl aber: Kultur und Reichsgerichtspräsident. Im Vergleich zum vierten Jahrtausend sind wir elende Steinklopfer — und doch nicht primitiv. Wir könnten es aber werden (im Verhältnis zum vierten Jahrtausend), wenn wir dem neuen Prinzip, der gewaltigen Geschwindigkeit des Lebens, die durch die Technik hervorgerufen und durch Express, Telephon, Luftschiff verwirklicht ist — neues Gefühl, Wirken und Dichten aneignen, eine neue Sprache erfinden, primitiv für das vierte Jahrtausend!

Soziologische Gedanken zur Relativitätstheorie

Von Paul Szende

I

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wendet sich das Interesse immer mehr und mehr den naturwissenschaftlichen Problemen zu. Doch selbst das „naturwissenschaftliche“ neunzehnte Jahrhundert hat kaum ein ähnliches Schauspiel erlebt wie den um die Einsteinsche Relativitätstheorie entbrannten Streit. Begeisterung, Glaubenseifer, beispielloser Anteil auf der einen Seite; heftige Abwehr, erbitterte Bekämpfung seitens der Gegner. Die Stellungnahme ward bei den meisten der Beteiligten zur Glaubenssache, zur Weltanschauungsfrage. Dieser Umstand macht es wünschenswert, die Probleme der Relativitätstheorie und ihrer Begleiterscheinungen auch einer soziologischen Untersuchung zu unterziehen.

Es ist häufig das Schicksal einer umwälzenden Theorie, daß sie beim Eintritt in die geistige Arena verkannt und mißverstanden wird. Doch keiner neuen Auffassung ist dies in solchem Maße und so lange Zeit hindurch zuteil geworden wie der Einsteinschen Relativitätstheorie. Der Streit um den Materialismus, der Kampf um Darwin und Haeckel wurde auch mit großer Heftigkeit geführt; doch kann man kaum behaupten, daß die Gegner den Kern dieser Lehren nicht genügend begriffen hätten. Aber noch auffallender ist das Fehlen der adäquaten Auffassung auf der Seite der Anhänger. Die Mehrzahl der Gläubigen, die sich für die Relativitätstheorie begeistert und getreulich sämtliche relativistischen Bücher kauft und verschlingt, ist weit davon entfernt, in das Verständnis der Theorie wirklich einzudringen.

Es wäre ein voreiliges Urteil, diese Erscheinung damit erklären zu wollen, daß die Relativitätstheorie nur eine vorübergehende „Modenarrheit“ sei und die Anhänger nur aus Snobismus, aus Bildungsprogentum mittun, daß sie Opfer einer wissenschaftlichen Massensuggestion seien. Die Popularisierung der Naturwissenschaften, die ja besonders durch die materialistischen und positivistischen Richtungen und durch den Monismus kräftig gefördert wurde, hat das Interesse für die Naturwissenschaften weiter lebendig erhalten, womöglich noch gesteigert. Es ist daher natürlich, daß das Publikum mit der größten Aufmerksamkeit eine Theorie beachtet, welche sich das ganze, ihm vertraut gewordene Weltbild vollständig umzuformen ansieht. Noch mehr wurde diese Anteilnahme durch die Ereignisse und Stimmungen der letzten zwei Jahrzehnte geweckt.

Jeder denkende Mensch konnte schon vor dem Kriege fühlen, daß die immanenten Kräfte der wirtschaftlichen und sozialen Machtgestaltung auf eine Entscheidung drängen. Eine beinahe unerträgliche Spannung machte sich fühlbar. Dann kam der fünfjährige Krieg, Zusammenbruch, Revolution, eine Umwertung aller Werte. Keine Institution, kein Prinzip, keine bisher für unantastbar gehaltene Wahrheit konnte sich dieser Umwertung entziehen. Es ist selbstverständlich, daß die Generation, welche dieses in seinen Dimensionen riesenhafte Ereignis miterlebte, für die Theorie, welche auf physikalischem Gebiete eine ähnliche grundstürzende Umwälzung zu bewerkstelligen versprach, leidenschaftliches Interesse kundgab.

Die Relativitätstheorie ist nicht als Geschenk der Götter unverhofft vom Himmel gefallen, sondern sie bildet den Abschluß einer langen Entwicklungsreihe. Die Einsteinsche Lehre bildet eine allgemeine, systematische, eine nicht mehr überbietbare Relativierung der Naturereignisse, eine vollständige Durchführung der phänomenalistischen Betrachtungsweise der physikalischen Erscheinungen. Sie ist der Ausbau und die Vervollständigung jenes Prinzips, welches schon seit zweihundert Jahren die Hauptgrundlage der Bewegungslehre darstellt und als Relativitätsprinzip der klassischen Mechanik bekannt ist.

Tatsache aber ist, daß — von einem kleinen Kreise systematischer Denker und Naturforscher abgesehen — die relativistische Naturbetrachtung und auch das klassische Relativitätsprinzip weder den Physikern noch dem Publikum in Fleisch und Blut übergegangen sind, in den Denkprozeß organisch nicht eingegliedert wurden.

Eine soziologische Untersuchung der Gründe und Folgen dieses Umstands ist notwendig, weil Relativität und Absolutität als integrierende Bestandteile unserer Weltanschauung mit der geschichtlich überlieferten Kultur, mit der Mentalität des Zeitalters, mit den sozialen Grundlagen der Gesellschaftsordnung vielfach verbunden und innigst verflochten sind.

II

Der erste große Erfolg der relativistischen Auffassung war der Sieg der Kopernikanischen Weltbetrachtung. Der Begriff der Richtung und die Ortsangaben wurden relativiert. Das anthropozentrische Weltbild erlitt eine gewaltige Erschütterung; ein von der Erde unabhängiges Koordinatensystem ersocht sich die Daseinsberechtigung. Die weitere Entwicklung führte über Galilei zu Newton, zur Relativierung der Schwerkraft und der translatorischen Bewegungen.

Der Durchbruch der Relativität war trotzdem kein nachhaltiger. Die

Verantwortung dafür lastet in erster Reihe auf Newton, dessen System ein eigenartiges Gemisch von naturwissenschaftlichem Materialismus und religiösem Glauben ist. Obwohl er selbst den Standpunkt vertrat, daß wir nur die relative Lage der Körper und ihre relativen Bewegungen zueinander beobachten können, hat er dennoch, vorwiegend aus theologischen Gründen, die „Begriffsungetüme“ des absoluten Raumes und der absoluten Zeit in die Physik eingeführt, richtiger gesagt, ihr Verbleiben daselbst auf weitere zwei Jahrhunderte gesichert. Die relativistische Auffassung wurde auf das Gebiet der geradlinig-gleichförmigen Bewegungen beschränkt; selbst hier mußte sie Defensivstellungen beziehen, um den gegenriferischen Angriffen, die aus dem Dogma der Absolutität des Raumes und der Zeit immer frische Kräfte schöpften, standhalten zu können. Mit Riesenschritten drangen aber Optik und Elektrodynamik vorwärts und verdrängten die Mechanik aus ihrer Führerstellung. Doch selbst in diesen allermodernsten Wissenszweigen vermochte das klassische Relativitätsprinzip nur allmählich und nach Überwindung heftiger Widerstände sich Bahn zu brechen. Sogar auf dem Gebiete der translatorischen Bewegungen war die Geltung des klassischen Relativitätsprinzips durch die fortwährende Suche nach einer „absoluten“, „wirklichen“ Bewegung, nach einem „absolut wirklichen Bezugskörper“ stark gefährdet. Auch der zur Erklärung der optischen Erscheinungen geschaffene hypothetische Äther wurde zur Unterstützung der absolutistischen Auffassung herangezogen. Diese Bestrebungen waren im Grunde teils bewußte, teils unbewußte Rettungsversuche zugunsten der absoluten Bewegung gewesen. Dem Publikum blieb aber dieser Umstand verborgen, es sah vielmehr in diesen Versuchen die erneute Bestätigung der Absolutität des Raumes, der Zeit und der Bewegung. Einige schüchterne Versuche wurden unternommen, das Relativitätsprinzip auf die geradlinig beschleunigten Bewegungen auszuweiten. Die Notation, die absolutistische Hochburg, trotzte jedem Annäherungsversuche.

Mag auch die Autorität Newtons zur Erhaltung der absolutistischen Auffassung noch so viel beigetragen haben, sie hätte sich trotzdem nicht so lange behaupten können, wenn nicht andere, tieferliegende Gründe mitgewirkt hätten.

III

Der durchschnittliche, sogar der gebildete Mensch denkt nicht phänomenalistisch; er identifiziert vielmehr die Erscheinungen mit der Wirklichkeit und ist jeder Relativität infolge eines mehr oder weniger naiven Realismus abhold. Bei der Mehrzahl der Naturforscher wird dieselbe Wirkung durch das Vorwiegen der mechanistischen Denkweise hervorgerufen.

Die relativistische Physik ist nüchtern, jeder Überschwenglichkeit bar; sie will die Naturerscheinungen beschreiben, ihre Relationen, ihren funktionalen Zusammenhang feststellen. Die mechanistische Auffassung strebt höhergesteckten Zielen zu. Sie sucht die Naturerscheinungen zu „erklären“, die Notwendigkeit ihres Zustandekommens zu beweisen. Die mechanistische Physik hat eine ausgesprochene Tendenz, sich zu einer Metaphysik der Materie auszugestalten; sie mißt sich ontologische Bedeutung zu; sie bedient sich in Hülle und Fülle bildlicher Ausdrücke und Vergleiche und trägt dadurch in die Physik Elemente hinein, die aus Gebieten stammen, wo das menschliche Denken den Hauch der Relativität überhaupt noch nicht zu spüren bekam. Der Naturforscher, der seine Gedanken mitteilen will, muß sich der überlieferten Sprache bedienen, welche durch und durch absolut und mechanistisch gerichtet ist. Die Sprache hat sich weder Kopernikus, noch Newton, noch Einstein angeschmiegt; sie beharrt mit unverbrüchlicher Treue bei Ptolomäus; sie ist geozentrisch gesinnt; für sie ist die Erde noch immer der absolute Bezugskörper.

Wenn wir die gegen die Relativitätstheorie gerichteten Schriften lesen, so ergibt bereits die erste Prüfung, daß sie von mechanistischer Auffassung durchtränkt sind, von „absoluten“ Ausdrücken wimmeln. Sogar die relativistischen Schriften, selbst Einsteins Abhandlungen inbegriffen, können nicht gänzlich von dieser Anklage freigesprochen werden. Die äußerst komplizierte mathematische Einkleidung scheint eine unbewusste Wehr zu sein, um die neue Theorie dem schädlichen Einflusse absolutistisch-mechanistischer Wortbilder und Gedankengänge zu entziehen.

Die Streitschrift des Bedeutendsten unter den Einsteingegnern, Professor Lenard, liefert in dieser Beziehung eine lehrreiche Illustration. Er nimmt die spezielle Relativitätstheorie an, da er gegen das Fallenlassen der absoluten Zeit keine Einwände erhebt; er läßt auch die allgemeine Relativitätstheorie in beschränkterem Umfange als Gravitationsprinzip gelten. Doch diese Zugeständnisse — mögen sie die Objektivität des Verfassers anderen gegnerischen Schriften gegenüber in noch so vorteilhaftem Lichte erscheinen lassen — sind zweifelsohne mit der Grundauffassung des Büchleins unvereinbar, welches einen unverfälscht mechanistischen, von metaphysischer Absolutität durchtränkten Geist atmet. Gravitation nimmt Lenard nur dort an, wo ein Gravitationszentrum vorhanden ist. Er hält an der absoluten Bewegung, an der absoluten Rotation fest, schließt die relativistische Betrachtung überall aus, wo „Trägheitswirkungen den Sitz der ungleichförmigen Bewegung absolut verraten“. Die Bevorzugung der mechanischen Bilder und der dynamischen Modelle gehört auch hierzu. Endlich tritt mit seinem „verborgenen Mitspieler“ das metaphysische Ele-

ment unverhüllt zutage. Der gesunde Verstand des Naturforschers, in dessen Namen Lenard seine Einwürfe erhebt, entpuppt sich — näher gesehen — als der Verstand eines mehr oder minder naiven Realisten, der, in anthropomorphen Analogien befangen, nur „handgreifliche“ Tatsachen gelten lassen will.

Mit Genugtuung beruft sich Mach auf solche Physiker, welche sich mit den Grundproblemen der Mechanik nicht nur vom physikalischen, sondern auch vom erkenntnistheoretischen Standpunkte aus befaßt haben. Denen gegenüber steht die Mehrzahl der Naturforscher, und zwar nicht nur Experimentatoren, sondern auch theoretische Physiker, in deren Fach die Mechanik nicht einschlägt. Das Emporkommen der Relativitätstheorie hat die allgemeine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Maße auf diese Streitfragen gelenkt. Der Kampf um die Relativitätstheorie bedeutet das Sein oder Nichtsein der mechanischen Auffassung. Diese Frage aber greift zutiefst auch in die Probleme der Soziologie hinein.

IV

Jeder Mensch ist biologisches Individuum, seine Bestrebungen sind auf die Erhaltung des Lebens und der Gattung gerichtet. Zugleich ist er wirtschaftliches Subjekt, das sich um die ökonomischen Mittel zur Erreichung seiner biologischen Bestimmung bemüht. Er ist weiter politisches Wesen, das in einer Gesellschaft mit bestimmter Staatsordnung lebt, und er ist „gläubige Seele“, die gewisse Vorstellungen über das Verhältnis zu den übernatürlichen Mächten, zu dem Leben im Jenseits in sich trägt. Der Mensch ist ferner Träger einer überlieferten Kultur und auf seine Weise bestrebt, seine Kenntnisse mit Hilfe dieser Kulturgemeinschaft zu erweitern. Jeder Mensch ist Erkenntnistheoretiker, der die Ereignisse der Natur, der Wirtschaft und der Gesellschaft deutet; zugleich ist er Metaphysiker, der immer gewillt ist, die Erscheinungen ontologisch aufzufassen, über die Erfahrung hinauszugehen, Lösungen und Erklärungen zu erdichten.

Durch die Gesamtwirkung dieser Bestimmungselemente ist der ideologische Gehalt der Gesellschaft: Religion, Wissenschaft, Weltanschauung, entstanden. Diese Elemente wirken in der Gegenwart weiter und beeinflussen unser Denken und unsere Handlungen auch in bezug auf die Zukunft, wobei die Einflüsse der Vergangenheit und der Zukunft denen der Gegenwart überlegen sind. Untersucht man alle diese Lebens- und Kulturgebiete, so kommt man zu der Überzeugung, daß ihre Gesamtwirkung eine Mentalität schafft, welche der Verbreitung der phänomenalistischen Naturbetrachtung, dem Durchbringen der relativistischen Auf-

fassung schwer überwindliche Hindernisse entgegenstellt. Beinahe auf allen diesen Gebieten überwiegt die absolutistische Denkweise. Einige Beispiele werden diese Behauptung klarstellen.

In jeder Kulturreligion ist Gott, als höchstes Wesen, als absoluter Urgrund des Seins, über alle Relationen erhaben. Sämtliche menschliche Handlungen werden auf ihn bezogen. Diese Absolutität wird auf die Einrichtungen übertragen, welche sich als Vollstrecker der göttlichen Ordnung verkünden, vor allem auf die Kirche. Der jetzige Begriff des Staates ist absolut, über die Staatsbürger erhaben, besitzt Selbständigkeit und Eigenleben. Die Rechtsordnung ist der Inbegriff absolut gültiger Normen; ihre Grundinstitution ist das Eigentum, das ausschließliche und andere ausschließende Recht über eine Sache. Die Moral ist ein Sammelbegriff absolut gültiger Normen; die relativistischen Tendenzen des Utilitarismus und des Eudämonismus vermochten bisher wenig an deren Grundlagen zu rütteln. Jedoch in den alltäglichen Handlungen der Menschen kommt die Relativität zur Geltung; wirtschaftliche Interessen und Machtbestrebungen durchbrechen die Absolutität der religiösen und moralischen Gesetze sowie der Rechtsnormen. Doch diese Relativität wird verhüllt, verwischt, verleugnet, in erster Reihe von jenen, die diese Handlungen oder Unterlassungen begehen. Der Glaube an die Allgemeingültigkeit dieser Gesetze bleibt weiter bestehen. In der Volkswirtschaftslehre überwiegen auch die absolut klingenden Gesetze, zum Beispiel das „eiserne“ Lohngesetz, das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages, die Standortlehre usw. Eine überzeugende Illustration liefert hierzu die Art, wie heute Menschen über die Preisgestaltung und Valutabewegung urteilen. Die Goldmark, die Goldkrone, die Friedenspreise sind die absoluten Bezugskörper, auf die sämtliche jetzigen Preise, alle wirtschaftlichen Handlungen bezogen werden.

Ganz besonders machen sich die Einflüsse der Vergangenheit in jenen Ideologien fühlbar, welche sich in Verbindung mit der Befriedigung der biologischen Bedürfnisse entwickelt haben. Diese Ideologien werden gewöhnlich als Anthropomorphismus und Animismus bezeichnet. Beide entstammen dem biologisch verankerten Bedürfnisse des Menschen, sich in dem Wirrwarr der Naturereignisse zurechtzufinden; mit der Natur eine Verbindung herzustellen; die Naturkräfte menschlichen Zwecken dienlich zu machen; ihre schädlichen Einflüsse fernzuhalten. Der einzige Mikrokosmos, in dem sich der primitive Mensch auszukennen wähnt, ist das eigene Ich; er projiziert daher die eigenen Vorstellungen, Empfindungen, Willensimpulse in die Außenwelt, beseelt die Naturgegenstände, spricht ihnen menschliche Eigenschaften und Absichten zu. Diese Weltanschauung

ist durch und durch absolutistisch gerichtet. Wie der Mensch von der Wirklichkeit seiner Lebensbetätigungen überzeugt ist, ebenso erklärt er sämtliche Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt für „wirklich“ bestehend. Der Zentralbegriff dieser Weltbetrachtung ist die Kraft, ein Begriff, dessen animistischer Ursprung und Fetischcharakter von mehreren Soziologen, besonders von Taylor und Spencer, klargelegt wurde. Die immerwährende Neigung zur Annahme von „verborgenen Kräften“ deutet ausdrücklich auf diesen Ursprung hin. Im Unterbewußtsein des Naturforschers wird sie meistens mit dem Effekt einer menschlichen Willenshandlung, mit dem Erleben einer Muskelanstrengung identifiziert, und infolgedessen machen sich bei der Weiterentwicklung dieses Begriffes die Faktoren geltend, welche bei der Wertung und Beurteilung von Willenshandlungen bestimmend mitwirken und sämtlich absolutistischen Tendenzen hulldigen. Durch den unermesslichen Einfluß der biogenetischen Entwicklung, der Vererbung, wirken diese Tendenzen in der jetzigen Menschheit mit unverminderter Kraft fort; die relativistische Auffassung ist auf einen kleinen Kreis systematischer Denker beschränkt.

Die großzügige Entwicklung der Physik ist eine Begleiterscheinung der Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Die Lehren der Mechanik entwickeln sich aus den angesammelten Erfahrungen des Handwerks. Der Aufschwung der Gewerbetätigkeit beschleunigte die weitere Entwicklung der Mechanik, die Herausbildung der Manufaktur und der Fabrikbetriebe die Ausgestaltung der Wärmelehre (Dampfmaschine), endlich das Hervortreten des Überkapitalismus den Ausbau der Elektrodynamik und des Elektromagnetismus. Die gewerblichen Tätigkeiten, welche ganz und gar auf der Ausübung von Muskelkraft oder auf den durch sie betriebenen maschinellen Vorrichtungen beruhen, lenken das menschliche Denken mit Abstreifung seines theologischen Zuges in die mechanistisch-absolutistische Richtung.

Ich will kein Werturteil über Anthropomorphismus und Animismus aussprechen, um so weniger, da, wie das früher Goethe und in der allerletzten Zeit Spengler betont haben, der Mensch notgedrungen anthropomorph und animistisch denkt. Doch ist es unbedingt notwendig, daß dieser Anthropomorphismus erkannt und bewußt werde und sich nicht auf Schleichwegen in das physikalische Weltbild einschmuggele. Die Naturwissenschaften müssen von den anthropomorphen Vorstellungen verfloßener Zeiten befreit werden. Der „bewußte“ Anthropomorphismus muß sich immer dem jeweiligen Stande der Erkenntnis anpassen. Ebensovienig wollen wir das große kulturgeschichtliche und methodologische Verdienst der mechanistischen Auffassung — welchem der Riesenfortschritt der

Naturwissenschaften in den letzten Jahrhunderten zu verdanken ist — herabsetzen. Jedoch mehren sich unausgesetzt die physikalischen Tatsachen, denen die mechanistische Auffassung nicht mehr gerecht werden kann; es häufen sich die Widersprüche, denen gegenüber sie vollständig versagt. Auch die naturwissenschaftlichen Auffassungen haben die Verpflichtung, rechtzeitig zu sterben, um nicht Hemmschuhe des Fortschreitens der menschlichen Erkenntnis zu werden.

V

Auf sämtlichen Gebieten des menschlichen Lebens überwiegt der Einfluß der absolutistischen Tendenz. Sämtliche Vorstellungen, mögen sie durch eine Tatsache, durch eine wissenschaftliche Mitteilung oder durch eine Theorie hervorgerufen sein, werden auf die am meisten ausgeschliffenen Bahnen gelenkt. Der Eindruck einer neuen Tatsache, Mitteilung oder Theorie muß schon sehr neuartig, sehr abweichend von dem Gewohnten sein, um in dem Assoziationskampfe mit den alten Gedankengängen nicht völlig zu unterliegen.

Der Relativitätstheorie fällt die Riesenaufgabe zu, sich gegen die Übermacht der absolutistischen Assoziationen durchzusetzen. Es steht außer Zweifel, daß jeder Mensch relativistische Erfahrungen macht. Es ist weiter anzunehmen, daß jeder gebildete Mensch, wenn ihm das Relativitätsprinzip erklärt wird, oder wenn er darüber nachdenkt, eben auf diese Erfahrungen sich stützend, die Richtigkeit dieses Prinzips einsehen wird. Doch dabei geschieht etwas „Menschliches, allzu Menschliches“: das Prinzip wird ehrerbietig anerkannt, doch in den Denkprozeß nicht organisch eingegliedert. Es bleibt ein Lippenbekenntnis für die Feiertage, an Werktagen verlaufen die Assoziationen wieder mechanisch im Banne des Absolutitätsprinzips. Sind die Spuren des geozentrischen Denkens aus unserem Unterbewußtsein wirklich endgültig verdrängt? Niemand würde das mit Sicherheit behaupten können. Viele Relativisten — wir können sagen, die Majorität derselben — sind noch immer verkappte Absolutisten, und diese ihre Eigenschaft reagiert sehr empfindlich, wenn es sich darum handelt, die Konsequenzen des angenommenen Standpunktes unerbittlich durchzuführen.

Selbst die Physiker bilden in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Sie sind ebenso biologische, sozialökonomische, religiöse und moralische Individuen wie ihre Mitmenschen und sind, wie diese, in ihrer Weltanschauung denselben Einflüssen ausgesetzt. Ihre Vorzugstellung besteht darin, daß sie infolge ihrer Fachkenntnisse und des aus ihrem Wissen entspringenden Sicherheitsgefühles sich in einer Streitfrage schneller zurechtfinden, das Tatsachenmaterial und die Folgen eines neuen Stand-

punktes vollständiger zu überblicken vermöge:). Dem Laien gegenüber sichert es einen nicht einzuholenden Vorteil, daß sie jede Theorie aus eigenen Kräften durch Experiment, Berechnung, Analogien zu prüfen imstande sind. Diese Vorteile werden häufig dadurch aufgewogen, daß der Naturforscher sich meistens in einer bestimmten theoretischen Richtung festlegt, auf eine Hypothese eingeschworen ist.

Die absolutistische Auffassung befindet sich in einem zähen Verteidigungskampf. Der zertrümmerte Eisenbahnzug von Lenard, das Karussell von Gehrke, der Kreisel des Jesuitenvaters Wulf, mit denen sie die Relativitätstheorie ad absurdum führen und in den Augen des gebildeten Leserkreises um ihren Kredit bringen wollen, sind geradlinige Abkömmlinge des ehrwürdigen Eimers von Newton und alle insgesamt Symbole der absoluten Beschleunigung, des letzten Rettungsankers gegen das Durchbringen der allgemeinen Relativität. Zu diesem Anker griff auch der theologisch gesinnte und in der Atmosphäre des Autoritätsglaubens aufgewachsene Newton, um sich vor den letzten Konsequenzen seiner eigenen Prinzipien zu retten. Zu der Rotation, zum Äther, zu dem gesunden Menschenverstand greifen heute alle, welche, die Umwälzungskraft der Relativitätstheorie richtig einschätzend, sich gegen deren Gefahren zur Wehr setzen wollen.

Die Relativitätstheorie ist eine physikalische Theorie und wird noch lange eine solche bleiben. Ihr mächtiges Vorwärtsdrängen, das ihr gegenüber sich leidenschaftlich kundgebende Interesse ist jedoch die Folge sozialer Einflüsse. Die Relativitätstheorie konnte mit solcher Wucht nur in einer Zeit aufkommen, wo infolge weltumstürzender Ereignisse das Absolutitätsprinzip auf allen Gebieten des Gemeinwesens erschüttert oder stark zurückgedrängt wurde. Das Interesse für die Relativitätstheorie ist deshalb ein Produkt der Gegenwart, das Unverständnis ihr gegenüber eine Folge der Vergangenheit. Da aber diese Gegenwart von ganz neuem Datum ist, hingegen die Vergangenheit mehrere tausend oder — da es sich hier um biologische Einflüsse handelt — mehrere hunderttausend Jahre alt ist, läßt es sich leicht begreifen, warum die Theorie trotz der Teilnahme, Anhänglichkeit und Begeisterung sich nur so mühevoll Bahn brechen kann.

VI

Daß die Relativitätstheorie eine Revolutionierung der Physik bedeute, behaupten sowohl die Anhänger als die Gegner. Jede grundlegende Theorie gleicht in ihren Wirkungen tatsächlich einer Revolution; die Kopernikanische Entdeckung, die Galilei-Newtonsche Mechanik, Humes Analyse des Substanz- und Kausalitätsbegriffes, der Kritizismus von

Kant, die Deszendenztheorie von Darwin hatten die bisherige Wissenschaft und Weltanschauung in ihren Grundfesten erschüttert.

Wie weit sich die Einsteinsche Relativitätstheorie behaupten wird, wie viele ihrer Sätze siegreich durchdringen werden: das läßt sich vorläufig nicht bestimmen. Eines ist aber schon jetzt sicher: die Theorie zwingt die Menschen, sich mit dem Relativitätsprinzip auseinanderzusetzen; sie gliedert die phänomenalistische Naturbetrachtung und die relativistische Auffassung organisch in den menschlichen Denkprozeß hinein. Ihr immer heftiger werdender Ansturm lenkt das Denken auf Bahnen, wo es nicht mehr den absolutistischen Assoziationen verfällt. Die Relativitätstheorie wird somit die Vollstreckerin des Vermächtnisses, das Kopernikus, Galilei und Newton hinterlassen haben. Ob die Physik in der Zukunft von der Relativitätstheorie beherrscht werden wird, steht noch aus; daß der Relativismus sich durch sie durchsetzen wird, ist schon entschieden.

Chronik Werentwags

I

Man möchte seine Zeitschrift haben, um von den Zeitschriften unabhängig zu sein; weil ein Schriftsteller ein Ort der Erregungen ist; weil die seelische Hygiene Projektion der Erregungen verlangt; weil es so viel Dummheit gibt, unerschöpfliche Fundgrube und Schatz des geistigen Menschen, der wie jedermann nur dadurch von dem, was er ist, leben kann, daß er von dem lebt, was die andern nicht sind, das heißt ihre Stumpfheit wie eine Silbermine ausbeutet.

Besitzt er entweder Pathos oder Ironie, so ergeben sich aus dem Zusammenstoß dieser beiden Gesinnungselemente mit dem Geschehen draußen unzählige Gelegenheiten zu Anmerkungen, Angriffen, Anklagen — solche Gelegenheiten machen den kriegsführenden Autor. Es lebe der geistige Krieg, die Sublimierung des natürlichen, den zu verteidigen Metaphysik der Brutalität wäre.

Aber: je entschlossener einer in seelischen Dingen ist, desto zuchtvoller leistet er dem, was er ist, will, kann, Widerstand. Geist ist Widerstand. Zehn Nummern einer Zeitschrift, zehn Feldzüge, und Impuls wird Routine, Durchbruch in Neuland wird gelegtes Gelas, auf dem Gesinnung und Gedanken automatisch laufen — wer den Überdruß nicht kennt, ist nicht geistig.

Was bleibt, wenn man klar und in dem, was sie das Leben nennen, heimisch oder zum wenigsten sachverständig wird? Die Kunst? Ich verziehe einmal das Gesicht. Die Politik? Zweimal. Die Liebe? Dreimal. Es bleibt der Geist, die schöne, reine Sphäre, an deren Pforte kein Engel mit dem Schwert steht, und es kommt doch keiner herein, der sich nicht ausweisen kann; die Sphäre ohne sächsische Mittouristen und darum einzige Zuflucht dieser vom gebildeten Paß und Masse verpesteten Zeit.

Ohne also, unbekümmert um den Nachweis des Widerspruchs, sagen zu wollen, daß mich nicht eines Tages die Idee der eigenen Zeitschrift verführen könnte, empfinde ich doch den Zwang, nicht über alles schreiben zu dürfen, wohlthätig und die Beschränkung auf die wiederkehrende Chronik genügend. Es handelt sich nunmehr darum, auszuwählen, damit man nicht schreibt, weil Platz da ist, sondern weil etwas zu sagen ist.

Es gibt ein österreichisches Blatt, das seinesgleichen in deutschlesenden Ländern nicht hat. Es ist mein Lieblingsblatt. Wie gut muß es geschrieben sein, könnte jemandem, der mir ein Kompliment machen will, einfallen zu sagen.

Weit gefehlt; es ist auch das Lieblingsblatt aller Portiers, Büglerinnen, Freudenmädchen, Gesellschaftsdamen und Reisenden, der Film als Druckpapier, das Welttheater hinter den Kulissen gesehen, der tägliche Rahm des Interessanten vom trüben Sumpfe geschöpft, Trüffelwurst alles Romanhaften, elegant aufgeschnitten von Leuten, die das „Kuß die Hand“ des österreichischen Kellners mit „Empfehle mich als Ihr allerbereitswilligster Reporter“ variieren — man glaubt es ihnen wie sein echtes Angebot dem Zahlkellner, dem Schlagober sozusagen.

Vier, fünf Blätter, von Juden mit politischem Sinn geleitet, für sich — der Rest der reichsdeutschen Presse ist ein Greuel; erbißt ohne Ausdauer; rechthaberisch; heßend und ihre Korruption versteift als nationale Würde; kleinbürgerlich lärmend wie der Durchschnittsdeutsche, der nicht weiß, wie provinziell er ist, wenn er sich europäisch dünkt; unverantwortlich und verantwortungslos in ihrer Demagogie, daher man diejenigen bewundern muß, die den Mut haben, in die Regierung zu gehen, den von der Monarchie im Dreck steckengelassenen Karren aus dem Sumpf zu ziehen und deutsche Politik gegen deutsche Unklarheit zu machen.

In jenem österreichischen Blatt las ich den Artikel, den ich heute meiner Betrachtung unterlegen will. Er hieß: „Sensation in der Wissenschaft: Transplantation von Augen.“

Ist es Zufall, daß der Bericht aus Wien kommt? Ließ dort einen der Ruhm Steinachs nicht schlafen? Überlegte er, welches Organ nach Hoden und Eierstock dem Menschen am teuersten sei und kam auf das Auge?

Die Juristen klagen, daß die öffentliche Meinung die Rechtsprechung für eine Klassenhure hält oder, wenn man sich maßvoller ausdrücken will, daß das Volk gewissen Prozessen der Justiz nicht mehr über den Weg traut. Wie steht es mit den Ärzten? Im Krieg erklärten die Medizinalräte und Professoren, daß die mageren Zeiten der Gesundheit eher nützlich und ganz gewiß nicht schädlich seien, nach dem Krieg klebten sie den sieben Jahren die Etikette Kinderhölle auf. Die Etikette war richtig, aber die Kleber pflichtvergessene Opportunisten.

Wen unter den Wissenschaftlern darf es also wundern, daß einer die Frage aufwirft, ob die Überpflanzung von Augen, das heißt die künstliche Wiederherstellung des ausgeschnittenen oder ausgeätzten oder durch andere wissenschaftliche Schurkereien zerstörten Sehvermögens aus Liebe zur Menschheit oder aber aus Sensation versucht wurde.

Liebe — wer schreibt die Psychologie des Tierexperiments? Wer schreibt sie so, daß die Vordergrundsobjektivität bis in ihre sadistischen, sinnlichen, gierig schleimenden Wurzeln verfolgt wird? Wie kommt ihr, Christen, späte Europäer, denkende Menschen dazu, ohne Kontrolle, ohne Einschränkung, mitleidlos, denen, die mit Messer, Säge, Gift und Sonde umgehen, Tiere, jedes Tier, beliebig viele Tiere auszuliefern? Sie verbrauchen sie wie Watte und Job, das der Staat liefert, und werfen sie so weg.

Aus dem Wiener Bericht, nachdem von Molchen, Fröschen, Fischen die Rede war: „Man blendet eine Ratte an beiden Augen — das Tier ist blind. Man setzt dieser Ratte die Augen einer andern Ratte ein — das Tier ist sehend!“ Wie verräterisch das anreißerische Ausrufungszeichen des Journalisten; wie einfach das Rezept: man nimmt ein Viertelfund Zucker und zwei Liter Milch usw. Und da es in Wien Fachleute gab, die bezweifelten, daß die operierten Tiere wirklich sehen, so wird das Zucker-Milch-Experiment mit Augen zehnmal, hundertmal wiederholt, und von Wien aus verbreitet es sich an fünfzig andere Universitäten; schlechte Zeiten für Ratten.

Wehe, alle diese Tiere, die in den Kellern der Institute in Einmachgläsern, Hausfrauentöpfen und irgendwelchen anderen Gefäßen lebend geschunden sitzen und schauerlich auf die Nachprüfung warten. Ein Gesetz ist nötig, die öffentliche Meinung ist nötig. Das Wohl des Menschen? Mag sein. Aber wie schuftig muß einer fühlen, um einer Ratte die Augen auszuschnneiden. Welche Schweine, welche Barbaren.

Das Mitleid zum Menschen einschränken, darüber kann man reden. Weil er denkt, weil er mehr sein will als er ist, und weil dieser Wille ihn aus dem Geseß der Natur heraushebt, nimmt er das Risiko der Entwicklung auf sich, steht er zwischen zwei Zuständen, einem verlassenen, wo er vegetatives Geschöpf war, und einem noch nicht erreichten, wo er wissendes Geschöpf sein wird. Und weil er sich aus dem Geseß gestellt hat, darf er zynisch gegen andere und sich sein, und dieser Zynismus ist die Dämpfung seines Glaubens an seine Gottähnlichkeit, ja, er ist religiöser Widerstand.

Bezieht solcher Zynismus das Tier ein, so hebt er das Tier auf die Stufe des Menschen und nennt beide dann arme Kreatur; woraus man ersieht, daß er eine geistige, eine philosophische Angelegenheit ist und ethisch die Gleichheit ausspricht. Nichts ist da gegen ihn zu sagen; denn er ist die Korrektur, die der erkennende Mensch an der Sentimentalität der Optimisten vornimmt.

Aber praktischer Zynismus, das ist falsche Schlussfolgerung aus richtiger Prämisse. Die Prämisse heißt: arme Kreatur; die richtige Schlussfolgerung kann nur heißen: behandelt euch als arme Kreatur, erkennt euer gemeinsames Schicksal. Es gehört zum Wesen der Ideen, daß sie total sind: Liebe zum Menschen ist nur Anwendung der Liebe zur Kreatur und heißt als Idee genau so: Liebe zur Kreatur. Diese Liebe duldet, daß die Schlange das Kaninchen frisst und daß, da die Schlange nicht zum Vegetarismus bekehrt werden kann, der Wärter der Schlange das Kaninchen ausliefert; aber darüber hinaus ist ihr Schlange wie Kaninchen unantastbar.

Laßt die Geschöpfe sich innerhalb der animalischen Sphäre töten, sie brauchen sich zum Fressen. Und insofern ihr selbst der animalischen Sphäre angehört, tötet in Gottes Namen und freßt vom Ochsen die Lende. Ich sage in Gottes Namen, denn wenn der Gott, falls es ihn gibt, angesichts dessen, was er angerichtet hat, als er die Kreatur statt starr sterblich und damit nahrungsbedürftig machte — wenn der Gott ein schlechtes Gewissen hat, könnt ihr eben darum ein schuldloses haben.

Aber schon da könntet und müßtet ihr über den Gott wachsen, indem ihr den Zwang zum Töten als tragisch empfindet und ihm das Eure, das Selbstgefundene, das Menschliche entgegenstellt: die vernünftige, unpathetische Güte, den Entschluß, nicht zu töten, wo es sich irgendwie vermeiden läßt. Die Geschöpfe sind euch nicht ausgeliefert, sie sind mit euch in die Existenz gestellt; der Mensch ist dir Bruder, aber das Tier noch mehr: es ist du selbst.

Ich höre die Dummköpfe und die Verhärteten von Sentimentalität

reden. Mein. Hier handelt es sich um einen der positivsten Glaubenssätze einer neuen, einer kommenden, einer nachchristlichen Religiosität, die in das Weltbild nicht mehr Forderungen trägt, sondern Identität sucht. Eine der Tatsachen dieser Identität ist das Tier, die Mitkreatur.

Wie grauenhaft ist ein Schlachthaus. Steigt dir die moralische Himbeerflut bis zum Hals, so geh in ein Schlachthaus oder die Fleischhalle, damit du erkennst, was du bist: ein grotesk und hysterisch zwischen die Ideen Gestelltes. Du bist nicht ethisch und nicht brutal, sondern ein Ding zwischen diesen klaren Zuständen. Du liest die Reden Buddhas, indem du sie an die Wasserkaraffe des Restaurants lehnst; aber während dein Auge in Indien weilt, zerschneidet deine Hand das Fleisch auf dem Teller.

Ich sehe die Tiere nicht vom Menschen her, sondern den Menschen vom Tier. Es ist eine Eigentümlichkeit meines Geistes, ich sah nie die Welt von oben nach unten, wo sie harmonisch erscheinen mag, sondern von unten nach oben, wo sie sich dämonisch (und qualvoll entwickelnd) darstellt. Wenn einer König ist, hält er die Sklaven für gegeben; aber wenn er vom Sklaven her fühlen kann, versteht er sogar den König.

Was ist der Mensch in der Vorstellung des Tieres? Das Teufliche, die Depravation, derjenige, der Gattung und Sein verloren hat, beunruhigt durch ein Unfassbares, den Geist, der ihn unberechenbar macht. Er ist nicht reinlich Feind, nicht reinlich Freund; den niederträchtigen Nutzen, nach dem er das Tier behandelt, verschleimt er durch Sentimentalität, und die Sentimentalität macht er wertlos durch Tücke, deren Unkonsequenz das arme Hirn des Tieres ermüdet.

Das stillste Haus im Abendfrieden, das nach vier Seiten Reklame für die Idylle macht, weshalb alle Poeten darauf hineinfallen, hat eine Küche, in der die Gattin ihrem Liebsten ein Huhn abschlachtet, und überall, wo lauschige Wirtschaftshäuser vorne des verzückten Paares warten, knattert hinten der Motor der Wurstmaschine. (Man ist am besten bei Wirten, die zugleich Metzger sind. Metzger — welches Wort!)

Ich sah in einem Stall, wie die Mutterkuh, der man das Kalb zu besagtem Weißwurstmotor geführt hatte, sich jammernd umbrehte, sooft einer durch die Tür kam. „Morgen schicken wir ihr den Stier,“ meinte die Magd, „das wird sie auf andere Gedanken bringen.“ Ich sah dem Akt zu und wurde auf die Gedanken gebracht, die der Magd kamen, als sie Hilfeleistungen vollführte, die sich hier nicht gut erzählen lassen. Die Philosophie der Magd heißt klipp und klar: geht ein Kalb aus dem Stall, macht man der Kuh ein neues.

Diese Philosophie ist nur schlecht, wenn sie roh ist. Sie ist dann so

roh wie das ungeheuerliche Phänomen Stier in seiner mörderischen Dumpfheit. Gleichwohl: die Philosophie ist nicht schlecht, sobald sie ihrerseits nicht mehr dumpf ist, sondern wissend, leise darin der Widerstand gegen den Ablauf der Dinge, leise die Trauer, leise die Milde. Alles Wesentliche, alles eigentlich Menschliche ist leise, es ist Dämpfung.

Deshalb nenne ich diejenige Phase, in der die Wissenschaft das Tier wie Watte und Job verbraucht, barbarisch und mit unserem Empfinden unvereinbar. Es gibt zwei Wege einer Änderung: den des gesetzlichen Schutzes der in den Instituten verwandten Tiere, und den der Gewissensschärfung, die praktisch auf Revolutionierung der öffentlichen Meinung hinausläuft.

Ein Gesetz könnte ohne weiteres das Tierexperiment zu Demonstrationszwecken verbieten. Daß ein Frosch nicht abgehäutet wird, ist wichtiger, als daß der Student Maier sich von Nervenreaktionen überzeugt, die er auch so glaubt. Das Gesetz könnte auch die Verwendung von Tieren konzeptionieren und von den wenigen, denen es sie erlaubt, das eibliche Versprechen der gewissenhaftesten Selbstkontrolle verlangen. Besser als Selbstkontrolle ist fremde Kontrolle. Ich kenne die Greuel der Gehirnforschung, aber über ihren Wert will ich nicht urteilen. Die Frage muß in Fluß gebracht werden, die Hekatomben gefolterter Tiere stinken zum Himmel, der in unserem Gewissen liegt.

Das Christentum ist so spiritualistisch, daß es vom Tier gar nichts zu sagen weiß, will sagen, daß es kein Verhältnis zu ihm hat. Ein Verhältnis zum Tier bekommen, das ist nicht nur eine letzte Forderung der Zivilisation, sondern ein Symptom einer Umwandlung des religiösen Gefühls: auf dem Weg zur Identität begegnet man dem Tier. Nirgends auf Schulen und Hochschulen wird anders als zufällig gütig von ihm gesprochen. Das Ziel ist: vom Tier wissen, derart, daß dieses Wissen zum Anstand gehört, wie gewisse Gesetze des Gentleman zur selbstverständlichen Konvention gehören.

Es ist klar, daß niemals und nirgends die Verpflanzung lebender Augen dem Menschen zugute kommt. Deshalb ist dieses Experiment eine Schande. Eine Berliner Autorität hat inzwischen ausgeführt, weshalb selbst „im günstigsten Fall der Einheilung höchstens Lichtempfindung, aber keine Bilder vermittelt werden“.

Die Autoritäten sprechen über diese Dinge, als begutachteten sie die beste Rasierseife. Man soll nicht sagen, sie seien verroht, wohl aber, das lebende Geschöpf sei etwas anderes als Rasierseife. Die Souveränität der Wissenschaft erinnert mich an diejenige des Militarismus, der sich

auch nicht „hineinreden lassen“ wollte. Es gibt in religiösen Dingen keine Autorität und keinen Absolutismus der Fachleute. Alles Menschliche muß sich gefallen lassen, daß es vom Menschen kontrolliert wird.

Eben kommt die Nachricht von der Ermordung Erzbergers. Während ich mit meinem Pazifismus schon bei den Tieren bin, sind sie da draußen dabei, ihre Ideale mit dem Präzisionsrevolver zu verwirklichen. Denn, nicht wahr, als damals einer das erste Attentat auf Erzberger machte, bewilligten ihm diese — Richter „ideale Beweggründe“. Beim heiligen Thoma von Miesbach, der nun auch in die seligen Gefilde gegangen ist (Abteilung Teutonen, es wird bayrisch gesprochen), man möchte eine alte Jungfer werden mit Hund und Kaze. Die Menschen lachen über sie, aber sie hat recht: die Menschen sind widerlich.

Das Nessushemd

Von Linke Poot

Am Tag nach der Rückkehr von der See Gang durch den höchsten Osten Berlins, Lichtenberg und Friedrichsfelde. Die See an den letzten Tagen schimmernd ernst, ein leichtes Blitzen darüber; gegen Abend keine Grenzlinie zwischen Himmel und Wasser; sie schwebten weiß ineinander. Bewegungslose Hitze in Berlin. Das Straßenpflaster aufgerissen, Asphalt dampft, die Elektrische schleicht mühsam dazwischen. Fahrscheine mit Schuhcremerekklame. Kinder schreien: „Schaffner, haben Sie keinen Blod?“ An den Anschlagssäulen rufen Arbeiterverbände auf roten Plakaten zu Versammlungen auf: Stellungnahme zum Tarif. Ein grünes, nicht gezeichnetes Plakat hat ein großes „Troski“ in der Mitte; die Märzaktion der Kommunisten wird behandelt: die Partei hat die Aktion für notwendig erklärt, Troski „mit beißender Ironie“ für das „größte Verbrechen“. Müde Menschen gehen in Cafés, Restaurants; vor einigen Lokalen stehen in der dumpfigen, dicken Wärme Bäume in grün angestrichenen Kübeln auf dem Trottoir; kleine elektrische, lampenverhängte Glühbirnen über Tischen; rauchende Männer. Am Alexanderplatz flanieren um die braunverbrannte Nasenfläche im Gänsemarsch hintereinander die Damen, die im öffentlichen Leben stehen. Etwa zehn Schritt vom Polizeipräsidium und der Kontrollstelle. Ihre Gesichter sind — ich hätte fast gesagt „gezeichnet“; das Berufs Gesicht, die sehr beweglichen, attackierenden

Augen, der zubringliche, fragende Ausdruck, die schlaffen Züge, die verhungerten Körper, der teure, schreiende Kleiderbehang. Ein heftiger Disput, als eins der Mädchen unbeabsichtigt ein Liebespaar anrempelt; die Augen des Mädchens waren woanders. „Du glaubst wohl, weil du's aus Liebe tust und ich Geld verdienen muß, du bist mehr als ich?“ Lauter sehr hingefallene, anämische Gesichter. Die unordentlichen Kleider der Menschen.

In Lichtenberg sehe ich morgens eine Neuigkeit: Jungen, die nur eine Hose und Hosenträger am bloßen Körper tragen — sonst nichts. Manche haben Bindfäden statt eines Hosenträgers. Die Oberkörper und Beine braun und rot; es gefällt mir. Vor vielen Häusern in der grellen Sonne spielen kleine Kinder, blondlockig, ganz kleine Bündel, während ihre Mütter zusammenstehen und tratschen, die Markttaschen am Arm. An der See die Kinder hatten es besser; diesen Kindern ist als Schicksal vorgeschrieben: zahllose von ihnen werden früh sterben, die großen werden mit zehn Jahren Zeitung austragen, mit vierzehn in den Fabriken herumstehen, um für die Kriegsschuld der vergangenen Generation zu arbeiten, von den Mädchen werden viele solche Markttaschen tragen und solche Kinder in die Welt setzen, viele werden am Alexanderplatz um den Nasenplatz gehen, werden den Gesundbrunnen und Wedding frisch bevölkern, denn die Alten sterben langsam aus. So wird die Mühle gehen. Sonntags wird es im Sommer, wie jetzt, Hoffeste mit Leierkastenmusik geben, weiße Kleider. „Onkel Pelle“ erscheint zum Gaudium der Kinder im clownhaft abgerissenen Frack und Pappzylinder, arrangiert eine Polonaise, die sich in abendlicher Laternenbeleuchtung um das Häuserviertel herumbewegt; Mann und Frau halten die Kinder an der Hand, blicken sich nicht an, der Leierkasten dudelt vorn immer dieselben modernen Schlager, die Kinder singen den zweifelhaften Text mit.

Nieksche verspottet diese, weil sie mißgünstig, neidisch wären. Ihr Neid ist nur eine Anerkennung der Schönheit und des Wohlbehagens, ist ihre Art Bejahung der Schönheit. Die Lichtbejahung der Blinden.

Häßlich macht die Stadt die Menschen. Sie erregt sie aneinander. Sie gehen mit nichts um als mit sich, mit den anderen Menschen. Aber nicht einmal mit den anderen Menschen; die sehen sie nicht, berühren sie nicht. Sie berühren nur eine ideelle, erfundene, abstrakte, verzerrte Zwischensubstanz. Die große, beruhigende, beseelende Wirkung der Natur kennen sie nicht. Sehr still macht die Natur. Vor den großen anonymen Körpern des Meeres, der Sandmassen, der Wolken behauptet sich wenig, was in der Stadt wichtig erscheint. Ja, was bleibt von der ganzen, großartig aufgeblasenen Individualität, wenn der Leib über den Millionen still reibender Sandkörnchen liegt.

Ich sehe, wie sich durch das wildeste Geschrei das einfache Leben durchringt, das arme, gepeinigte Leben: an einem Brückenpfeiler klebt ein Plakat; eine radikale politische Partei lädt zu einer Veranstaltung ihres Männerchors ein; es werden verheißen: humoristische Vorträge, Vokalquartett, im Saal Tanz. „Tanz“ ist lockend sehr groß gedruckt. Freudig stand ich davor.

Dann saß ich in meinem Zimmer; Briefe lagen da, das Telephon klingelte, Menschen kamen. Wir leben tot nebeneinander. Wir leben uns tot in Briefen, Telefongesprächen, Konferenzen. Soviel Briefe, soviel Verfehlungen. Abstraktes Gewebe, „Geschäftliches“, das trennt und hemmt, mehr als hindert und trennt — das brennt. Das Nessushemd!

Dies Gewebe, so gedankendünn, speit Tod und Haß. Wir schweben in der Luft, verbrennen, fühlen es nur manchmal. Häßlich diese Städte, über denen die grelle Sonne steht.

Dies ist das Berlin, das ich von drübenher begrüßte und hinter Dramienburg erwartete: Thalatta, Thalatta!

Achtung!

Selbstachtung!

Wer sich selbst achtet, wird Kenntnis von einer Tat nehmen, deren Einzelheiten hier beschrieben werden.

Linke Foot

hat sich entschlossen.

Wozu?

Zu sprechen.

Zu wem?

Zum Volk.

Wo? Wann?

Augenblicklich. Da er heiser ist, in einem Buche. Er wirft es eben unter das dickfellige, von ihm sehr geliebte Volk. Das Buch hat er genannt „Der deutsche Maskenball“.

Das Ross,

das Linke tummelt, ist so groß, daß kein bekannter Deutscher es besteigen kann, ohne sich durch Absturz zu defolletieren. Denker aller Richtungen mögen sich an das Tier heranwagen; es wird sie durch Stöße in die Schranken weisen.

Schwarz-weiß-rot

wird grün vor Wut.

Unter Linke Poots Denkkategorien gibt es eine, die Kant nicht entdeckt hat: den Spaß. Ein anthropologisches, erkenntnistheoretisches Wunder. Kant hat in Königsberg zweifellos das ganze damalige menschliche Denkvermögen vor sich gehabt und durchstudiert. Er ist nicht auf den Spaß gestoßen. Es ist ein neuer Sinn entstanden; unter den Einwirkungen einer neuen Welt muß er sich entwickelt haben. Botaniker, Zoologen! Betrachtet Linke Poot. Er ist

wichtiger als der Teneriffaaffe.

Männer von der Straße, Ladenmädchen, Zoologen, Politiker, Gentlemen, auch ihr vom Wedding: betrachtet die neue Welt: sie ist origineller als der Wackeltopf im Lunapark.

Wohl dem, der diesen Aufruf beherzigt. Er wird weiser sein als Kant. Wem es juckt, der frage sich.

Da waren zwei Feiern im Opernhaus. Das eine Mal hatten sie Dante vor, das andere Mal die deutsche Republik. Beide waren mir gänzlich unbekannt, und so ging ich hin. Es waren große Haufen Menschen da, die offenbar auch so neugierig waren wie ich. Wir setzten uns hin und warteten ab, was uns präsentiert würde. Gewohnt, den Esel beim Schwanz aufzuzäumen, beginne ich mit der deutschen Republik.

Diese befand sich an dem fraglichen, sehr heißen Tage im königlichen Opernhaus zu Berlin. Sie muß eine sehr bezente Frau sein, denn gezeigt hat sie sich während der ganzen Feier nicht. Aber sie muß andererseits, sollte man etwas unwillig vermuten, doch nicht von der besten Sorte sein, denn es wurde stark und anhaltend von ihr geredet. Eine Stunde lang sprach ein Minister von ihr. Darauf standen die Eingeladenen, betreten über die Angelegenheit, auf und gingen spurlos davon.

Vor dem Gebäude marschierten etwa hundert ziemlich murksige Soldaten. Die Majestät in Doorn hatte sie zur Feier des Tages geliebt; bessere konnte er für diesen Zweck nicht schicken; auch wollte er protestieren über die schäbige Behandlung seiner Geldangelegenheiten. Motorisch wird ihn noch jetzt seine Zivilliste gesperrt.

Die Versammlung selbst beobachtete ich während des Vorgangs im Saal sehr genau. Sie hatten aus Zeitungen und Akten Kenntnis davon, daß seit zweieinhalb Jahren es hierzulande Republik gäbe, und waren spornstreichs auf die Einladung hergelaufen, um sie kennenzulernen. Lauter sachkundige Gesichter. Der eine sah nach einem Bureau aus, der andere sah nach einem Bureau aus, der dritte sah nach einem Bureau aus, der vierte sah nach einem Bureau aus.

Als der Reichspräsident eintrat, stand niemand auf. Naturgemäß. Denn die Republik, die er vertrat und feiern wollte, ist seine Sache. Man war ja außerdem eingeladen; er war der Wirt, eventuell mußte er sich vor der Versammlung verbeugen. Man hörte darauf mit Interesse die Ouvertüre zum Freischütz an und war sehr erstaunt darüber, daß statt des Stücks nun der Vortrag eines Ministers kam, der doch bald aktionkundig werden würde. Der Vortrag nahm nach einiger Zeit, wie erwartet, sein Ende. Aber auch jetzt wurde noch nicht der Freischütz gespielt, sondern ein Satz aus der fünften Sinfonie Beethovens. Merkwürdiger Einfall, vor Tisch einen Satz einer Beethovensinfonie zu spielen; es grenzte an Generalprobe. Die meisten Herren versprachen, zur Republik nicht wieder hinzugehen. Sie gingen entschlossen Mittag essen.

Man hatte von der gefeierten Republik Kleidungsstücke ausgehängt, um auch Ungläubige zu überzeugen. Aber es waren nur zwei Leinwandstücke, Fahnen, in ganz Berlin, die ich sah, und die sicher zur Garderobe einer deutschen Republik gehören konnten. Die hingen aber gerade, sozusagen ausgerechnet, über dem Opernhaus. Es war ein zu grob konstruiertes Alibi. Sonst sah ich mehrere königlich preussische Fahnen, auch eine drollige Fahne über dem Zeughaus, von der man mir sagte, dies sei eine beglaubigt sichere republikanische: schwarz-weiß-rot, ein schwarzes „eisernes“ Kreuz mittendrin. Was daran republikanisch sein soll, habe ich aber nicht fassen können; es ist zu tief für mich.

Der Präsident marschierte an der murksigen Garde aus Doorn vorbei; beide fixierten sich scharf, ob sie gegenseitig die Republik sehen könnten, aber zogen unverrichteter Dinge ab. Es gab zahlreiche Kinooperateure, Postkarten von der Beerdigung der Erbkaiserin in Potsdam. Man wird einigen Eingeladenen recht geben, die vor einem Schnaps bei Habel feststellten: die Republik ist notorisch, damit genug, dreimal genug; es ist immer verkehrt, wenn man sich mit dem Publikum in Verbindung setzt.

Bei der Dantefeier war es gerade umgekehrt. Hier kamen nicht Leute hin aus Neugierde, den Festierten kennenzulernen, sondern alle wußten, wer es war; sie wollten nur schmunzeln, sich freuen und „ei!“ rufen. Was begreiflich ist, da ausländische Dinge in Deutschland immer in hohem Ansehen stehen. Auf der Straße stand diesmal nicht die murksige Garde, sondern es wurden Papierblumen für Oberschlesien verkauft, jedoch nicht an mich; denn ich bemerkte am Denkmal des alten Friß schon von weitem die Kapelle, deren Trompeten verdächtig nach „Heil dir im Siegerkranz“ ausfahen. Und ich weiß schon seit zwei Jahren, daß, wenn man hier im Lande „deutsch“ sagt, man Holland meint, nämlich Amerongen usw.

Höchlichst wurden alle Dantefreunde aber im Opernhaus erfreut und überrascht, als sich herausstellte, daß beide Redner ebenso „Dante“ sagten und Oberschlesien meinten. Es war eine Gesellschaft von höchst Gebildeten, und der Umgang mit Hieroglyphen hatte erzieherisch auf ihre Ausdrucksweise gewirkt. Der erste Redner äußerte schlicht: „Der Arno fließt durch Dantes Dichtung“; aha, fühlt der Ägyptologe von der Panke, auch wir vergessen Potsdam nicht. Der andere redet breiter, breiter, immer breiter, noch breiter. Ich habe einmal im Kino geschlafen, als der Meisterdetektiv zum sechshundertsten Male das Auto verließ, um das Flugzeug über sich zu besteigen, sich auf ein fahrendes Motorboot niederließ und andere Maßnahmen traf, die das deutsche Volk endlich auf ein höheres Niveau heben sollten. Jetzt schief ich ein, denn der Urschleim umfloß mich, zurück sank ich, getröstet schaukelte ich, mir konnte nichts passieren. Dunkel hallte in meine Ruhe ein Lob von Dantes Geschlossenheit und Entschlossenheit, von der Größe und Härte — seiner Form, von seiner Strenge. Und ich ahnte die Hieroglyphen für die Klage: auch wir werden uns einmal erheben — aus unserer geistigen Not. Deren Vorhandensein ich bei den Äußerungen meiner Nachbarn übrigens nicht leugnen konnte. Dunkel vernehme ich: Dante, ein Führer zur Sachlichkeit, zur Männlichkeit. O, ich weiß, ich weiß. Oberschlesien kann uns sicher nicht verloren gehen. Als das Wort Goethe fiel, wachte ich einen Augenblick verdußt auf. Es war aber nichts. Goethes Faust spricht auch von Läuterung, aber zu weich, zu wenig entschlossen. Ich weiß. Es war unvermeidlich. Es ist beinahe keine Hieroglyphe mehr.

Ich überdachte nach dieser Oberschlesienfeier der Berliner Ägyptologen mir den Mann, dessen Namen man an die Spitze des Arrangements gesetzt hatte. Dante ist in der Tat kein Mann zum Feiern. Ein Phänomen der Phantasie und der Wut. Die Hyäne, die in Gräbern dichtet, hat einer von ihm gesagt. Die Wüstheit seines Hasses und seines Zornes ist beispiellos. Seine „Komödie“ ein einziger Rache- und Haßgesang. Er hat auch himmlische Töne, in den Pausen. Und zur Folie. Der kleine, unansehnliche Mann in gebückter Haltung, mit dichtem, dunklem Bart. Der durch Italien und das Ausland endlose Jahre irrte, sich in seinen Briefen unterschrieb: „Dantes Aligherii, der schuldlos aus Florenz verbannte“. Er aß das bittere Brot der fremden Häuser. Von den Amnestien, die Florenz erließ, machte er keinen Gebrauch; ja er, der für die Unabhängigkeit seiner Heimatstadt gekämpft hat, ist imstande, den Kaiser zur Vernichtung der florentinischen Freiheit anzurufen. Er war verheiratet — aber siehe da, wir hören nichts von seiner Frau. In den Verschlingungen von Verfolgungs Ideen war er gefangen. Grübelnd und spintifizierend

hamsterte er die Gelehrsamkeit seiner Zeit, arrangierte sie um seine finstere Verfolgungsidee. Eine furchtbare Zeit, in der er lebte, ein in Haß verbissener Stadtstaat sein geliebtes Florenz. Er hat selbst als Prior von Florenz ein Urteil unterschrieben, wonach drei bestimmten Anhängern des Papstes, falls sie nicht hohe Buße zahlten, die Zunge ausgeschnitten werden sollte. Damals liebte man es allgemein, mit Gefangenen kurzen Prozeß zu machen, wogegen die neuerdings beliebte Erschießung auf der Flucht ein humanes Kinderspiel ist. Turm um Turm in Florenz war befestigt, jeder Palast gegen den andern. Wo man sich heute Beulen schlägt, schnitt man sich damals die Nasen ab. Dazwischen sanfte erotische Feste mit weißen Kleidern und Glockengeläute; die Jünglinge numerieren die schönsten Frauen und Mädchen der Stadt, bedichten sie in süßer Art. So schrieb Dante sein „Neues Leben“; es war anderswo die Zeit der Troubadoure und Minnesänger; die eleganten jungen Männer mußten so schwärmen, wie sie heute amerikanisch Shimmy zucken und zappeln. Später ließ Dante das. Jung: beblühtes Drachenhaus; alt: der Drache fährt heraus.

Dies der Arno, der durch die „göttliche“ Komödie fließt. „Göttlich“ sagen sie. O Gott.

Inzwischen —

Inzwischen ist Erzberger wirklich erschossen worden.

Dies wäre nichts. Denn es sind unter Mitwirkung derselben Geister, die Deutschland für ihr Privateigentum halten, seit den Lichtenberger Unruhen schon andere und nicht schlechte abgemurkelt worden. Es traf sich diesmal nur gut. Der Schuß hat unseren lieben Freunden das Spiel verdorben; er war eine nichtplanmäßige Tölpelerei. Man war mitten dabei, „vaterländisch“ so lange zu tuten, bis das betäubte Ohr nicht mehr die Modulation ins Feudal-dynastisch-Kriegerische erkennen würde. Man rechnete auf das eigene große Maul, den Stumpfsinn und die Trägheit der anderen. Welche Spekulation, richtig angewandt, Inbegriff jeder Reklame ist und immer zieht. Mitten im Zug aber kam der Schuß und — beendete keineswegs das Spiel.

Die deutsche Republik wird erst, wie alles Lebendige, leben, wenn sie sich unter Gefahren bewährt hat. Jede Gefahr, die sie übersteht, stärkt ihr Leben. Es ist aber sicher, daß keiner Militärdynastie in absehbarer Zeit Deutschland in die Hand fallen wird es sei denn nach furchtbaren Kämpfen. Zunächst hat sich — Evoo, Evoo! — zum zweiten Male nach dem Kapputsch gezeigt: die realste Macht in Deutschland haben die Republikaner.

Republik: das ist ein schlummernder Riese, ein schwerhöriges Geschöpf,

das Schiffe erwecken muß. Ein tapferer, nicht großer Teil der Bürger steht Wache bei dem Riesen, dazu die ganze Arbeiterschaft. Sie haben keine vergrabenen und versteckten Waffen wie die anderen, aber ein Gefühl, ein unbändiges, eisernes, leidgehärtetes Gefühl. Dasselbe Gefühl, das die Niederländer hatten, die Alba über sich hatten ergehen lassen. Bürger und Arbeiter haben dies echte, aus dem gegenwärtigen Leben steigende Gefühl, — jene nur Erinnerung und törichte Nachsucht.

Mit uns, Bürgern und Arbeitern, wird die Gefahr und der Sieg sein.

Politische Chronik

Von Sebastian Brant

Deutschland ist in seiner Außenpolitik für eine Weile von der grell beleuchteten Kampe zurückgetreten. Die Zeit der Proteste ist vorüber. All der viele Kleinkram an Differenzen und Mißhelligkeiten, der sich aus den ersten Folgerungen des Versailler Friedens ergab, ist bereinigt. Jetzt geht es nur noch um die großen Probleme. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, sie von uns aus aufzurollen. Viele können die Zeit nicht abwarten und brennen darauf, wieder eine lärmende Politik zu machen, wieder im Konzert der Mächte, wenn auch nicht den Dirigentenstab nehmen, so doch wenigstens das erste Cello spielen zu dürfen. Dieser Wunsch entspringt einer politischen Kurzsichtigkeit. Es kommt in der Politik letzten Endes überhaupt nicht darauf an, daß sie geräuschvoll inszeniert und auf die Claque der Galerie eingestellt ist. Jede Bluff- und Prestigepolitik muß irgendwann einmal andere vor den Bauch stoßen, und dann ist der Konflikt da. Deutschlands Politik kann nur in größter Zurückhaltung nach außen und in wirtschaftlicher Kräftigung nach innen bestehen. Jede Politik muß natürlich irgendwie auf Macht eingestellt sein. In jedem Volke muß der Wille zur Macht leben. Es kommt nur darauf an, was man unter Macht versteht. Das Nächstliegende ist die schimmernde Wehr, die Möglichkeit, bei jedem politischen Schritt stumm auf das geschliffene Schwert zu weisen. Das war Bismarcks System. Aber seine Genialität ließ ihn nur im äußersten Falle zu diesem Druckmittel greifen. Wichtiger war ihm, die Fäden, die nach allen Seiten angeknüpft waren, nicht abreißen zu lassen, und der schrecklichste Gedanke, der ihn in schlaflosen Nächten bedrückte, war ihm der cauchemar des coalitions, der Alp der Koalitionen, die sich um und gegen Deutschland bilden könnten.

In der wilhelminischen Ära wurde wie wild darauflosgerüstet, zu Lande und gleich auch zu Wasser. Alle Nachbarn wurden aufgeschreckt. Dazu wurde die deutsche Außenpolitik mit einem geradezu ohrenbetäubenden Tamtam betrieben. Nach allen Seiten wurden die Hände ausgestreckt, um ja nichts zu versäumen und sich alle noch so nebelhaften Zukunftsmöglichkeiten zu sichern. Ganz von selbst mußte sich daraus eine Isolierung ergeben. Zu derselben Zeit, da England, unter leisen Atembeklemmungen, sich aus der splendid isolation heraussehnte, da es, vorsichtig tastend, Anschluß und Rückendeckung suchte, ruderte sich Deutschland selbst in jene verhängnisvolle Isolierung hinein, bis die Katastrophe hereinbrach. Mit dem militärischen Machtstandpunkt also ist es vorbei. Die Geschichte hat ein neues Blatt aufgeschlagen. Der Kriegsgedanke wird, nach dieser entsetzlichen Lektion, aus den Hirnen der Völker verschwinden. Der französische und der polnische Militarismus, die heute noch Europa ständig in Unruhe versetzen, sind nur noch die letzten Ausläufer einer vor unseren Augen versinkenden Epoche. Die Macht, auf die sich die Politik künftig stützen muß, ist die moralische und die geistige, die technische und die wirtschaftliche. Diese Kräfte gilt es im deutschen Volke zu wecken und zu stärken und in ihrer Gesamtheit in den Dienst der Politik zu stellen. Daher ist unbedingt Ruhe im Innern notwendig, um den Gang der Entwicklung nach oben nicht zu stören. Darum kann Außenpolitik nur auf lange Sicht gemacht werden. Wir müssen uns als ein Glied der Völkerfamilie erweisen, das nicht umgangen werden kann. Wir müssen warten, bis die andern aus dieser Erkenntnis heraus uns suchen. Die ersten Anfänge dazu zeichnen sich schon in leichten Konturen von dem Hintergrunde der internationalen Politik ab. Drei große Drähte sind zu uns herübergespunnen. Nebeneinander oder konkurrierend? Beides.

Alle die Nationen, die am Kriege beteiligt waren, haben, auch auf der Siegerseite, wirtschaftlich schwere Wunden davongetragen. Die Nachwehen sind dort vielleicht noch schlimmer als jene Tage, da fast die gesamte Volkswirtschaft fiebernd auf die Kriegsproduktion eingestellt war. Die Ziffern der Arbeitslosen gehen in Amerika und England in die Millionen. Zahlreiche Betriebe liegen still, weil der Weltmarkt sich wesentlich verengt hat, weil Mittel- und Osteuropa zum Teil oder völlig als Konsumenten ausgeschaltet sind; eine panikartige Krisenstimmung macht sich breit. Der wirtschaftliche Schlüssel zum kontinentalen Europa ist aber nach wie vor Deutschland. Die Amerikaner haben das bald erkannt. In dem Auslug nach neuen Absatzgebieten kommt für sie, abgesehen von den

begrenzten Möglichkeiten des südamerikanischen Marktes, nur Ost-, Mittelasien und Rußland in Frage. Das sind die heute noch unerschlossenen Konsumreservoirs, die einer gewaltigen Exploitation offen stehen. Dieses ungeheure Gebiet wird von ihnen gewissermaßen zwischen die wirtschaftliche Zange genommen. Im Osten soll China die ökonomische Brücke zu diesen unabsehbar weiten Ländern bilden. Im Westen Deutschland. In Ostasien stößt es dabei auf den Widerstand Japans, das gleichsam die Arme um das chinesische Reich ausbreitet. Schon drohte es, zu Zusammenstoßen zu kommen. England, das fürchten mußte, dabei ins Gebränge zu geraten, legte sich ins Mittel, und auf der Konferenz über den Stillen Ozean wird man nun versuchen, irgendwie einen friedlichen Ausgleich zu schaffen. Mit Deutschland ist inzwischen der langumstrittene Frieden geschlossen. Die Amerikaner haben sich dabei formal zwar völlig vom Versailler Friedensvertrag getrennt, aber sachlich haben sie doch alle Punkte daraus für sich in Anspruch genommen, die irgendwie für ihre speziellen Interessen in Betracht kommen. Das meiste ist jedenfalls in die Form von Vorbehalten gekleidet. Immerhin läßt dieser nachträgliche Friedensschluß Amerikas politisches Desinteressement an den politischen Wirrungen Europas erkennen. Wirtschaftlich dagegen ist es jetzt dabei, über Deutschland nach dem Osten vorzudringen. Die großen Vereinbarungen, die der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie mit amerikanischen Linien getroffen haben, sind die erste Etappe auf dem Wege einer deutsch-amerikanischen Kooperation im Osten. Die Sowjetregierung ist auch bereits mit einem Schiffs- und Transportabkommen der Hamburg-Amerika-Linie verknüpft. Gewiß ist Rußland heute noch ein wirtschaftliches Chaos. Die Macht der Sowjets scheint unerschütterlich zu sein. Indessen kann dieser Schein trügen. Lenin hat selbst dem internationalen Kapitalismus die Türen weit aufmachen müssen, um die völlig heruntergewirtschaftete Volkswirtschaft und vor allem das Verkehrswesen wieder langsam aufzurichten. Trotzdem ist eine furchtbare Hungersnot über das Land hereingebrochen. Ganze Landstriche sind entvölkert; die Massen sind in Bewegung gekommen. Auch seelisch. Die Macht des Bauerntums wächst. Durch das Genossenschaftswesen wird der Bauer organisiert. Der Einfluß der Sowjets reicht oft nicht weit über das Weichbild der Städte hinaus. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann der Bauer, der heute mit seinen Lebensmitteln das ganze Volk in der Hand hat, nun auch politische Rechte als Gegenwert für sein Getreide und seine Kartoffeln fordern wird. Wer das Ohr auf die russische Erde legt, vernimmt bereits deutlich das unterirdische Grollen. Im Auslande sind die Emigranten eifriger denn je an der Arbeit, das Werk des

Umsturzes zu vollbringen. Von Paris, aber mehr noch von Berlin wird eifrig darauf hingearbeitet. Die russische Intelligenz hat sich hier neue kleine Kulturzentren geschaffen. Russische Zeitungen und russische Bücher, abseits von allen kommunistischen Theorien, erscheinen wieder und nähren in den Herzen der Hunderttausende von Flüchtlingen die große Hoffnung auf die Wiederauferstehung des Landes. In Geheimkonventikeln werden wieder Fäden gesponnen, um auch militärisch zu einem Schläge auszuholen. In Litauen, in Lettland, in Estland, in Finnland stehen bereits geheime Vorposten, um auf ein gegebenes Signal den militärischen Apparat spielen zu lassen. Judenitch, Koltshak, Denikin rannten sich die Köpfe ein. Wird Bermond (Fürst Awaloff), der die Seele der neuen gegenrevolutionären Bewegung zu sein scheint, mehr Glück haben? Kommt es in der Tat über kurz oder lang zu einem Zusammenbruch des Sowjettums, dann wird das neue Regime zweifellos das internationale Kapital sofort mit einer großen Geste zum Wiederaufbau Rußlands einladen. Dann wird Rußland, dann wird auch Sibirien kapitalistisch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sein. Auf diese Stunde wartet nicht nur Amerika. Auf diesen Augenblick lauert auch England. Und damit kommen wir zu dem zweiten großen wirtschaftlichen Draht, der von einem der Siegerstaaten in aller Stille nach Deutschland gelegt ist.

England ist wirtschaftlich nicht über den Schiffsverkehr, sondern über Handel und Industrie in Deutschland eingedrungen. Als erster Staat nach dem Friedensschlusse hat es deutschen Firmen wieder Niederlassungen in England ermöglicht. Tausend wirtschaftliche Fäden sind gespannt, große Industrieunternehmungen machen sich bereits deutsche Technik, Organisation und Unternehmungslust zunutze. Aber das Wesentlichste bei alledem ist auch hier die Bereitschaft, mit den Deutschen den russischen Markt zu erobern, wenn es so weit ist. Das englische Kapital, in all seinen Betätigungsformen, hat aber noch eine andere Sorge: Frankreichs Wirtschaftsimperialisimus. Läßt England ohne weiteres der französischen Expansionspolitik freien Spielraum, dann muß es eines Tages befürchten, völlig vom kontinental-europäischen Markt ausgeschaltet zu werden. Vor dem Kriege war allein Deutschland sein bester Kunde. Nun droht Frankreich, den Engländern dieses und das ganze übrige Absatzgebiet zu entreißen. England würde bei einer solchen Entwicklung wirtschaftlich völlig isoliert werden. Der ganze ökonomische Zusammenhalt des britischen Weltreiches würde ins Wanken geraten, wenn die Dominions, wenn Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika nicht mehr Englands als Mittler, als Rohstoffkäufer, Rohstoffverarbeiter und Händler bedürften, wenn es nicht

mehr zwischen ihnen und dem kontinentalen Europa stände. Englands Weltstellung ist nur zu verstehen als Pforte, durch die die übrige Welt ökonomisch mit Europa verkehrt. Fällt dieses Hinterland fort, dann ist auch seine überragende politische Machtstellung dahin. Daraus ergab sich alle die Jahrhunderte hindurch die sogenannte Gleichgewichtspolitik, die es dem kontinentalen Europa aufzwang. Die Mächte sollten sich gegenseitig binden: Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland. Erhob auch nur eine dieser Nationen trotzig das Haupt über die andern, drohte es, England wirtschaftlich auf die Seite zu drängen, dann schlug England, solange es noch Zeit war, meist in einer großen Koalition auf diesen gefährlichen Emporkömmling los. So ging es nacheinander Spanien, Holland und Frankreich. Um die Jahrhundertwende sah es zwei europäische Mächte immer gefahrdrohender die Arme recken: Rußland und Deutschland. Rußland, das englische Interessen auf seiner Expansion nach Ostasien bedrohte und das vor den Toren Persiens und Afghanistans Indien und den Weg von da nach Ägypten gefährdete; Deutschland, dessen Handel und dessen Kriegsflotte es unmittelbar berührte. Damals versuchte England, für Deutschland zu optieren. Vielleicht, um einen gegen den andern auszuspielen oder zum mindesten zu binden. Deutschland schlug in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit dreimal das englische Allianzangebot ab, und England verbündete sich mit Japan. Nun kam im fernen Osten der Stein ins Rollen. Rußland unterlag im Kriege mit Japan, gab seiner Außenpolitik kurz entschlossen eine rasche Wendung vom fernen Osten zum nahen Orient, an dem Deutschland wirtschaftlich und politisch sich bereits stark engagiert hatte. Die Einkreisungspolitik gegenüber dem Deutschen Reiche machte weitere Fortschritte. Deutschland und Rußland wurden politisch von England mehr und mehr zusammengedrängt. Ihre Handlungs-, ihre Bewegungsmöglichkeit wurde beschränkt. England hatte beide in der Hand. Nun darf man, in der Politik wie in der Geschichte, nie sagen, daß ein einzelner einen solch teuflischen Plan eronnen habe, um die Völker, um die ganze Erde in eine Katastrophe hineinzutreiben. Solche Dinge vollziehen sich zwangsläufig, und die Menschen werden die Sklaven der Verhältnisse. Einer hängt am andern. Einer wird vom andern getrieben. Der einzelne sowohl wie die Völker. Jeder scheut das Letzte. Jeder glaubt, keiner möchte fühlen Herzens die Verantwortung für unabsehbares Leid tragen. Bis es dann eines Tages kein Entrinnen mehr aus all den gelegten Schlingen gibt. Bis keiner mehr sich aus dem Irrgarten der Diplomatie herausfindet. Bis es dann nur noch ein Entweder — oder gibt. Und dieses Oder ist dann der Krieg. Und hernach, wenn man das Ganze dann von einem historischen Stand-

punkte aus sieht, zeigt es sich, daß die Geschichte, so blutig sie auch scheinen mag, doch folgerichtig gehandelt hat, logisch in dem Sinne der großen englischen Gleichgewichtstheorie. Nun aber, kaum daß England, aus tausend Wunden klaffend, den Krieg überstanden hat, zeigt es sich, daß, nachdem Deutschland und Rußland, die beiden großen Rivalen, niedergelungen sind, die kontinental-europäische Hydra schon wieder ein neues Haupt zischend gegen England erhebt: Frankreich. Bisher war die französische Politik ganz einseitig auf Druck gegen Deutschland eingestellt. Der Militarismus Deutschlands sollte mit Feuer und Schwert ausgebrannt werden, um jede Gefahr einer Revanche zu beseitigen. Polen wurde als Gendarm an die Weichsel gestellt. Rußland wurde völlig abgeriegelt, um jede Berührung mit Deutschland zu unterbinden. Das Deutschtum in Osterreich wurde politisch und wirtschaftlich vollständig zur Ohnmacht verurteilt. Aber dieser negativen Politik, die noch durch die sogenannten Sanktionen unterstüzt wurde, ist inzwischen eine positive Wirtschaftspolitik gefolgt. Im Zusammenhang mit der Wiedergutmachungsfrage haben zwischen den Ministern Loucheur und Rathenau eingehende Verhandlungen über umfangreiche jahrelange Sachlieferungen Deutschlands stattgefunden. England wittert hinter diesen Abmachungen mit seiner feinen wirtschaftlichen Spürnase mehr als bloße Reparationsleistungen. Es befürchtet, daß sich hier eine deutsch-französische Wirtschaftsannäherung vollziehen möchte, die ihm seine ohnehin schwer erschütterte wirtschaftliche Position gegenüber Europa vollends zunichte machen könnte. Daher haben die englischen Politiker diesen Vorgängen mit starkem Mißtrauen zugeschaut. Und ihre Abneigung gegen Frankreich macht sich immer deutlicher bemerkbar. Noch besteht die Entente, aber sie hat doch schon bedenkliche Risse bekommen. Lloyd George hat, als es um die Entscheidung über Oberschlesien ging, gegen Briand eine Sprache geführt, die kaum noch mit der freundschaftlichen Tradition beider Länder zu vereinbaren war. Und wenn man nicht schließlich den Ausweg gefunden hätte, das schier unlösbare obereschlesische Problem dem Völkerbund zu überweisen, hätte es schon in jenen Tagen zum offenen Konflikt geführt. Beide, England und Frankreich, wehren sich gegen die Isolierung. Es fragt sich, wer der Stärkere von beiden sein wird. England kämpft wider die wirtschaftliche Isolierung, Frankreich gegen die moralische an, den Vorläufer einer politischen.

Frankreich spielt heute in seinem militärischen, politischen, wirtschaftlichen Draufgängertum die Rolle des wilhelminischen Deutschlands. England sieht einen neuen Gegner unmittelbar vor seinen Toren entstehen, und langsam beginnen in der anglo-amerikanischen Weltpresse die ersten

moralischen Scheiterhaufen aufzuflammen, die, wenn Frankreich nicht rechtzeitig einlenkt, es allmählich einkreisen werden. Mit keiner Nation hat England so lange und so blutige Kriege geführt wie mit Frankreich. Diese Auseinandersetzungen kann man Jahrhunderte hindurch verfolgen. Das große Kolonialreich Frankreichs, das bis zum Mississippi reichte, stürzte jäh zusammen, als Napoleon der Erste sich anschickte, England über den Weg seiner Kolonien zu zertrümmern. Gibt es in der Geschichte eine Wiederkehr des Gleichen?

Deutschland ist an alledem nicht interessiert, wenigstens nicht sinnfällig. Es kann diese Vorgänge auf der großen Weltbühne nur als Zuschauer aus dem Parkett betrachten. Wir haben keinen Säbel mehr, mit dem wir rasseln können. Und das ist gut so. Unsere Macht, die wir uns erst wieder erobern wollen, liegt, um es noch einmal zu sagen, im Moralischen, im Geistigen, im Technischen, im Wirtschaftlichen. Darauf müssen wir uns einstellen. Es wäre falsch, wenn wir nach der einen oder der anderen Seite optieren wollten. Wir nehmen gewissermaßen unparteiisch das Gute, woher es auch kommen mag: das Gute, das ist das Wirtschaftliche, die Wiederanknüpfung der Wirtschaftsbeziehungen, die Einschaltung in den internationalen Verkehr. Die Zeit arbeitet für uns. Die Welt braucht Deutschland. Die einzelnen Länder brauchen Deutschland. Die Wolken am Horizonte verziehen sich. Trotz der ungeheuren Reparationsleistungen, über die das letzte Wort noch keineswegs gesprochen ist, malt sich heute bereits die Zukunft freundlicher für Deutschland. Nur eins müssen wir vermeiden, dem Ausland wieder Grund zu Besorgnissen vor deutschem Militarismus zu geben. Alle die deutschnationalen Desperadopolitiker, die die Zeit nicht abwarten können, spielen, wenn sie es so weiter treiben wie in der letzten Zeit, den Gegnern Deutschlands in die Hand und würden von neuem eine Front gegen uns zusammenschweißen in einem Augenblicke, wo diese an sich unnatürliche, defensive Völkergemeinschaft gegen Deutschland zu schmelzen beginnt. Nach der Schlacht bei Jena, als die Franzosen auf die preussische Hauptstadt losmarschierten, schlug der Berliner Gouverneur die damals komisch klingenden Worte an die Mauern der Stadt: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Heute haben diese Worte eine ungleich ernstere Bedeutung gewonnen.

Anmerkungen

Chronik des Auslands

Henry Lichtenberger, der Pariser Professor, dessen Lebensarbeit der deutschen Geistergeschichte gilt, veröffentlicht in der „Revue de Genève“ einen Aufsatz „La sagesse de Goethe“. Er zeigt Goethes philosophisches und religiöses Weltbild, aber auch die dämonische, gestaltende Gewalt, die es schuf. Was kann uns dieser mächtige geistige Reichtum heute bedeuten, in diesen Tagen der Gewitter und der Zweifel, der maßlosen Erregungen und Erschütterungen? „Wir leiden heute unter den Ausschweifungen des Spezialistentums, welches übrigens nur die notwendige Folge der modernen Entwicklung ist. Aber das Beispiel Goethes lehrt uns zu verstehen, daß das Genie nicht allein die außergewöhnliche Entwicklung einer besonderen Fähigkeit ist, sondern auch seine tiefe Quelle in der mystischen Mitte der Persönlichkeit selbst haben kann, — daß die Dressur zum Staatsbürger nicht der einzige Zweck der sozialen Arbeit ist, sondern daß es von Wichtigkeit, seinen Anteil an der Kultur des Ichs beizutragen, an der Ausbildung starker und synthetischer Persönlichkeiten.“

Wir leiden weiterhin häufig am Mangel an innerer Harmonie. Die moderne Seele ist zu oft zerrissen und im Kampf mit sich selbst. Goethe aber richtet sich vor uns auf als Menschheitstypus, nicht allein als der vollkommenste, sondern vielleicht auch als der harmonischste, den die Neuzeit hervorgebracht hat. Für denjenigen, der an das Recht des Wollens glaubt und zugeibt, daß jeder von uns berufen ist, im Maße seiner Kräfte an der Verwirklichung der menschlichen Idee in und außer sich zu arbeiten, ist Goethes Weis-

heit ein unvergänglicher Gegenstand des Nachdenkens und der Bewunderung.

Wir leiden endlich und besonders an der Unfähigkeit, uns einander anzupassen, unsere Aktivitäten auszugleichen, unsere Energien in einem höheren Ganzen zu vereinigen. Daher die Unordnung, mitunter Anarchie und das Chaos, welche sich in der Gegenwart zeigen, — im städtischen wie im ländlichen Leben, im Leben jeder einzelnen Nation wie im internationalen Leben. Die Zwietracht zwischen Menschen, Nationen, Klassen hat eine Schärfe angenommen, die als die Hauptgefahr der Gegenwart erscheint und die bittere Böswilligkeit, das tiefe Mißtrauen, den starken Pessimismus hervorbringt, mit denen so viele Zeitgenossen sich beurteilen, die Gegenwart verdammen oder das ganze Leben verneinen. Das Leben von Goethe aber ist ein Wunder an Integration, wie es ein Wunder an Harmonie ist. Er hat das tiefe Bedürfnis; die leidenschaftliche Verehrung der Ordnung; er hat die Unordnung mehr als den Tod verachtet. Er lebte in einer Epoche, die ebenso gequält, ebenso chaotisch wie die unsrige war, und doch ließ er sich nie von seinem Weg abbringen, verlor nie sein Gleichgewicht und hörte nie auf, an der Verwirklichung der geistigen und materiellen Ordnung in der Welt zu arbeiten. —

Goethes Weisheit im ganzen erscheint uns als ein Prinzip, das heute noch lebt und wirkt. Der Krieg mit seinen furchtbaren Folgen stellt uns zweifellos vor furchtbare praktische Probleme, die genaue Lösungen und gebieterisch unsere Aufmerksamkeit verlangen. Aber wir haben nicht nur die Ordnung in dem durch den Krieg und seine Zerstörungen

geschaffenen Chaos wiederherzustellen. Es ist nicht weniger wichtig, daß wir aus der moralischen Wirrnis, in die die Krisis, die wir jetzt durchmachen, die europäische Menschheit gestürzt hat, herauskommen. Alle diejenigen, die glauben, daß unter den gegenwärtigen Problemen eins der ernstesten die Wiedergeburt einer Ideologie ist, die der Sehnsucht der Zeit eine bestimmte Richtung gebe, werden sich ohne Unterschied der Nationalität oder der Rasse an Goethe als ihren Meister wenden. Die Weisheit Goethes ist im geistigen Besitz unserer westlichen Kultur der kostbarste Schatz und vielleicht ein wichtiger Stoff bei der Wiederherstellung der Tafel der europäischen Werte, um die sich heute alle bemühen, die guten Willens sind.“

André Gide gibt in der „Nouvelle Revue Française“ eine Vorrede zur „Armance“, diesen Roman Stendhals mit dem denkbar gefährlichsten Gegenstand, der nach Stendhal selbst „die größte unter den Unmöglichkeiten der Liebe“. (Dieser Roman ist erst jetzt zum ersten Male in deutscher Sprache erschienen: in der hervorragenden, auch äußerlich musterhaft ausgestatteten Gesamtausgabe von Stendhals Werken, die Franz Blei und Wilhelm Wiegand im Verlage Georg Müller in München herausgeben.) Von diesem Buche also sagt Gide: „Es ist mir angenehm, aufgefordert zu sein, über die ‚Armance‘ genauer zu sprechen. Man hat dies Buch bis jetzt ein wenig schlecht behandelt, und zwar mit Unrecht, wie mir scheint. Die Bewunderung richtet sich meist auf ‚Le Rouge et le Noir‘, auf ‚La Chartreuse‘, auf ‚Lucien Leuwen‘ sogar oder auf diesen unvergleichlichen ‚Henri Boulard‘, bei dem mir nach jedem neuen Lesen scheint, daß ich alles übrige für ihn opfern würde. Und trotzdem kenne ich gewisse Literaten — es sind nicht die schlechtesten —, die für ‚Armance‘ eine besondere Vorliebe haben. Aber für die durchschnittlichen Leser und selbst für die eigentlichen Stendhalianer hat sich die ‚Armance‘ noch nicht recht von Sainte-Beuves Urteil erholt: ‚Dieser Roman, rätselhaft im Wesen und ohne

Wahrheit im einzelnen, zeigt keine Erfindung und kein Genie.‘

Man muß gestehen, daß dieses Buch verwirrend ist. Die Intrige spielt nicht allein zwischen den Lesern, sondern zwischen dem Dichter und dem Leser; fast möchte ich sagen, sie spielt nur mit dem Leser. Wenn man ‚Armance‘ flüchtig liest, so denkt man zunächst an ein Idyll; tut man das, so hat man sich übertölpeln lassen: man spürt es erst allmählich; das ist unangenehm. Es ist eine Erklärung nötig, die ich kühn vorschlagen würde, wenn mir nicht Stendhal selbst liebevoll geholfen hätte: ein gewisser Brief von Stendhal an Merimée gibt uns den Schlüssel zur ‚Armance‘, die Lösung des Rätsels, welches das Buch dem Leser aufgibt. Solange uns dieses Wort fehlt, bleibt der Charakter des Romanhelden Octave unverständlich; durch dieses eine Wort klärt sich alles auf: dieser liebenswürdige Held ist — impotent.

So klar uns jetzt dieser Roman erscheint — und ich muß hinzufügen, daß ich ihn für das am feinsten und besten geschriebene Buch von Stendhal halte —, so läßt er uns dennoch unbefriedigt. Im Augenblick, wo Stendhal an diesen heiklen Gegenstand herantritt, wünscht man, ihn bis zum Schluß behandelt zu sehen; aber im letzten Augenblick scheint ihm der Mut auszugehen, so daß er vor der letzten und ohne Zweifel wichtigsten Frage zurückschreckt; schließlich rückt er aus; er überläßt uns zu fragen: Wie hätte Armance das Bekenntnis von Octave aufgenommen? Es liegt wohl nahe, daß wir so etwas erwarten. Was soll angesichts der Unzulänglichkeit ihres Liebhabers aus der Liebe einer Maitresse werden? —

Zumindest gelangen wohl beide ohne viele Mühe zu dieser Weisheit: sich nicht zu sehr über die Wichtigkeit von dem zu erregen, was ihnen versagt blieb, und sich zu überzeugen, daß die tiefste Liebe keineswegs an das Fleischn gebunden ist. Vielleicht würden sie sogar dazu kommen, sich zu beglückwünschen, weil ihre Liebe, frei von jedem fleischlichen Beigeschmack, diese Leidenschaft, die die Sinne entflammt, nicht kennt

und auch nicht ihre Brandschäden; weil sie gewisse Glückseligkeiten verbiethend, ihnen erlaubt, jene Hölle zu vermeiden, die diesen folgt:

To shun the heaven that leads men to
this hell,

wenn man Shakespeare glauben darf.

Denn ich denke an den furchtbaren Satz von Tolstoi, den Gorki uns mitteilt: „Der Mensch überlebt Erdbeben, Epidemien, die Schrecken der Krankheit und alle Todesqualen der Seele, aber seine marterndste Tragödie all die Zeit war, ist und wird sein — die Tragödie des Schlafzimmers.“

In England und Amerika herrscht stärkstes Interesse für Siegmund Freud und die Psychoanalyse. Seine Bücher werden übersetzt und die Literatur über ihn schwillt immer stärker an. Daß unter dieser Literatur auch seltsame Gewächse gedeihen, scheint aus einer Besprechung der Review of Reviews (London) hervorzugehen, die über ein neues Werk „Psychoanalyse und Soziologie“ von Aurel Kolnai so berichtet: „Anhänger und Gegner der Psychoanalyse, Freunde und Feinde des Kommunismus — alle werden Gedankenmaterial in diesem Buche finden,“ steht auf dem Umschlag. Allen & Unwin haben einen guten Ruf unter den Verlegern, und man kann nicht gut glauben, daß sie das Publikum zum besten haben wollen. Aber wenn sie sagen ‚Gedankenmaterial‘, argwöhnt man, sie meinen ‚Material zum Lachen‘. Die Psychoanalyse, angewandt auf die Soziologie, gibt uns als Herrscher über die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts den sogenannten Oedipuskomplex, der eine unwiderstehliche Neigung zum Elternmord mit dem Inzuchtmotiv vereinigt. Aber der besondere Charakter einer Schrift von solcher Persönlichkeit wie Herrn Aurel Kolnai — dessen Nationalität nicht enthüllt wird — ist sein recht verheerendes Rauberwelsch, das jedoch nicht völlig unverständlich ist. Greifen wir eine typische Stelle heraus: Wie schwierig würde es sein, wenn man den Ursprung des Kapitalismus

erforscht, die Rolle deutlich zu machen, die eine gewisse immanente Auflösung im Mittelalter spielt, die Rolle, die von aftererotischen Charakterzügen gespielt wird, und die Beziehung zwischen beiden... Die Wissenschaft kann besser Massenimpulse erklären als die Phasen der industriellen Entwicklung. Die Psychoanalyse ist besonders zu Hause in dem Gebiet der Regressionen. Die Anwendung auf die Wirklichkeit muß a priori eine bedeutende Rolle in mystischen Bewegungen spielen. Aber seitdem alle solche Bewegungen ein rückgängiges Libidokapital besitzen müssen, können sie von der Psychoanalyse nicht ausgeschlossen werden, nicht mehr, als Sublimation im allgemeinen ausgeschlossen werden kann.“ Und so weiter. Die Analyse des Kommunismus ist kaum fürs Lesen und Zitieren geeignet: aber mitunter ist sie äußerst drollig.“

R. K.

Die Reden Buddhas

Die geistige Welle aus Indien, die in Europa, speziell in Deutschland, seit hundert Jahren wirksam war, ist nun allgemein fühlbar und sichtbar geworden; man mag über Tagore und über Keyserling denken, wie man will, die Sehnsucht Europas nach der seelischen Kultur des alten Ostens ist eklatant geworden.

Psychologisch gesprochen: Europa beginnt an mancherlei Verfallserscheinungen zu spüren, daß die hochgetriebene Einseitigkeit seiner geistigen Kultur (sie äußert sich am deutlichsten etwa im wissenschaftlichen Spezialistentum) einer Korrektur bedarf, einer Auffrischung vom Gegenpole her. Die allgemeine Sehnsucht gilt nicht einer neuen Ethik oder einer neuen Denkweise, sondern einer Kultur jener seelischen Funktionen, welchen unsere intellektualistische Geistigkeit nicht gerecht geworden ist. Die allgemeine Sehnsucht gilt nicht so sehr Buddha oder Lao Tse als dem Voghitum. Wir haben erfahren, daß der Mensch seinen Intellekt bis zu erstaunlichen Leistungen kultivieren kann, ohne dadurch der eigenen Seele Herr zu werden.

In diese Lage fällt das Erscheinen einer lang erwünschten Neuausgabe von Neumanns meisterhafter Übertragung der Reden Buddhas. „Die Reden Buddhas aus der Mittleren Sammlung“ sind bei Piper in München soeben in drei handlichen Bänden zu sehr mäßigem Preise neu erschienen. Der Herausgeber widmet dem verstorbenen Neumann einen Nachruf und gibt in seinen „Nachweisen“ da und dort schöne Einblicke in Neumanns Werk, dessen Bedeutung gewiß noch nicht voll erkannt ist. Wir besitzen in diesen drei Bänden eine deutsche Übersetzung der dem Buddha zugeschriebenen Reden, deren Gründlichkeit und Vollständigkeit, deren Einfühlungsvermögen und innere Treue hohen Ruhm verdient.

Zuweilen sind Neumanns Übersetzungen, ihrer Wörtlichkeit in den anscheinend endlosen Wiederholungen wegen, von deutschen Literaten bespöttelt worden. Manche fühlten sich durch diese geruhigen, endlos fließenden Betrachtungsreihen an Gebetsmühlen erinnert. Diese Kritik, so wichtig sie sein mag, geht von einer Einstellung aus, welche der Sache nicht gerecht zu werden fähig ist. Buddhas Reden nämlich sind nicht Kompendien einer Lehre, sondern sie sind Beispiele von Meditationen, und das meditierende Denken eben ist es, was wir bei ihnen lernen können. Ob Meditation zu anderen wertvolleren Ergebnissen führen könne als wissenschaftliches Denken, ist eine müßige Frage. Zweck und Resultat der Meditation ist nicht ein Erkennen im Sinn unserer westlichen Geistigkeit, sondern ein Verschieben des Bewußtseinszustandes, eine Technik, deren höchstes Ziel eine reine Harmonie, ein gleichzeitiges und gleichmäßiges Zusammenarbeiten von logischem und intuitivem Denken ist. Über die Erreichbarkeit dieses idealen Zieles steht uns kein Urteil zu, wir sind in dieser Technik durchaus Kinder und Anfänger. Zum Eindringen in die Technik der Meditation aber gibt es keinen direkteren Weg als die Beschäftigung mit diesen Buddha-Reden.

Es gibt zahlreiche nervöse deutsche

Professoren, welche etwas wie eine buddhistische Überschwemmung, einen Untergang des geistigen Abendlandes befürchten. Das Abendland wird jedoch nicht untergehen, und Europa wird nie ein Reich des Buddhismus werden. Wer Buddhas Reden liest und durch sie Buddhist wird, der mag für sich einen Trost gefunden haben — statt des Weges, den uns Buddha vielleicht zeigen kann, hat er aber einen Notausgang gewählt.

Die Modedame, die neben dem bronzenen Buddha aus Ceylon oder Siam nun die drei Bände der Reden Buddhas legt, wird ebenso wenig jenen Weg finden wie der Asket, der sich aus dem Elend eines öden Alltags zu dem Opium eines dogmatischen Buddhismus flüchtet. Wenn wir Abendländer erst etwas Meditation gelernt haben werden, wird sie uns ganz andere Resultate zeigen als den Indern. Sie wird uns nicht zum Opium werden, sondern zu einer vertieften Selbsterkenntnis, wie sie als erste und heiligste Forderung den Schülern der griechischen Weisen gestellt wurde.

Hermann Hesse

Vom Bewundern

Als junger Mensch trieb mich ein Buch um und um; ich war mannigfach bewegt; um so weniger klare Gedanken fanden sich. Ich hatte das Gefühl: du mußt zu dem Dichter hinlaufen! Aber dann wäre ich dagewesen und hätte nichts zu sagen gewußt. Mein Laufen war alles, was ich zu sagen hatte. Welcher Dichter aber wäre so sehr Dichter gewesen: welcher Dichter hätte das verstanden? Wem wäre dieser Dank junger Füße genug gewesen? Wer hätte das bloße Laufen als Kulthandlung eines jungen Adoranten gewußt!

Von ferne den Schritten eines geliebten oder bewunderten Menschen folgen: dieser Zustand spiegelt vollkommen die innere Situation dessen, den der Affekt treibt, sich zu nähern, während der Strudel des Affekts den Verstand betäubt, so daß er nicht weiß, wozu sich nähern: den vor Verehrung zur Verehrung unfähigen Verehrer.

Vom Kritiker

Man urteilt sehr kritisch. Man beginnt aus Kritik, es auch gegen sich selbst zu sein. Man sieht nun, wie vieles man nicht kann. Man schätzt alsbald alles, was einem selbst unzugänglich schwer scheint, als große Leistung. Man wird sehr duldsam, anerkennend, bewundernd, bejahend, selbst für Mittleres, ja Geringses.

Kritik verwandelt sich in Selbstkritik, Selbstkritik, misaut geworden, in Überbewertung und Duldsamkeit. So wird aus Kritik durch deren höchste Steigerung zur Selbstkritik Duldsamkeit und Anerkennung jedes Gegebenen.

Wir ist, als wäre ich einen weiten Weg gegangen. Hugo Marcus

Nachtrag

zu „Rückschau, Vorschau“

Alfred Kerrs Aufsatz „Rückschau, Vorschau“ im Septemberheft unserer Zeitschrift ist leider ohne Berücksichtigung der vom Autor vorgenommenen Korrekturen gedruckt worden. Wir stellen das fest, weil wir das Recht eines Schriftstellers achten, seine Arbeiten in der von ihm bestimmten Fassung veröffentlicht zu sehen — was diesmal nur aus technischen Gründen unmöglich war.

Die Redaktion
der Neuen Rundschau.

I

Ich habe seit etlichen Jahrzehnten die Gewohnheit, so oft ich Dramaturgisches für die Neue Rundschau schrieb, einen Rohentwurf in die Setzerei zu geben; dann zu sehn, wie der vorläufige Versuch auf mich wirkt; ihn jetzt umzuhämmern, daß manchmal kein Wort neben dem andern blieb; hernach diese (durchgesehene) Fassung drucken zu lassen.

Im Septemberheft wurde, seit dreißig Jahren zum erstenmal, nur die ursprüngliche Rohskizze statt meiner der Redaktion übergebenen Endfassung (aus den oben berührten Gründen) gedruckt. Man lebt halt in einer apokalyptischen Zeit.

Von dem Wohlgefühl, welches der Schriftsteller danach empfindet, ist hinter-

her nicht viel wettzumachen. Der Unterschied zwischen Andeutung und Vollendung bleibt wesentlich. In der richtigen unveröffentlichten Fassung waren Absätze gekappt, Neues hinzugefügt, Druckfehler gemäht, Sinnloses eingereckt, Holpriges getilgt. Ich vermisse dies in dem bloßen Entwurf alles. Mit einem Worte: die Musik ist futsch.

Heut' kann die damals ungedruckte Fassung nicht vollständig abgedruckt werden. Immerhin ein paar Punkte davon.

(Maaber die Musik ist futsch, — bevor sie dereinst in meinen Schriften aufsteht; ha!)

II

Ein einziges falsches Komma zeugt himmelschreiende Verwüstung.

Ich hatte die enthüllte Schmutzkritik verspottet, deren modische Schwachheit an einem bestimmten Stil, mit allerhand Abakadabra, klebt; — während ich den expressionistischen Stil höchst wertvoll, doch seine Vertreter gar nicht wertvoll fand . . ., sonst aber jeden Stil gegrüßt und weitberzig umfassen hatte, den Maeterlinck=Stil, den Wedekind=Stil, den Hauptmann=Stil, den Ibsen=Stil, den Stramm=Stil wie den sanfteren Expressionisten=Stil: alles in der Erkenntnis, daß es nicht auf den Stil oder die Technik, sondern auf den Mann ankommt.

In der fehlerhaften Rohskizze steht folgender sinnlose Satz:

Die Technik von Gerhart Hauptmanns Geyerstück, auch der „Weber“ zeigte sich rühmenswürdiger, nicht noch anfechtbarer als die expressionistische . . .

Ein tödliches Komma. Sinnlosigkeit! In der echten Fassung heißt es:

Die Technik von Gerhart Hauptmanns Geyerstück, auch der „Weber“ zeigte sich rühmenswürdiger nicht noch anfechtbarer als die expressionistische — nur stach der große Kerl ab, der dahinter steht.

Also das Gegenteil.

Ein andres Beispiel. Ich nannte den dramatischen Expressionismus eine . . . „Dichtungsart, die keinen Dichter fand“,

mit dem Zusatz: „Denn eine Loller-Schwalbe macht keinen Sommer.“ Dieser Zusatz, tapfere Loller, fiel weg. Weiter. Ich hatte den köstlichen Holuspokus-Satz eines Kritikers hingefügt – von dem „Rhythmus, der das Menschliche in der einzelnen Gestalt erst dann findet, wenn er diese im Verhältnis zum ganzen Drama ausdrückt“; dies wörtliche Zitat war von dem übrigen angeführten Unsinn wenigstens durch ein stärkeres Satzzeichen getrennt...

III

Noch zwei, drei Punkte, der Klarheit wegen. Da die Redaktion den hier veröffentlichten Entwurf am 25. Juli in Händen hatte, sei betont, daß ein den Kunstschriftsteller Herrn Scheffler berührender Satz schon vor Justis heiterem Strauß mit ihm da stand – und orthographisch genau so hieß: „Die auftragende Wirkung von Phrasen in der bildenden Kunst ist etwan an dem armen Karl Scheffler, oder sonst einem trübseligen Graumann, seit Jahrzehnten von mir gern bespaßt worden. Also warum in der Dramaturgie?“

Noch etwas. In der ungedruckten Fassung ist gesagt:

„Nein. Kritik heißt Widerstand, Wahrnehmungskraft, Auswahl bei Umarmungen... und deutsche Sprache.“

Außerdem hieß es rechtens: „Prachtvoll steckt in der Form des Bauhandwerkers Stramm, noch in dieser, ein Kunstmittel, das in Zukunft sicherlich angewendet werden... Nein, das schon in der Vergangenheit angewendet worden ist. Wenn auch nicht im Drama. Sondern in der Kritik.“

Ich kann hier nur das Größte hersehen... (Aber die Musik ist futsch).

IV

Ich schließe mit drei Zitaten; wovon zwei aus meinen Schriften sind.

1. Schubertbiographie von R. Heuberger: „... Nach dem ersten Entwurf pflegte er dasselbe Stück, und zwar meistens gleich, wieder vorzunehmen und alle etwaigen Mängel der

ersten Fassung zu beseitigen. Manchmal genügte ihm die so erreichte Form auch noch nicht, und er schrieb dasselbe Stück ein drittes, viertes Mal. Zwei seiner berühmtesten Lieder, „Der Erlkönig“ und die „Forelle“, existieren in vier voneinander abweichenden, immer vollendeteren Lesarten.“

2. Die Welt im Drama I, 88 (Das neue Drama). Über Schluck und Tau: „Nieszke, als er vom Genie spricht, sagt mit Recht: „In Wahrheit produziert die Phantasie des guten Künstlers oder Denkers fortwährend Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes, aber seine Urteilskraft, höchst geschärft und geübt, verwirft, wählt aus, knüpft zusammen.““

3. Die Welt im Drama II, 34 (Der Ewigleitszug). Der Kritiker liest seine Korrekturbogen über Shaw; es heißt:

„Korrektur muß man lesen. Früher, dacht' er, bin ich zwei verschiedene Male nach Koisch gereist, als die Zeitschrift noch dort gesetzt wurde; weil das Manuskript sonst ohne Korrektur hätte gedruckt werden müssen. Nach Koisch, und ging nachher zu Fuß bis Bitterfeld, im Winter, bei Kälte, vorbei an einsamen Lonröhren, bespritzt bis oben, in getigertem Zustande, durch die Auen... (dacht' er). Aber Korrektur muß man lesen.“

Nach dem Tode, wenn eines Künstlers gesammelte Kritiken erscheinen, und er hat die Korrektur nicht selber besorgt, erhebt sich aus dem Grabe der Leichnam, springt kalt über die Erbbestattungen, rennt über die Felder, durch die Stadtstraßen, erwürgt den Herausgeber, und hat recht, wenn Druckfehler stehenblieben.

(Hat noch niemand beobachtet, wie früh Herausgeber von gesammelten Kritiken auf unerklärte Art gestorben sind?)

Korrektur muß man lesen.“

V

So steht es dort... Jetzt an die Korrektur der Äußerungen über: Korrektur. Alfred Kerr

Frankreich und Europa

Von Alfred Weber

Unter den europäischen Völkern gibt es eins, das sich, seitdem es eine Nation im modernen Sinne geworden ist, in seinen Höherperioden immer wieder als der von der Geschichte gesetzte Nachfolger Roms gesehen hat: die Franzosen. Die Italiener mochten das Kapitol besigen. Was verschlug es? Der Geist Roms war universelle, rationale Weltherrschaft, in diese Substanz hineingegossener und in ihr geronnener Lebenswille; er ging durchs Medium des Staatlichen, und zwar eines rationell zentralisierten Staatlichen, und war nur in ihm lebendig; etwas Allumfassendes. Die Italiener aber waren in Partikelchen zer schlagen und sind heute — alles selbstverhüllende ideologische Beiwerk abgezogen — immer noch Regionalisten. Das Symbol des Universellen, die Kaiserkrone, mochte die Geschichte an Deutschland fallen lassen. Immer neue Geschlechter von deutschen Stammesfürsten mochten das Bedürfnis haben, vor dem Papst zu knien und auf ihre Locken den Ring, in dem die Welt beschloffen schien, zu drücken. Kein einziges fing sie tatsächlich darin ein. Ihre Politik blieb Hausmachtspolitik auf größerer Basis, hoffnungslos verstrickt in das eigenartige innere Gegeneinander staatlichen und geistigen deutschen Wesens. — Nur Frankreich war der römische Erbe. Es ist gewiß zuviel, wenn man gesagt hat, daß jede Periode, die in der mittelalterlichen und neueren Geschichte universellen europäischen Charakter trägt, ihre Prägung von den Franzosen erhalten hat. Zwar sie und die Germanen standen sich unzweifelhaft wie das universale und partikulare Prinzip durch die ganze Europa bedeutende germano-romanische Geschichte gegenüber. Germanische Prägung war, wenn sie eintrat, immer individuelle Prägung! Deutschland, wenn es Europa befruchtete, löste stets gewissermaßen seinen Leib auf, ließ seine Kinder, wie im hohen Mittelalter, direkt physisch aus sich heraus, indem es sich gleichzeitig selbst in einer üppigen Zersplitterung entfaltete; oder schuf Ideen individueller Artung, Gedanken, die wie die der Reformation im tiefsten Grund gegen jede Uniformität des Daseins standen, oder wie die der Romantik dem individuell Geschichtlichen entstammten und in dasselbe zurückkehrten; so-

weit sie nicht überhaupt, wie der deutsche Idealismus, hinter jeder konkreten Daseinsformung lagen. In dieser konkreten Daseinsformung als universell europäischer lebte Frankreich. Aber Tendenzen und Perioden solcher universal-europäischen Prägung gingen doch nicht bloß von ihm aus. Sie sind, wenn auch schon der erste, älteste und stärkste europäische Universalismus, der gotische, noch vor dem Wirksamwerden der nationalen Sonderungen (gewissermaßen wie durch historischen Zufall) tatsächlich in französischen Grenzgebieten seine Form fand, aus dem Fruchtboden nationalen Geistes im Spanien der Gegenreformation und im England des aufgeklärten Utilitarismus ebenfalls erwachsen. Aber in der Tat: das Römisch-Universelle als Tat des Geistes und Form des Daseins hat nur in Frankreich fortgelebt. Westlich des Rheins wuchs in Paris das Zentrum, das, zum Bewußtsein seiner selbst gekommen, die Latinität der durchsichtig und streng gebauten Denkform, die Rationalität der um den Mittelpunkt gruppierten und von ihm beherrschten Staatsform, den Expansions- und Allbeherrschungswillen des römisch-imperialistischen Prinzips des Seins und Handelns wieder aufnahm. Hier war der Mittelpunkt Europas, wo die antike Tradition des „Wortes“ bestehen blieb, die Fähigkeit, das Ungeformte durch eine klare Begriffs- und Sprachwelt eindeutig zu beherrschen, „Rhetorik“, weiterlebte, nicht als Spielerei, sondern als legitime Beherrschungsart des Daseins. Hier wurde jede Periode geistigen großen Wollens ganz von selbst zur „Klassik“, diese verstanden als die vom römisch-lateinischen Geist der Einfachheit und Symmetrie der Formen inspirierte, an antikem Vorbild orientierte, runde Abgeschlossenheit des Lebensausdrucks. — Plastischer Ausdruck römischen Wesens ist die klar geformte Rundheit; sie herrscht von Pantheon und Kolosseum über den Idealtyp römischer Kaiser bis zur abgeschlossenen Systematik römischen Rechts. Sie schwebt als Symbol auch über Frankreich. Man muß die durchsichtige, zentrierte Rundheit im dramatischen Widerspiel des Lebens, dem Schauspiel der drei Einheiten, wiederholen, wie man sie im Verwaltungsapparat Ludwigs XI. schon gelebt hat. Man weitet sie zu einer Existenz mit einem Sonnenkönig in der Mitte. Man steht in ihrem Bann, wenn man die Welt „vernunftgemäß“ von neuem schafft. Empire in seinem ganz verschiedenen, aber in jedem seiner Sinne „römischen“ Ausdruck als Resultat der Revolution ist mehr als Zufall, Revolution selbst mehr als bloße Draperie, Napoleon, die eigentlichste Revolution selbst mehr als bloße Draperie, Napoleon die eigentlichste Reinkarnation vom römischen Wesen, mehr als bloß Import in Frankreich. Frankreich muß klassisch, rund, verdichtet um ein Zentrum, von diesem Zentrum expansiv, mit einem Wort zäsaristisch-römisch sein, in dieser

Form imperialistisch, welterobernd. Das ist sein Wesen, dies sein „Geschick“, die Art und Form des Universalismus, die es Europa politisch und geistig immer wieder bietet. Es entrinnt diesem Schicksal, Erbe Roms zu sein, und dem Gesetz, danach zu handeln, nicht, selbst wenn es vielleicht möchte. Selbst wenn es, wie heute, die Gewänder der längst entwöhnten Gotik aus den Grabgewölben seiner Kirchen holt, wenn es den Erdgeruch des eignen Provinziellen begierig aufsaugt, um sich zu verjüngen, wenn es sich in romantischer Sehnsucht in sich selbst hineinfrischt, um ganz es selbst zu sein, mehr als Paris und seine Tradition — das praktische Resultat ist doch gerade diese Tradition, der es zum Teil enttrinnen will. Der heutige Neu-Napoleonismus ist sein tiefstes Wesen.

Was hat es mit ihm für Chancen? Gibt es noch einen geistigen Raum für ihn? Ist der Geschichtskörper noch da, in dem er wirken, den er durchbringen und beherrschen kann?

Die romano-germanische Geschichtsepoché ist abgeschlossen. Die gesellschaftliche und geistige Körperhaftigkeit dessenigen Europa, in dem das römische Blut so oder so weiterkreiste, ist aufgelöst; die gegenseitige Befruchtung des Lateinischen und Germanischen, die sein Prinzip war, ist gesprengt. Dies „Latein“ ist tatsächlich zu Ende. — Andere große Körper geschichtlichen Blutkreislaufs treten, soweit wir heute sehen können, langsam an seine Stelle. Was hat die angelsächsische Weltspähre in ihren beiden Polen mit jenem alten Europa, mit Rom, mit irgendeiner Latinität zu tun! Weder London noch New-York tragen davon etwas in sich oder können davon noch empfangen. Nicht nur Blut, geographische Lage, Gegenwartsaufgaben heben sie und ihre Spähre völlig aus den alten europäischen Kreisen, als dessen Zentrum Frankreich eine Rolle spielen konnte: schon in seinem geschichtlichen Ursprung ist angelsächsisches Wesen aus etwas anderem als dem romanisch-germanischen Widerspiel erwachsen, das das frühere Europa mit dem Nachklang Roms erfüllte. In die Lebenspraxis der britischen Normannen klingt nichts davon hinüber. Die Wortkargheit der Edda, die schweigsame Energie des nordischen Menschen, das Geformtwerden des Daseins durch die Tat, die jedem Wort voraussteht, das rassenmäßige Herrschenwollen einer Minderheit, verdeckt durch eine Ideologie der Gleichheit, ein völlig neues unantikes Ineinander von Idee und Wirklichkeit — das sind die gänzlich unlateinischen Zeichen, unter denen von ihren ersten Tagen diese Welt steht. Sie ist trotz der utilitären Rationalität, die auch sie langsam durchseht hat, in ihrem Wesen undurchsichtig, Prinzipien wohl verwendend, doch von keinem Prinzip geformt, von Widersprüchen wie von Nebel angefüllt, unklassisch bis ins Tiefste. Die Art, wie jenes nach Sizilien verschlagene Normannengeschlecht das Leben nahm,

Kreuzfahrend, idealistisch, dabei doch gleichzeitig empirisch illusionslos, mit jenem aristokratischen Seltenlassen die fremde Art beherrschend, und dabei die eigene Art behauptend, anpassend und doch schwungvoll, durch sein bloßes Sein und keine bestimmte Form regierend — dies, nicht eine klare römische Formung ist das Mittel, durch welches auch das spätere sogenannte Angelsächsentum, wohin es kam, die Welt eroberte und durch welches es zusammen mit einem zweiten Zaubermittel das unrömischste Weltreich, das es gibt, gegründet und erhalten hat, den größten Teil des amerikanischen Kontinents, in dem sein eignes Haus angefüllt ist von fremden Einwanderungsmassen, gestaltet und regiert durch seine kleine Minderzahl. Das zweite Mittel, durch das es das vermag: Neben der Gestaltung aus der Empirie, dem Pragmatismus als Handlungsprinzip, aus irgendwelchem unerklärlichen Grund kommend und damit gar nicht im Zusammenhang stehend, ein starkes Ethos, das in das Leben eingreift; um keinen Widerspruch mit jener utilitären Rationalität bekümmert, wie eine zweite Hand erscheinend, die plötzlich über die erste hinweg das rein empirische Handeln mit etwas Größerem in Verbindung setzt: mit moralischen Werten. Nichts kann unlateinischer sein als dieses Sein und Handeln. Polarität, unaufgelöste Gegensätzlichkeit, ein Nebeneinander und Wechseln der Prinzipien, bei dem die Rechte oft nicht wissen darf, was die Linke tut, und gutgläubig auch nicht weiß, das Ganze ein dichtgewachsenes Gebüsch von Wirklichkeit, durch das ein gleichzeitig rational-ethisch orientierter Herrschaftswille, nur wie gelegentlich, gewisse Ordnungs- und Gestaltungspfade schlägt, die er je nach Bedarf auch wieder zuwachsen und verwildern läßt — das Gegenteil von Klarheit, Rundheit, eindeutiger Geformtheit. Was soll der Franzose, was soll lateinisches Erbe mit seiner alles durchleuchtenden Bewußtheit, seinem Wollen ideal ästhetischer Reinheit, seinem Ordnungssinn der Norm in dieser durch Gewachsenheit verbundenen, durch Schleichwege der Idee regierten Welt machen, dieser Welt des shakespeareisch mannigfaltig Ungeheuren mit ihrem zweiten Veriergesicht des simplizistischen Seltenwesens, des Puritanismus, Methodismus und all der anderen ethischen Ismen, dieser angelsächsischen Welt des wahrhaft Lebensparadoxen und der Widersprüche, die doch gerade darum die Gegensätzlichkeit der Realität zu bemeistern und mehr als die eine Hälfte des Globus in ihren Bann zu ziehen vermocht hat. Diese ganze Welt ist seiner Formgebung verschlossen. Er bleibt ein Fremdling in der Loga in ihr.

Soll er sein universalistisches Wollen auf den europäischen und asiatischen Osten werfen, den einzigen gewichtigen Teil der Erde, der noch nicht angelsächsisch ward? Eine dunkle, verworrene Masse von Häuptern und

Gliedern reißt sich dort heute empor, Gestalten, die dabei sind, sich den Schlaf von Jahrtausenden aus den Augen zu reiben, sehnüchtig den narkotisierenden Einfluß europäischen Schemas abzustreifen — andere, bei denen dieses Schema krachend zusammengebrochen ist, die sich in konvulsivischem Zucken wälzen, ihre asiatische Nacktheit präsentierend — Völker ferner, die in der Maske westlicher nationalistischer Ideen miteinander ringen, in Wahrheit ihren gegenseitigen jugendlichen Raubinstinkten fröhnend — in all das leidvoll hineingezogen das Deutschtum, dessen Körper und dessen Kräfte seit einem Jahrtausend in diesen europäischen Osten und sein anschließendes Asien hineingewachsen waren, das von seinen Flutungen stets wieder übergossen, von seinen Erdbeben erschüttert worden ist, das seine gestaltenden und organisierenden Kräfte hier und nur hier in diesen riesigen östlichen Bereichen in wirklich großer Form entfaltet und gebildet hat, dessen geistige und tatsächliche Einflußpositionen dort heute zerbrochen sind, gegen das man sich vielfach krampfhaft auflehnt und mit dem man doch verwachsen ist, ohne das man nicht leben kann, und das man in den ganz zusammengebrochenen Bezirken heute schon wieder liebend anruft. Hier ist der dunkle, gebärende Teil der heutigen Welt, ein Europa-Asien, das heute durch das gleiche Schicksal der Zerstörung der alten staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gliederungen, Formen, Herrschaftsverhältnisse verbunden ist, durch dasselbe Erlebnis des Versagens des in ihm vorhanden gewesenen alten Europäischen in allen Arten und Gestalten, durchzittert von der Empfindung des Untergangs des bisherigen Abendländischen, aber durchflutet gleichzeitig von dem Gefühl des Werdens; — ein schicksalhaft noch ganz Unendliches, vorerst nur zusammengeschmiedet durch das säkulare Geschick eines Endes und ein dumpfes Ringen zwischen Trümmern. Durch diesen Körper gehen heute stromhaft geistige Wellen; — überall verstreute altorientalische Elemente wie die Juden, die schon einmal eine Synthese zwischen Orient und Okzident herstellten, sind vielfach ihre geistigen Träger; — Ströme, die eine Mischung nach Expressionen haschender Lustheit mit naturalistischer Grundaufwühlung zeigen, unklare Massenströme, auch literarische, vielfach von barbarischer Haltung, in einem Additionalismus der Gefühle schwelgend, der merowingisch-völkerwanderungsmäßig anmutet, orgiastisch jede, vor allem jede alte Form zersprengt. Die Hülle der unadäquat gewordenen früheren Ausdrucksform deckt hier, wie im Politischen und Gesellschaftlichen, so im Geistigen und Kulturellen, ein ungeformtes anderes Etwas, das vorläufig noch unheimlich zwiespältig ist, ein Menschlich-Unmenschliches, fast einen Kentauren von hoher, alter Menschlichkeit und brutaler junger Wildheit. Ob von diesem ein positiv Führendes in absehbarer Zeit

geboren werden kann, eine neue, kristallisierende Weltidee, oder ob er auf lange hinaus mit seinen Hufen nur zerstaupfen wird, bloß die Gemeinsamkeit des Chaos und der Auflösung hervorrufend, — ganz gleich, was soll Frankreich dort wirken? Soll es die kentaurischen Kräfte dieser Welt zu bändigen und in seine stilisierten, einfachen, römisch-romanischen Formen zu pressen suchen? Ein phantastischer Gedanke! Wenn aus den ungelärten Fluten des Geschehens hier jemals wieder geschlossene Form auftaucht, so wird sie orientalisch-ökzidental, nicht mehr römisch-germanisch-keltischer Mischung sein. Das Christentum, das in seinem Ursprung eine derartige westöstliche Verbindung war, hat mit seinen griechisch-mystischen Formen einmal vermocht, großen Teilen dieser Weltsphäre seine Prägung aufzudrücken. Das antike Griechentum, selbst hervorgewachsen aus einer Synthese der orgiastisch-dionysischen Elemente dieses Orients mit dem klaren Gestaltungsdrang der Westlichkeit, überall in seinen höchsten Leistungen unter der straffgezogenen Haut der Form als eigentliches aufwühlendes Leben die trunkene Mania bergend und durch sie im Innersten bewegend, ist mit seinen plastischen Bändigungs-elementen imstande gewesen, zeitweise das Formbedürfnis dieser Welt weitgehend, bis nach Indien, ja bis nach China zu beeinflussen.

Aber das Französische von heute? Die Nüchternheit römischer Latinität in ihrer un-, ja antimetaphysischen Qualität ist trotz allen äußeren Anscheins in ihm heute womöglich noch gesteigert, in Wahrheit vertieft durch ein weitgetriebenes psychologisch-empirisches Raffinement, das bei seinem Verbindungsuchen mit den letzten Quellen sich zunehmend mehr in romantische Sentimentalität verstrickt und letztlich auf sich selbst zurücksieht. — Dies höchst grazile, höchst fragile, in letzter Feinheit strahlende, aber gänzlich unexpansiv gewordene Altersprodukt eines für den Osten im tiefsten Wesen immer Fremden, was kann es diesem ewig alten und ewig jungen Osten geben, diesem Gebiet, das, älter als Europa, aus metaphysischen Quellen sich doch mehr als dieses immer wieder neu gebiert, in stets erneuten Austauschständen immer wieder eine Verbindung von unsichtbarer Letztheit und äußeren Sichtbarkeiten anstrebt und heute wieder dazu so viel Diesseitigkeit zertrümmert? Das gegenwärtige französische Imperium mag sich im Osten allerhand politische und militärische Herrschaftsbezirke sichern, es kann durch Zettelungen die Unruhe dort vermehren, es kann sich wirtschaftlich und finanziell in einigen aus den Wellen auftauchenden kapitalistischen Exploitationsgebieten dort festsetzen. Das Französische selbst aber hat geistig und kulturell zu diesem großen Flutungsgebiet, aus dem in den nächsten Jahrhunderten alles oder nichts entstehen kann, mit dem wohl die metaphysische Dumpfheit Deutschlands eine innere

Verbindung hat, aber nicht seine klare Leichtigkeit, so wenig einen Zugang wie zu der angelsächsischen Weltspäre. Ist diese ihm durch die Dichtigkeit und Fremdheit eigener Formung verschlossen, so jene westöstliche durch ihre Aufgerührtheit und ihre Tiefen, zu denen es mit seinen feingestiefelten Gedanken niemals niedersteigen, und vor deren ewigem „Stirb und werde“ es, obgleich es keineswegs ein Greis ist, doch wie ein alter Mann steht.

Frankreich wird künftig isoliert sein. Es wird unter Zusammenfassung aller seiner Kräfte seiner Tradition leben. Es mag im Ausbau dieser Tradition die Urkräfte der katholischen Kirche noch einmal in sich hineinziehen versuchen. Diese Tradition selbst bleibt in seinen Händen etwas unentrinnbar Altes. Sie hat heute keine universellen Möglichkeiten mehr.

Das bedeutet mehr, als in dem Wort zunächst beschlossen scheint. Das für die geistige Weltgestaltung unfruchtbar gewordene Frankreich heißt das Ende der von Karl dem Großen bis heute gehenden Weltperiode. Indem das Zentrum der römisch-germanischen Nachantike in sich zusammensinkt, ist nicht nur diese Nachantike zu Ende, sondern auch Europa, wie es war. An die Stelle tritt die Herausbildung zweier großer neuer Weltspären von durchaus verschiedenem Charakter und gegensätzlichen Tendenzen, eine nunmehr geographische Polarität, welche die Perspektive auf eine gänzlich neue Weltentwicklung zeigt. Es ist schwer für den Europäer, sich in eine weitere Geschichtsentwicklung hineinzufühlen, in der die Zentrierung der Kräfte um ein physisches oder geistiges Rom, die ihn als Europäer selbst geschaffen hat, aufgehört haben wird, in der statt dessen durch seinen europäischen Leib eine Grenze zweier Weltgebiete gehen wird, die miteinander ringen. Aber ich glaube, er wird dies Schmerzhaftes nicht nur erfahren, sondern zu ertragen und positiv in seinem Rahmen zu arbeiten lernen müssen.

An unserem deutschen Leib entlang geht jener säkulare Riß. Wir werden uns zu fragen haben: wohin gehören wir, und wo liegt unsere Aufgabe? Wir werden in Wahrheit, meine ich, nicht zu wählen haben. Der Riß geht westlich von uns. Stehen wir aber unentrinnbar mit drin in jener großen westöstlichen Flutungssphäre, die heute schmerzlich wieder jung wird, so sollten wir es auch ohne sentimentalen Rückblick aufrichtig und ganz tun. Nicht in bezug auf gegenwärtige politische und wirtschaftliche, äußere Formen und Gestaltungen. Was wir dort heute nötig haben, ist zunächst rein empirisch bedingt, peripher, steht unter der „Forderung des Tages“ und im Trieb der Selbsterhaltung. Wohl aber für unser geistiges Wollen. Das kann nicht heißen, daß wir einfach geistig in die chaotischen Wirbel jener neuen westöstlichen Mischung, die im Gang ist, untertauchen.

Wir haben unsere eigene Geschichte, die wir, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen, nicht vergessen dürfen. Sie sagt, daß wir als Europäer groß geworden sind und auf dem alten europäischen Erbgut weiterbauen müssen, daß die eine Hälfte unserer Seele ihre Heimat hat im Raum der griechischen Antike, auf jenem westöstlichen Grenzberg: dem Olymp. Niemals haben wir, die wir kein Volk der eignen starken Formung sind, die Gestaltungs-, Bindungs- und Ausdruckskräfte, die um diesen Berg versammelt sind, niemals die in aller Orgiastik maßbestimmende Kraft des Griechentums nötiger gehabt als jetzt, wo der andere Faktor unserer Formung, Rom, ausscheidet, wo die alte christlich formende Synthese zwischen Orient und Okzident trotz aller religiösen Sehnsüchte von heute verfliegt, und wo wir gleichzeitig bis zur inneren Regellosigkeit von innen und vom Osten her zerwühlt sind. Aber jenen Wellen vom Osten, die das alte Leben langsam auflösen und die neues Leben bringen, dürfen wir uns nicht verschließen. Es wäre auch ganz vergeblich; denn sie sind da. Es gibt keine geistigen Dämme gegenüber Schicksalsverbundenheit und ihren Folgen. Schicksalsverbunden aber sind wir nach dem Osten hin durch alles, was geschehen ist und was jeden weiteren Tag geschieht. Durch alles Größere und unendlich vieles Kleine; und sei es nur, daß wir durch so etwas lächerliches Außerliches und anscheinend Läppisches, wie die sich täglich höher nach Westen aufstürmenden Valutamauern, mit ihm in den gleichen Daseinszwinger eingesperrt werden. Symbolisch für die Gemeinschaft, die in Wahrheit heute ganz in der Tiefe vorliegt. In Liebe oder Abneigung müssen wir uns in ihr mit ihm auseinandersetzen. Besser, wir tun es in Hoffnung als Verzweiflung. Freilich nicht in jener kindischen Hoffnung früherer Terminologien, als ob wir eine von Gott uns anvertraute „Kulturmission“ dort hätten. Wer hier die Kulturmission der Zukunft hat, ob überhaupt e i n s der Völker, das liegt in höheren als in unseren Händen. Es kann, wie gesagt, sehr lange dauern, bis der Kentaur des Ostens überhaupt einen gestaltenden Eros auf seinem Rücken wieder duldet. Und wenn ja, dann wird dieser wahrscheinlich keine Einheitsformung wollen. Vermutlich eher eine Vielseitigkeit im Rhythmus einer Einheit. Was wir zu tun haben, ist geistig offen stehen und uns dabei nicht selbst verlieren. In dieser Art des Erlebens wächst man; und das ist heute sehr wichtig. Wer aber die Spannung und das ruhig vertrauensvolle Warten, das damit gefordert wird — und mag es über Menschenalter dauern —, nicht ertragen kann, der ist dem Untergang einer alten und den Geburtswehen einer neuen Zeit nicht gewachsen.

Für die Republik

Von Otto Flake

I

Niemand zwang 1870 die Franzosen, die Monarchie mit der Republik zu vertauschen. Zunächst wählte man die Republik, um den nationalen Widerstand auf die breiteste Grundlage zu stellen; danach spielte der Umstand eine Rolle, daß es wohl monarchistische Prätendenten, aber keine Charaktere unter ihnen gab; zuletzt festigte sich die Kraft des republikanischen Gedankens selbst, für den das Land im Grunde schon 1789 entschieden hatte, als es entdeckte, daß eine neue Ordnung des europäischen Denkens eine neue Staatsform verlange. Als in Deutschland die Monarchie zusammenbrach, trat an ihre Stelle ein Lückenbüßer, dessen Ideologie nie Erlebnis geworden war. Abgesehen von der sozialistisch organisierten Arbeiterschaft mochten die deutschen Massen denken, der Monarchismus habe Unglück gehabt, aber darum noch nicht seine Unfähigkeit bewiesen.

Die Republik war eine Bedingung der Entente; das verstärkte eher das an sich traditionelle Verhältnis zwischen Volk und Monarchie. Die Armee, die Schöpfung der preussischen Könige, hatte soeben ungeheure Leistungen vollbracht und war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie mit jedem Gegner von gleicher Größe fertig geworden wäre.

So kam niemand auf den Gedanken, oder wagte es nicht, die Generäle des alten Systems zur Rechenschaft zu ziehen. Ein unpolitischer Charakterzug, aber auch ein wirklicher Charakterzug: Geschehen von wahrhaft irrationaler Größe nicht nachträglich rationalistisch diskutieren, nicht Rache nehmen. Dieser nahezu oder ganz religiöse Sinn für Schicksal ist sehr deutsch und Gegensatz zum französischen Charakter des Abrechnens. Der einfache Gedanke, daß es in zivilisierten Verhältnissen kein rein dämonisches Geschehen gibt, daß heute Staaten, genau wie der Einzelne, ihr selbstgeformtes Schicksal erleben, daß also die Schuld am Verlust des Krieges tatsächlich, eindeutig, ohne Vorbehalt dem Monarchismus, das heißt dem Verzicht des Volkes auf Kontrolle der autonomen Regierung, zugeschrieben werden muß — dieser Gedanke setzte eine kritische Opposition voraus, die dem naiven Deutschen völlig fehlte.

Das Gefühl, unterlegen, aber nicht besiegt zu sein; das Gefühl, daß die deutsche Vitalität noch immer im Wachsen begriffen sei und in ihrer elementaren Kraft durch nichts, nicht einmal eine Katastrophe vom Ausmaß des Weltkrieges, aufgehalten werden könne; also recht eigentlich das

mystische Gefühl der Kontinuität hielt davon ab, in der Republik die Rettung zu sehen.

Will man hier ganz tief gehen, so kann man sagen: die Einigung von 1870 gab den Deutschen die Aussicht auf etwas, was ihnen nie gelungen war: gleich Engländern und Franzosen ein Volk zu werden, das das Leben rund und voll anpakt, nicht nur Domänen wie Musik und Wissenschaft verwaltet — ein formales Volk, das in die Weltgeschichte kraft seiner Fähigkeit zur Diesseitigkeitsgestaltung drängt. 1914 schienen sie der Erfüllung ganz nahe zu sein: noch dieser Krieg, und es gab ein deutsches Imperium, mit ihm eine deutsche Zivilisation, die alles Formale, von der Geselligkeit bis herab zur Mode, aus sich hervorgebracht hätte. Diese Ahnung vom Zusammenhang von Imperialismus und Formkultur wirkt nun noch immer nach; Preußen, das war der Wille, aus dem Ungeplanten herauszukommen*.

Ein Symbol, ein Inhalt, eine Idee war das Wort Republik also nur für diejenigen, die von einer anderen, einer außenseiterischen Einstellung her erkannten, daß der große Versuch zunächst gescheitert sei, daß die Nation, statt Erfüllung zu finden, in ihr eigenstes Problem zurückgestoßen werde. Die Nationalisten erkennen die veränderte Situation nicht an, sie fühlen sich nicht aufgehoben, und das ist vielleicht das Entscheidende, was man über sie sagen kann, denn es weist sowohl auf den Fehler als auf den vitalen Ursprung hin.

Jedoch, Politik wird von einigen Führern gemacht, und im Land der Unterordnung kann das korrupte System, daß die Zeitungen in einem schmutzigen Grad von Unverantwortlichkeit ihre Direktiven von ein paar Leuten hinter den Kulissen beziehen, auch einem geradezu parademäßigen Umschlag der öffentlichen Meinung zugute kommen: so glaube ich der Ehre der nationalistischen Stichwortgeber nicht zu nahe zu treten, wenn ich behaupte, daß selbst sie sich schon mit der Republik abgefunden hätten, wenn Republik nicht zugleich bedeutete: Ausführung des Friedensvertrags. Der Vertrag ist zu hart, als daß es nicht legitim und loyal erlaubt wäre, auf seine Abänderung zu sinnen — niemand wird also glauben, daß die Republik sich der Erfüllung des Diktats mit der Bereitwilligkeit unterziehe, die gegenüber einer moralischen Pflicht angebracht wäre. Wohl aber ist diese Erfüllung Einsicht in eine Zwangslage, und darüber hinaus die Einsicht in die Notwendigkeit, eine Vergangenheit und ihren Zusammenbruch zu liquidieren.

* Ferdinand Lion hat im Augustheft des „Neuen Merkur“ klassisch ausgeführt, daß Deutsche und Juden dasselbe Los haben: nicht die große äußere Form finden zu können, vor allem nicht diejenige des Staates.

Die Überzeugung des reinlichsten Offiziers, Beamten, Professors, wie man sagt, in Ehren — in letzter Instanz verbirgt sich hinter ihr die Angst, als Kaste, als bisher herrschende Kaste ausgeschaltet zu werden.

Man ist Royalist, Legitimist, Aristokrat mit dem Herzen und als willig sich einordnendes Glied des Ganzen, und man ist das alles doch zugleich als Person, das heißt als Ort von Interessen, Vorteil, Ehrgeiz, Machtverlangen — man ist eben dadurch identisch und ungebrochen. Ebenso: man fühlt sich geradezu philosophisch und metaphysisch mit der diskutablen Anschauung verwachsen, daß Pflege und Organisation der Wehrkraft eine natürliche Funktion vitaler Völker sei, aber man sträubt sich gegen die Entwaffnung doch nur deshalb so heftig, weil durch sie ein Stand mit allen Vorteilen, Ehren, Lebensmöglichkeiten zerstört wird, weil eine Machtverschiebung sich vollzieht. Hinter dem Sentimentalischen steht das Soziale. Aus demselben Grund, um freie Hand zu bekommen, müssen die Republikaner und Sozialisten diese Machtverschiebung wünschen, und ob sie wollen oder nicht, die Entente ist ihr Verbündeter. So ist es logisch, daß sich der Widerstand derselben Monarchisten, die vielleicht ganz ehrlich nur an die Größe und Geltung des Vaterlandes zu denken glauben, auf denjenigen Punkt zurückzieht, wo sie ihrerseits mächtige Verbündete finden, die imstande sind, den Widerstand am kräftigsten zu organisieren — die ihn organisieren müssen, weil sie am empfindlichsten durch die Ausführung des Friedensvertrags getroffen werden: nämlich die Großkapitalisten, die Industriellen, die Schwerverdiener, zu denen man heute die geldgierigste Klasse der Bevölkerung, die Bauern, rechnen darf.

Als nach zwei Jahren verlogener Verschleppungspolitik das Kabinett Wirth kam, trat zum erstenmal eine klare Situation ein: die Republik bekannte sich zu den übernommenen Pflichten, sie zahlte und machte Ernst mit der Beschaffung der Riesensummen, nachdem vorher schon Erzberger den Weg gezeigt hatte. Die Vermögensabgabe und die Steuern, das ist des Pudels Kern. Das Vieh selbst, so wie es in der Öffentlichkeit bellt und die Zähne zeigt, ist treudeutsch frisiert und wie in jener Anekdote das Reh, das kein Gras vom Juden nahm, antisemitisch dressiert; außerdem trägt es in seiner Physiognomie einen zeitgemäßen Zug, der in einer Analyse nicht fehlen darf: ich meine die faschistische Verwilderung, die durch eine Jugend geht, von der plötzlich der Druck des alten Pflichtbegriffs und der soldatischen Disziplin genommen wurde.

Da es im vorrevolutionären Deutschland einen einzigen wesentlichen Erziehungsfaktor gab, den militärischen, dagegen Menschlichkeit, die nur

in der Individualität gedeiht, Würde, Selbständigkeit des Denkens und ein geistig-formales Verhältnis zu den Problemen der Gesellschaft fehlte, so sieht sich diese Jugend, vor allem die akademische (deren Lehrer so arm an Charakter wie das ganze Land sind), durch keine Werte gehemmt, die im allgemeinen Umsturz aufrecht ständen — sie hat die Leidenschaft, den Trieb, die Kraft, kurz den Furor, aber keine Inhalte oder Inhaltsformen. Leidenschaft, Trieb, Kraft sind darum notwendig roh, gedankenlos, unkontrolliert, anmaßend und lärmend. Der weiße Schrecken war schon einmal keine Phrase; Pogrome, Intellektuellenmassakers, Arbeitererniedermekelungen sind keineswegs ausgeschlossen.

Im Land Bayern, gar manchmal einem größeren Miesbach, dessen bäuerisch schlaue und bäuerisch derbe Lokalpolitik von einer Partei gedeckt ward, die unwürdig den Namen der demokratischen führte — in der Hauptstadt dieses Landes, das als ultima ratio kein andres Mittel als die stupide Drohung eines Abfalls kannte, der in der ersten Woche zum Bankrott führen würde, weil Bayern keine Kohlen hat, erörterte Woche für Woche, Monat für Monat ein Blatt die Frage, was wirksamer sei, alle Juden in einem gründlichen Kreuzzug totzuschlagen oder sie nur zu entrechteten. Woche für Woche lasen das einige Tausende Studenten, junge Beamten, junge Lehrer, und man ahnte, welche Lösung sie vorzogen, wenn irgendwelche Umstände ihnen den Freibrief gaben. Es war falsch, zu glauben, politisch brauche man den Skandal unter der Regierung des Herrn von Kahr und seines Polizeimeisters Pöhner, einer Gestalt aus zaristischer Zeit, nicht tragisch zu nehmen: da er moralisch eine Gefahr war, war er es auch politisch, denn jede Massenstimmung ist ein politischer Faktor. Hoffen wir auf einen neuen bayrischen Kurs.

III

Verwilderung ist unkontrollierte Kraft; man wird mir nicht vorwerfen dürfen, daß ich die deutschen Zustände abstrakt aus dem Gesichtspunkt eines Parteidogmas darstelle: ich bemühe mich, das Gefühlsmäßige und das Vitale in den nationalistischen Umtrieben zu berücksichtigen. Ich gebe also zu, daß es der Zeit keineswegs an Kraft fehlt. Aber es fehlt ihr, durch alle Schichten und Parteien hindurch, an Charakter, dessen Definition in drei Worten besteht: Fähigkeit zur Kontrolle.

Jetzt erst darf ich für Verwilderung oder für Furor oder allgemein für die ganze Struktur, der das nationalistische Temperament entspringt, ein anderes Wort einsetzen: Unintelligenz im Sinn von Mangel an Klarheit, von Mangel an Tatsächlichkeit. Die Deutschen — man kann hier wirk-

lich generell sprechen — nennen die Politik eine Kunst und meinen damit, daß man weder das Material noch die Methoden deutlich bestimmen könne. Selbstverständlich macht man mit einer solchen Auffassung eine verwaschene Politik und erhibt sich da, wo man gegebenen Stoff formen sollte.

Die Nationalisten haben keinen andern Boden unter den Füßen als das Nationalgefühl — etwas sehr Allgemeines, das allerdings den Trieb, den Willen und die Richtung erzeugt und so die primärste Voraussetzung darstellt, damit in der Welt etwas wird. Gäbe es keine Widerstände, das heißt keine schon bestehenden Situationen, dann würde dieses Absolute sogar genügen, um eine Form, also einen Staat, zu erzeugen. Hätte Bismarck nichts als die absolute Kraft gehabt, dann würde er frisch darauflos ringsherum den Krieg erklärt haben, und sein Werk wäre nie zustande gekommen: es kam nur durch vorsichtigste Behandlung des Gegebenen und klügste Berechnung des Möglichen zustande.

Heute liegen die Dinge noch klarer, sie sind geradezu ein Schulbeispiel gegebener Situation: die Entente diktiert sie. In der Kunst kann man Situationen, statt sie darzustellen, erfinden; in der Politik aber kann man sie nur herbeiführen, das heißt mit Hilfe des absoluten Willens Gegebenes langsam umformen. Der Deutsche ist formal unbegabt, und dieser Defekt besteht darin, daß sein vitaler Wille über das Gegebene hinausstürmt. Er ist unpolitisch und unintelligent, denn er will Situationen aus der Vorstellung erzwingen — es gibt begabtere Rassen. Die Nationalisten aber drehen grotesk den Spieß um und nennen ihre unendlich realistischeren Gegner unpolitisch — die Unpolitischen belehren über politischen Sinn, und der Oberlehrer legt warnend den Finger auf die Wunde, die er selbst schlägt.

Der Kern des deutschen Politisierens ist also Abstraktion, seine Erscheinungsform Erhizung, lärmender Eifer. Diese beiden Pferde spannt der eigentliche Wagenlenker, das bedrohte Kapital, vor den Wagen und fährt in den Krieg gegen eine Regierung, die endlich zum ersten Male Männer besitzt, die nicht Ideologie treiben, sondern aus dem Gegebenen gestalten wollen.

Etwas Unbegreiflicheres las ich selten als die Nachricht, daß der Zentrumsführer Spahn zu den Deutschnationalen übergegangen ist. Was kann das Motiv sein? Unbefriedigter Ehrgeiz? Vielleicht nicht mehr. Spekulation auf Karriere? Dann müßte er glauben, daß tatsächlich ein nationalistisches Kabinett gegen die Entente Politik machen und die Last der Friedensbedingungen abwerfen könnte. Acht Tage eines solchen Kabinetts, und Deutschland erfährt die Behandlung etwa eines von Sanitätskordons abgeschnürten Choleragebietes. Deutschnationale Politik ist französische Politik, die Franzosen brauchen nicht einmal Subsidien zu be-

zahlen; sie ist die Permanenz der Entente, die sich nur in dem Maß lockern wird, als die Republik sich befestigt.

Steht aber hinter dem Entschluß des Professors Spahn das, was wir schon betrachteten, jene ungebrochene und aus dem preussischen System nachwirkende Energie des Willens zum Imperium, in dem man die Voraussetzung einer Zivilisation des Sichtbaren sehen darf, dann verrät die Absage an die Republik, daß auch in diesem Historikerhirn die Wahrheit nicht dämmert. Die Wahrheit heißt: das Mißlingen des Imperiums in einem Augenblick, wo man es schon mit Händen zu greifen glaubte, findet seine Erklärung im deutschen Charakter selbst und war nicht Zufall, sondern Notwendigkeit. Nicht etwa, daß noch größere Opfer hätten gebracht werden müssen, sondern der Krieg war schon zwanzig Jahre vor seinem Ausbruch verloren; man war zwar zum Kommandieren, aber nicht zum Herrschen reif. Keyserling hat das einmal vorzüglich gesagt: die Welt billigt jedem Volk das Recht zu, unter die großen Umgestalter gehören zu wollen, vorausgesetzt, daß es die Eigenschaften habe, um eine Vorzugsstellung zu verwalten (ich zitiere nicht wörtlich). Und in der Tat, was wäre das für eine formale Zivilisation gewesen, die die Deutschen des wilhelminischen Zeitalters hätten bringen können? Das ist der Kern der Schuldfrage, die auf den Charakter zielt — alles andere ist rationalistisches Geschwätz. Sie sind schuldig, weil sie versagen.

Man darf zweifeln, ob die Deutschen zu denen gehören, die in dieser Hinsicht nicht nur berufen, sondern ausgewählt sind. Immerhin steht fest, daß sie zur Hälfte den romanischen Drang zur Diesseitsgestaltung haben; deshalb ist es nicht ausgeschlossen, daß es ihnen einmal gelingt, die andere Hälfte ihrer Anlage, das Ostliche, zu binden, und gewiß ist, daß sie den Versuch immer wieder machen werden, so daß das direkt ihre Lebensform ist. Was immer aber auch komme, der sich seit 1870 vorbereitende Versuch von 1914 ist mißlungen und verlangt eine ganz neue Vorbereitung seelischer Art. Sehe ich also in der Zähigkeit, mit der die Nationalisten bei dem fast gestalteten Bau des alten Systems Lager beziehen, die Erhaltung des imperialistischen Willens, so muß ich ihre Taktik erst recht tragisch nennen: sie verhindert die Regeneration dieses Willens.

IV

Politische Aufsätze sind Situationsbetrachtungen, alle weitgezogenen Perspektiven lösen die scharf umgrenzte Form des Problems auf. Die deutsche Zukunft ist gewiß, aber man muß sie schrittweise aus der Gegenwart entwickeln. Als ich mit einem Aktivisten die Frage erörterte, was wir Intellektuellen zur Überwindung des militaristischen Denkens tun

könnten, und als ich sagte, dem republikanischen Gedanken dienen, antwortete er: mein Gott, ist diese banale Formel das Resultat unseres Überlegens und Suchens? Er meinte, die Prägnanz des Denkens müsse zu einer blendenderen Formel führen.

Als ob es möglich wäre, ein großes Etwas, die Realität, wie Plato seinen besten Staat, aus dem Nichts zu formen. Lenin soll gesagt haben: Laßt uns dreißig Jahre Zeit, und wir haben die neue Menschheit. Ohne Zweifel, in dreißig Jahren Gewalt kann man aus der heranwachsenden Generation sogar Feueranbeter machen. Wenn man freie Hand hat, kann man alles; aber man hat nicht freie Hand.

Jener aktivistische Freund hatte die Erregung erlebt, die uns alle hinriß, als mit der Revolution die Zeit gekommen zu sein schien, in der endlich die Idee, das Absolute, das Kompromislose die Wirklichkeit umformen konnte. Seine Enttäuschung über die Banalität des republikanischen Gedankens war verständlich. Inzwischen haben wir gelernt, daß Geist und Gesellschaft getrennte Sphären sind, die sich nie decken. Die großen menschlichen Gedanken sind maximal, sie leben radikal und fertig in der Vorstellung; die Gesellschaft aber ist nie mehr als ihre minimale Verwirklichung. Es wird niemand verwehrt, die äußerste Idee des Sozialen oder des Nationalen auszubilden — es kommt nur darauf an, zu erkennen, daß eine gegebene Form schon da ist, die man nicht brutalisieren darf. Die schwerste menschliche, politische, künstlerische Aufgabe ist, die maximale Energie nicht erlahmen zu lassen, auch wenn sie nur langsam, wie ein Öl, das man in die Maschine träufelt, ihrer Bestimmung zugeführt werden kann. Temperament ist gar nichts, wenn es erzwingen will; Klugheit, Energie, Disziplin, echter, wissender Wille zum Formen sind alles; deswegen erscheint mir die Psychologie von Lloyd George vertraut, diejenige von einhundert deutschen Staatsmännern fremd und ein Ärgernis — der Draufgänger ist minderwertig, er hat von vornherein verloren.

Der Deutsche mag in Politik und Staatskunst nahezu mystische Dinge sehen; in Wirklichkeit sind sie einfache Aufgaben, zu denen nichts gehört als Charakter, diese Kombination von Fähigkeit zur Kontrolle und von Kontinuität. Die Politik der Republik ist so klar vorgezeichnet, daß von dieser Klarheit bereits etwas wie die Lockung ausgeht, die man sonst Gestaltungsfreude nennt. Die Aufgabe ist: Klugheit nach außen, Festigung nach innen.

Die Republik ist weder die Verwirklichung des bürgerlichen noch des sozialistischen Programms. Sie ist nur der Kristallisationspunkt für diese Programme. Sie ist nichts als die erste Rohform, die Garantie einer vernünftigen, freiheitlichen Verfassung, die auf die Kräfte wartet, die ihr Leben geben sollen, und diese Kräfte schützt, indem sie ihnen den Ort

zeigt, wo sie wirken können. Denn die Verfassung ist da; das wenigstens ist erreicht.

Die seltsame Furcht des deutschen Intellektuellen vor dem Banalen ist das verräterische Symptom für die Unsicherheit, mit der er an das Problem der Form herantritt. Er ist tatsächlich der Mensch, der den Gaul beim Schwanz aufzuzäumen beginnt und, wenn er überlegt, was 1922 geschehen soll, entweder auf Karl den Großen zurück- oder auf das im Jahre 1970 Wünschenswerte vorgreift. Es gibt vorläufig keine andere Anweisung als die gänzlich banale: für die Republik eintreten, mit der Vergangenheit abschließen. Es wird sich zeigen, wie wenig banal die Gestaltung dieses Programms ist.

V

Mit dem Intellektuellen, der schon einmal radikal ideologisch war, kann man sich über eine realistischere, vorsichtigeren Taktik verständigen, denn es bliebe ihm nichts übrig, als den horizontlosen Kleinteuchiliasmus der Kommunisten zu suchen. Was aber kann man dem bürgerlichen Menschen sagen? Damit Demokratie, wie sie in den westlichen Ländern blühte, möglich wäre, müßten wir noch in der soliden bürgerlichen Ära stehen. Heute hat das demokratische Bürgertum nicht mehr das Gefühl, daß seine Zeit komme, sondern daß Demokratie und Republik nicht Gegenspieler des Sozialismus, sondern nur eine Variation desselben sind — daß sie die Überleitung in ein neues Gesellschaftssystem darstellen und keine andere Aufgabe haben, als diesem Übergang ein vernünftiges, abwägendes Tempo zu ermöglichen. Demokratie ist nicht mehr ein inhaltlicher, sondern ein formaler — formgebender — Begriff.

Hieraus erklärt sich, warum die Demokratie keine innere Mission treiben kann. Die heftige bayrische Krise, das ist die Angst eines agrarischen Landes vor der Koalition mit den Sozialisten, und die Reden des Preußen Stegerwald, das ist die Schlaubeit dessen, der einmal Apostat sein wird. In letzter Instanz gibt es nur zwei Entscheidungen: sich mit der sozialisierenden Republik abfinden oder sie ablehnen. In der Mitte stehen die deutschen Demokraten, die, weil sie nie die Geschäfte führten und nie die Verantwortung hatten, auch nie die Unmittelbarkeit des Entschlusses kennen lernten, eine Aufgabe zu übernehmen und darauf zu vertrauen, daß sich immer eine lebensfähige Form ergibt, wenn man nur den Willen hat. Ich denke wieder an Lloyd George, von dem niemand weiß, wie weit er gehen wird, der es selbst nicht wissen mag, aber den Mut hat und vor Konsequenzen nicht kopfscheu wird. Das bayrische Schauspiel, diese klägliche Situation, daß man am liebsten den Herrn von Kahr zurückrufen

möchte, um nur nicht den Sozialisten zuzugestehen, daß ohne sie nicht mehr regiert werden kann, dieses Würgen und Winden zwingt dazu, sich klar zu machen, was Republikanisierung bedeutet: die Fortführung des Entscheidungskampfes zwischen sozialem und kapitalistischem System.

Wenn man also in der Auseinandersetzung mit nationalistischer Denkungsart noch so sehr bereit ist, zu verstehen und zuzubilligen, darf man doch keinen Zweifel lassen, daß Republik nicht nur das Gegenteil von Monarchismus ist, sondern eben die neue Ära, die veränderte Gesellschaft. Kennt man die Kräfte, die sich gegenüberstehen, dann wird man vor der Breite erschrecken, mit der der Kampf geführt werden wird. Für den aber, der nicht zermalmt werden will und Diktate vermeiden will, gibt es in der Politik nicht anders als im privaten Leben, nur ein Mittel — sich beizeiten als mitbestimmender Faktor einstellen, um das Resultat zu modifizieren und vor allem Einfluß auf den Gang, auf die Methode und Taktik zu haben. Es ist dies die Fähigkeit, von der die Rede war: nicht kopfscheu zu werden und aktiv an der Gestaltung teilzunehmen.

Deutsche Zukunft — man redet zuviel davon und zeigt doch nur immer, was deutsche Vergangenheit war. Es wäre besser, an die deutsche Wirklichkeit zu denken, nämlich an das, was sich formen will, dessen Form hinter Schleiern liegt, in keinem Programm auch nur zu erkennen ist und doch da ist, ein Material für den, der statt Erhitzung Mut hat. Der Staat, wenn er nicht die banalste aller Angelegenheiten sein soll, ist ein Formproblem, dieses aber — ein Charakterproblem. Charakter, das ist, ein reales, ein wissendes, erkennendes, überblickendes Verhältnis zu den Dingen haben und ihnen immer noch um so viel überlegen sein, daß die Ideen Material statt Dämonen werden. Der Nationalismus aber ist nicht dieses Verhältnis, er ist der Zustand, in dem der Mensch von Vorstellungen vergewaltigt wird. Ganz Deutschland ist in diesem Zustand, dem letzten Nachkriegszustand: die gestaltende Energie erliegt dem Elementaren. In der Politik hat das Elementare zwei Formen: den Imperialismus des Siegers und den Nationalismus des Besiegten. So läuft diese Betrachtung darauf hinaus, auf das zu verweisen, was höher als das Elementare steht und das eigentlich Menschliche ist: den denkenden Geist. Und: die Nationalisten haben auf ihre Weise ihr Verdienst um ihn. Sie haben die Leidenschaft in die Sache gebracht. Was war denn die Republik bis jetzt? Vogelscheuche, wie man sie auf den Äckern sieht, mit einer Schlafmütze und gewiß keiner phrygischen. Indem sie das Kind umheulen und schon das Messer an seinen Hals setzen, bringen sie es zum Erwachen. Man sollte die Ermordung Erzbergers zum Tag der Republik machen statt dieses verlogenen 18. Januar.

Das Abendland

Novelle von Alfred Wolfenstein

John stieg in dem Turme empor. Ein undurchdringliches taubes Steinfeld umschloß ihn. Von den Stufen, die sich hart hindurchschlingen, springt der Fuß zitternd zurück. Stumm steht das ungeheure Mauerwerk, feindselig, auf der Erde, die unter dem schweren Orte stöhnt. An seiner gerunzelten Abwehr zerschmettert auch das Licht, daß es als Schatten durch dicke Löcher hereinsinkt. John, der durch den Turm stieg wie über die rauhe Zunge und enge Kehle eines alten Tieres... stieg über einen weichen, purpurn hinauffließenden Teppich, über eine von Lampen strahlende Treppe, breit und nachgiebig: die Wände waren zart wie Haut, die Gespräche der Welt tönnten hindurch, leicht wie Lappen öffneten sich überall Türen, und die Geschäfte jagten auf und ab in den Lifts.

Denn es war nicht der alte Burgturm sondern geschmeidig der Wolken-träger der Welt; doch Stahl lag in den Wänden, und kein Ball stand so fest. Mit der Kraft von Spießern, von Keulen schrieben und schlugen Federn, Maschinen auf ihr Papier. In dem gespannten Summen langhin durch den Bau hörte er verborgen ein rasendes Geschrei, aus den Kehlen uralter Tiere. Die unsichtbaren Waffen klirrten, die Erde lag rund zu ihren Füßen.

Über die endlosen Treppen, neben denen die Lifts wippten, ging er, einer der Mächtigsten in diesem Bau, langsam hinauf. Er fühlte die Arbeit heute wie einen Sturm, der ihm entgegenblies, der ihn hinabwarf. Oder war es die Nacht, im Nacken, und berührte ihn mit zauberhaften Fingern, daß er bei jedem Schritte zurückglitt? Lag sie nicht drunten in der Tiefe? Er wölbte seine Brust, seine zuckenden Schultern, vorwärts. Wie ein Gewitter der Erde gegen den Himmel hinauf schoß der Tumult der Geschäfte. Die Nacht seiner Liebe war vorbei... die Liebe war vorbei... die Nacht seiner Verzweiflung...

Aber bin ich hier oder noch dort, dachte er, ... mein Mund ist befangen. Ihm war, als mische sein Mund sich von unten sonderbar zärtlich in den Blick, mit dem er in den steilen Raum empor sah. Schwärme flogen gesichtslos wie Mücken hin und her. Seine Hände wollten hineingreifen, sie beim Haar packen und mit Befriedigung ihre zahllos gleichen, selbstbewußten Mienen betrachten. So war es gut. Komm nur, dachte er, freche Welt, an den Mund meines Willens. Heute nacht bin ich dort verlassen worden. Jener anderen Welt gefalle ich nie mehr. Komm nacht

heran, kalte Trunkenheit der Arbeit. Ich schritt in dir zu weit hinweg, nun brauche ich dich.

Ein feurig milder Schein verbreitete sich traumhaft durch den kahlen Raum, der schwankte, wie die Erde unter einer Blume schwebt: Ein Mund floss an dem seinen vorüber, heitere Augen sahen an ihm vorüber, voll Macht der Sonne, nicht des kühlen Willens . . . in der spiegelnden Gestalt flossen die Quellen zum Meer ihres Herzens . . . und sie lachte über den quakenden Lärm, der schon hinter ihrem entschwindenden Schleier wieder hervorbrach.

John starrte hin auf die Erscheinung, bis er bemerkte, wie durch das Bild hindurch das rings steigende und sinkende Gewimmel allmählich wieder schärfere Züge annahm. Er war stehen geblieben, er lehnte schwindlig an der Wand. Eine Reihe weißer befremdeter Augen war jetzt um ihn versammelt; sie glichen Löchern im Eis, über lippenlosen Mündern. Die Zähne ragten einzeln wie Gräten. Von den hart vorgestreckten Kiefern gingen schneidende Linien oder kühle Flächen aus und bildeten messerscharfe oder mondglatte Gesichter. Ihre Stirn, unter fischig anliegendem Haar oder leerer Schädeldecke, stand sicher da, gleich dem Blick ohne Scheu. Die Gedanken liefen unten in den spottenden Falten um den Mund. Aus ihrer klanglosen Brust erhob sich ein Zischeln, sie sahen sich verwundert an. John fuhr zusammen. Der vorgebeugte Kreis der Leute machte Platz, und er ging auf der Treppe weiter.

Die Stunde war da. Er konnte nicht mehr wählen, drohend sprang der raffende Wille in ihm auf und verlangte nach ihm. Er zeigte höhnisch hin: die Liebe flieht vor dir! Der Schleier kämpft nicht gegen unser stehendes Auge des Geschäfts. Her zu uns! Doch in seinem Innern zitterte es noch wie der Boden unter Kämpfenden. In Furcht voreinander zurückgebogen drangen sein Herz und sein Wille schreiend aufeinander ein: Weg des Erfolges, meinst du die Liebe bequem mitnehmen zu können! Diese Nacht sah auf dich herab! Es stieg eine Welt über die andere hinweg. Wie eine Riesin hatte sich die Schönheit vor ihm erhoben, sie rief: siehe, du vermagst nicht mehr zu lieben! Und er hätte sterben müssen mit gesenktem Blick, wäre nicht wie ein schützender Teufel aus der Dämmerung der Turm der Arbeit aufgestiegen und neben ihn getreten, und ihr gegenüber wuchs er höhnisch um die Wette mit der rächerischen Liebesgestalt empor! Sie aber nickte und ging hinaus in den Garten, er blieb allein im Hause, seine Arme lagen noch wie ein leerer Ring da, im Verlangen erstarrt.

So sei es, dachte er; bin ich verfallen, will ich es sein. Die glänzenden Geländer über ihm wirbelten ihre Spirale durch die Unendlichkeit des Daus in einen funkelnden Punkt. Hier wartete Überraschung, Hingabe

und Wollust bereitwillig auf ihn! Der Turm des Abendlandes reckte sich zur Vollendung Babels. Und verwirrte er den Sinn für alle anderen Sprachen: die seine war zu verstehen! Mit liebevollem Blick, als sei er nicht Befehlshaber, begann er der gewohnten ihn umkreisenden Geschäftigkeit zu folgen. Wie die Sinne darin kaum noch schieden, was sich ans Auge oder mit Klingeln, Gongs, Sirenen einander überklingend ans Ohr wandte! Kein Zeichen und Ton gehört zum andern, es ist nicht Sturm der Natur, nicht Musik: reisende Harmonie des Nutzens. Lampen überranken bunt wie Spalierobst die Wände, aufleuchtend, erlöschend, als spiele eine jähe Hand darüber, Ströme durchs Geländer, durch die Stange des Teppichs und durch jede benutzte Röhre, darin das Haus mit sich und der Welt spricht, Schwebebahnen quer durch die Lifts, mit Kästen voll Nachrichten, ausgereckte Hände, einander niederschmetternde Plakate, leuchtende, brummende, explodierende Reklamen entfalten ihr mechanisches sprachloses Getöse. Auch im Gewimmel der Leute gellt es wie Klöppel zwischen den Kiefern. Vom geisterhaften Keuchen der Apparate, vom vielfachten Atem der unsichtbaren Weltteile, die hier mitsprechen, wird die Luft aufgebraucht, bitter, als senke sich der Bau in die Erde —: Dann brauste ein freier himmlischer Duft herein, ein Windhauch nach stets gleicher Zahl von Treppen: Und hinaus in eine reine unermessliche Wölbung fiel der Blick — hinaus in den Himmel. Er schien dem allmächtigen Turm angebaut. Auf gesprengtem Rasen schwankten Reihen kostbarer Blumen, Palmen in Kübeln bedeckten die Terrasse, ferne märchenhafte Pflanzen —

Der Turm ging weiter. Unsere feste Burg ist er geworden, dachte John. Unser Glaube steht so hoch wie unsere Arbeit. Er war nicht müde; als dehne er selbst sich so gleichmütig lang hinaus. Flüsse, unterirdische, flüsterten nicht mehr, so weit sprang nichts mehr aus der Unterwelt hervor. Und er genoß es mit wachsendem Glück, seine Gestalt langsam in die des Turmes zu messen. In trozig sich klärender Einsamkeit umgab er sich — mit sich selbst.

Denn ihm war auf den endlosen Stufen und Biegungen, als werde dieser riesige vierseitige Leib zu seinem eigenen, sich härtenden, sich eckig versteinenden Fleisch. Er fühlte, wie es draußen mitstieg. Die vielschichtige Schale der Fassade drückte sich ihm auf. Der Turm war das gedrängte Denkmal für eine jede Erinnerung des Abendlandes. Über der Erde ruhte er auf scheinbar unbehauenen Steinen. Die Siebel gliederten sich in feine Gebälke mit Tympanen, ausgefüllt von Götterschlachten des Handels; darüber standen die Greife der Mysterien. Die Sitzungssäle großer Firmen ruhten wie Dome im Bau; dort zeigten sich Spitzbogen-

fenster, gotisch, glühend bedeckt mit Wülfen wichtiger Verkehrsentscheidungen. Neben den Säulenportalen saßen, mit gewaltig geschwellten Renaissancebewegungen, dicke ruhige Figuren und bedeuteten die Größe des kaufmännischen Gleichmuts. An der mit Obeliskten, Vasen und Marmorkugeln übersäten Auffahrt empfingen lächelnd die Sinngestalten des jungen Manns und der weiblichen Kraft. In buntem Rang und jeglichem Geschmack standen Statuen von Göttern und führenden Persönlichkeiten auf Plattformen oder in Nischen bis zum Dache empor. Mäanderwellen und Kokosoranken, pompejanische Farbflächen voller Tänze und byzantinische Goldgründe mit den Heiligen, Sphinxen und Chimären, Rundbogen und Balustraden schmückten jede Stelle, und es wimmelte von Säulen jeden Stils. Trotzdem drang die neue, kahle Einheit des Klosters durch, und zwischen Gitterlücken, gleich Geldschranken, breiteten sich die Scheiben aus und glänzten hell und kalt mit zyklischen Augen.

Dem diese Vielfalt, dachte John, läßt nicht über sich lachen: Sie bedeutet umgekehrt selbst den fürchterlichen Spott des Turmes über die Schönheit. So, schrie der mit dröhnendem Nicken, durch euren Urwald und Apollon und Mars und Wanderung von Norden, durch des Christen Kreuzzug und des Heiden Wiedergeburt, durch Zerfleischung der Frommen und Verstandes Revolution und faustische Dichtung und raffendes Bürger-tum hindurch: seid ihr zu mir gekommen! In mir erbauen sich aus eurem Geiste alle Erlebnisse dieses Abendlandes!

Auf der letzten Terrasse aber, der John entgegenstieg, thronte die Allegorie eines Mannes, zu dessen Füßen die zahllose Herde aller gebräuchlichen Maschinen stand. Wie aus alten Uhrwerken die Heiligen zum Rundgang hervortanzten, begannen sich mittags die Maschinen in Bewegung zu setzen. Mit Getöse entwickelten und stellten sie ihre Mechanik aus. Auf dem Plage der Wolkenträger sammelte sich das Volk: Und von oben, als würde die Musik der Sphären mit einemmal vernehmbar, den irdischen Ohren nicht anders als so: knatterte, rollte, quietschte, pumpte und stampfte das Konzert der Maschinen herab. Über dem erzenen Manne, so daß von grellem Schein sein Gesicht nicht zu sehen war, hing, kaum verblaßt von der Sonne und den Mond blendend, ein gläserner Stern: Unaufhörlich mit schwarzen Riesenbuchstaben erschien auf seiner strahlenden Fläche und erlosch und schrieb sich wieder hin die Inschrift: Dem Tüchtigsten!

Er war schon an seinen eigenen Stockwerken vorbeigegangen. Von den Füßen aufwärts fühlte er seine Erstarrung wachsen, wie eine Wandlung in antiken Metamorphosen. Mit nüchternen Bewegungen hoben sich die

Knie, das Gesicht wurde weiß von den Regungen verschlossener Pläne . . . : Auch innen verkehrte über Schienen und Drähte mit ab- und anflammen- den Lichtern der Bau seines Willens. Und in der Brust glühte jenes rote Zeichen, welches dauernd anzeigte: Der Herr dieses Reiches lebe.

Erfüllt von solcher Lust einer harten Übereinstimmung mit seinem Werk stieg er endlich hinaus, auf die oberste Terrasse. Ein regelloser Wind brauste darüber hinweg. Die ungeheure Höhe kreiste. Er stand einen Augenblick, die Schultern gehoben. Er meinte unter sich wie an steiler Himmelsleiter seine gehorsamen Engel auf und ab eilen zu sehen. Dann warf er sich in den Klubsessel und lehnte den Kopf in den blassen Äther zurück. Regungslos warteten die leeren Räume. Seine herrische Unruhe war die Grenze, die bewegliche, zwischen hier und dort! An ihm lag: wie weit er sie noch vorschieben wollte. Nur das Herz klopfte wie unten. Und warum fühlte er diese geballte Hand leer in der Luft . . . ? die Hand des Unternehmers der Welt? Das Heer der Motore unter seinen Sohlen bebte, daß der Turm schwankte, als wolle er sich loslösen, aufschweben wie eine Wolke, eine von Blitzen erfüllte Maschine, und im Himmel den Kampf auch um die höchste Macht suchen —

Er erhob sich und stand mit gekreuzten Armen an der Brüstung. Er sah in den Dunst der Stadt und winziger Kirchtürme hinab. Er sah mit hohen verfolgenden Blicken in die untergehende Sonne hinab.

Der tief hingedehnte Garten der Frau lag purpurn gegen Sonnen- untergang. Träumend auf dem gewölbten Gras, ließ sie die Sonne lang- sam der Erde sich nähern. Zwischen der noch jungen Blüte des Gartens sank die Glut, reif wie eine Frucht. Wenn sie das Gesicht bewegte, hing sie die Sonne in jeden Baum, jetzt in die Kastanie, schwer an die dünnen Fliederzweige —

Sie richtete sich auf. Dies Spiel verspottete den traurigen Tag. Dann sah sie die Sonne als reine Frucht des Himmels im Blätterlosen schweben.

Wenn sich seine Augen von droben und die ihren jetzt im Fanal des Abends treffen: mochte er fühlen, daß es das Kreuzen von Waffen war! Daß die Kraft ihres Herzens sich gewandelt hatte. Es wehrte sich, und seine Sanftheit im Kampf wurde so stark wie in der Liebe. Zu lange schon umarmt von einer entfremdeten Welt . . . Und endlich der ärmliche Tanz dieser Mächte von ihr durchbrochen. Mit Lemurengelenken rührten sie ihre Glieder an und zogen mit wühlendem fruchtlosem Sturm vorbei, immer die gleichen starren Gesichter, immer dem seinen ähnlich! Denn die Um- armungen trugen nur noch sein Gesicht; indes sie fern und stumm war, schrie er herein aus entschlicher Ferne. Das war der Geliebte . . . weit

in den Zeiten vergangen... Wie die ehrgeizige Gewaltfameit schnell nachströmte in das sich leerende Herz! Er arbeitete: aber nicht hart war seine Hand geworden... wie zärtlich kann ein Arbeiter sein...! sondern geschlängelt, glatt, niemals nahe, und beglückte nicht mehr. Denn diese Finger waren nur noch den unmenschlich sich windenden Leib seiner Ziele gewöhnt. Alte Martern fielen ihr bei dieser Hand ein, die nicht mehr lieblos, doch vielleicht zu Tode kitzeln konnte. Denn das ist der Schatten der Lieblosigkeit: sie kehrt sich zu entzauberter Grausamkeit um. Ein großes Gespenst war dieser Mann nun, geheimnisloser als der einfachste Mensch.

Dämmerung hauchte in ihr geneigtes Gesicht. In der Mitte der Erde innen stand eine andere Sonne und ergänzte dunkel die Fruchtbarkeit des Tages. Nach allen Seiten zum Kreisrand schossen die Strahlen des Wachstums herauf, willenlos, unerschöpflich. Der Tag bewegte sich tief, wie auf Füßen, durch den geschweiften Garten des Abendlandes. Dem sterbenden Rot widerstanden die Farben der großen Rosen, fest an der Brust ihrer Stöcke. Lilien gossen ihre weißen, offenen Wasser aus dem Boden. Mohn und Sonnenblumen umschlossen lang die Aurorelwiese. Über warmer Fülle lag der frische Westen. Um die dichtgescharten Bäume, die große Blüten tragen, stand einzeln die Eiche im ästigen Laub und ließ die Wurzeln unterirdisch, zugleich wie ein Erde tragendes Gerüst, fühlen. Im schwarz von Efeu umkrochenen See ruhte der Schwan, Fichte im Gesteine, wildes Gebüsch am Ufer hinauf. Freundschaft und Einsamkeit wechselten ab über diesen Boden. Er hob sich von den Beerensträuchern unter dem gekreuzigten Spalier in die tragenden Bäume und über den Weinberg zum Flusse hinunter. Gegen Süden, zwischen finsternen Flammen der Zypressen, sangen rund wie Arien Orangen und Granaten. Quer durch den Norden marschierte der Pappelweg, bis zum krausen, jungen und düsteren Märchen des Waldes, der von Ahornen und Rüstern rauschte, geschlossen wie ein Herz. So durch die Weichheit des Gartens schritten die männlichen Linien... bis zum zerrissenen Meer der Horizonte klang kindlich der Tanz blauer Brunnenblumen... über dem mütterlichen Dunkel der Erde schwebte die klare Tätigkeit der Hand. Europas Tiefe lag bei den Menschen.

Den Mantel umgenommen, sah sie hinab, wo zwei Sterne einer Kröte funkelten. Aber schräg von oben fiel jetzt ein weißer zunehmender Schein, mit scharfen geschliffenen Schatten darin, die verschwanden und wieder dalagen. Es waren schwarze Buchstaben, in blendenden Sternzacken. Auf den nebelhaften Nasen warf sich die Inschrift: Dem Tüchtigsten.

Sie sah hin und dachte: Er kommt. Liebe... sagte sie, es klirrte wie ein Schild, als eine Jägerin schritt ihr Blick dahinter. Der Scheinwerfer

fang zu wandern an, er floh unter die Bäume, sein Stern zerbrach an grünen Zacken und Pfeilen aus ihrem Gesicht. Durstig und stolz wie eine Jungfrau sah sie umher. Der Mond erhob seinen Dianenspiegel über ihren lächelnden Zorn. Auch die Frauen verrieten dich, Liebe; unsere Unendlichkeit, sie verhöhnen dich mit der Zeit. Das bog sie selbst dafür so übergewollt nieder wie unter der Himmelslast einer Sendung. Aber sie sank hinab wie in ein Meer. Von diesen dürren Ufern hinweg schaukelten die Wellen mit perlmutternem Glanz an ein anderes Land. Und sie, schäumend geboren unter einem Regen von Knospen, tauchte auf, mit jungfräulich gebogenen Knien und besonnt von rötlichem Haar, und aus der schimmernd fahrenden Muschel stieg an ein fruchtbares Ufer die Liebe —

Dann wandte sie sich um und sah hinüber, in die Dämmerung, aus der keine Hilfe gekommen war. Aus den Türmen und den Häusern um die Türme flog es hervor, Züge grauer Schmetterlinge vereinigten sich, schmale Mädchen, Frauen, Alte; doch alle mit unwandelbaren Mienen. Steif wie hinter Tischen und platten Arbeiten tanzten sie hervor. Die glashellen Augen regten sich nur vom Blinken der Lider. Über den puppenhaften oder dicken Mund fuhr die Zunge durstig und überdrüssig. Ihr weiches, doch mit blendender Willenskraft hoherhobenes Kinn glich einem Schmuckstück. Ein Bündel dünner Linien schlug plötzliche, wetteifernde Geschäftigkeit in ihr Gesicht. Das Haar lag kalt zurückgestrichen, oder es hing in lockigen Trauben herab. Wie mit halben Masken eines männlichen und eines kindlichen Gesichts war ihr eigenes bedeckt: die eine oder die andere Maske klappte auf... und darunter erschien dann ein halbes weibliches Gesicht.

Ihnen gegenüber trat die Reihe der Herren; sie gingen ein paarmal auf und ab, sie zogen die Hüte. Schon zu einem Fackeltanz qualmenden Verlangens vermischte sich das Bild. Aber der Ausdruck der Tanzenden änderte sich kaum, und ihre Augen blieben offen. Als die durchsichtigen Leidenschaften sich umschlangen und nur die Körper zuckten, von Laub und Glühkäfern durchschimmert: legten sich all ihre Gefühle nur zu bleichen Mondkreisen zusammen. Der Wille des Tages stand noch vor ihnen und lenkte sie steif. Soviel Gewinn wie möglich schienen noch immer tausend Stimmen durcheinanderschreiend wie von Zetteln der Luft herunterzulesen. Durch die staunend aufgerichtete Nacht wogte ein kurzer flacher Rhythmus und war bei jedem bereit, schnell abzubrechen, unter unförmig eisern und brettern hinter ihnen her schlagender Musik... Bis im erbleichenden Taumel die Figuren sich gierig verkehrten und endlich mit Pirouetten des Überdrußes voneinander sich wandten und Mann vor dem Mann und Frau vor der Frau stand in letzter sterbender Luft —

Sie sprang auf. Die Gespenster verschwanden. Doch sie waren es! Es waren die Kinder ihres Mannes. Sie bevölkerten seine geschäftige Stadt... Von den Kirchen ertönte ein kurzes, schüchternes Glockengeläute. Von den Bäumen setzten es unbefangen die Vögel unendlich fort. Sie hörte hin. Ihr Gesicht war zart und groß. Es war nicht vom eigenen Ufer wie ein Teich beschattet sondern wie ein Meer vom Himmel hell.

Aus der Höhe, bis weit unter den Horizont der Stadt hinab, war die Sonne noch sichtbar. John sah regungslos hin, die Stirn golden wie die Spitze einer drobenstehenden Fahne.

Plötzlich stürzte er sich auf den Rand, sein Herz klopfte. Er war gestiegen... wie lange... war das die letzte Höhe? Sein Knie zuckte, raste fort, riß ihn... wohin? Der Schmerz schnitt es durch, es ruhte nicht, ein Betrug stürzte sich über ihn, er biß die Zähne hinein. Ein Griff lag in seinem gestäubten Haar und drückte ihn krampfhaft auf den Boden zurück, aber er rollte die Augäpfel hinauf: Darüber war der Himmel. Voll Schweiß und Tränen hob er den Blick immer wieder über sich und maß, zurückwandernd, die haltlose Wüste zum Himmel. Dahin führte ihn keine Stufe.

Aber die Sonne war es, die ihm nahte! Ein roter Katarakt stürzte, stürzte. Ein unendliches Sinken vor seinen Augen, die Sonne. Es rollte die untergehende Flut ins Unermeßliche, und der Turm zerschmolz. Er verging, Zaden und Maschinenarme streckten sich jammernnd empor und tropften abwärts, ein Viereck nach dem andern zerfloß. Da ragten noch armselige Ruinen seiner Höhe hinauf, ein Sonnenabgrund schlang sie hinab. Wo war die Spanne Zeit, die er gestiegen war? Ewigkeit goß namenloses Dunkel darüber.

Das Sterben der Sonne aber schien der Seele ein unsterbliches Leben. In der runden Tiefe begann es neu, die Seele kreiste glühend mit... voll ungewohnten Schreckens... wer war sie nun? Durch die Schmitte der Brüstung blutete es in seine Brust und schrie darin mit tausend Lichtern: Wir sind die Liebe!

Er neigte den Kopf an den Stein, er sah die Welt, die er gemacht hatte auf der Erde, die Geschäftswelt. Kein Raum; durch erstickte Luft geistert die tote Liebe, das Feld mit Steinen bebaut. Leid ergriff ihn, und Lust der Erniedrigung dieser Welt vor jener. Ihm war, als müsse er seinen scharfen Arm ausstrecken und wie mit einer Sichel selbststräckerisch das Gebäude der Zeit hinwegschneiden. Die Ekstase des starr und nüchtern Gewordenen schleuderte vor den Füßen der Frau nun die Trümmer fort, in ein Meer der Rührung. Oder es könnte von oben eine Hand erscheinen

und umkehren den Turm und ihn wie eine lange Schuld vom Himmel herab zermalmend auf seine Brust legen —

Dann fand er sich noch auf der beschämenden Höhe. Er warf sich auf die Fliesen der Terrasse. Lange Zeit lag er hingestreckt. Raben sausten um die Giebel, es krächzte wie Hahnenfchrei des Sonnenuntergangs. Das Licht schien die Zeit tiefer zu verlassen. Wütend, mit einem Schlag, erloschen die Fenster, auf den Treppen Klang verzweifeltes Gedränge abwärts, die Lifts sanken und rollten unten auf Rädern hinaus zu den Häusern, und schnell schwieg die Arbeit. Das Leben des Turms verteilte sich in die Stadt.

Über der aufgähnenden Leere erhob sich langsam der Mensch, der sich entschieden hatte. Sein Schatten lag über dem Himmel, quer durch jenen des Denkmals; wenn in Pausen des Scheinwerfers die Sterne zu Sonnen anwuchsen, verschwand er darin und kehrte wieder.

Dort, wo der Turm geendet hatte, stieß strahlend donnernd der Himmel an, und von der furchtbaren, plötzlich erkannten Nachbarschaft wankte der Entwöhnte. Aber trotzig dreht er sich um —: Und die Erde ist nah gegen Gott! Und er zieht seine Verzweiflung herab und wirft sie seinem Willen hin wie ein letztes Fressen.

Als wären sich Boten des Gedankens und des Herzens in seiner Mitte begegnet, war er ruhig geworden; wie von einem guten einigenden Händedruck. Der Nacht nun, die ihm sonst Demütigung und ohnmächtiges Ende seiner Tagesherrschaft verhieß, schaute er triumphierend in das fragende Gesicht. Höre: daß einmal beide Kräfte des Lebens ineinandergreifen, Wille in Liebe, dazu helfe mir der Tod. Der Anblick meines Lebens hat die Liebe verjagt —, darum will ich mich verwandeln! Und zwinge sie noch zu mir. Wer dem Tod entgegengeht, wird wohl verzaubert, aufgewühlt wird noch dies starr gewordene Leben von solcher Erwartung: der ewigen Erstarrung, der Sterbensbereitschaft.

Schon berührt seine Züge der vorausgeworfene Schatten des Nahenden und legt die dunkle Maske darüber, daß von der Verwandlung angezogen am Arme des Todes die Liebe zu ihm zurückkehrt!

War dies noch etwas anderes als nur eine letzte Gewaltfameit auf seinem Wege? War dies noch etwas anderes als nur die höchste ausbrechende Blüte all seines Willens? Er wußte es nicht. Doch die gemauerte Haut löste sich, es dehnte sich ein Gefühl aus ihm . . . wie Freundschaft weit . . . Raum jenseits seiner Brust. Als sei er im Tode nicht allein schienen neben ihm Reihen endlos in die Horizonte sich verlierender Gesichter zu stehen, ihm ähnlich alle in dieser Zeit. Sie streckten mit ihm ihre Hände aus . . . nach der Sonne. Er ließ sich von ihr dies rührende Feuer

geben und gab es weiter, sie tranken den blutigen Untergang in sich hinab. Es durchrann sie, erhellte sie in allen Adern, ... bis von einer furchtbaren Explosion alles zerspringt und ein ganzes Land im Abend sterben wird.

Sie trat an das Fenster, das unter noch fremden Gewittern klornte. Es spielte der Brunnen begleitend zum hohen pausenreichen Gesang aus dem Baum, der undurchdringlich vor den Lichtern der Stadt rauschte. Sie lehnte sich hinaus in seine Blätter, tausend Märchen schwebten darin umher.

Eine Tür knarrte, ... und hinter ihr sah sie, mit ausgestreckten Armen am zurückgeschobenen Vorhang hängend, die Füße geschlossen, das Gesicht neigend, eine nackte Gestalt. Sie wandte sich um, und wie eine Woge, in immer tieferen Wellen herab zu ihren Füßen sank er und glitt mit einem Ruck wie vom Ufer zurück.

„Was tust du,“ sagte sie, „wie kommst du?“

Er stand auf, und sie wunderte sich, daß sie blieb und ihn ansah, als habe ihre Erwartung einen Grund. Die beschämende Unruhe kam nicht. Ein Schweigen, leicht und schön von seiner ihr unbekanntem lockenden Haltung, war nicht die finstere ärmliche Pause, der dünne Schmerz, der die Nerven sonst wie gehorsame Drähte durchzog. Seine Augen leuchteten sie an, die sonst scheu hinwegblickten, je näher er sie umschlang. Er nahm ihre Hände, sie erhoben sich, so sanft umschlossen, an seine Wangen, als nehme sie von selbst sein Gesicht in ihre Hände. Ein Zauber umfing sie, mit ganz vertrauten und mit neuen jungen Schultern. Wohin — dachte sie dann — und erwartete den bitteren Geruch des Sinkens —: aber am Rande ein Baum hielt sie fest, und Arme und Zweige verschlungen brausten sie von einem Hauche und unterschieden sich nicht.

Ohne Ende dann der magische Wald schoß empor und wanderte dicht durch die Nacht, und von fern hien Donner entgegenzurufen. Aber die Frau richtete sich auf: Er sah ihr Auge in seinen Zügen suchen, im Dunkel ihres unbegreiflichen Glückes. Woher kamen die trunkenen Wellen, da sie früher an seiner Brust wie auf Sand von Gedanken lag und jede Regung spürte als scharfes Körnchen? Jetzt strömte gebundene Musik, ziellos voll allen Einklangs, mit ihr hin. Sie staunte herab auf den nackten Körper, der sich sanft der Phantasie ihrer Wünsche entzog, doch ihre eigene Scheu mit doppelter Begierde verfolgte. Der Triumph in seinem Gesicht schreckte sie nicht, seltsam — rührte sie. War auch Dunkel in ihrer Freude, beidem gab sie sich hin. Seine Augen wie Blumenkelche glühten am Grunde, von einem überblühten Krater. Seine Bewegungen hatten Flügel; trug sie ein Engel oder ein Dämon: diesen Flügeln gab sie sich

hin. Aus seinem fremden und nie so nahen Herzen klang eine fest ausschreitende Melodie, gefugt mit einer geisterhaft läutenden wie aus dem Jenseits, aus seiner Brust. Wer war dies, der ausstrahlte Verwirrung und Lieblichkeit, und beide mischten den Sieg der Liebe? Alte Legenden traten her und erzählten, daß ein Gott des Mannes Gestalt annahm, gleichsam heimkehrend zur Nacht die Frau besuchte und als ihr Mann sie umfing. Welche Arme hinter ihrem Nacken zogen sie hinab? Doch dies Entzücken kannte sie, denn sie hatte es ersehnt. Aus dieser Ungebulb sprach die zarte Sorge, daß nicht irgend etwas männlicher Ernüchterung gleichsehe. Und sie fühlte unendlich die Hingabe des Mannes, unendlich durch die Nacht hin sich steigern und entfalten, als sollte sie so vollkommen werden wie der Tod.

... Es dämmerte. Es dröhnte. Zwischen Nacht und Morgen stürzten sich die Blitze. Auf die Wand des Himmels im Glutschein schrieb eine Hand zuckend den Tag des Gerichts.

Sie schlummerte fest. Er erhob sich und ging hin und her in dem unmorgendlich glühenden Raume. Er lächelte, wie war doch gar kein Zögern in ihm —

Wohl kein Weg führte nach dem Turm zurück. Auch keiner vorwärts zu neuen Nächten. Es gab nur eine Nacht vor seinem Tode, diese allein hatte ihm die liebende und die geliebte Gestalt verleihen können. Er wandte sich um, und dort, auf ihrem friedlich im Donner ruhenden Gesicht, sah er die traumhafte Bestätigung: Nicht den Lebendigen und längst Entfremdeten sondern einen anderen, unkenntlich Nahenden hatte sie dunkel geliebt.

Aber das war es nicht. Sein Wille hätte diese ruhige feste Bereitschaft nicht vermocht. Er hätte nun zweifelnd hier gestanden, ob er in kalter Befriedigung sterben oder betrügerisch weiterleben solle. Der Vorsatz hatte diese fortwirkende Kraft nicht, die ihn tödlich besetzte. Und er wäre nun verdammt. Teuflich mißbraucht wären Tod und Liebe, wie eine Krönung nur seiner Erfolge. Um alles Grauen seiner Zeit aufzubieten hätte er, mit der Hand des Todes, die Liebe wie einen reichsten Preis eingestrichen?

Er lächelte. Das war es nicht. Darüber stand: Der Tod sitzt über deinem Willen. Der Tod war sein Herr, und Herr seiner Welt. Ihre Mauern neigten sich, sie stürzten so steil wie errichtet. Und er, von ihnen umschlossen, reißt seinen Tod kaum noch voran: Dann greift die Faust des Abgrunds hinter seinen Sturz, rings bricht die verkrampfte Masse vom Rande herab, und bis zur Grenze des Abends höhlt sich der Rand der Zermalmung.

Und über dem Befehl des Todes noch stand: Der Tod ist dein Opfer. Im Sturme fallend, unter den Verfluchten, sieht er die andere Hand des wägenden Gerichts sich heben und ihn emporrufen. Tränen brechen aus seinen Augen. Denn eine Stimme spricht: Es war ein letzter und geheimer und schwärmerischer Entschluß deines Herzens. Gestiegen zu sein, um es für nichts zu achten, auf der Zeit Spitze getrieben, um sie wissend abzubrechen, als ein aufgehäufter Brand dann voranzulodern und Raum zu schaffen, dies sagt mit hellem Munde aus: Töblich ist meine Welt! Reif ist sie, in unnatürlicher Reife: Sie hat ohne Liebe geblüht. Vernichtung war längst in ihrem Glanz. So bekenne ich, daß sie geirrt hat, und gehe spät aus ihr, durch die Liebe.

Er neigte sich in einen unendlich warmen Hauch hinab. Er verließ sie und ging hinaus. Die Luft umfing ihn dicht, wie ein feuriger Nebel, daß seine Umrisse hinter ihm in der Luft blieben, als seien viele Geister auf dem Wege dorthin. Dann ein Funke und Knall, mit dem Donner hallend von Wolke zu Wolke geworfen, entschwand in die Höhen des Himmels.

Der Sturm weckte die Bewohner vor der Zeit. Die kriegerischen Wirbel zweier Gewitter stürzten heran und zerrissen zwischen sich die Stadt. Von zwei Seiten hieben eiserne Hände in die Straßen, Feuer flogen mörderisch umher auf dem Sturm, mit heulenden Trompeten zerblies er die Häuser. Bleich flatterte wie eine Vogelpest ein Heer von Papier über der Stadt. Aus zwei schielenden Augen fuhren Blitze herab und gegeneinander, unter schlagendem Hagel sprangen die Steine der Straßen empor und gegeneinander, der Riesenbauch des Donners bewegte sich unter der Erde: Bis in zwei Feuern, wie in krachenden Schalen, der Turm schwarz zerbrach, dann klaffend bis zur Spitze noch stehen blieb.

Der Sturm nahm langsam ab. Die Lebenden begannen, in den wüsten Gegenden zuerst, durch ihre Ruinen heraufzusteigen. Den reichen Häusern aber war am wenigsten geschehen. Dort blickten sie aus den Fenstern hinauf zu dem Schatten, der den Turm spaltete. Allmählich schloß er sich wie durch die eigene Schwere.

Aber sie fuhren entsetzt von den Fenstern zurück, als heulend die neue Gefahr nahte. Die Zerstörung der Zerstorten wälzte sich heran, die Rache der Gefallenen, die Wolken des rasenden Volkes. Am weißgeackten Wetterrand kamen halbnackt voran die blutlosen Zerfesten. Aus dunklen Massen dahinter blißten und schüttelten sich die Fahnen. Sie drangen herein, sie steinigten die Reichen mit ihren eigenen Häusern, sie ließen die Maschinen sich auffressen. Und als der Krieg enger begann, sie kälter nieder-

donnerte als zuvor, mit Eisen und Gold sie zerspaltete, führerlos jeder gegen jeden schlug unter den gespenstischen Fahnen der Zeitungen und der Größte wie der Kleinste fiel und der Turm, in die Lüfte zerfliegend, den Boden mit sinnlosen Stücken bedeckte: da lag der Erdteil als eine blasse, greise Ebene.

Aber ein Geist schwebte über den Trümmern, und seine Stimme sprach, nur einer sei untergegangen. Nur ein Mensch, in vielen gleichen Gestalten. Die Frau aber lebte und gebar: aus der Nacht vor seinem Untergang. Die purpurne Sonne am Horizont war der Morgen. Ein neues Geschlecht nahm willig die große Vernichtung an, diesen hingestreckten, ebenen Rhythmus der gefallenem Väterwelt. Kein Babel mehr sollte daraus seine geschäftige Senkrechte in den Himmel brüsten. Doch die Erde durch ihre Horizonte hin glühend mit Samen des Kornes zu bedecken, mit Städten, den freien Feldern gleich, mit tiefer Arbeit, mit leichten Häusern: dies Werk bewegt in gleichem, wogendem Rhythmus das Land wie das Meer. Darüber, über dem gedehnten Garten des Wachstums, erhebt sich immer nur die ganze himmlische Unendlichkeit. Und zu ihr, zu halben Höhen eines Turmes nicht, steigen die ungleichen Schwünge der Seelen. Eine vollere Ahnung von Leben und Tod entfaltet sich im Abendland. Denn seine Menschen waren Kinder aus der Umarmung des Todgeweihten und der Lebengeweihten.

Karlsbad vor Palästina

Von Arthur Holitscher

Dieser Auftrag — nach Palästina zu reisen — einer der großen Glücksfälle des Lebens, kam zu ungünstiger Zeit.

Um nach Karlsbad zum XII. Zionistenkongress fahren zu können, muß ich meinen Paß vielfach vidieren lassen. An einer Stelle — ich habe mit dem Paß, um die Gebühr zu bezahlen, einen Hundertmarktschein über die Schalterbrüstung gereicht — passiert dies: der Funktionär ruft seine Kollegen zusammen — eine Reichsbanknote, vor dem Kriege gedruckt, mit rotem Stempel! Der Schein wird liebevoll aus nächster Nähe besehen. Ein roter Stempel!! Das erinnert mich bedenklich an die Ehrfurcht, mit der in Moskau auf der Sucharewka Romanow-Rubel behandelt wurden. Es ist immerhin ein Zeichen, ein Anzeichen.

In Bodenbach jenseits der Grenze weigert sich das Büffetfräulein, die

deutsche Reichsmark in Zahlung zu nehmen. Denn die Mark sinkt, gestern war sie 80 wert, morgen wird man sie vielleicht um 50 nicht loswerden können! Die Börse tobt, die Mark schwindet dahin, ein Blick auf die Kurse...

Will man ins Heilige Land reisen, muß man die Börsenkurse respektieren. Denn in Palästina gilt der Sterling. Und wenn es dem Sterling paßt, wird man nicht nach Palästina reisen können. Sehr einfache Rechnung. Elende Politik und ihre richtige Schwester, elende Spekulation, haben sich der zerschlagenen Welt bemächtigt und spielen Fangball mit Energien, Hoffnungen, Menschenleben, mit Zukunft und Utopie. Höher und höher fliegt der Sterling.

Das wäre nicht halb so schlimm, handelte es sich hier um den privaten Fall, das Schicksal des Einzelnen, Entbehrlichen, um persönliches Erleben oder Nichterleben. Der Schatten fällt auf die Not, die drängende Not des heiligen Landes der Verheißung zurück — denn nicht wahr: die Pioniere, die Einwanderer, die Zionsehnstüchtigen sollen aus den sogenannten „valutaschwachen“ Ländern kommen, aus Polen, der Ukraine, aus dem Osten dieses verelendeten Kontinents. Dorthier kommen auch die Gelder zum Aufbau Zions. Und wieviel Entbehrung, Entäußerung des Notwendigsten, letztes Zusammenscharren verwandelt der elende Börsenzettel in weniger als nichts, lächerlichste Geringsfügigkeit, minimalste Zusage, unzulänglichste Sicherheit für das Leben im alten Lande. Um den festen Sterling schwimmen zerschellte Hoffnungen herum. —

Aber ich werde euch trotzdem sehen, Leute von Kinereth, Merchawia! Und ich werde das Tal Josaphat erreichen, hinausgehend aus dem Tal Hinnom, meinem Aufenthalt: dem Gehinnom! Hinüber zu Kidron, Genezareth und Bethlehem werde ich pilgern, und sei es barfuß. Ich werde es erleben, das alte Land des Glaubens der Millionen Verstreuten über den Erdball, und Tausende, ärmer als ich, werden es erreichen und erleben mit blutender Energie, zerrissenen Sohlen, mit Beulen und Wunden, die sie sich an den Widerständen des elen, gemeinen Tags schlagen müssen.

Wie ich in Karlsbad ankomme, ist die Generaldebatte mit den programmatischen, die Situation wie mit Scheinwerfern von verschiedenen Seiten beleuchtenden Reden und Ansprachen der Führer beendet. Aber ich komme gerade recht, um die Palästina-Debatte mitzuerleben, die mich von allen Arbeiten, die der Kongress zu bewältigen hat, am nächsten angeht. Im Plenum und in den Kommissionen bin ich Zeuge der Kämpfe, deren Hall nur zum Teil in die Welt hinaus, zum Teil aber nicht einmal bis hinunter in den Saal bringt, wo die Delegierten sitzen. Ich erlebe einen

kurzen Augenblick aus diesem ganzen gewaltigen und heroischen Kampf um das utopische Gebilde Erez Israel, das Land der Juden, diese unwahrscheinliche Fata morgana der achtzehn Jahrhunderte lang verstreut wandernden Heimatlosen, die plötzlich greifbare Wirklichkeit geworden ist — an einem Kalenderdatum, dem 2. November 1917. In dem Augenblick, in dem es dem britischen Imperialismus erwünscht und opportun schien, den Traum der Juden auf dem Landweg nach Indien zu erfüllen. Der Messias hieß Arthur Balfour und seine Botschaft — die berühmte „*Deklaration*“, die die Juden zum Volk machte, indem sie ihnen die „*nationale Heimat*“ zu sichern versprach — ist fünf Tage vor jenem anderen, die Welt erschütternden Datum erfolgt, dem 7. November 1917, dem Geburtstag der Russischen Sozialistischen Föderativen Arbeiter- und Bauernrepublik. Welch eine Woche, diese erste Novemberwoche des vorletzten Kriegsjahres!

Palästina ist ein werdender Staat, und der gegenwärtige Kongreß, der zwölfte, von dem elften durch acht Jahre getrennt, ist als Vorstufe zu einem jüdischen Parlament anzusehen. Der Karlsbader Kongreß ist auf Kampf gestellt. Es wird um Organisationsfragen, Kompetenz- und Persönlichkeitsfragen ebenso wie um Fragen gekämpft, die auf einem Konzil aufgeworfen sein und erledigt werden könnten.

Alle Probleme, Strömungen ethischer, sozialer, politischer, ökonomischer, verwaltungstechnischer Art, die die heutige aufgeschreckte und erwachende Menschheit bewegen und erschüttern, finden sich hier wie in einem Mikrokosmos beisammen, verlangen Gehör und Entscheidung, begegnen sich, schwirren auf und durchkreuzen einander. Es scheint auf diesem Kongreß um alles Wesentliche zu gehen, was den Aufbau eines Staatsgebildes wie einer Menschengemeinschaft, eines sozialen wie eines religiösen Gemeinwesens bestimmt. Und die Grenzen zwischen Religion und Ritus, sozialem Willen und praktischer Notwendigkeit sind nicht durchweg klar zu erkennen. Alles scheint vielmehr zu einem einzigen magischen Mittelpunkt zu streben, als ob es nur um des Einen willen da wäre, dessen Platz gar nicht innerhalb der Zeit zu bestimmen ist.

Dieser Kongreß ist kein Parteitag; denn die Zionisten bilden keine Partei innerhalb der Judentum. Auf irgendeine mystische Weise ist in ihnen nur etwas heller und kraftvoller gegenwärtig, was in allen Rassen- und Glaubensgenossen in der Diaspora unbewußt vorhanden ist, leise sich regt, sicherlich nicht gänzlich überwunden durch irgendwelche Faktoren weltlicher Entwicklung.

Die Parteien und Fraktionen innerhalb der Körperschaft dieser zum

Kongreß Delegierten des Welt-Zionismus unterscheiden sich denn auch von parlamentarischen Parteien herkömmlicher Art durch eben diesen Einschlag von utopischem Wollen und einer sozusagen metaphysischen Energieentfaltung nach dem gemeinsamen Ziel, dem Land der Verheißung, und sind regiert durch die magnetische Kristallisationskraft Jerusalem, Zion.

Die Juden stehen bereits auf Leben und Tod in ihrem Kampf um den Aufbau einer jüdischen Nationalheimat mitten inne. „Erez Israel“ wird vielleicht, und das ist die Stärke des Gedankens, der von ihm ausgeht, ewig und immerdar als Land der Verheißung ein Traum und unrealisierbares Idealbild bleiben — und doch lebt es bereits, hat Form und Kontur und Inhalt der Wirklichkeit. Das lehrte die unerhörte Arbeit, die dieser Kongreß zu leisten hatte, und die er nur in unvollkommener Weise bewältigt hat.

Eben die Distanz zwischen der Vision der Erfüllung und der mangelhaften Wirklichkeit und Durchführbarkeit war es, was die Energien der in Karlsbad Versammelten, ihr Gefühl der höchsten Verantwortung bis zur Siedehitze wärmte, so daß man oft die Vibration einer unerklärlichen Kraft durch das erregte Haus zu spüren vermeinte, ein Wirbel Herzen und Hirne der Anwesenden zu erfassen und mitzureißen schien.

Ein Wort zu diesem Gebild: Erez Israel. Der Militarismus, der Krieg war der Erfüller der „jüdischen Nationalheimat“, so gut wie die Wiege Moskaus in Lannenberg stand. Das Böse öffnete das Tor dem Wunder, und eine solch grausamnüchterne Wissenschaft wie die Strategie bereitete den Utopien den Weg...

Das Gefährliche dieses Schicksals ist leicht zu erkennen. Mir sagte einer der Führer der Zionisten in einer Unterredung unter vier Augen: „Wir sind Kriegsgewinnler. Wir haben unsere Heimat im Krieg und durch das Kriegsglück gewonnen. Der Krieg geht weiter, er ist in der Welt noch lange nicht zur Ruhe gekommen, und wir bleiben weiter abhängig vom Krieg. Er bestimmt unser Schicksal. Einmal sieht es sich heiter an, dann wieder düster.“

Das ist lautere Wahrheit. Ich erinnere mich sehr genau der Beratungen, die genau vor einem Jahr in Baku stattgefunden haben! — —

Indes, der Karlsbader Kongreß verhandelte und beschloß so konsequent und umsichtig, als ob er für die Ewigkeit baute. Als ob nur die äußerlichen zufälligen Zusammenhänge sich verschieben, das Gleichgewicht gefährden könnten, der Boden aber sicher stände, ohne Schwanken. Daß die Menschheit, daß alle Formen der menschlichen Gemeinschaft in diesem Augenblick, den die Welt durchlebt, an einer ungeheuren, unerhörten Zeitwende angelangt sind — das konnte man aus den Verhandlungen fast gar

nicht entnehmen. Mit Ausnahme der radikal sozialistischen Fraktionen — die sich indes im allgemeinen ebenfalls nur auf Protestaktionen beschränkten — führten Exekutivorgane, Delegierte, Referenten und Debatter ihre Anschauungen und Vorschläge mit solcher auf den gegebenen, teilweise sogar schon überholten Formen der Wirtschaftspolitik fußender Argumentierung durch, als ob zum Beispiel Moskau gar nicht die Realität wäre, die es in der heutigen und künftigen Weltkonstellation vorstellt und zu sein berufen ist.

Die Menschen, die hier den Aufbau des verheißenen Landes vorbereiteten und schon besorgten, zum größten Teil Menschen aus praktischen Berufen, bewährte, erfolgreiche Organisatoren, Persönlichkeiten von anerkannter Macht und Einfluß, nahmen eben das Gegebene und Gewohnte als Ausgangspunkt und lehnten es ab, sich von Zukünftigem ablenken und beeinflussen zu lassen, mit dem zu operieren sie in ihrem Berufskreis nicht gewohnt waren.

Die Mannigfaltigkeit der Probleme schien, wie erwähnt, verwirrend. Die Reihenfolge, in der ich etliche wenige hier herausgreifen will, soll gerade in ihrer vom Zufall, nicht von der Logik, eingegebenen Buntheit ein Bild von der schier unüberschaubaren, auseinanderquellenden Fülle des Materials geben, das zu klären und zusammenzustimmen war und das der Kongreß — auch dies wurde bereits angedeutet — nicht restlos zu klären und zusammenzustimmen vermocht hat. (Vielleicht gerade darum, weil ihm der Wille fehlte, jenes Zukünftige mit in den Bereich seiner Erörterungen zu ziehen. Wohl auch aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit Palästinas von der schwankenden Orientpolitik des britischen Imperiums.)

Da ist die Frage der Immigration — des begüterten westlichen Einwanderers und des Pioniers, des Chaluz aus dem Osten des verelendeten Europas — eine im tiefsten Wesen religiöse Frage, diese Frage des ostjüdischen Einwanderers! Wie sollte der Einwanderer, der sich selbst zu erhalten vermag, der von der Valuta Gesegnete, dem Armen, Elenden gegenüber bevorrechtet sein, den man vor allem ins Land bringen, beschäftigen, aus dunklen Winkelberufen, Versteck und Verlies unter die alte Sonne des Orients führen muß! — Das ausgesprochen nationalistische Streben, das in der neugewonnenen Heimat einen Kampfplatz vorfindet, auf dem es sich mit dem sozialistischen Experiment bis zur kommunistischen Gruppensiedlung zu messen hat. — Die Rückwirkung Palästinas auf die Diaspora, die Wirkung des erstarkten religiös-nationalen Bewußtseins der gesamten Judenheit auf die verstreuten Glaubensbrüder in den Ländern des Galuth, des Exils. — Das überaus wichtige Problem der

zweiten Generation, der Söhne der frühen, aus religiösem Antrieb Eingewanderten, die sich bereits zu emanzipieren begonnen haben, in Paris studieren, in denen sich die religiöse Inbrunst der Pioniere nicht erhalten hat, gesammelte Energie in weltlich-westliche Bahnen abschweift. — Das Problem des Sichbehauptens inmitten der arabischen Umwelt. Das Problem der Wehr gegen die feindliche Übermacht und das Problem der diplomatischen, freundschaftlichen Verträglichkeit mit dem eingeborenen Volksstamm. — Damit im engsten Zusammenhang das Problem, auf welche Art die Einwanderung verstärkt werden könnte? Wie man die ersten hunderttausend, die erste Million Einwanderer nach Palästina bringen soll, um damit das jüdische Palästina gegenüber dem mohammedanischen zu stärken. — Dann die Versöhnung der Gegensätze, die sich in den aus dem sozial erweckten Osteuropa kommenden Einwanderern gegenüber den an alten Riten und der Tradition fanatisch festhaltenden Orthodoxen bemerkbar macht. — Soll privattkapitalistischer Initiative Spielraum geschaffen werden? Wie können die Tendenzen des amerikanischen Wirtschaftsimperialismus paralysiert werden, die sich in der Brandeis'schen Richtung verkörpern? — Wird die Not des wirtschaftlichen Aufbaus das Geistige nicht überschatten, das doch den Grund des Problems Erez Israel bildet? — Das sind nur einige Exempel; aber es ist aus ihnen schon zu ersehen, welches Wirrsal einander widerstrebender Motive den Kongress belastet. Zuweilen konnte man sich aus dem Gestrüpp nur durch die Berufung auf Theodor Herzl heraushauen, genau wie man das in Moskau mit Marx macht, wenn man von der vorgeschriebenen Linie allzuweit abgeirrt ist. Wie Marx ist Herzl durch die Entwicklung überholt. Doch ist Herzl, auch was seine Autorität und Kraft als Nothelfer betrifft, ungefähr der Marx des Zionismus geblieben.

Palästina muß unter den gegebenen Verhältnissen, man könnte sagen, von der Hand in den Mund leben. Die Gemüter der Parteien, die ja in der Erkenntnis einig sind: daß dem armen Ortsjuden, dem kleinen elenden Handwerker, Arbeiter, Proletarier der Weg ins Land der Verheißung geebnet werden soll, erhitzen sich bei der Erörterung der finanziellen Nöte, mit denen der werdende Staat heute noch bedenklich zu kämpfen hat. Zwei große Fonds sollen die Palästinaarbeit stützen: der Keren Kajemeth, Nationalfond, der zum Ankauf von Land bestimmt ist, und der Keren Hajessod, der Kolonisations- und Immigrations-, das heißt Aufbaufond, aus dem ebenfalls ein wesentlicher Bruchteil dem Nationalfond zufällt. Der Keren Hajessod soll nun durch eine freiwillige Selbstbesteuerung, die die Zionisten sich auferlegen, ins Ungeheure an-

schwollen und das Land Palästina den Juden wirtschaftlich erobern helfen. Der Kongreß nahm mit Begeisterung den Antrag an, daß Grundlage dieser Selbstbesteuerung der alttestamentarische Maaser bilden soll — der Zehnte, der Zehnte von Vermögen und Einkommen, den jeder Zionist in der ganzen Welt zum Keren Hajessod beizusteuern hat.

In dem verfallenden Gebilde dieser heutigen Welt, die so gar nicht verenden will, kann man solche Entschlüsse nur mit Rührung vernehmen. Der Zehnte! Wie viele arme polnische, österreichische, deutsche, ukrainische Vermögensfragmente wird die Börse, der elende Kurszettel zerreiben und in den Wind blasen. Die Hoffnung Palästinas bleibt der Dollar, der Sterling; der valutastarke westliche Zionist muß — ein Wort, das des öfteren in der Debatte gebraucht wurde — der hoch zu bewertenden Seelen-Waluta des Ostjuden zu ihrem Rechte verhelfen!

Das Problem der Bebauung, Bewässerung, Aufforstung Palästinas, die Erörterung der Kolonisationsysteme Ruppins, Ettingers, Soskins, Trietsch' und Oppenheimers, die zum Teil sich bereits bewährt haben, zum Teil noch im Stadium des Experimentes sich befinden, zum Teil schon fallen gelassen wurden, die Erörterung aller Probleme städtischer und landwirtschaftlicher Kolonisation, rief manche schwere Kontroverse im Plenum und in den Kommissionen hervor. Intensivierung des bebauten Bodens, die von den noch zu schaffenden Irrigationsanlagen bedingt ist; diese, die den Bau von Straßen zur Voraussetzung haben; der Straßenbau, der wiederum das Herüberschaffen von Arbeiterpionieren voraussetzt — all dies belastete und beängstigte die Kommissionen, nicht zuletzt die Budgetkommission. Die Pioniere müssen in Zelten leben, bis sie sich ihre Häuser selber gebaut haben. Diese Häuser aber können erst gebaut werden, wenn der Boden gekauft ist; Gartenstädte, Musterfarmen, Obstplantagen, Wälder müssen erstehen...

Ein ukrainischer Delegierter sagte: man ebne unserem Chaluz, unserem Pionier bloß den Weg nach Erez Israel — einerlei, wie er das Land und die Verhältnisse dort vorfindet. Er wird sich schon halten, er hat sieben Jahre in der ukrainischen Hölle gelebt, er hat keine Angst, man ebne ihm bloß den Weg. — Sätze von solch biblischer Wucht und Glaubenskraft konnte man auf dem Kongreß oft vernehmen...

Unter den Chaluzim, zumal den jüngeren Ansiedlern, sollen heute schon Gruppen aller Richtungen zu finden sein; von jenen, die nach hergebrachter Art und unter den hergebrachten Formen der Wirtschaft beisammen leben und ihr Land bebauen, bis zu den aus den Quellen der

neuesten Erkenntnis gespeisten Gruppen, die sich in Experimenten utopischer Zukunftsgemeinschaft zusammengefunden haben, mit dem Land zugleich ein Ideal aufbauen, es vor die Welt hinstellen, weithin sichtbar auf dem uralten Boden der Legende.

Da der Nationalfond das aufgekaufte Land unter die Pioniere verteilt, kann ein Landproletariat nicht entstehen. Die besten und fruchtbarsten Gebiete sind Besitz einiger erbeingesehener arabischer Familien; die Konjunktur treibt die Preise des Bodens in die Höhe. Aber die kleinen jüdischen Inseln in dem großen arabischen Meer müssen sich um jeden Preis vergrößern, um standzuhalten — die Masseneinwanderung und die Ansiedlung der Massen ist Notwendigkeit.

Um diese wichtige und verhängnisvolle Frage: wie sich die geringe Zahl der Juden in Palästina inmitten der großen Übermacht der sich gegen jüdische Einwanderung sträubenden Araber zu verhalten habe, wurde (hinter den Kulissen) ein harter Kampf ausgefochten.

Im Plenum berichtete ein polnischer Delegierter in einem knappen Satz: er habe seine Söhne nach Palästina geschickt, jetzt schrieben sie ihm, wie sie sich nachts mit Messern und Stöcken gegen Araberbanden zur Wehr setzen müßten, die es auf die einsamen Farmen jüdischer Siedler abgesehen hätten.

Der Kampf ging erbittert und hartnäckig hin und her — zwischen den Befürwortern eines jüdischen Heeres, einer regulären jüdischen Wehrmacht und denen, die eine solche Wehrmacht für einen politischen und moralischen Nonsens erklärten — den Arabern wie den Engländern gegenüber.

Sicherlich ist die große Ghandi-Bewegung in Indien, die Hindus und Mohammedaner zu einer gewaltigen englandfeindlichen Einheit zusammenschmiedet, für die Haltung Englands in bezug auf die arabische Stammbevölkerung und die jüdische Einwanderung in Palästina bestimmend. Die Schwankungen der englischen Orientpolitik haben sich auf dem Kongress in mancher Phase der Verhandlungen bemerkbar gemacht — oft schillerte Erez Israel wie eine Seifenblase — erregter Hauch trieb das luftige Gebilde im Saale herum — dann aber lösten gleich die nüchtern praktischen Erörterungen der Aufbauer dieses Landes diese Sorgen ab, die sich der Versammelten bemächtigt hatten, und alles bekam wieder das Aussehen der Selbstverständlichkeit und gewährleisteten Dauer. Auch das staatsmännische Geschick und die diplomatische Schlaubeit der beiden obersten Männer der Exekutive lenkten behutsam an mancher gefährlichen Klippe vorbei, wo es nottat.

Wie um diese Frage: Armee oder Miliz? wurde um die Frage: orthodoxe Bräuche der Tradition oder freiere Formen heutiger Gemeinschaft in Palästina? heftig gestritten. Die orthodoxe Partei der Misrahi brachte eine wilde Bewegung in die Massen, als sie die Forderung aufstellte, daß in den öffentlichen Institutionen, besonders in denen der Arbeiter, die rituellen Speisegesetze, Einhaltung der Feiertage und eine Kontrolle über religiöse Pflichterfüllung durchgeführt werden möge. Die sozialistischen Parteien, Poale Zion, Hapoel Hazair, die sozialistischen jungen Arbeiter Palästinas schnellten in die Höhe, und es gab harte Worte hinüber und herüber, besonders nach der Drohung der Misrachisten: daß sie im Falle der Ablehnung ihres Antrags zum Keren Hajessod nichts beitragen würden. Ähnlichen Sturm erregte ein Antrag: die Mitglieder der Exekutive (und des Aktionsausschusses?), die des Hebräischen etwa noch nicht mächtig wären, sollten innerhalb eines Jahres das Versäumte nachholen — worauf die erwähnten sozialistischen Parteien die Aufforderung an das Präsidium richteten: die Verhandlungen des Kongresses sollten nicht hochdeutsch noch hebräisch, sondern im Jiddisch geführt werden, dem Jargon, in dem ja die meisten national-zionistischen und sozialistischen Zeitungen der Judenheit geschrieben sind. So stießen fast in allen Fragen zwei Welten aufeinander, die konservativ orthodoxe, die noch von Mizraim her datierte und vom Recht des Steuerzahlers sprach, und die neue sozialistische, die das Recht des Menschen aus der Zukunft religiös-ethischer Utopie schöpft und erkennt.

Betrüblich blieb dabei die Behandlung der Kulturprobleme, der Budgetposten für die Bibliothek in Jerusalem, die Universität, die Schulen und die Pensionsansprüche der Lehrerschaft in Palästina. Ich kann sagen, daß die Art und Weise, wie Rechte und Linke diese wichtige Angelegenheit erledigte, für mich die schwerste Enttäuschung an der gesamten Arbeit des Kongresses bedeutete. Die verhältnismäßig geringe Beachtung, die die Kulturinstitutionen des palästinensischen Zionismus erfuhren — die doch enger mit dem Gedanken der alten Verheißung zusammenhängen als die meisten der breit und umständlich erörterten wirtschaftlichen Fragen, für die die weitestgehenden Ansprüche an die Finanzkommission gestellt und durchgesetzt wurden, mußte befremden.

Ein hochkultiviertes Volk sieht sich plötzlich in ein Land versetzt, dessen Kultur erst geschaffen werden soll. Wie müssen die Männer geartet sein, denen dieses ungeheure Wagnis obliegt, die den Aufbau einer ganz neuen Gemeinschaft zu vollbringen haben, auf dem schwankenden Boden der Verheißung?

Wem das Glück zuteil worden war, das elementare Erlebnis: Sowjet-Rußland mit Herzen und Hirn aufzunehmen, dem mußte in Karlsbad die überraschende Parallele Moskau-Zion zwingend zum Bewußtsein kommen.

Unsere im Entstehen begriffene, im tiefsten Wesen utopische Kultur wurde von deutschen Seher-Philosophen vorbereitet, wird von deutschen Praktikern, Organisatoren gefestigt. An der Spitze der Bewegungen aber sehen wir die genialen befreiten Ostjuden ungestüm vorwärtsdrängen. Der Führer des heutigen Weltzionismus ist der Russe Professor Weizmann, die obersten Männer der Exekutive sind die Russen Sokolow und Ussischkin. Sie bilden mit den Organisatoren und Aufbauern Palästinas Kuppin, Lichtheim, den Deutschen, eine Einheit, die von der Internationale der Weltjudentum anerkannt ist. Denn es gibt außer der Internationale Rom, der Internationale Moskau heute nur noch diese dritte, die Internationale Zion, die weltliche Macht aus den Wurzeln der Religion entfaltet.

In den großen religiösen Zentren Moskau, Jerusalem ringen sich Zukunftsgebilde neuer Glaubensgemeinschaften ans Licht. Der fünfzackige Stern der Sowjets, der sechszackige des Davidschildes vereinigen ihr Licht mit dem Schein des Sterns, der über Bethlehem stand. Alle drei leuchteten und leuchten den Ärmsten, den Verfolgten und Entrechteten zu Häupten. Daher stammt die Helle, die in die Zukunft weist.

Darum auch die mehr noch geahnte als ausgesprochene Sicherheit: daß das Problem Palästina, so sehr es von aktueller Machtpolitik, Wirtschaftsverfettungen bestimmt zu sein scheint, doch letzten Endes nur im Rahmen der großen allgemeinen, der welt- und menscheitsbefreiernden Bewegung dieser Zeit definitiv gelöst werden wird, nicht vereinzelt und isoliert. Seine Bedingungen wurzeln zu sehr im gemeinsamen Motiv des Glaubens an das Recht der unterdrückten Völker, Klassen, Rassen und Individuen, an die Gerechtigkeit, die sich heute unter Krämpfen und Erschütterungen Bahn zu brechen beginnt.

Die überragende Figur Weizmanns weist zahlreiche übereinstimmende Züge mit dem anderen großen sozialen und religiösen Führer dieser Zeitläufte: Lenin, auf. (Bis in die äußere Erscheinung geht diese Ähnlichkeit: derselbe slavischbreite Schnitt des Gesichts, derselbe, etwas schlauheiter blühende Blick, dieselbe Einfachheit und Ruhe, Mangel an Routine und Verachtung der Wirkung im Auftreten.) Wie Lenin hatte Weizmann nur wenige Menschen hinter sich, als er, sozusagen auf eigne Faust,

unbekannt und glaubensstark das Gebilde Zion aus seinem Hirn neu emporhob. Als er aus dem Dunkel hervortrat, gewahrte man plötzlich den von seinem Land ausgestoßenen genialen Menschen, der sich der Zukunft mit entschiedenem Griff bemächtigt hatte und dadurch die Faktoren der Gegenwart mit souveränem Willen für seine Idee dienstbar zu machen vermochte...

Daneben Sokoloff, kühl, klug, Diplomat, in Wesen und Wirkung an Tschitscherin gemahnend.

Eine pittoreske und widerspruchsvolle Gestalt, ein junger, von den Ideen des Militarismus befeßener Jude, mit höchstem Ausmaß von Intelligenz und Fähigkeiten begabt: Wladimir Jabotinski, den die einen den Trozki, andere den Garibaldi, den Cortez, d'Annunzio, den Bramarbas des Zionismus nennen — er unterliegt in seinem Löwenkampf um die Errichtung einer jüdischen Armee der vergeistigten Kraft Martin Bubers.

Buber selbst tritt in den Handlungen des Kongresses nur wenig hervor. Seine Macht über die jüngere Generation ist eine außerordentliche; er ist einer von den wichtigsten Führern, die sich aus lähmender Ideologie zur praktischen Politik durchgearbeitet haben.

Die Wortführer der sozialistischen Parteien: Rakneelson, Lofer und Mereminsky, sind sprungbereit auf dem Plan, wenn Tradition, Ritus und Gewissenszwang die große vorwärtsdrängende Entwicklung zu behindern suchen. —

Die überlebensgroße Herme Theodor Herzls erhob sich über dem Kongreß. Sie war nach den Zügen von Michelangelos Moses stilisiert, die sie verweichlichte. Wenn unser Freund und politischer Gegner, der ausgezeichnete Rabierer Hermann Struck, Führer der orthodox-konservativen Partei der Misrachi, auf der Tribüne erschien, überraschte die Ähnlichkeit mit Herzls Maske; unser Freund Struck stand auf der Tribüne wie auf verlorenem Posten; er postulierte; wir ernannten ihn zum Reventlow des Zionismus.

Eine wunderbare Figur: Dr. Schmarja Lewin, erster jüdischer Abgeordneter der ersten Duma, von Wilna gewählt, heißer Redner von hinreißender Gewalt, Jesaja auf der Wanderschaft durch die Welt, um für den Zionismus, den Keren Hajessob zu werben, setzte sich auf dem Kongreß für den Plan einer mächtigen Propaganda ein, die von Jerusalem ausgehend sich der Judenheit in allen Ländern des Exils geistig bemächtigen sollte. Ahasvergleich, ohne Heim, ohne Anhang, wandern Männer wie dieser von Leidenschaft, Glauben und dem Bewußtsein der unmittelbar zündenden Wirkung der Utopie auf die leicht erregbaren

Massen durchströmte Ostjude durch die Länder der Diaspora, arbeiten für den Aufbau des Landes, das sie höchstens flüchtig streifen auf ihrer Wanderung, in dem sie selbst nie Fuß fassen werden!

Und daneben die seßhafte, eingebürgerte und umsichtige Kraft Arthur Ruppins, der den Aufbau Palästinas an Ort und Stelle, in Jerusalem leitet — ein Prophet nicht minder wie der andere, eruptive Gewalt, gebändig durch den steten, an der Wirklichkeit gestählten Willen —

Einundvierzig Nationen hatten Delegierte nach Karlsbad gesendet, eine unerhörte Vielheit von Menschentypen (wie in Moskau), zusammengehalten durch den gemeinsamen, bezwingenden, transzendentalen Glauben an das zu Verwirklichende (wie in Moskau).

In der deutschen Landsmannschaft hörte ich das Referat dreier Delegierten aus Amerika (Amerika hatte nächst Polen die höchste Delegiertenzahl — 42): Goldberg, Typus des Eastend-Bowery-Juden, wißig, lebensprühend, von volkstümlicher Schlagkraft, Dr. Strauß, aus den großen Familien der Frankfurt- und Fifth-Avenue-Plutokratie, saturiert von europäischer Bildung und amerikanischer Macht, und Dr. Lipski, in Aussehen und Gehaben schon völlig dem 100 %igen puritanischen Yankee assimiliert, gemessener Matter-of-fact-Mensch.

So arbeiten nebeneinander alle Spielarten des heutigen, seiner Fesseln ledigen Weltjuden: der Führer-Diplomat, der Großindustrielle, Großbankier, dessen Referat an Aufsichtsratssitzungen in weltbestimmenden Konzernen gemahnt, der prophetische Eiferer und Jeschivah-Gelehrte, von Nachtwachen über den geheiligten Büchern des Talmud gebleicht, der aus dem Dunkel dumpfen bessarabischen Ghettos emporgetauchte proletarische Revolutionär, sozialistischer Soldat der Friedensarbeit.

Überwältigend ein ganz neuer, noch nie geschauter Typus: der Freiluft-Jude, der aus dem Galuth nach dem Land Israel heimgekehrte Chaluz, ostjüdischer Kleinhandwerker, Kleinrämer — jetzt Arbeiter im Feld, den Wäldern und in der Wüstenei, die zur Siedlung werden soll, ein scharfäugiger, gebräunter alttestamentarischer Krieger und Lehrer, Hirte und Schomer — der Wächter, der die Nachtrunde hält um den Rand der Niederlassung, nach Gefahren auslugt unter dem arabischen Himmel, die Herden und die Menschen hütet... die Ben Zwi, Elieser Joffe, Jabneeli, neue palästinensische Juden.

Junge Frauen saßen im Kongreß, Lehrerinnen aus Siedlungsschulen Palästinas, feine, geistige Stirnen, gebräunt von der Sonne des Orients, stillen Jubel in den gestählten Formen ihrer Glieder, nicht mehr die ver-

weichlichten schweren Haremstypen des Shettos, sondern Töchter Jephthas, mit Zymbeln gegen Sonnenaufgang tanzend, mänadenhaft die Locken schüttelnd.

Jiddisch — neben Hebräisch, Hochdeutsch und Englisch die Kongresssprache, ist ein vertracktes Mischzeug aus halbverdorbenen Brocken nicht zusammengehöriger Elemente — schlechtem Hebräisch, schlechtem Deutsch, schlechtem Polnisch, schlechtem Russisch. Und doch — welche Prägnanz, draufgängerische Aktivität in der Verkürzung und Knappheit der Begriffsformulierungen! Als hätten alle Sprachen, aus denen dieser Jargon zusammengebraut ist, wie eine Olla Potrida im Kübel aus dem Hause der Reichen geschoben, für die Armen, die vor der Schwelle an Abfällen ihren Hunger stillen sollen — als hätten alle Sprachen ihre Quintessenz dieser Mißgeburt vererbt — so schlagkräftig hört sich zumal das Wilna-Kownoer-Jiddisch an. Jesaja und Jeremias möchte ich in jiddischer Übertragung lesen!

Man muß immerhin eine Neigung zur Heiterkeit unterdrücken, wenn sich plötzlich akademisch gebildete Leute, mit denen man sich eben noch im besten Hochdeutsch unterhalten hat, auf der Tribüne des Jargons bedienen, wenn in leidenschaftlichen Reden die Worte: daffte, effscher und machloste wiederkehren — und wenn nach ganz besonders überzeugenden Ausführungen eines Redners das überfüllte Haus in stürmische: „Emes!“-Rufe ausbricht!

Auch dann kann Spott sich leicht in einem regen, wenn die Anwesenden denen die unleugbare und eminente Komik des Jargons gar nicht zum Bewußtsein kommt, in Gelächter ausbrechen — weil ein italienischer Delegierter irgendein hebräisches Wort mit dem singenden Akzent Neapels ausruft: „il masere“ zum Beispiel, der Maaker!

Jiddisch als Weltsprache hat seine unstreitige Gegenwartsberechtigung; Millionen lesen dieses Esperanto des internationalen Judentums; Zeitungen, Zeitschriften erscheinen in allen Ländern in diesem gemeinsamen Jargonidiom, die Stücke von Hirschbein, Pinski, Gordon, Asch spielt man in Minsk, Montreal, Kapstadt und Melbourne — aber es macht sich bereits eine an Macht täglich gewinnende Bewegung zugunsten des klassischen Hebräisch als Alltagsprache der Juden geltend. In Palästina soll es bereits große Siedlungen geben, in denen es ausschließlich gesprochen wird; Zellen der Bewegung sind in Amerika, in Lettland, der Ukraine, in vielen Ländern des Galuth vorhanden. Die Forderung, daß diese Sprache nach Jahrtausenden wieder die Sprache der Nationaljuden werden solle, schaffte sich auf dem Kongress wiederholt Gehör und Geltung — trotz dem eifrigen Protest der sozialistischen Linken.

Die Arbeiten des Kongresses hielten die tausend Menschen oft bis in die späten Nachtstunden beisammen. In den Pausen der Verhandlungen konnte man sich dann das Kurpublikum der Mühlbrunn-Kolonaden und auf der Alten Wiese ansehen. Und die bestimmende Wahrnehmung verzeichnen und sich aufschreiben: daß man, erfüllt vom Erleben des auf stärkste geistige Werte gerichteten Kongresses, diese von der Sorge um das wertere Befinden nach Karlsbad getriebene Kurbourgeoisie kaum mehr ertragen konnte. Pupp und Schützenhaus — zwei Welten. Karlsbad ist ja, wie ein Genosse sagte, ein Ort, aus dem ein Sprudel für alle Welt in die Höhe schießt; aber die Menschen haben solange Häuser, Hallen, Kurtaxen um ihn herum gebaut, bis sich nur der auf den Höhen der Menschheit wandelnde Schieber den Genuß dieser Heilquelle gestatten konnte.

Merkwürdigerweise überwog das Publikum aus den sogenannten valutastarken Ländern, aus denselben, die die Chaluzim nach Palästina senden mußten. Man hörte gerade genug Ungarisch und Polnisch reden, um sich seine Gedanken darüber machen zu können: wie gut sich aus den verelendeten Ländern noch Profite für Kurtaxen und überquellende Doppelfinne heraus schlagen lassen.

Anglisiert in Tracht und Benehmen wandelt das tschecho-slowakische Militär an deutschgebliebenen Straßenschildern und den pietätvoll holzverschalteten Habsburger-Denkmalern vorüber — die das dankbare Karlsbad wohl als Dank dafür aufbewahrt, daß der alte Sprudel noch immer so heiß und ungehemmt in die Höhe schießt, wie zu k. k. Zeiten. Der alte Sprudel! Er wird vermutlich noch etliche Umwälzungen überdauern, bis eines Morgens das erstaunte Kurpublikum die Glasröhre aus dem offenen Maul fallen läßt, weil die Quelle versiegt oder verstopft ist und der heiße Strahl sich einen anderen Ausgang nach einem Karlsbad der Zukunft geböhrt hat!

(Willkommen kleiner, neben dem Sprudel in die Bergwand eingegrabener Laden mit versteinerten Rosensträußen, buntsteinigen Briefbeschwerern und Zuckerdosen im Schaufenster — Erinnerungsklang aus der fernen Kindheit: Tschammerhöl!!)

Der Kongreß dauerte lange, und schließlich glitt er im Eilzugstempo, wie über einen Abhang, über die abschüssigsten Fragen und Probleme dem Ende zu.

Am zwölften Tag, um drei Uhr nachts, nach den Ansprachen der Führer Sokoloff und Weizmann, standen die Delegierten da und sangen die jüdische Nationalhymne. Dann ging der Kongreß auseinander; die 41 Na-

tionen kehrten heim in die Länder des Galuth, des Exils, aus dem sie gekommen waren.

Aus einem Nebenraum des großen Theatersaals des Schützenhauses, einer Art Bar, scholl indes noch weiter Gesang.

Die Menge hielt inne vor den Ausgängen, strömte dort hinüber, sammelte sich um eine Gestalt, die unter der niederen Decke, von den grellen Glühbirnen hell beschienen, mit emporgeworfenem Kopf, geschlossenen Augen dastand und sang. Ein Chaluz, einer von diesen wunderbaren Pionieren Palästinas, ein breitschulteriger gebräunter Hirt oder Ackerbauer von orientalischem Typus, in khakifarbigem Hemd, war es, der sang. Sein Gesang, langgedehnter Lockruf, tönte über die Köpfe der herumstehenden, lächelnd und andächtig Zuhörenden hinweg, wie über die Wüste hinaus unter dem arabischen Sommerhimmel, weite, unbewohnte Strecken lang, ein psalmodierender Singsang, aus ältesten Zeiten der Stammväter, Herden lockend, die Wächter am Rand der Siedlungen grüßend. Zauberhafte Gewalt strömte über die Herzen weg, Verschüttetes, Halbvergeffenes erwachte, schlug Augen auf...

Noch während er sang, ertönte aus einem Winkel des weiten Raumes ein anderer Gesang, stampfender Rhythmus, erstarkend, erbrausend:

„... Jachallille Jammaleh
jachallille Jammalleh...“

Dort tanzten junge Menschen, Jünglinge, Mädchen, halbe Kinder noch einige, aber auch Alte, Weißhaarige unter ihnen, ganz frei, heiter, mit gelösten Bewegungen, der Rhythmen ihrer befreiten Muskeln sich freuend, einen seltsamen orientalischen Reigen. Sie faßten sich an den Schultern, wiegten sich, drehten sich, schlangen den Reigen immer rascher, immer rascher im Kreise...

Dann befiel diesen und jenen Tollheit, Verzückung. Der Kreis löste sich. Plötzlich war es nicht mehr der Orient, nun war es Podolien, Wolhynien, Wilna, Kischinew, Odessa. Jetzt waren es russische Weisen, russisch-jüdische Gesänge, Tanzrhythmen, ein Tanz wie die Kamarinskaja, ein Kosatschof, aber mit dem Text:

„hej, hej — Megillah!“

und

„Mollokaja Schalomm!“

Arme verschränkt, stampfende Stöße gegen die Erde, in den Knien sich werfende Schritte, verzückte Gesichter, Stirnen, zugepreßte Lider zur Decke, zum Licht hinaufgebogen. Und einen Augenblick später — der ganze

weite Raum, all' diese Menschen wie besessen tanzend, singend, sich umarmend und mitreißend — nach den harten und ernstesten Kämpfen des Kongresses, im Angesicht ihrer werdenden Welt, die schon Formen und Umrisse der Wirklichkeit angenommen hatte — einer werdenden Welt der Zukunft, die noch zu schaffen war und die schon in ihnen ruhte, wie in uns allen — diese verzückten, tanzenden Menschen...

Einer jungen Frau, die neben mir steht, sage ich: „Das nenne ich mir einen fröhlichen Galuth!“ Die Frau, die mich für einen Amerikaner hält, antwortet mir auf Englisch: „They are all coming from Erez Israel!“... darum sind sie froh — es sind die Jungen, die Heimgekehrten; sie alle sind von drüben, aus dem Land der Verheißung!

Bald werde auch ich euch sehen, ihr Leute vom Kidron, von Kinereth, Mechoboth, Mischon le Zion!

Oscar Wildes Pariser Tage

Von Frank Harris*

Non dispetto, ma doglia

Dante

Ich gebe im folgenden einige Stellen aus einem Briefe wieder, den Wilde im Dezember 1897, kurz nach seiner Abreise aus Neapel, an seinen alten Londoner Freund Robert Ross richtete, weil er von der zweiten großen Krisis seines Lebens handelt. Überdies sind es die bittersten Worte, die er jemals geschrieben hat, und deshalb sind sie besonders bedeutsam...

„Was in Neapel geschah, ist sehr einfach. Vier Monate bot mir Bosie (Lord Alfred Douglas) mit unablässigen falschen Vorspiegelungen ein Heim an. Er trug mir seine Liebe, Zuneigung und Fürsorge an und versprach mir, daß es mir an nichts fehlen sollte. Nach vier Monaten nahm ich sein Anerbieten an; aber als wir uns auf unserer Fahrt nach Neapel trafen, bemerkte ich, daß er weder Geld noch bestimmte Absichten hatte, und daß er von all seinen Versprechungen nichts wissen wollte. Er hatte nur den einen Gedanken, daß ich Geld für uns beide aufbringen sollte; ich beschaffte eine Summe in Höhe von 120 Pfund. Davon lebte Bosie ganz sorglos. Als er dann schließlich sein Teil selbst bezahlen sollte,

* Aus der Wilde-Biographie von Frank Harris, deren deutsche Ausgabe der Verlag G. Fischer, Berlin, vorbereitet.

wurde er, wenn es nicht gerade sein eigenes Vergnügen galt, furchtbar lieblos und knauserig, und als meine Rente nicht mehr gezahlt wurde, reiste er ab.

Hinsichtlich der 500 Pfund*, die er für eine Ehrenschuld erklärte, hat er mir geschrieben, daß er die Ehrenschuld zwar anerkennt, da aber unzählige Gentlemen ihre Ehrenschulden nicht bezahlen, ist das etwas ganz Alltägliches, und niemand denkt deshalb schlechter über sie.

Ich weiß nicht, was Sie zu Constance gesagt haben, aber die einfache Wahrheit ist die, daß ich das angebotene Heim annahm und dann bemerkte, daß ich das Geld aufbringen sollte. Und als ich dazu nicht mehr in der Lage war, wurde ich meinem Schicksal überlassen.

Es ist die traurigste Erfahrung eines traurigen Lebens. Es ist ein ganz entsetzlicher Schlag. Er konnte nicht ausbleiben; aber ich weiß, daß es besser ist, wenn ich ihn niemals wiedersehe, ich will es nicht, — es graut mir!“

Ein erläuterndes Wort wird die Bemerkung über seine Frau Constance in diesem Brief erklären: In einer am Schluß seiner Haft ausgefertigten Trennungsurkunde verbürgte sich Mrs. Wilde, Oscar eine jährliche Rente auf Lebenszeit auszusetzen, mit der Bedingung, daß Oscar der Rente verlustig gehen sollte, wenn er jemals unter einem Dach mit Lord Alfred Douglas wohnte. Als Oscar der Rente verlustig ging, veranlaßte er Robert Kos, seine Frau um Weiterzahlung zu ersuchen, und trotzdem sie verwirkt war, erhielt Oscar durch Robert Kos' Vermittlung andauernd Geld von Mrs. Wilde, die sich nur ausbedungen hatte, daß ihr Gatte über die Herkunft des Geldes nichts erfahren sollte. Auch Kos, der ihm ebenfalls jährlich 150 Pfund geschickt hatte, nahm seine monatlichen Zahlungen wieder auf, sobald er sich von Douglas getrennt hatte.

Meine Freundschaft mit Oscar Wilde, die nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis durch eine törichte Stichelei getrübt worden war, welche weniger seiner Person als dem Mittelsmann galt, den er zu mir geschickt

* Das war die Summe, die von der ganzen Familie Queensbury und insbesondere von Lord Alfred Douglas Oscar zugesagt worden war, um die Kosten für die erste Verleumdungsklage zu bestreiten, die er auf ihr Zureden gegen Lord Queensbury einreichte. Kos hat später vor Gericht ausgesagt, daß sie niemals bezahlt worden ist. Die Chronik der Gelder, die Oscar damals zugesagt und gegeben wurden, ist so eigenartig und so charakteristisch für die Zeit, daß sie wohl ein Kapitel für sich bilden könnte. Hier genügt es eben, zu erwähnen, daß die Leute, die ihn mit Geld versorgen mußten, sich der Verpflichtung entzogen, während andere, an die er keine Ansprüche zu stellen hatte, ihn freigebig unterstützten; aber selbst große Summen glitten wie Wasser aus seinen unachtsamen Händen.

hatte, wurde zu Beginn des Jahres 1898 in Paris wieder angeknüpft. Ich hatte stets nur die herzlichste Zuneigung für Oscar empfunden, und sobald ich mich nach Paris begab und mit Oscar zusammenkam, sprach ich mich mit ihm über das aus, was er als Lieblosigkeit betrachtet hatte. Als ich ihn fragte, wie sich sein Leben seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis gestaltet hatte, erzählte er mir nur, daß er sich mit Josie Douglas entzweit habe.

Ich legte kein großes Gewicht auf diese Tatsache, aber die außerordentliche Veränderung, die seit seinem Aufenthalt in Neapel mit ihm vorgegangen war, konnte mir nicht entgehen. Sein Gesundheitszustand war fast ebenso gut wie je zuvor; in der That war ihm die Gefängniszucht mit der zweijährigen kargen Lebensform so gut bekommen, daß seine Gesundheit fast bis zum Schluß vortrefflich blieb.

Aber sein ganzes Wesen und seine Stellungnahme dem Leben gegenüber hatte sich wiederum gewandelt: er glich jetzt dem gefeierten Oscar in den ersten neunziger Jahren. Ich hörte auch aus seiner Sprache heraus, daß sein Charakter härter und kleinlicher geworden war; — „das Gerede von einer Besserung, Frank, ist reiner Unsinn; in Wirklichkeit bessert oder ändert sich kein Mensch. Ich bin derselbe, der ich immer gewesen bin.“

Er irrte sich: er kam von neuem auf seinen alten heidnischen Standpunkt zurück; aber er war nicht derselbe, er war jetzt nicht unbesonnen, sondern achtlos, und sobald man ein wenig unter der Oberfläche schürfte, fast bis zur Verzweiflung niedergeschlagen. Er hatte gelernt, was Leiden und Mitleiden bedeutet und ihren Wert empfunden; gewiß hatte er das alles hinter sich gelassen, aber er konnte die heidnische Sorglosigkeit und die leichtfertige Genußfähigkeit nicht wiederfinden. Er tat sein möglichstes und wäre beinahe zum Ziel gekommen, aber es war nicht mühe-los. Sein jetziges Glaubensbekenntnis war dasselbe wie um das Jahr 1892: „Lasset uns in den schnell enteilenden Tagen so viel Lust als möglich genießen, denn die Nacht kommet und die Stille, die niemals gestört werden kann.“

Wir nennen die alte Lehre von der Erbsünde jetzt Rückschlag zur Urform: die entzückendste Edelrose wird, wenn man sie ohne Züchtung und sachverständige Behandlung wachsen läßt, nach wenigen Generationswechselln wieder zur gewöhnlichen, duftlosen, wilden Heckenrose werden. Ein solcher Rückschlag zur Urform hatte sich bei Oscar Wilde vollzogen. Man muß vielleicht die Schlussfolgerung ziehen, daß das alte heidnische Griechentum in ihm stärker war als die christlichen Tugenden, die durch

die Zucht und die Leiden der Gefangenschaft erzeugt worden waren. Als er nun seine alte Lebensweise wieder aufnahm, schienen ihm die Lehren, die er im Gefängnis gelernt hatte, nach und nach zu entfallen und in Vergessenheit zu geraten. Aber in Wirklichkeit waren die edlen Gedanken, die ihn erfüllt hatten, nicht verloren; das göttliche Feuer hatte seine Lippen gestreift, seine Augen hatten in die Wunderwelt des Mitfühlens, des Mitleidens und der Liebe geblickt. Und ganz sonderbarerweise trug diese idealere Vorstellung, wie wir bald sehen werden, dazu bei, seine Persönlichkeit in ihrem Gleichgewicht zu erschüttern, — vernichtete auf diese Weise seine Arbeitskraft und vollendete seine seelische Zerrüttung.

Oscars zweiter moralischer Sturz, diesmal ein Sturz aus höheren Sphären, war verhängnisvoll und machte es ihm unmöglich, literarisch zu arbeiten. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, erscheint mir das alles ganz verständlich, obwohl ich es damals nicht begreifen konnte.

Als er zu Bosie Douglas ging, um sein Leben mit ihm zu teilen, schüttelte er die christlichen Formen ab, mußte aber später einsehen, daß „De Profundis“ und die „Ballade aus dem Gefängnis zu Reading“ tiefer empfunden und wertvoller waren als alle seine früheren Schriften. Er kehrte zur heidnischen Lebensanschauung zurück; äußerlich und unter den damaligen Umständen war er wieder der alte Oscar mit der Liebe des Griechen zur Schönheit und dem Widerwillen gegen körperliche Gebrechen, Mißgestaltung und Häßlichkeit. Und so oft er einen Gleichgesinnten fand, schwelgte er geradezu in lustigen Paradoxen und sprühenden Geistesblitzen. Aber er war stets mit sich selbst im Kampfe; wie Miltons Satan blieb er sich stets seines Sündenfalls bewußt, stets trauerte er um seine verlorene Würde, und durch diesen geistigen Zwiespalt war es ihm unmöglich, literarisch zu arbeiten. Vielleicht betäubte er sich aus diesem Grunde mehr denn je mit dem mündlichen Wort.

Er war ohne Frage der interessanteste Gefährte, den ich je kennen gelernt habe: meines Erachtens unzweifelhaft der geistreichste Plauderer, der je gelebt hat. Sicherlich erschloß sich kein anderer so restlos im Gespräche wie er. Zu wiederholten Malen hat er behauptet, daß er für seine Bücher und Theaterstücke nur sein Talent, aber für sein Leben seinen Genius hingegeben hat. Hätte er gesagt: für seinen mündlichen Ausdruck, so wäre es die unbedingte Wahrheit gewesen.

Als er aus dem Gefängnis kam, waren die Leute recht verschiedener Meinung über seine geistige und körperliche Verfassung. Wir alle, die ihn genau kannten, Ros, Turner, More, Aven, Lord Alfred Douglas und ich selbst — wir sind einstimmig der Meinung, daß sein Gesundheitszustand trotz seiner geringfügigen Schwerhörigkeit niemals besser und

tatsächlich nie so gut gewesen ist. Aber ein paar französische Freunde wollten ihn absichtlich zum Märtyrer stempeln.

Gide, der uns Wildes letzte Lebensjahre geschildert hat, erzählt uns, daß „er zu schwer durch seine Gefangenschaft gelitten hatte... Sein Wille war gebrochen... sein zerrüttetes Leben zeigte nur noch eine verfallende Ruine seiner einstigen Persönlichkeit, deren Anblick schmerzlich wirkte. Bisweilen wollte er anscheinend gern beweisen, daß sein Hirn noch rege war. Der Humor fehlte nicht, aber er war gesucht, erzwungen und verbraucht.“

Diese Schattierungen sind vielleicht notwendig, um ein französisches Bild des von der Gesellschaft Geächteten zu vervollständigen. Sie sind nicht nur unwahr in bezug auf Oscar Wilde, — sondern eine vollkommene Verdrehung der Wahrheit; er hat nie so gut gesprochen, nie war er ein so bezaubernd lebenswürdiger Gefährte, wie in seinen letzten Lebensjahren.

Im allerletzten Jahre sprach er geistreicher, witziger, lebendiger denn je; sein Ideenkreis war umfangreicher, seine Spannkraft stärker als zuvor. Er war der geborene Improvisator. Momentan wirkte er stets betörend auf die Überzeugung seiner Zuhörer. Ein Phonograph hätte die Wahrheit entschleiern können, denn seine Zauberkraft war zum großen Teil untrennbar mit seiner Person verknüpft, seine Worte waren häufig Purzelbaum-Paradoxe; der nichtige Gedankenschaum trug durch die leuchtenden, irrlichternden Augen, die heiter-lächelnden Lippen und durch das wohlklingende Organ den Preis davon.

Zumeist begann die Unterhaltung mit einem witzigen Wortspiel. Ein Mitglied der Gesellschaft machte wohl irgendeine selbstverständliche oder alltägliche Bemerkung, wiederholte ein Sprichwort oder ein abgedroschenes Schlagwort, wie zum Beispiel: „Die Genialität ist angeboren, nicht einstudiert.“ (Genius is born, not made.) Dann sprühte es lächelnd aus Oscars Munde: „Nicht finanziert, mein lieber Junge, nicht finanziert“ (not 'paid', my dear fellow, not 'paid').

Oder er gab eine interessante Bemerkung über irgendein Tagesereignis zum besten, ein ironisches Wort über eine beglaubigte Überzeugung, eine Parodie auf irgendeine bombastische Förmlichkeit, ein geflügeltes Wort über ein neues Buch oder einen neuen Verfasser. Und wenn alle in belustigter Stimmung lächelten, dann wurden die klaren Augen ganz versonnen, die wohlklingende Stimme klang ganz ernst, und Oscar fing zu erzählen an — eine Geschichte mit symbolischem Hintergrund oder mit dem flüchtigen Schimmer eines neuen Gedankens. Und wenn alle wie gebannt lauschten, dann irrlichterten die Augen urplötzlich, wie Sonnen-

schein kam sein Lächeln wieder zum Vorschein, und ein sprühender Wis rief allgemeines Gelächter hervor.

Der Zauber war gebrochen, aber nur einen kurzen Augenblick. Bald wurde ein neues Stichwort gegeben, und sogleich stürmte Oscar wieder mit erneutem Feuereifer zu glänzenderen Wirkungen.

Die eigenen Worte erwärmten und beflügelten ihn ungemein: es gefiel ihm, zu paradien und seine Zuhörer zu verblüffen, und meistens sprach er nach ein bis zwei Stunden besser als zu Anfang. Uner schöpflich war seine Verbe. Aber der Reiz lag stets zum großen Teil an dem raschen Umschwung vom Ernst zur Heiterkeit, vom Pathos zur Ironie, von der Philosophie zum Scherz.

Er besaß nur wenig Hang zum Schauspielerischen. Wenn er eine Geschichte vortrug, ahmte er die einzelnen Figuren nicht mimisch nach: sein Drama wurzelte weniger im Widerstreit der Temperamente als im Gedanklichen. Lediglich die Schönheit der Worte, der Wohl laut der modulierten Stimme, die leuchtenden Augen bezauberten die Menschen und allezeit und vor allem der sprühende, blinkende Humor, der seine Monologe zu Kunstwerken steigerte.

Merkwürdigerweise sprach er selten von sich und den Geschehnissen seiner Vergangenheit. Nach seiner Haft hielt er sich stets für eine Art Prometheus und sein Leben für ein Symbol; aber seine früheren Erlebnisse wirkten nie als besonders bedeutsam auf ihn; die Ereignisse seines Lebens nach seinem moralischen Sturz dünkten ihm vorausbestimmt und schicksalhaft zu sein; und doch erwähnte er sie selten. Und wenn er sich selbst von der eigenen Beredsamkeit fortreißen ließ, wahrte er den Ton der guten Gesellschaft.

Wenn man später an einen dieser herrlichen Abende zurückdachte, an dem er fast ununterbrochen stundenlang gesprochen hatte, brachte man kaum mehr zusammen als ein Epigramm, einen flüchtigen Funken kritischen Scharfblicks, ein Gleichnis oder eine entzückend vorgetragene Geschichte. Und über alles hatte er die glitzernde, funkelnde Hülle seines keltischen Frohsinns, seines beredsamen Humors, seiner triebhaften Lebensfreude gebreitet. Alles wirkte wie Champagner, der gleich getrunken werden muß; wenn man ihn abstehen ließ, bemerkte man gar bald, daß mancher Wein, der nicht schäumt, auserlesene Vorzüge besitzt. Aber stets umschwebte ihn der Zauber einer reichen und machtvollen Persönlichkeit, wie ein bedeutender Schauspieler eine schwache Rolle übernehmen und sie mit der Leidenschaftlichkeit und Lebendigkeit seines eigenen Wesens durchtränken kann, bis sie zum lebendigen, unvergeßlichen Kunstwerk wird.

Man hatte den Eindruck eines weiten geistigen Horizonts, — in Wirklichkeit war er nicht vielseitig; das Leben bildete nicht sein Studienfeld und das Weltgeschehen nicht sein Gebiet. Er sprach ausschließlich von Literatur und Kunst und von Nichtigkeiten; das leichte, fast possenartige Salonlustspiel war sein Königreich; dort herrschte er als unumschränkter Gebieter.

Jeder, der Oscar Wildes Theaterstücke, insbesondere „The Importance of being earnest“ (Bunbury), überhaupt aufmerksam gelesen hat, muß meines Erachtens kennen, daß sein liebenswürdiger, lachender Humor in der Literatur obnegleichen ist. Wie könnte man jemals den Auftritt zwischen dem Stadtfräulein und dem Landmädchen in der köstlichen lustigen Posse vergessen? Als die Londonerin gewahr wird, daß das Landmädchen kaum Gelegenheit hat, neue Freundschaften zu schließen oder fremde Männer kennen zu lernen, ruft sie:

„Ach! nun weiß ich, was gemeint ist, wenn von der agrarischen Depression die Rede ist.“

Dieser sonnige Humor ist Wildes Sonderbeitrag zur Literatur: er zaubert ein Lächeln hervor, während die anderen sich mühen, zum Lachen zu reizen. Und doch nahm er es an Witz mit jedem auf, so weit unsere Erinnerung reicht, und die besten Epigramme in englischer Sprache sind sein Werk. Das Wort „The cynic knows the price of everything and the value of nothing“ ist treffender als La Rochefoucaulds beste Sentenzen und kann den Vergleich mit Bauvenargues oder Jouberts besten Einfällen aushalten.

Er besaß ebenso viel Kultur des Witzes wie Congreve. Aber soviel witzige Bemerkungen jemand auch machen kann, sie lassen sich an den Fingern abzählen. Durch seinen Humor war Wilde Alleinherrscher. Sein Humor verlieh seinen Worten unvergleichliche Anziehungskraft. Er war unter allen, die ich gekannt, oder von denen ich gehört habe, der einzige, der das heitere Lächeln seiner Zuhörer stundenlang fesseln konnte. Gewiß kam sein Humor zum großen Teil nur durch das gesprochene Wort zum Ausdruck, aber stets war er fröhlich und geistreich. Ich pflegte ihn mit einem Wetterleuchten zu vergleichen, — überraschend, blendend, farbenfroh und dennoch harmlos.

Ein paar flüchtige, schillernde Lichter dieses strahlenden Geistes möchte ich hier festzuhalten versuchen. Vor einigen Jahren hatte ich Mademoiselle Marie Anne de Bovet durch Sir Charles Dilke kennen gelernt. Mademoiselle de Bovet war eine begabte Schriftstellerin und beherrschte die englische Sprache außerordentlich gut. Aber trotz ihres reichen blonden Haares und ihrer lebensvollen Augen war sie unbedingt sehr unansehnlich.

Sobald sie erfuhr, daß ich mich in Paris befand, bat sie mich, ihr Oscar Wilde vorzustellen. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, und so veranlaßte ich eine Zusammenkunft. Als er sie zu Gesicht bekam, stuzte er, und da sie sein Staunen bemerkte, rief sie ihm in ihrer raschen, sprunghaften Art zu:

„N'est-ce-pas, Mr. Wilde, que je suis la femme la plus laide de France?“

Oscar machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit lächelnder Höflichkeit: „Du monde, Madame, du monde.“ Keiner konnte sich des Lachens enthalten; die Antwort war unwiderstehlich. Er hätte „Au monde, Madame, au monde“ sagen müssen, aber der Sinn war nicht mißzuverstehen.

Zuweilen mußte seine gedankliche Schlagfertigkeit und Zielsicherheit als Selbstverteidigungsmittel angewendet werden. Jean Lorrain war der wichtigste Causeur, den ich jemals in Frankreich gehört habe und ein ganz glänzender Journalist. Seine Lebensweise war so verworfen, als es nur irgend denkbar ist; er brüstete sich sogar mit seinen sonderbaren Lastern. Als Oscar auf der Höhe des Erfolges stand, gab er sich stets für seinen Freund und Verehrer aus. Nun wünschte Oscar damals, daß ich Stephane Mallarmé kennen lernte, und nahm mich eines Nachmittags in seine Wohnung mit, wo ein Empfang stattfand und sehr viele Leute anwesend waren. Als wir eintraten, stand Mallarmé am anderen Ende des Zimmers an den Kamin gelehnt. Lorrain befand sich neben der Tür, und wir gingen beide auf ihn zu. Oscar streckte ihm die Hände entgegen:

„Ich freue mich sehr, dich zu sehen, Jean.“

Aus diesem oder jenem Grunde — höchst wahrscheinlich aus eitler Prahlerei — verschränkte Lorrain die Arme in theatralischer Gebärde und antwortete:

„Ich bedaure, das gleiche nicht von mir sagen zu können. Ich kann mich nicht mehr zu Ihren Freunden rechnen, Herr Wilde.“

Die Beleidigung war albern und grob, und doch waren alle gespannt, wie Oscar sie erwidern würde.

„Sehr wahr,“ sagte er in voller Ruhe, so schlagfertig, als hätte er den Pfeil aus dem Hinterhalt erwartet, „sehr wahr und sehr traurig. Einmal im Leben müssen wir alle, die so etwas getan haben wie du, Lorrain, und ich, uns überzeugen, daß wir keine Freunde mehr, sondern nur noch Liebhaber auf dieser Welt besitzen.“ (Plus d'amis, seulement des amants.)

Ein Lächeln des Beifalls zeigte sich auf allen Gesichtern.

„Gut bemerkt, gut bemerkt,“ riefen alle. Sein Humor war fast unwandelbar vornehm und liebenswürdig.

Eines Tages bildete Marats Charakter das Gesprächsthema in einem Pariser Atelier: ein Franzose wollte ihn zum Teufel stempeln; der zweite erblickte die Verkörperung der Revolution in ihm; ein dritter behauptete, daß er nichts anderes als ein ausgewachsener Pariser Gassenjunge war. Plötzlich wandte sich jemand an den schweigsam daisenden Oscar und fragte ihn nach seiner Ansicht; er nahm sofort den Augenblick wahr und sprach mit ernster Miene: „Ce malheureux! Il n'avait pas de veine — pour une fois qu'il a pris un bain.“

Eine kurze Zeit lang interessierte sich Oscar für die Drehfuß-Affäre und besonders für den Kommandanten Esterhazy, der durch das berühmte Bordereau, das Drehfuß' Schuldspruch bewirkte, eine so bedeutende Rolle in dieser Angelegenheit spielte. Jetzt wissen die meisten Franzosen, daß das Bordereau eine Fälschung ohne jeden positiven Wert gewesen ist.

Es war interessant, Esterhazy kennen zu lernen, und Oscar brachte ihn eines Tages zu Durand zur Mittagstafel mit. Er war fast mittelgroß, außerordentlich schwächling und so brünett wie ein Italiener, mit riesiger Hakennase und stark ausgeprägten Kiefern. Mir kam er wie ein ekelhafter Raubvogel vor: Habgier und List in den dicht zusammenstehenden, unstillen braunen Augen, kühne Entschlossenheit in den ausladenden knöchigen Kinnbacken und dem scharfen Kinn; aber offenbar ohne Begabung, ohne Verstand, dürftig in jeder Beziehung. Er langweilte uns ausgiebig mit seiner Behauptung, daß Drehfuß ein Verräter, ein Jude und ein Deutscher wäre, seines Erachtens eine dreifache Sünde, während er — Esterhazy — vollkommen unschuldig und sehr schlecht behandelt worden war. Schließlich neigte sich Oscar über den Tisch und sagte zu ihm in französischer Sprache, die merkwürdigerweise einen leichten irischen Anflug hatte, der nicht auffiel, wenn er sich englisch ausdrückte:

„Der Unschuldige muß immer leiden, Herr Kommandant, das ist sein métier. Übrigens sind wir alle unschuldig, bis wir ertappt werden; es ist eine klägliche, alltägliche Rolle, sie liegt im Bereich des Allermittelmäßigsten. Es ist sicherlich etwas Interessantes, schuldig zu sein und dadurch den Reiz der Sünde als Heiligenschein zu tragen.“

Esterhazy schien einen Augenblick die Fassung zu verlieren, dann begriff er die geistreiche Scherzhastigkeit des Verweises und die versteckte Anspielung. Seine Eitelkeit duldet nicht, daß er längere Zeit eine untergeordnete Rolle spielte, und so plägte er zu unserer Verwunderung heraus:

„Weshalb soll ich Ihnen nicht beichten? Ich werde es tun. Ich, Esterhazy, bin der einzig Schuldige. Ich habe das Bordereau verfaßt. Ich

habe Dreyfuß ins Gefängnis gebracht, und ganz Frankreich kann ihn nicht befreien. Ich bin der Schöpfer des Komplotts und habe den Hauptanteil daran.“

Zu seiner Verwunderung brachen wir beide in schallendes Gelächter aus. Die Macht des großzügigeren Charakters über den kleinlicheren, mit einem so ungewöhnlichen Ergebnis, wirkte unwiderstehlich komisch. Denn damals hatte man noch nicht einmal den Verdacht, daß Esterhazy mit dem Vordereau etwas zu tun hatte.

Ein anderes Beispiel — diesmal eine Probe von Oscars Wig — soll hier vermerkt werden.

Sir Lewis Morris war ein produktiver Verseschmied von recht alltäglicher Mentalität. Eines Tages langweilte er Oscar mit seinen Klagen, daß seine Bücher von der Presse boykottiert würden. Nachdem er mehrere Beweise dieser böswilligen Behandlung vorgebracht hatte, machte er sich in den Worten Luft: „Das ist eine Verschwörung gegen mich, eine Verschwörung, um mich totzuschweigen; aber was kann man machen? Was soll ich machen?“

„Beteiligen Sie sich daran,“ erwiderte Oscar lächelnd.

Oscars Humor war größtenteils intellektueller Art, — und auch andere haben Ähnliches aufzuweisen, — wenn auch der lachende Reichtum und der helle Frohsinn dem persönlichen Temperament eigen war und mit ihm unterging. Ich entsinne mich, daß ich einmal den Versuch machte, die Vielseitigkeit seines Humors wiederzugeben, lediglich um zu sehen, wie weit er sich nachahmen ließ.

So fingierte ich, daß ich ihn nach seiner Entlassung aus Reading in Paddington empfangen hätte, obwohl er am 18. Mai von einem Wächter in seinen Zivilkleidern nach Pentonville gebracht und frühmorgens am nächsten Tage, genau zwei Jahre nach dem Beginn der Gerichtsverhandlungen, entlassen wurde, in deren Verlauf er am 25. Mai schuldig gesprochen worden war. Das Gesetz bestimmt, daß man aus dem Gefängnis entlassen werden muß, in das man zuerst überwiesen wird. Ich wollte ihn jedoch angeblich empfangen haben und erzählte, daß der Zug frühmorgens in die Paddington Station eingelaufen und ich ihm entgegengegangen sei, als er aus dem Abteil stieg. Graue Dämmerung lag über dem großen hallenden Raum; ein paar Gepäckträger waren hier und da zu sehen; alles war frostig und bedrückend.

„Willkommen, Oscar, willkommen!“ rief ich und streckte ihm die Hände entgegen. „Es tut mir leid, daß du mit mir fürlieb nehmen mußt. Du solltest von blumenbekränzten Knaben und Mädchen in ganzen Scharen

empfangen werden, aber leider wirst du dich mit einem mittelalterlichen Verehrer begnügen müssen.“

„Ja, es ist wirklich furchtbar, Frank,“ erwiderte er mit ernster Miene. „Wenn England seine Verbrecher weiter so behandelt, verdient es überhaupt nicht, welche zu haben...“

„Ach,“ sagte eine alte Dame eines Tages beim Mittagessen zu ihm, „ich kenne solche Leute wie Sie, die sich immer viel schlechter machen, als sie sind, ich kenne euch. Ich fürchte mich nicht vor euch!“

„Natürlich machen wir uns schlecht, verehrte Frau,“ erwiderte er, „das ist die einzige Möglichkeit, Ihr Interesse zu erwecken. Jeder hält einen Menschen, der sich für gut ausgibt, für einen recht langweiligen Kauz; aber keiner glaubt einem Menschen, der selbst sagt, daß er schlecht ist. Das macht ihn interessant.“

„Ach! Sie sind mir zu klug,“ erwiderte die alte Dame kopfschüttelnd. „Wissen Sie, zu meiner Zeit ging keine von uns nach Girton und Newnham. Es gab damals keine Schulen für höhere Frauenbildung.“

„Wie widersinnig solche Schulen sind, nicht wahr?“ rief Oscar. „Wenn ich Selbstherrscher wäre, würde ich sofort Schulen für die primitivere Frauenbildung einrichten. Das ist's, was ihnen nottut. Gewöhnlich braucht's ein zehnjähriges Zusammenleben mit dem Manne, um die Bildung der Frau zu vollenden.“

„Was würden Sie denn für die primitivere Bildung des Mannes tun?“ fragte jemand.

„Dafür ist bereits gesorgt, mein lieber Junge, ausreichend gesorgt; zu diesem Zweck haben wir unsere öffentlichen Schulen und Hochschulen. Wir brauchen Schulen zur höheren Bildung des Mannes und zur primitiveren Bildung der Frau.“

Diese Form des feinen Spottes war seine besondere Stärke, — gleichviel, ob meine Nachahmung mir gelungen ist oder nicht.

Sein gütiges Wesen war tief verankert. Ich habe aus seinem Munde niemals ein rohes oder gemeines Wort und wohl kaum eine scharfe oder unfreundliche Bemerkung gehört. Ob er in größerer Gesellschaft war oder nur zu zweit, er hatte stets nur anregende, gütige und lebenswürdige Gedanken im Sinne. Er verabscheute Grobheiten, Auseinandersetzungen oder Eindringlichkeiten ebenso, wie er die Häßlichkeit oder Mißgestaltung verabscheute.

In demselben Sommer belehrte mich ein unbedeutendes Vorkommnis eines Abends, daß er im honigsüßen Pfuhl des Lebens tiefer sank.

Im Théâtre Français war eine Erstaufführung in Vorbereitung, und da er den Wunsch geäußert hatte, das Stück zu sehen, besorgte ich ein paar Eintrittskarten. Wir betraten den Zuschauerraum, und er bat mich, meinen Platz mit ihm zu tauschen, damit er mit mir plaudern konnte; denn sein krankes Ohr ertaubte immer mehr. Nach dem ersten Akt gingen wir hinaus, um eine Zigarette zu rauchen.

„Ist das dumm,“ nahm Oscar das Wort. „Stell' dir vor, daß wir beide hergekommen sind, um das mitanzuhören, was dieser alberne Franzose über die Liebe sagt; er hat ja keine Ahnung; wir beide hätten viel eher das Zeug dazu, über dieses Thema zu schreiben. Komm, wir wollen hier in der Halle auf und ab gehen und plaudern.“

Das Publikum begab sich schon wieder in den Zuschauerraum zurück, und als es allmählich verschwand, sagte ich: „Es ist doch eigentlich schade, unsere Billetts verfallen zu lassen; wie viele Leute würden sich das Stück gern ansehen!“

„Es wird sich schon jemand finden, dem wir sie geben können,“ sagte er gleichgültig und blieb an einem Pfeiler stehen. In demselben Augenblick tauchte, wie herbeigezaubert, ein etwa fünfzehn- oder sechzehnjähriger junger Mensch, einer von den Pariser Sumpfvögeln, auf. Zu meiner Verwunderung sagte er:

„Bon soir, Monsieur Wilde.“

Lächelnd wandte sich Oscar zu ihm, mit der Frage:

„Vous êtes Jules, n'est-ce-pas?“

„Oui, Mr. Wilde!“

„Hier hast du deinen Mann,“ rief Oscar. „Wir wollen ihm die Billetts geben; er wird sie verkaufen und dabei sein Geschäft machen.“ Und Oscar drehte sich um und begann dem Jungen auseinanderzusetzen, daß ich 200 Francs für die Billetts bezahlt hatte, und daß sie selbst jetzt noch einen oder zwei Louis wert waren.

„Des jeunets,“ rief der Jüngling, sein schmales Gesicht verklärte sich plötzlich, und wie der Blitz war er mit den Billetts verschwunden.

„Er kennt mich nämlich, Frank,“ sagte Oscar in der kindlichen Freude befriedigter Eitelkeit.

„Nun,“ erwiderte ich kühl, „ich sollte meinen, das ist keine Bekanntschaft, auf die man stolz sein kann.“

„Ich bin nicht deiner Meinung, Frank,“ sagte er etwas empfindlich über meine Tonart. „Hast du auf seine Augen geachtet? Er ist einer

der schönsten Knaben, die ich je gesehen habe, das richtige Gegenstück zu Emilienne d'Alençon*. Ich nenne ihn Jules d'Alençon, und ich sage ihr immer, daß er ihr Bruder sein muß. Sie haben einmal beide zusammen mit mir gespeist; der Junge ist hübscher als das Mädchen, er hat einen viel schöneren Teint."

"Übrigens," fuhr er fort, als wir die Avenue de l'Opéra hinaufgingen, "wir könnten uns doch Emilienne ansehen, sie könnte doch mit uns Abendbrot essen, dann kannst du die beiden vergleichen. Sie tritt im Olympia-Theater dicht neben dem Grandhotel auf. Wir wollen hingehen und Aspasia und Agathon vergleichen; diesmal werde ich Alkibiades sein und du der Moralphilosoph Sokrates."

"Ich möchte lieber mit dir plaudern," erwiderte ich.

"Wir können später plaudern, Frank, wenn alle Sterne zum Vorschein kommen, um zuzuhören; um diese Zeit soll man leben und genießen."

"Wie du willst," sagte ich. Wir gingen ins Spezialitäten-Theater und nahmen eine Loge, und er schrieb ein paar Zeilen an Emilienne d'Alençon, die uns später zum Nachtessen begleitete. Trotz ihres hübschen Gesichts war sie höchst stumpfsinnig und uninteressant und hatte kaum einen eigenen Gedanken in ihrem Spagengehirn. Sie war aus Habgier und Eitelkeit zusammengesetzt und sprach von nichts anderem, als von der Aussicht, in London ein Engagement zu finden: ob er ihr behilflich sein oder ob Monsieur — das galt mir als Journalist — im voraus für sie ein bißchen Reklame machen wollte? Oscar versprach alles mit ernster Miene.

Während wir im Zimmer speisten, sah Oscar plötzlich den jungen Mann auf dem Boulevard. Sofort klopfte er an die Fensterscheibe, und zwar so laut, daß er aufmerksam wurde. Der Junge war durchaus nicht abgeneigt, hineinzukommen, und so nahmen wir alle vier — als eigenartiges Quartett — das Nachtessen zusammen ein.

"Nun, Frank," sagte Oscar, "vergleiche die beiden Gesichter, und du wirst die Ähnlichkeit bemerken." Und in der Tat besaßen beide die gleiche griechische Schönheit, die gleiche Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, die gleiche niedrige Stirn, dieselben großen Augen und dasselbe reine Oval.

"Ich mache meinen Freund darauf aufmerksam," sagte Oscar auf französisch zu Emilienne, "wie ähnlich ihr euch beide seht, echte Geschwister in der Schönheit und der feinsten aller Künste, der Lebenskunst." Da lachten die beiden.

* Zurzeit eine der hübschesten Liebespriesterinnen in Paris.

„Der Junge ist hübscher,“ wandte er sich dann auf englisch zu mir. „Sie hat einen gewöhnlichen berben Mund und plumpe Hände, während der Junge vollendet schön ist.“

„Findest du nicht, daß er ziemlich schmutzig aussieht?“ konnte ich nicht umhin zu bemerken.

„Natürlich ist er schmutzig, aber darauf kommt es nicht an; nichts ist so unwesentlich als die Farbe; Form ist alles, und seine Formen sind vollendet schön, so auserlesen wie beim David von Donatello. Dem sieht er ähnlich, Frank, dem David von Donatello;“ und er zupfte sich am Unterkinn, hocherfreut, daß er den plastischen Ausdruck gefunden hatte.

Sobald Emilienne bemerkte, daß wir über den Jungen sprachen, verging ihr Interesse an der Unterhaltung noch schneller als ihr Appetit. Sie erklärte plötzlich, nicht länger bleiben zu können; es täte ihr sehr leid — und die unbefriedigte Neugierde ihres Gesichtsausdruckes wich wieder dem Lächeln der gekünstelten Höflichkeit.

„Au revoir, n'est-ce-pas à Charing Cross, n'est-ce-pas, Monsieur? Vous ne m'oubliez pas? ...“

Als wir uns anschickten, den Boulevard entlang zu gehen, entdeckte ich, daß der Knabe ebenfalls verschwunden war. Das Mondlicht trieb sein Spiel mit den Blättern und Zweigen der Platanen und zeichnete ihre Silhouetten als japanische Schattenbilder auf das Pflaster: ich war in meine Gedanken vertieft. Augenscheinlich glaubte Oscar, daß ich böse wäre, denn er stimmte plötzlich ein Loblied auf Paris an.

„Die herrlichste Stadt der Welt, die einzige zivilisierte Großstadt, der einzige Ort auf der ganzen Erde, wo die unbedingte Rücksicht gegen alle menschlichen Schwächen, vereint mit leidenschaftlicher Bewunderung für alle menschlichen Tugenden und Fähigkeiten, zu Hause ist.“

Kannst du dich noch auf Verlaine besinnen, Frank? Er führte ein unbeschreibliches, fürchterliches Leben. Alles tat er im Übermaß, er trank, er war schmutzig und ausschweifend. Und doch saß er da im Café auf dem Boulevard Michel, und jeder, der hereinkam, grüßte ihn und nannte ihn ‚maitre‘ und war stolz auf das kleinste Zeichen der Anerkennung von seiner Seite, weil er ein großer Dichter war. In England hätte man Verlaine umgebracht, und Männer, die sich Gentlemen nennen, hätten sich besondere Mühe gegeben, ihn öffentlich zu beleidigen. England ist immer noch halb zivilisiert; die Engländer kommen mit dem Leben an der einen oder der anderen Stelle in Berührung, ohne seine Vielseitigkeit zu ahnen. Sie sind roh und plump.“

Die ganze Zeit über mußte ich an Dante denken, an seine Verurteilung in Florenz und dessen hartherzige, böswillige Bevölkerung, die noch etwas von dem gebirgigen und steinigen Boden ihrer Heimat an sich hatte. *„E tiene ancor del monte e del macigno.“*

„Nicht wahr, Frank, du bist mir doch nicht böse, daß ich dich mit zwei Karpatiden aus dem Pariser Freudentempel zusammengebracht habe?“

„Ganz gewiß nicht,“ rief ich, „ich habe nur daran gedacht, wie Dante Florenz und seine Bevölkerung, seine undankbare, böswillige Bevölkerung verurteilt hat, und wie er, als sein Lehrer Brunetto Latini und seine Gefährten zu ihm in die Unterwelt kamen, das Gefühl hatte, daß auch er sich mit ihnen in die Hölle stürzen müßte. Nur die Furcht, selbst ebenso geröstet und gebraten zu werden wie sie, verhinderte ihn, seine gute Absicht (*buona voglia*) auszuführen. Ich habe gerade daran gedacht, daß seine große Liebe zu Latini ihm die unsterblichen Worte eingab:

.....„Non dispetto ma doglia
La vostra condizion dentro mi fisse.“

„Nicht Verachtung, sondern Schmerz.“

„Ach, Frank,“ rief Oscar, „was für ein reizender Zufall. Ich entsinne mich ganz genau. Das habe ich diesen Winter in Neapel gelesen... Natürlich war Dante sehr mitfühlend wie alle großen Dichter, denn sie kennen die Schwäche des menschlichen Charakters.“

Aber selbst der Schmerz, von dem Dante sprach, schien einen leisen Tadel zu enthalten, denn nach einer Pause fuhr Oscar fort:

„Du darfst mich nicht richten, Frank; du weißt nicht, was ich gelitten habe. Kein Wunder, daß ich jetzt mit beiden Händen nach der Freude hasche. Man hat mir Furchtbares angetan. Wußtest du, daß die Polizei nach meiner Verhaftung die Zeitungsberichterstatter in meine Zelle kommen ließ, um mich anzuglocken? Bedenke nur, welche Erniedrigung und welche Schande, als wäre ich ein zur Schau gestelltes Ungeheuer gewesen! Ach! Du hast es gewußt! Dann weißt du auch, daß ich in Wirklichkeit verurteilt worden bin, ehe ich verhört wurde, und was für eine Komödie mein Verhör war. Dieser schreckliche Richter, der die Leute beschimpfte, die er zu seinem Bedauern nicht aufs Schaffot schicken konnte.

Ich habe dir das Schlimmste, was mir widerfahren ist, nie erzählt. Als ich von Wandsworth nach Reading überführt wurde, hatten wir in Clapham Junction Aufenthalt. Wir mußten fast eine Stunde auf den Zug warten. Da saßen wir auf dem Bahnsteig, ich in den abscheulichen Sträflingskleidern mit Handschellen zwischen zwei Wächtern. Wie du weißt, laufen ununterbrochen Züge ein. Ich wurde fast immer auf den

ersten Blick erkannt, die Männer und Knaben gingen in endlosen Scharen an mir vorüber, und einer nach dem anderen beehrte mich mit einer gemeinen Stichelei und mit Spott und Hohn. Sie stellten sich vor mich hin, Frank, sie beschimpften mich und spuckten auf die Erde — es war eine Qual ohne Ende.“

Sein Schicksal griff mir ans Herz.

„Ich möchte wohl wissen, ob man diesen Leuten etwas Menschlichkeit oder das Bewußtsein ihrer eigenen Niederträchtigkeit beibringen könnte, wenn sie bestraft würden.“

Nachdem wir ein paar Schritte gegangen waren, wandte er sich wieder an mich:

„Du darfst mich nicht schelten, Frank, und auch nicht schlecht von mir denken. Du hast kein Recht dazu. Du kennst mich noch nicht. Eines Tages wirst du mehr erfahren, und dann wird es dir leid tun, so leid, daß kein Grund mehr zum Tadel übrig bleibt. Wenn ich dir erzählen könnte, was ich in diesem Winter gelitten habe!“

„In diesem Winter!“ rief ich aus. „In Neapel?“

„Ja, im lustigen, lachenden Neapel. Im vorigen Herbst bin ich wirklich zusammengebrochen. Mit guten Absichten, mit lauter guten Vorsätzen war ich aus dem Gefängnis gekommen. Meine Frau hatte mir versprochen, zu mir zurückzukehren, und ich hoffte, daß es sehr bald sein würde. Wenn sie gleich gekommen wäre, ach! hätte sie es nur getan, dann hätte alles anders werden können. Aber sie kam nicht. Ich zweifle nicht, daß sie von ihrem Gesichtspunkt aus im Recht war. Sie war immer im Recht.“

Aber ich war da drüben in Verneval allein, und Bosie verlangte immer wieder nach mir, und wie du weißt, ging ich zu ihm. Zuerst war alles ganz herrlich. Die zerdrückten Blätter entfalteten sich allmählich im Licht und in der Wärme der Liebe; das schmerzhafteste Gefühl erlosch allmählich in meinem Innern.

Aber plötzlich wurde die Zahlung der mir von meiner Frau ausgesetzten Rente eingestellt. Ja, Frank,“ sagte er mit einem Schimmer seines alten Humors, „anstatt sie zu verdoppeln, haben sie sie mir entzogen. Ich habe mir nichts daraus gemacht. Wenn ich Geld hatte, gab ich es ihm ungezahlt, und als ich nicht mehr zahlen konnte, glaubte ich, daß Bosie es tun würde und war zufrieden. Aber plötzlich merkte ich, daß er darauf rechnete, ich würde Geld beschaffen. Ich tat mein möglichstes; aber als meine Mittel erschöpft waren, da fing die schlimme Zeit an. Er rechnete darauf, daß ich Theaterstücke schreiben und Geld für uns beide verdienen sollte, wie in früheren Tagen, aber es war mir unmöglich, es war mir

ganz unmöglich. Als die Gläubiger uns drängten, kam er ganz aus der Fassung. Er hatte niemals wirkliche Entbehrungen kennen gelernt. Du hast keine Ahnung von diesem ganzen Elend. Er hat ein schreckliches, herrschsüchtiges, reizbares Temperament.“

„Er ist der Sohn seines Vaters,“ warf ich ein.

„Ja,“ sagte Oscar. „Ich glaube wohl, daß es sich so verhält, Frank; er ist der Sohn seines Vaters, gewalttätig und reizbar; seine Worte sind wie Peitschenhiebe. Sobald die Mittel zum Lebensunterhalt knapp wurden, fing er an, verdrießlich zu werden und mir Vorwürfe zu machen, weshalb ich nicht arbeitete. Weshalb ich kein Geld verdiente? Wozu ich denn zu gebrauchen wäre? Als ob ich unter diesen Verhältnissen imstande gewesen wäre, zu arbeiten. Frank, kein Mensch hatte jemals eine größere Schmach und Demütigung zu ertragen.“

Schließlich war eines Tages eine Wäscherechnung fällig, Bosie wurde zur Zahlung gedrängt, und als ich dazu kam, tobte er und überfiel mich mit Schimpfworten. Es war entsetzlich; ich hatte alles für ihn getan, ich hatte ihm alles gegeben und alles verloren, und nun blieb mir nichts anderes übrig, als stillzuhalten und zuzusehen, wie die Liebe sich in Haß verwandelte. Je stärker der Wein der Liebe ist, desto giftiger der Bodensaß. Dann verließ er mich, Frank, und nun bleibt mir keine Hoffnung mehr. Ich bin gebrochen, erledigt, ein Wrack, das ziel- und planlos der Strömung preisgegeben ist... Und was das Schlimmste ist, weiß ich — wenn die Menschen schlimm mit mir umgegangen sind, so bin ich noch schlimmer mit mir umgegangen: die Sünden gegen uns selbst, die können wir nie verzeihen. Wunderst du dich, daß ich nach jedem Vergnügen hasche?“

Er wandte sich um und blickte mich ganz zermürbt an. Ich sah Tränen über seine Wangen strömen.

„Ich kann nicht mehr sprechen, Frank,“ sagte er mit versagender Stimme. „Ich muß fort.“

Da rief ich eine Droschke herbei. Mein Herz war so schwer, so wund, daß ich es nicht wagte, ihn zurückzuhalten. Er hob die Hand zum Abschiedsgruß, und ich machte mich wieder allein auf den Heimweg und begriff zum erstenmal in meinem Leben die ganze Bedeutung jener wunderbaren Worte, mit denen Shakespeare seine Anklage gegen die Welt und seine eigene Rechtfertigung zusammenfaßt: die einzige Rechtfertigung für uns alle, die wir sterblich sind:

„Ein Mann, an dem man mehr gesündigt,
Als er sündigte.“

(Ins Deutsche übertragen von Tony Roab)

Die französische Dichtung in dieser Zeit

Von Jacques Rivière*

Es scheint, als sei bei Kriegsausbruch gerade ein Kulminationspunkt der französischen Dichtung überschritten gewesen, der Höhepunkt der sinnlichen Kunst, einer Literatur der Gefühlsregung, oder, wenn wir das Wort in allgemeinerem Sinne gebrauchen wollen, des Impressionismus.

Einer seiner Führer konnte noch folgendes Glaubensbekenntnis ablegen: „Das Weltall ist die Schöpfung der Intuition. Die schöpferische Erregung ist die einzige und wahre Erkenntnis. Wie sie aus sich selbst entsteht, läßt sie alle Gegenstände entstehen. Und wie sie sich träumt, ist alles ihr Traum. Das Herz ist das Mittel und ist der Ort **.“

Und weiter:

„Alles in Liebesgedanken zu versenken und deren Erregung wiederzugeben, nicht nur ihren Begriff, darin besteht die Musik, von der ich rede. In einer solchen Kunst soll alles Empfindung sein, und der Beweis soll in nichts aufgelöst werden. Je mehr aber die Empfindung die Königin ist, um so mehr muß die Kunst, ihr König, sich zu ihrem Herrn machen.“

Der Liebesrhythmus lenkt alles. Der Verstand ist der Pflug, nicht Samen, nicht Ernte. Weder die Beredsamkeit noch der augenscheinliche Gedanke sind das nährende Brot. Weder die Auswahl noch die Schilderung des Gegenstandes lockt uns, sondern die Beschwörung der Form und all die Anmut, die er verbirgt, der Zauber in ihm, der uns das Leben vortäuscht. Die Kunst muß uns zum Leben überreden **.“

Vielleicht hätten nicht alle Schriftsteller dieser Zeit diese Grundsätze restlos unterschrieben: aber in der Praxis befolgten sie dieselben. Wie Suarès suchten sie alle den lyrischen Zustand, und wie die Pythia suchten sie, ihren Dreifuß auf den Abgrund zu stellen. Gewiß ergriffen nicht alle von vornherein den prophetischen Ton, aber weder „die Aus-

* Jacques Rivière ist der Herausgeber der „Nouvelle Revue Française“ und einer der edelsten und freiesten Köpfe des heutigen Europa. Seine Essays, nachdenklich und musikalisch zugleich, sind wesentliche Leistungen kritischer Kunst. Durch besonderes Entgegenkommen der „Revue Rhénane“ (Rheinische Blätter, Mainz) wurde es ermöglicht, daß unsere Übertragung gleichzeitig mit der französischen Originalfassung dieser Zeitschrift erscheint.

Anmerkung der Redaktion.

** André Suarès, Drei Menschen; Dostojewsky – Ausgaben der „Nouvelle Revue Française“ S. 293, 298, 295.

wahl noch die Schilderung des Gegenstandes lockte sie, sondern die Beschwörung der Form und all die Anmut, die sie barg **."

Darin liegt der Kern. In der ganzen Literatur vor dem Krieg findet man kaum jemals und dann nur embryonal den Wunsch, einen Gegenstand zu schildern, darzustellen oder zu beschreiben. Jeder Schaffende geht von dem Gegenstand aus, den ein Sturm in seinem Innern heraufbeschworen hat; er läßt sich davon tragen; er lauscht auf ihn; er erleidet ihn, und seine Sorge ist, ihn getreu nach außen wiederzugeben. Niemals hat sich ein Schaffender inbrünstiger als Sklave seiner selbst und seiner Unruhen gefühlt; niemals hat er sich weniger um die äußere Wahrheit gekümmert.

Ober — denn welches Zeitalter hätte jemals dem Ideal der Wahrheit entsagt — man gibt vor, man glaubt, daß die Wahrheit nur durch die Schöpfung erreicht werden kann; die Welt kann nur durchdrungen werden, wenn man sie nach außen wiedergibt, sie erzeugt; „das Weltall ist die Schöpfung der Intuition.“ Auf jeden Fall ist es die Liebe, die Erschütterung dieser Art, die allein die Dresche zu schlagen, die Kenntnis zu vermitteln, sie darzustellen erlauben kann: „Der Rhythmus der Liebe lenkt alles.“

Der Gegenstand ist nur noch etwas, das heraufbeschworen werden muß, dem man so viel als möglich von dem eigenen Selbst und der Umwälzung, die es in der Seele verursacht hat, einverleiht. Wenn es dadurch anderen unverständlich wird, so tut das nichts! „Die Beschwörung der Anmut, die es birgt, ist wichtiger als seine Entdeckung und seine Ausschöpfung.“

Ist es nicht augenscheinlich, daß, ohne von Suarès selbst zu reden, Claudel zum Beispiel sich auf nichts anderes stützen will als auf den Sturm in sich selbst? Darin ist er ein Dichter, wird man sagen; niemals haben die Dichter anders ihre Begeisterung gesucht. — Ja, aber was mir besonders auffällt, ist die Urwüchsigkeit, mit der er seine Empfindung hervorsprudelt. Mit wunderbarer Kunst bringt er alles zum Schweigen, was sich seiner Erregung entgegenstellen oder sie nur ablenken könnte. Er bewegt sich nicht, bis sie ihn emporträgt, und sobald sie ihn emporträgt, tun ihre Wogen alles übrige.

„Nichts geschieht als der der kleine Druck der Hand, die steuert.“ Bis dahin kann ein Vertrauen auf die Seelenkräfte, deren Sitz man nicht sogleich ergründet, unausgeglichen sein.

Schauen wir uns Péguy an. Seine Haltung ist unendlich freier; er kommt wandelnd heran, ohne Verückung, ohne Gleiten, ohne Sprung, und doch ist sein Antrieb rein auf den Affekt gestellt. Von Anfang bis

zu Ende seines Werkes wirkt sein Glaube; sein Glaube belebt und treibt ihn. Von Natur aus glaubt er nach und nach an viele Dinge; aber etwas an der Wurzel seines Gedankens bleibt unwandelbar: ein gewisser Zustand der Flamme und der Adhäsion.

Auch hier wird man sagen: so ist es immer; ein großer Schriftsteller ersteht nur in einem großen Gläubigen, selbst wenn dessen Glaube negativ ist. — Gewiß, aber beobachten Sie auch hier, auf welche ganz besondere Art Péguy an dem seinen festhält. Wie fern ist ihm jedes Spiel bei dem, was er glaubt und was er sagt (und was er tut: wenn wir an seinen Tod denken)! Sicher ist seine Seele eine schon bei seiner Geburt gefasste Quelle. Es handelt sich nicht um eine geistige Überzeugung: die hätte keine Zeit gehabt, sich herauszubilden. Die kleinsten Sätze Péguy's sind unmittelbar von der Leidenschaft diktiert.

In welchem Augenblick sucht er sich der Wahrheit zu nähern?

Wann sehen wir ihn von der Unruhe berührt, über das, was der wirkliche „Zustand der Frage ist?“ Er schreitet immer mutig, mit erhabener Unberührtheit. Er schreitet, mit sich selbst bis zur Tollheit in eins verschmolzen. Er schreitet genau so, wie er zum Angriff auf jenen Gebirgskamm geschritten sein mag, auf dem ihn die feindliche Kugel traf.

Denken wir an einen anderen Standpunkt dieser Literatur vor dem Kriege. Lassen wir die ganze von Francis Jammes und von Claudel ausgelöste oder erleichterte Dichtkunst beiseite, so erscheint eine von dem Einfluß Guillaume Apollinaires beherrschte Gruppe.

Guillaume Apollinaire ist kein großer Dichter, aber er ist ein Dichter: was schon viel ist. Ein ganzer Teil seines Werkes ist unstreitig verfehlt; es bleibt aber eine Reihe von seltsam schönen Gedichten, die wir bisher bei den Deutschen suchen mußten.

Aber was uns im Augenblick interessiert, ist nur das Verfahren Apollinaires, seine dichterische Methode. Sie kann jedoch nur durch den vollen Verzicht auf jegliche Methode, nur durch den Entschluß, niemals die im Hirn aufsteigenden Bilder zu unterbrechen oder zu lenken, erklärt werden.

Der Dichter bekennt hiermit, daß er weder seiner Empfindung noch irgendeiner „Liebe“ gehorchen will. Er fliegt nur mit den Flügeln seiner Stimmung und macht jeden Zickzack ihres Fluges mit. Er ist nur ein vom Wind getragener, schwirrender Vogel. Auch seine Gedanken zerstreuen sich wie eine leichte Wolke: er braucht ja gar nicht mehr zu wissen, was er sagt; nur seine Bewegung bedeutet ihm etwas, der haltlose Rausch, der ihn mit fortreißt.

Auch hier finden wir unter einer neuen und doch auffallenderen Form die enge Zusammengehörigkeit des Schriftstellers mit seinen instinktiven Launen und den traumhaften Übergang von Erleben zum Wort. Apollinaire ist in gewisser Hinsicht der Held der dichterischen Automatik; seine Hand ist auf dem Papier nur noch der Zeiger auf einem Zifferblatt, der die Schwankungen einer verborgenen, fremden Kraft aufzeichnet. Er sucht den letzten, den gestaltlosesten aller Antriebe, dessen Gegenstand oder dessen Schauplatz wir sein können, um sein Diktat zu erleiden.

Lauschte aber wirklich die Zeit vor dem Kriege nur einzig auf das rein Unbewusste? — Nein. Der kritische Geist, der Verstand war nicht völlig ausgeschaltet, nicht so sehr, wie man es heute oft darstellt. Wir müssen uns vor den vereinfachenden Schilderungen hüten.

Erstens war Mauréas da und seine Schule und der ganze Neu-Klassizismus; zugunsten einer intellektuellen Kunst machten sie entschiedene Propaganda.

Mauréas war da, der mit bescheidenem und sicherem Geschmack, mit seiner großen dichterischen Gelehrsamkeit, seiner Sangeskunst, seinem feinem Geschick, die alten Flöten zu blasen, das besang, was er nicht fühlte.

In gewisser Einsamkeit lebte auch André Gide, der Sänger, der ehemals ganz der Wollust und dem Verlangen hingegeben, aber von seiner wissenschaftlichen Begabung und seiner Reue schon zu einer größeren Innigkeit gelangt war: „Ich bin der Mann der zweiten Bewegung,“ pflegte er schon in dieser Zeit zu sagen, und schon allein durch diesen Zug widersprach er seiner Umgebung und stellte sich all denen entgegen, die die Hingabe zur einzigen Quelle ihres Schaffens machten. Ohne sich von der Zeit zu trennen, ja dadurch, daß er ihre kühnsten Erzeugnisse aufnahm, wurde so unter seiner Leitung die Nouvelle Revue Française inmitten des sinnlichen Wirbelsturmes ein Zufluchtsort für Überlegung, Beherrschtheit und Urteil.

Selbst bei einigen Führern der instinktiven und rein evolutarischen Literatur tauchte schon der Wunsch auf, dem Verstand Gehör zu schenken, wenn seine Tätigkeit sich mit ihrem inneren Schwung verbinden ließ. Es wäre eine große Ungerechtigkeit, bei Suarès, bei Péguy und bei Claudel in gewissen Augenblicken nichts anderes anzuerkennen als nur die Empfindung. Um von großen Männern so scharfe Bilder zu geben, wie es Suarès getan hat, um die Psychologie der Jugend mit solcher Klarheit zu schildern, wie wir sie in Péguy bewundern, um wie Claudel in die Seelentiefen einzubringen, in denen die Liebe zu Gott mit den großen menschlichen Gefühlen, die sich gegen ihn erheben, kämpft, bedurfte man

eines erfahreneren, gewandteren, sichereren Führers, als es das Beben der Sinne oder der einfache Herzerguß sein konnte.

Ein Zug bleibt jedoch richtig und kennzeichnet diese Zeit: daß der kritische Verstand nicht an sich schöpferisch war. Diejenigen, die ihn als allein seligmachend hinstellten (wie Mauréas), wußten nichts mit ihm anzufangen in Richtung auf das Schöne. Wie immer er betont wurde, sah man ihn oft nur unfruchtbar. Wie zu gewissen Jahreszeiten das Korn und nicht der Wein reifen kann, so schien das Zeitalter nur Sonne für die Früchte des Instinkts und des Gefühls zu haben. Sie allein gelangten zum Leben, zur Schwellung, zur Reife; sie allein füllten sich mit Saft, ohne welchen kein Kunstwerk entsteht.

Über alledem kam der Krieg.

Mit Staunen liest man im Belphégor Vendas:

„Man sieht nicht ein, wieso der Krieg, der schon weniger, als man geglaubt hatte, fähig war, die Charaktere zu beeinflussen, geeignet wäre, die Kultur zu ändern und die Menschen, die in der Kunst nur eine Gelegenheit zur Erregung sehen, zu Menschen machen könnte, die in ihr ein Vergnügen des Geistes suchten. Man sieht vielmehr, daß er sie nur in ihrer Erregungsgier bestärken muß*.“

Ich bin der letzte, Venda vorzuwerfen, den Krieg nicht mitgemacht zu haben. Wenn er ihn aber mitgemacht hätte, so verstünde er, daß er „Menschen, die in der Kunst nur eine Gelegenheit zur Erregung sehen, zu Menschen machen kann, die in ihr ein Vergnügen des Geistes suchen“. Jedenfalls hätte er gesehen, daß er „niemanden in seiner Erregungsgier bestärken konnte“ und daß ganz im Gegenteil all sein Tun darauf gerichtet war, uns von der Erregbarkeit zu heilen.

Heilen ist hier ein Euphemismus; denn wenn auch die Zeit für uns zu glücklichen Erfolgen führen sollte, so war sie doch furchtbar. Ich frage alle Kämpfer, all die, die an Leib und Seele die Dauer des Krieges gefühlt haben, ob sie nicht das Gefühl haben, als sei ihnen ein Teil ihres Gefühls grausam weggeschnitten worden. Zellen sind in uns zerstört, Nervenzentren außer Tätigkeit gesetzt worden.

Ich nehme an, daß die größten Leiden des Krieges der Quelle entsprungen seien, unfähig zu bleiben, die Zeit zu ertragen. Sie waren derart, daß jeder bald einsah, er könne ihnen nur widerstehen, wenn er sich aufs äußerste bemühte, sie zu verringern, sie unschädlich zu machen, ihnen soweit irgend möglich Gefühlslosigkeit entgegenzustellen. So machte sich

* Belphégor, S. VIII.

jeder unter der Herrschaft der Notwendigkeit zum Henker seiner eigenen Seele; er bemühte sich mit aller Geduld, mit aller Kraft, das Schöne, „den Zauber des Gefühls“, den er ehemals genoß, in sich selbst zu bekämpfen, zu ersticken. Gerade so, wie er sich so regelmäßig als möglich lauschte, genau so sorgte der Kämpfer dafür, jede Gefühlsregung eine nach der anderen, sobald sie nur auftauchte und ehe sie ihn gestochen hatte, sofort zu vernichten. All dies erkannte er jetzt als Ungeziefer, und er mußte es als solches behandeln.

Wenn der Krieg nur, wie man annahm, drei Monate lang gedauert hätte, wäre diese Arbeit ohne Folgen geblieben. Aber vier Jahre der Arbeit gegen sich selbst, vier Jahre strenger, ständiger, systematischer Unterdrückung der eigenen Gefühle mußten notgedrungen eine endgültige, unersehbliche Verminderung dieser Fähigkeit nach sich ziehen. Und so geschah es.

Wenda fragt im Belphégor, wie der „Lebensantrieb“ je an sich den Wunsch fassen könnte, sich gegen sich zu wenden, stillzustehen und sich zu erforschen. Und gewiß begreift man nicht leicht, wie dieser Wunsch so spontan in ihm selbst entstehen konnte. Aber die Ereignisse sind gerade von außen gekommen, um uns zu zwingen, mit dämmernden und abenteuerlichen Strömungen zu brechen, uns über sie zu erheben und sie mit aller Kraft unseres Verstandes einzudämmen. Eine eiserne Hand hat uns gezwungen, erst gegen die äußere Wirklichkeit, dann gegen uns selbst eine prüfende und rückwirkende Haltung einzunehmen.

Ein Zusammenprall erfolgte: wir sind auf eine Klippe gestoßen. Die Wirklichkeit, jener „Faktor“, an den wir nur noch im Traume dachten, dessen „Zauber“ allein, um mit Suarez zu reden, uns noch verführte, hat uns plötzlich und rauh seine Nicht-Übereinstimmung fühlbar gemacht. Er hat sich uns plötzlich wie ein Mineral, wie ein Kiesel entgegengestellt. Wenn man im Kriege beim Angriff auf ein Nest des Widerstandes stieß, mußte man sofort ausschweifen; gerade so mußte sich unser Geist öffnen, gelenkig werden und aus seinem wirren Schwung heraustreten, um vielfach und unternehmend bis ins kleinste zu werden.

Mit einem Wort hat uns also der Krieg den Begriff des Nicht-Ichs und den Wunsch, es zu ergründen und seine Organisation zu beschreiben, gelehrt.

Aber ich halte an, erschreckt von dem Gedanken, daß das augenblickliche Schauspiel, das unsere Literatur auf den ersten Blick bietet, dem, was ich sage, gar nicht entspricht. Sehen wir denn heute die Überlegung und die Analyse triumphieren? Finden wir viel Meisterwerke auf kriti-

scher Grundlage? Im Gegenteil, es scheint, als wohnen wir in verstärktem Maße in der instinktiven Richtung.

Man muß sehen können. Der Krieg hat einen komplizierten Geisteszustand vorgefunden: naturgemäß muß der, den er verursacht, auch kompliziert sein. Er hatte es mit sehr verschiedenartig vorbereiteten Geistern zu tun; er hat ihn von der gleichen Entfernung aus in Tätigkeit gesetzt; aber auf dem neuen Gebiet, auf das er ihn verpflanzte, haben sich die Geister, von denselben Zwischenräumen getrennt, wiedergefunden. Bei den einen war die Vernichtung der Empfindsamkeit vollendete Tatsache, bei einigen anderen war sie nur überholt, überwunden.

So ist das Schauspiel, das uns die Literatur bietet, gleichzeitig das des Todeskampfes und der Wiedergeburt.

Selbstverständlich lenkt der Todeskampf zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, weil er mehr Raum beansprucht, weil er mehr Mitwirkende verlangt. Dennoch ist es ein Todeskampf.

Wir sehen die Haltung, die wir im Augenblick des Kriegsbeginns als die einzig schöpferische beschrieben haben, sich verallgemeinern, ja zum System werden, sich mehr und mehr dem Absoluten nähern, aber doch gleichzeitig steril werden.

Die Zahl der Schriftsteller und Dichter, die ihre Phantasie von aller inneren „Zensur“ zu befreien suchen und die sich bemühen, in sich selbst dem Unbewußten die Tore zu öffnen, ist geradezu das Bezeichnende nach dem Kriege. Apollinaire, der sich an Rimbaud geschult hatte, findet heute zahlreiche Nachahmer; zuerst hat sein Einfluß die Gruppe seiner intimen Freunde angeregt: André Salmon, Max Jacob, die wie er ihren Ehrgeiz darauf beschränken, in sich einen geheimnisvollen Telegraphen in Tätigkeit zu setzen, dessen Botschaften zu Gedichten werden.

So finden wir uns vor einer bis zum äußersten vervollkommeneten Form dieser sich selbst gewährten Audienz, dieser Brücke über dem inneren Abgrund, die die dauernde Haltung der großen Schaffenden vor dem Kriege kennzeichnete.

Aber neu ist, daß sie nichts mehr hervorbringt. Unsere Leute können sich darüber neigen, so viel sie wollen, sie können noch so sehr all denen Schweigen gebieten, die versuchen, ihre Begeisterung zu hemmen oder zu leiten: nichts tönt mehr herauf; der Abgrund schweigt. Nichts ertönt mehr, oder besser gesagt, nichts, das der Mühe wert wäre. Ich habe schon einmal klarzulegen versucht*, welcher Wert dem Dadaismus beizulegen ist. Seitdem ist der Dadaismus verschieden; denn seine letzten kläglich ungeschuldigen Darbietungen kann ich nicht mehr mitrechnen.

* Dankbarkeit für den Dadaismus. „Nouvelle Revue Française“ 1. August 1920.

Der Dadaismus ist tot, aber er hat seine Aufgabe erfüllt, die gerade in seinem Sterben bestand und sterbend den Untergang des Systems zu vollziehen. Er hat es unternommen, den Totenkampf in Szene zu setzen.

Der Dadaismus war, wenn man will, der Verzweiflungsausbruch, die Krisis einer großen Religion. Seine Anhänger waren Priester, die den Kultus mit nie geahnter Reinheit feiern wollten, die aber gleichzeitig bemerkten, daß das Tabernakel leer war.

Ja, in meinen Augen wenigstens ist es gerade vom Dadaismus bewiesen worden, daß das Unbewußte kraftlos, ratlos und tugendlos ist, daß das „Herz“ an sich weder „der Ort noch das Mittel“ sein kann. Die große Müdigkeit, die der Krieg all unseren Affekten und noch tiefer unserem Ausdrucksvermögen aufgedrückt hat, taucht in all den Werken auf, die ihn noch unmittelbar hervorzurufen streben; etwas Trübes und Verwelktes haftet dem Äußeren ihrer geheimen Uppigkeit an. Und wenn noch dreißig Zeitschriften diesen Ausstrahlungen des Instinkts ihre Spalten öffnen, so sind sie doch von endloser Monotonie durchdrungen, gegen die selbst die Kraft des Genies vergebens ankämpft.

Die unmittelbare Anschaulichkeit der Werke eines Péguy, Claudel oder Suarès findet sich nicht mehr. So ist es eben nicht mehr, fühlt man; der Schriftsteller von heute kann nicht mehr durch Kausch oder Anmut rühren und erschüttern. Selbst bei denen, die den leichten Gang Apollinaires in seinen glücklichen Momenten nachzuahmen streben, macht sich eine Schwere, ein Gewicht bemerkbar, das sie herabzieht.

Von Osten bis Westen, von Norden bis Süden erscheint mir der Verfall der lyrischen Dichtung ungeheuer. Man müßte darüber verzweifeln, wenn nichts anderes an die Stelle träte; wenn sich die Verheerung des Krieges ohne Ersatz bemerkbar machte.

Und dies wäre zweifellos der Fall, wenn nicht beim Ausbruch des Sturmes diese neuen Keime, dieses schöne Aufleben des kritischen Geistes schon vorhanden gewesen wären.

Die Keime entwickeln sich, das Aufleben erstarrt.

Nichts, wenigstens in der Kunst nicht, beginnt bei der Masse. Es soll es auch nicht. Deshalb zählt die Bewegung, die ich kommen sehe, noch so wenig Vertreter und kann denen, die die Ereignisse abwarten, um sie zu erraten, illusorisch erscheinen.

Einige Geister jedoch sind berührt von den schöpferischen Möglichkeiten der Analyse, die der Krieg sie gelehrt hat; sie sind betroffen von der Tatsache, daß sie durch den Versuch, ihre Eindrücke anzugreifen, sie aufzulösen und zu ergründen, sie nicht notgedrungen auch zerstörten; daß dieser

Versuch vielleicht sogar das beste Mittel sei, sie festzuhalten, ihnen Dauer zu verleihen und selbst neue hervorzurufen:

Unter dem Zwang, ihrer Empfindsamkeit entgegenzutreten, anstatt ihr nachzugeben, haben sie bemerkt, daß man so, durch den Widerstand, die größten Vorteile von ihr erlange. Die Umkehr, die Wendung gegen sich selbst, zu der der Krieg sie gezwungen hatte, führte sie zur Entdeckung einer neuen Fruchtbarkeit desselben „Herzens“, das sie bekämpften.

Während noch 1914 die Anstrengung des Verstandes nur zu unpersönlichen und schwächlichen Werken führte, wie diejenigen der neuklassischen Schriftsteller, so scheint er nun eigene Tiefe zu haben und unwillkürlich eine Wirklichkeit zu erwecken.

Hier ist der Roman Marcel Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, von dem bisher vier Bände erschienen sind, das große Vorbild. Gewiß kann man ihn nicht als ein vom Kriege hervorgerufenes Werk ansehen, da er fast völlig vor 1914 geschrieben wurde. Aber sicherlich stimmt er durch den Einfluß des Krieges so sehr mit unseren Ansichten überein und hat so großen repräsentativen Wert.

Bei Beginn seines Werkes war die Absicht Prousts äußerst bescheiden: er wollte seine ganze Erfahrung Stück für Stück wiederfinden und festlegen. Er hatte zunächst gar nicht die Absicht, weder zu rühren, zu verblüffen, noch seine Leser hinzureißen, überhaupt keine künstlerische Absicht. Er verhielt sich nur überlegend; er versuchte, sich zu erinnern. Danach versucht er seine Erinnerungen zu ordnen, zu analysieren und alle Elemente reinlich auseinanderzulegen.

So entwirft er eine Gegenwirkung gegen sich selbst; sein Geist ward sich seiner Strömung bewußt; in dem Wunsche, ihn zu erkennen, ihn zu verstehen und zu beschreiben, brach er mit seinem „Lebensantrieb“.

Da begann ein wunderbarer Garten zu sprießen und zu blühen. Es gibt kaum ein so dicht verwachsenes, so üppiges Werk wie das von Proust. Und dennoch ist es aus einer gewissen Ablehnung des Sichgehenlassens entstanden.

Das große literarische Ereignis nach dem Kriege, das uns am meisten lehrt und uns die weiteste Zukunft eröffnet, ist dieser ungeheuere Roman, in dem die Analyse beständig schöpferisch auftritt und Phantasie auslöst.

Mit ihm verlassen wir die Zeit eines nur innerlich eingestellten Schaffens, um in eine Zeit des nach außen tätigen einzutreten. Mit ihm entfliehen wir der Eintönigkeit des Fühlens, um alle Freude des Geistigen wiederzufinden. In ihm rührt uns die Wahrheit — die der Charaktere und der Leidenschaften — und regt uns aufs neue an.

Mit einem Schlag wird an Stelle der „Erregung“ die ganze Stufen-

leiter der Gefühlsmomente wieder möglich, von der Sympathie bis zur Erheiterung. Das Lachen gelangt wieder zu seinem Recht; alle unsere verschiedenen Fähigkeiten treiben wieder ihr Spiel und finden ihre Befriedigung.

Proust hat ein großes Wunder vollbracht: als er plötzlich so ganz wenig wollte; als er sich einfach gegen die dunkeln Gefühle auflehnte, denen man nachzugeben sich angewöhnt hatte. Aus der Tatsache geistiger Befriedigung sind reiche Quellen hervorgesprudelt an der Stelle, die die Erfahrenen uns bisher als einen dürrn Felsen erklärt hatten.

Wenn ich die Absicht gehabt hätte, ein vollständiges Bild unserer Literatur nach dem Kriege zu zeichnen, so fände ich mich sehr unzulänglich; denn ihr Reichthum ist weit davon entfernt, auf das beschränkt zu sein, was uns Proust darbietet. Neben seinem Werk haben bedeutende andere Werke Platz gefunden. Mehrere junge Talente sind zu Wort gekommen; mehrere ältere haben festen Fuß gefaßt.

Die Dichtkunst ist durchaus nicht mit dem Dadaismus untergegangen. Ein fast einsamer, aber erstklassiger Dichter, Paul Valéry, hat uns einige Meisterwerke geschenkt. Jules Romains hat sein seltenes und harmonisches Talent voll entfaltet.

Der Roman steht in voller Blüte.

Wenn Valéry „Carbaud“ bis jetzt zurückhielt und uns nur eine kleine, aber wertvolle Novelle unter dem Titel „Schönheit, meine schöne Sorge“ gab, so hat André Gide ein wundervolles Staffeleibild großen Wurfs gemalt, das vielleicht nicht weniger bedeutend ist als seine bei Kriegsausbruch erschienenen „Keller des Vatikan“, die wohl durch die Zeitereignisse in den Hintergrund gedrängt wurden, aber von einer bis ins kleinste feinen und gelehrten Kunst sind. Sein letztes Werk nennt er „Pastoral-Symphonie“.

Der augenblickliche „Stand“ des Dramas ist noch etwas unklar. Außer den letzten Werken von Claudel, das „Harte Brot“ und „Der gedemütigte Vater“, die eine Fortsetzung der „Geißel“ sind, haben „Cromedeyrelle-Vieil“ von Jules Romains und der „Cocu Magnifique“ von Fernand Crommelynck mit Recht Aufsehen erregt.

Aber meine Absicht ist nur zu zeigen, nach welcher Richtung der Krieg unsere Auffassung beeinflusst und welche neue Art er vorbereitet hatte. Wenn ich heute ein Neuaufblühen der analytischen Literatur voraus sage, so bin ich mir bewußt, den Dingen vorauszuweilen, aber nicht so, daß ich auf meine Weissagungen stolz sein dürfte.

Buddho und die Natur

Von Alfred Döblin

Ich gestehe, mit einem heftigen Widerwillen, Widerstreben Nietsches „Willen zur Macht“ gelesen zu haben. Es mag sein: vieles von diesen Dingen ist mir schon sehr geläufig, es ist schon banal. Dann die unaufhörliche Selbstfeierung und der unnötige Lärm. Dann die Fehler und die Einseitigkeit.

Das Christentum hat wie das Judentum nach Nietsche die ursprünglichen Instinkte gefälscht, geschwächt, vergiftet. Vielleicht. Doch nur in den Schriftstücken. Das weiß Nietsche selbst. Den Völkern hat es nichts geschadet. Kein Mensch tut mehr mit Christentum und Judentum, als an sie glauben. Es ist noch niemandem eingefallen, keinem der Völker, sich um sie zu bekümmern. Einen Europäer nach einer moralischen Lehre wirklich handeln zu lassen, ist ein bloßer Stoff der Unterhaltungslektüre. Die Absurdität tritt da, wie erwartet, immer rasch hervor. Solche moralischen, nicht vorhandenen, konstruierten Europäer werden auch offen Idiot, zarter „der reine Tor“ genannt. Wenn es aber, wie Nietsche weiß, so steht und alle Stämme Europas wie früher ihren Instinkten folgen und noch nicht einmal pazifistisch klug, geschweige nazarenisch zart, weich und lahm sind — wozu die gewaltige Kritik mit Hammer. Das Pappgebäude der Theoreme und Moralia bedurfte solchen Angriffs nicht. Brutaler, als das Europa der Industrien, Eisenbauten, Kriege schon ist, braucht man es nicht machen. Wer da glaubt, es von schwächenden Lehren frei machen zu müssen, hat es nicht gesehen oder ist schon sehr veraltet.

Die Lehren taugen aber in der Tat nichts, denn sie vermögen keine Wirkung zu üben. Sie werden nicht einmal geglaubt, gefühlt. Sie sind bloße Phrasen. Wer jetzt lehrt, wird zwar noch einmal einen Angriff auf die christlich-jüdische Dogmatik und ihre Moralia unternehmen. Aber nur, um dieses Gespinnst, dieses dünne, nicht haftende, wegzufegen und ein anderes, zäheres, stark angreifendes an seine Stelle zu setzen.

„Gott“ ist eine gegenstandslos gewordene Vorstellung. Ein unbrauchbares Wort. Höchstens eine Dummheit. Ein Sinn verbindet sich dann noch mit dem Wort, wenn es zur Vor Spiegelung eines großen Hypnotiseurs gebraucht wird, eines menschenartigen Wesens, das alles kann, was man braucht. Diese an sich burleske Vorstellung — an den Detektiv im Film erinnernd, der alles herauskriegt — ist praktisch da von Nutzen, wo sie als Ersatz einer zusprechenden Person Selbsthypnose gestatten soll.

In der Kasernenstraße zieht ein Soldat langsam ein müdes Pferd hinter sich. Er blickt das Pferd an. Das müde Pferd blickt ihn an aus seinen stumpfen Augen. Mit gebücktem Hals gehen sie beide Schritt für Schritt. Der Mensch, das Tier.

Die heutigen Raubtierideale sind nur zu verstehen aus der Hilflosigkeit und Verlorenheit dieser Gesellschaft. Das Stumpfe, Philiströse, Vergnügliche sieht man und glaubt ihm abzuhelpfen mit Alkohol und Kampfer, statt mit Führung, Abwendung und Strenge.

Wer ruhig die Dinge übersieht, wird nicht leicht etwas in der Menschenwelt finden, womit er tiefer übereinstimmt, als mit den Worten und dem Tun Gotamos. Ich setze mich nicht mit ihm auseinander. Ich stelle fest, wo er noch nicht in mich gedrungen ist. Vielleicht, wo ich ihm widerstrebe. Er ist der Erhabenste, Milde, Seelengewaltige. Widerspruch liegt mir fern. Wäre Buddho in der Art eines mittelalterlichen Papstes und verlangte klare, zweifelsfreie Stellung zu seinen Lehren, und ich hätte kein Recht zu wählen, hier anzunehmen, dort zuzudenken, so würde ich nur rund ja zu ihm sagen. Denn schließlich ist mit Buddho irren besser als gegen ihn recht haben.

Was ist es, das ich bei Buddho, diesem Buddho, dem Vollenbeten, Heiligen, vollkommen Erwachten, zubecke? Es muß nichts Wesentliches sein. Wo die Übereinstimmung so vollkommen ist, kann nicht viel übrigbleiben, was zurückgehalten wird.

Gotamo lehnt die „Welt“, die „Natur“ ab. Er will die hanglose Wahnzerlöschung. Fünf Begehungen kennt er: die durch das Gesicht ins Bewußtsein tretenden Formen, die durch das Gehör ins Bewußtsein tretenden Töne, die durch den Geruch ins Bewußtsein tretenden Düfte, die durch den Geschmack ins Bewußtsein tretenden Säfte, die durch das Getaft ins Bewußtsein tretenden Tastungen. Dies sind ebenso viele Reize, ersehnte, geliebte, entzückende, angenehme, dem Begehren entsprechend. Wer von den fünf Begehungen verlockt wird, wird wie ein Wild des Waldes in eine Fallschlinge verstrickt: sie erliegen dem Elend des Naturgesetzes, werden dem Altern unterworfen, bleiben in der Sphäre des Leidens. Gotamo lehnt die Welt ab, nicht hassend, und weil sie zum Bösen verführt, sondern weil sie Leiden bringt.

Ich:

Wie wohl tut es, auf eine Straße zu gehen und den Wind zu fühlen, den Boden zu merken. Diese Straße, die ich schon tausendmal gegangen bin. Die Häuser zu betrachten, die bald offen, bald geschlossen sind, mit

den Menschen, die sich auf den Trottoirs bewegen, laufende Jungens, Damen mit Schirmen, eilige Kaufleute, Zeitungskioske. Ich kenne sie alle. Ich beruhige mich an dem so kindlich bewegten Hin und Her, dieser großen Auflegung von Minutendauer, dieser halben Verspieltheit und Verträumtheit, dieser vier Fünftel Gedankenlosigkeit. Wie wohl tut es, aus dem Gedränge in ein Café zu gehen. Die Zeitungen hängen da, die Händler reden von Tisch zu Tisch, hier ist ihr Rendezvous, der schreibt eilig einen Brief, das Adressbuch neben sich. Es ist kühl hier, ein guter Aufenthaltsort für mich. Ich gehe aus dem Haus, setze mich in eine Elektrische, und wie sie fährt, denke ich, was diese Menschen alles verfertigen können. Ich hasse die Menschen gar nicht, selbst wenn mich einige verletzen oder misachten, weil ich nicht parteiisch genug bin. Ich habe schon eine Partei, sie läßt sich nur nicht unter ihre einreihen. Aber wie war es am Meer. Was haben mir die Farben gegeben; wer konnte sich ihnen verschließen. Das Schlagen der dunklen Wogen, ihr Anbäumen und schäumendes Sichüberwallen, Verebben, Verrollen. Grüne Streifen im Wasser, dazwischen Züge von blauen und schwarzen. Dann das weiße Meer, in den Himmel hinein dämmernd. Dann knirschend gewittrig grau und tintenschwarz. Gehe ich durch den Wald: überall regt es sich, Ameisen, Vögel, Käfer, Spuren von Maulwürfen. Moos, das die Baumwurzeln überzieht.

Ein Kind steht weinend; es hat sich den Finger geklemmt.

Ich fühle mich darin. Ich fühle, daß ich dies bin, daß so meine Art ist.

Das Tao verkündet: Durch Handeln wird nichts geändert.

Buddho aber —

Dieser Unterschied zwischen dem Stillen, Stummen der Taolehre und Buddhos — bei aller Sanftheit — entschlossener, prometheischer Selbstaushebelung.

„Nach Vernichtung der fünf niederzerrenden Fesseln emporgestiegen, um von dort aus zu erlösen, nicht mehr zurückzukehren zu dieser Welt.“ Das sagt Buddho. Als niederzerrende Fesseln kenne ich: Umgebung, Konvention, Trägheit, Gewohnheit. Fallen die Fesseln, so erlischt die Kleinlichkeit, Gehässigkeit, Spitzfindigkeit, Leidenschaftlichkeit, Angst, Besorgnis, Langeweile. Nicht zu dieser Welt, der Konvention, der falschen, historischen, begriffsverdrehen, kehrt man zurück, aber doch zu dieser Welt, man gelangt erst zu ihr. Diese Welt — der besetzten Wollen, Gebirge, Meere, Wüsten, Wälder — ist nicht die Welt des Leids, der Krankheit und des

Alters. Es ist die schmerz- und leidüberlegene überhobene Wandelwelt, die einzige, von der ich fühle: sie ist. Ich weiß nicht, was mich treiben sollte, sie eine Scheinwelt zu nennen.

Der Körper in der Jugend ist schön, seine Bewegungen sind lebendig, seine Gefühle sind frisch, drängend. Die Schönheit läßt, wie man sagt, mit dem Alter nach; die Gefühle lassen, wie man sagt, mit dem Alter nach. Krank liegt der Mensch auf dem Lager, er leidet. Nach dem Tode liegt der Körper nur wenige Tage unverändert, seine Verfärbung nimmt zu, die Verwesung tritt ein.

Dies wird beklagt. Ich konnte noch nie ein überlegenes Glück in der Jugend finden. Die Fesselung und Unfreiheit der Jugend ist mir noch gut in der Erinnerung. Ich weiß, wie ich mit Jahr und Jahr älter wurde und von Jahr zu Jahr auf ein neues hoffte, das mir immer größere Sicherheit, innere Freiheit und Überlegenheit, immer geringeres Leiden verschaffte. Die Jugend ist schön, — aber wem? Denen, die nach ihr begehren. Jedes Alter hat seine eigentümliche Schönheit. Ja, was soll ich mit dem Wort, mit dem Irrtum dieser ausschließenden Schönheit. Mir liegt das Verwerfen nicht. Vor der Leiche, der verwesenden: Schönheit und Elend? Die Abneigung, der Ekel, das Urteil über die Leiche eine Idiosynkrasie dieser Natur. Schon die Hyäne ist nicht meiner Meinung. Ich sehe weder Schönheit noch Elend. Sondern nur die große Natur, die sich durchdringende Zahl der Naturen, und eine verschiedene Artung der Stoffe, der Organismen, der Pflanzen, der Tiere. Verwesen, Kranksein ist von der Art der Organismen ebenso wie Schönsein. Es ist ein kurzer Gedanke, schön und jung sein wollen. Ein längerer, besserer ist es, wahr und wirklich ein Gedanke, das Vermögen und den Geist des Menschen und der übrigen Naturen erfassend von ihnen zu sprechen, wie sie jung und alt sind, schön und krank, lebendig und verwesend. Wie sie werden und fließen und nirgends verharren. Es darf niemand das Leben preisen, der nicht auch den Tod preist, niemand die zarte blanke Haut loben, der nicht auch die Verwesung lobt.

Der Mensch identifiziert sich nicht völlig mit seiner zufälligen organischen Form. Er ist gleichgültig gegen diesen einen sehr vergänglichen Lebensabschnitt, gegen diese Form, die er jetzt gefunden hat, und läßt sich nicht hineinreißen in ihr Schicksal. Er kennt auch den Fels, das Wasser und liebt, von einem Ich absehend, die Leiche, fast mehr als die „blühende“ Jugend. Die großen Eltern, das „Tote“, ist lebendig auch in uns. Als Einzelgeschöpf kann ich nur die Treue zu diesen stummgewaltigen Eltern halten und die Kenntnisse von ihnen in mir befestigen.

Diese Eltern, die großen „anorganischen“ Naturen, die Stoffe, die Schwingkraft, die Wärme; Geschwister, das Meer, der Wald, der Sand, die Wolken. Solange ich als Einzelgeschaffenes an diesem Leben festhalte, freue ich mich an hellen Farben, der Jugend; ich kann nichts weiter loben; ihr Fehlen betrübt mich. Sobald ich den Blick auf das Wasser richte, sehe, wie das Salz im Wasser verschwindet — es war eben da —, sehe dieses große geheimnisvolle Geister-Hin-und-Her der Naturen, — beuge ich den Kopf und bezähme mein Herz.

Der Kranke, der Alte, der Tote hat Buddha erschüttert. Die Erinnerung an diese ersten Begegnungen sind nicht aus seiner Seele entschwunden. Sie sind so in seiner Seele geblieben mit aller Affektkraft und Affektfarbe. Man kann über Krankheit, Alter, Tod nachdenklich, erschüttert, Philosoph werden. Das Leiden der Kreaturen, oder gar der Welt, kann mit solcher Macht auf eine Seele einwirken, daß sie beschließt, sich von den Kreaturen und der Welt zurückzuziehen. Dies kann eine Wirkung sein. Sie muß nicht eintreten. Braucht nicht einmal eintreten da, wo der Fall in seiner ganzen Tragweite erfaßt wird. Sie kann eine erste Wirkung vor einer zweiten sein. Dieser Eindruck muß nicht bestimmend für den Fortgang und das Ende des Denkens und des Lebens sein. Alter, Krankheit, Tod sind das Zentrum von Buddhas Lehre von der Weltflucht und Wesensauslöschung. Alter, Krankheit, Tod gehören, sagte ich, zum kreatürlichen Leben wie Jugend, Gesundheit, Schönheit; man könne nicht eine Gruppe abgrenzen; Alter, Krankheit, Tod seien so wenig etwas, wie Geburt, Jugend, Gesundheit, Schönheit etwas sind. Aber auch die Kreatur, der Organismus, das Tier, die Pflanze, der Mensch stehen nicht fest. Sie sind nicht nur geboren, jung, gesund, schön, krank, alt, tot, sondern noch vieles mehr. Völlig wandelbare Schöpfungen werden sie leichter und schwerer von den größeren Naturen abberufen. Hin und Her, größere und geringere Auflösungs- und Verwandlungsfähigkeit, Kraft, sich zu trennen und zu verbinden, gehört zum Wesen der Naturen. Man nennt es obenhin „Vergänglichkeit“.

Buddha glaubte den besten Weg gefunden zu haben, um diesem belanglosen Dasein zu entgehen: stufenweise Überwindung der Begierden, immer festeres Verschließen der Sinnesstore.

Aber da merke ich auf. Wie ich seine Reden lese, habe ich gar nicht den Eindruck, einen Asketen vor mir zu haben. Ruhe, große Lebensweisheit, unsägliche Milde, kein Verwerfen der Menschen. Er hegt zu allen Lebenden Liebe. Er verkündet die Lehre, deren Anfang begütigt, deren

Mitte begütigt, deren Ende begütigt. Milde, Sanftmut, Heiterkeit atmet seine Lehre.

Gotamo Buddho malt einen Weisen: solchen Gemütes, innig und geläutert, gesäubert, gedrunken, schlackeneklärt, geschmeidig, biegsam, fest, unversehrbar. Gehässigkeit hat er verworfen; haslosen Gemüts verweilt er; voll Liebe und Mitleid läutert er sein Herz von Gehässigkeit. Er lebt in der Weiße seiner Schauungen fern von unheilvollen Dingen in gedenkender, Ruhe geborener, seliger Heiterkeit.

Dieser Buddho ist kein Asket wie die andern, die sich in der Neuzeit gezeigt haben. Kein Weltflüchtling. Kein Sehnsüchtling nach Schemen, grauer Abstraktion. Klarheit, Ruhe, Einsicht steht ihm voran. Zweierlei das Ziel, das er nennt, und der Zustand, den er erstrebt, oder in dem er lebt.

Das Ziel, das Erlöschen, war für ihn und seine Epoche von magischer Gedankenkraft. Das „Erlöschen“ übt die Kraft nicht mehr.

Aber dieser wundervolle Zustand, über dem das Ziel Buddhos wie eine weiße Wolke hinwegzieht. Diese Haltung Buddhos zur Welt, die Beherrschung, Behauptung. Buddho will nicht gefesselt sein, er will frei und tätig sein. Dies ist dem Menschen gegeben, zu wählen, anzunehmen und abzulehnen. Er ist nicht Sklave von Trieben. Das Lebendige, unsere Natur zeigt sich, indem sie sich bald hier, bald hierhin wendet. Es ist unsere Natur, so zu sein.

Buddhos Beruhigung und Haltung wäre dieser wesentlichen Welt nötig. Es wäre gut, wenn ihre ernstesten Menschen die Triebe prüften und werteten. Wenn sie statt Stunden des Lernens Stunden des Verharrens, des Ablehnens, des Hungers, der Seelendisziplin einschalteten. Aber gerade die Stätten der Erkenntnis sind in Europa die wildesten Stätten der Erkenntnislosigkeit. Geschäfte, Bücher haben die heutigen Menschen getötet. Sie liegen in ausaugender Verstrickung.

Kein Mensch, keine Lehre kann helfen. Dogmen gibt es unzählig. Hin- ausführen zwischen Bäumen, auf leere Sandmassen, in weites Gewässer, Schweigen. Gegenüber dem stummen Stein.

Buddho hat nach seiner Umwandlung asketische Gefühlsweise und Gedankenrichtung völlig aufgegeben. Glück, Heiterkeit, Seligkeit sind sein zweites Wort. Wie wird er selbst geschildert? „Heilig erhaben ragt Herr Gotamo empor, ist gar heiter anzuschauen. Wie beim Löwen ist der Vorderleib des Herrn Gotamo, mit der breiten Brust. Eine Klafter hoch ist Herr Gotamo. Sülden leuchtet sein Körper, wie Gold erglänzt

seine Haut. Sanft und zart seine Hände und Füße, muschelwölbig der Rist.“ Er spricht oft von einem Menschen, der liebevollen Gemütes nach allen Richtungen strahlt: überall in allem sich wieder erkennend, durchstrahlt er die ganze Welt mit liebevollem Gemüte, mit weitem, tiefem, unbeschränktem, von Grimm und Groll geklärtem. Man begrüßt Gotamo als den Erhabenen, vollkommen Erwachten, Wissens und Wandelnswährten, den Weltkenner. Man erkennt, daß, was knospenhaft in den Evangelien enthalten ist, hier in Blüte steht, frei vom Reaktiven, eine vollkommen frohe Botschaft.

Hierzu sage ich widerstandslos: ja.

Es ist ein schrecklicher Irrtum, Buddho und das Christentum in einem Atem zu nennen.

Christus am Kreuz, Mitleiden in höchster grausiger Steigerung herausfordernd, war für barbarische, rohe Gemüter. Es ist aber möglich, daß irgendwo dieser entsetzliche Anruf nicht nötig ist. Ich sage nicht: Mitleiden sei im Abendland überflüssig. Absurderweise ist gerade bei den Schichten, welche die Religion protegieren und die Priesterschaft stellen, dies Gefühl wenig entwickelt, und christlich Selbstverständliches muß ihnen auf Schritt und Tritt abgekämpft werden. Hinter die grausige Stachelung, die für Barbaren bestimmt ist, stellt sich Buddho mit seiner Bezähmung — nicht Zähmheit —, das ist Humanität. Die Stachelung von außen ist überflüssig geworden: diese Geisterrasse braucht Dressur nicht.

Hinzu tritt die unverhohlene Tendenz auf Steigerung der Menschlichkeit, auf Erhöhung des Lebens. Man vergleiche damit Niessches Forderung des gesteigerten Lebens. Niessche bewegt sich auf blind vitalem Boden, er verherrlicht die prächtigen Einzeleremplare bestialer Artung; aber im Grunde ist er schon biologisch schlecht informiert; denn er sieht nicht, daß der Mensch ein Kollektivwesen ist, daß biologisch am Menschen nichts so wichtig ist wie sein Gesellschaftstrieb. Niessches Gedanken sind höchstens als zeitliche Korrektur wichtig.

Wer das tobende Meer gesehen hat, Explosionen kennt, die Wildheit elementaren Zusammenpralls, die Gewalt chemischer Reaktionen, das lodernde Feuer, — wird nicht von Milde in der Natur sprechen. Man blicke in ein paar gelbe Tieraugen, in manche Menschenaugen und wird die fürchterliche Fremdheit der Wesen, die sich hier ergehen, fühlen. Die Welt ist nicht zahm, lahm und sanft. Auch nicht grausam. Man soll sich nicht anmaßen zu glauben, sie zu erkennen. Nur, daß wir von ihrem Blute

sind, sehen wir. Und weiter: wir sind Menschen und müssen, fühlend und sehend, unsere Artung leben. Diese gibt uns: Bezähmung, Umsicht, Strenge, Entschlossenheit. Keine Bindung und Gebundenheit an das Dasein in dieser Form. Misachtung, Auslöschung des ephemeren „Ich“ dieser Form, des trügerischen „Ich“. Fertigsein für den Rückstrom in die anorganische anonyme Welt. Aufrechterhalten, aufrichten die Verbindung mit der Anonymität auch in dieser Daseinsform, mit den besetzten großen Wesen, dem Wasser, den Salzen, dem Stickstoff, Sauerstoff, den Steinen, den Metallen, der Elektrizität, der Wärme.

Besteht Aussicht, daß ein erwachsener Mensch, Tag um Tag seinen Geschäften lebend, auf den Straßen, in seiner Familie, zu einem rechten Leben kommt? Keine große. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß er von der Arbeit vernichtet wird, statt sie zu leisten, daß die Reize, die ihn umgeben, ihn verwirren, daß die Konvention ihn nicht zur Erkenntnis kommen läßt.

Muß ein erwachsener Mensch, wie Buddha es will, in die Hauslosigkeit, als Bettler, ohne Anhang, um zu einem rechten Leben zu kommen. Ich bin es keineswegs sicher.

Der Mensch will zum Menschen. Er verlangt freilich nicht nur zum Menschen. Der Mensch ist vielleicht das Maß aller Dinge, der Nebenschon Mensch gewiß nicht Inhalt alles Glücks.

Reinigung der Gesellschaft wäre nötig. Gesellschaft und Einsamkeit, Verehrung und Anbetung der großen Naturkräfte müßte wiederkehren. Früher suchten die Menschen sich krampfhaft und ekstatisch in „Gott“ einzustellen. Jetzt sollen sie sich regenerieren im Umgang mit Steinen, Blumen, fließendem Wasser.

Zu wenig Aktivität und zu viel Aktivität. Zu wenig: denn wenn die Konvention, der Tageslauf mich handeln läßt, wer hat dann gehandelt? Zu viel Aktivität: man will zu viel, man bewegt sich zu viel, man erstrebt zu viel. All diese Ideale, Morallehren sind nicht nötig. Nur keine Vervollkommnung, keine Läuterung. Kein Glaube an das Ich.

Es wird ein großes Wesen gemacht von der großen Arbeit, der Zucht, die der Mensch an sich geübt hat, und „der blinden Natur“. Sehe ich die Menschen an, so erkenne ich, daß die Zucht, die viele an sich üben, eine Unzucht ist, daß viele völlig wild und grob sind. In der schweigsamen Natur, in den Geistern der anorganischen Natur, im Geiste des Wassers, der lebenden Elemente finde ich Zuflucht und Lehre.

Die Quelle meiner Kräfte und meines Lebens ist kein mystischer Gott, den ich mit den sogenannten Frommen anbeten möchte. Die Quelle meiner Kräfte und meines Lebens ist auch keine ewig Leid bereitende Masse von Begierden, die ich mit Buddha fliehen müßte. Salze, Säuren, Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Flüssiges, Festes, elektrische Strömungen bin ich. Zu ihren Seelen neige ich mich, von ihnen komme ich, das ist mein Vater- und Mutterboden. Dies ist mein Patriotismus.

Wenn ich einen Tempel bauen würde, würde ich ein großes ruhiges Wasserbecken, ein Bassin in seinen Hof als Mittelpunkt setzen. Dabei würde ich unbehauene Steine lose hinlegen. Jeder dürfte sie berühren, das Gesicht daran anlegen. Sie wären heilig. Die Vertreter der großen Geister, von denen wir auch sind.

Mozart ein Meister des Ostens

Von Ernst Weiß

Was ich hier wiedergebe, ist nur ein imaginäres Porträt. Mir scheint seine Wahrheit stärker, mag auch die Ähnlichkeit geringer sein. Mozart ist, so fühle ich ihn, mehr als Musik. Eine Welt, ein Komplex, eine Welt mit ihrem Widerspruch.

Das China, das aus Dschuang Dsi, dem wahren Buch vom südlichen Blütenland, sich offenbart, war mir nicht nur Erkennen, sondern auch Wiedererkennen, Bestätigung tiefsten Gefühls und daher auch Trost und Beglückung. Diese Welt schien mir mit Mozarts Welt vom gleichen Himmel überblaut, friedensvoll, gesegnet.

Was ich über China und Mozart sagen kann, hat vielleicht nur für mich zwingende Gültigkeit. Aber kann jemand mehr von einem Erlebnis seiner Seele sagen?

I

Zum zweiten (und wievielten?) Male nähert sich der Osten, Chinas Urweisheit, in Urworten ruhend, tröstlich einem zertrümmerten Europa: ein helles Sternengebäude türmt sich über eine entgötterte, mehr als das, eine entseelte Welt.

Unreine, verkehrt gerichtete (praktische) Zeiten sahen in dieser Welt des Ostens nur die barocke Form, den unnatürlichen Schnörkel, das fremde Selb. Reinerer Geister fühlten hier Befeligung, Durchdringung alles

Seins durch zauberhafte Erkenntnis, Weltaufbau vom Fundament her, vom Grund der Dinge, vom Untergrund der Sprache. Wenn irgendwo, so war hier Kants letzte Weisheit, aber in den Weisheitsschriften des Ostens ist reines und praktisches Denken und Dichten eins. Weiß umblüht, farbig umblättert, heiter durchtönt, erscheint es als dauernder Erwerb der Menschheit. Wer, um ein Werk zu nennen, das „wahre Buch vom südlichen Blütenland“, den Dschuang Dsi kennt, empfindet nicht: sich und einen Teil seines Lebens an eine zufällige Erscheinung, an „ein“ Buch hingegeben zu haben, sondern er fühlt die Ewigkeit des Werkes, seine eigene Zeitlichkeit, ihm ist, als hätte das Buch ihn, den Leser, gelesen.

Heute hebt sich langsam, immer noch halb verdeckt und durch die Schatten allzu näher Dinge jactig verdüstert, so wie ein hoher Berg zu seinen Füßen den Schatten nachbarlicher Hügel trägt in dunklen Täden, Wolfgang Amadé Mozarts Erscheinung aus dem Zufälligen ins Notwendige.

Vielleicht vermögen ihn aber heute manche zu erkennen als Meister von der Art der Meister des Ostens, deren Namen er nie gehört hat, deren Lehre er lebte, ohne ihre Buchstaben zu kennen. Im Lichte dieser Meister wird sein Leben, seine Kunst, die so wenig Europa sind, ruhevoll und klar, jenseits der Form Europa, jenseits des Schnörkels Kokoko, hebt sich in kindhafter Fülle, zur Unsterblichkeit geboren, sein unbeschreibliches Werk, seine weise Seele, seine reine, schmerzlose Tragik, seine östliche Erfüllung und Vollendung.

Zwei europäische, westliche Probleme kennt China nicht: die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes, das ist das Problem Hiob, und die nach der wirklichen metaphysischen Entwicklungsfähigkeit des Menschen, das ist die Frage Faust.

Wenn zwischen (irdischer) Ordnung und (himmlischer) Gerechtigkeit zu wählen ist, dann wählt China Ordnung, es bleibt in der Problemstellung bürgerlich, rastet auf der ersten Ebene, aber diese Ebene wird so tief wissend umfaßt, so tief umfassend emporgehoben ins Entstehen, Verstehen, daß die Lehre mühelos, leicht wie im Lerchenflug zur Sublimierung gelangt: Nachdenken, Nachschaffen, Entstehen, Verstehen, Wissen, Fassen, in Worte fassen. Und wenn es den Wissenden faßt, den Berufenen ruft, gibt sich, als lauterste Begnadigung, der Sinn.

Wer China und seine unsagbare Zartheit kennt und weiß, mit welchem Übermaß an richtender Leidenschaft und leidenschaftlicher Richtung (hin nach der vorgefaßten Entscheidung) das Abendland Probleme und Entscheidungen packt und an sein stürmendes Herz reißt, wird es begreiflich und mehr als das, wird es zwingend finden, daß sowohl Hiob als Faust

urgewaltig aufwühlende Eingänge haben, aber ermattete Schlüsse. So tragisch sich die Erfassung der Welt auf der höheren Ebene im Anfang (eben im Augenblick der Entscheidung des rasenden Herzens) gibt, so bleibt zum Schluß nichts dem Ende Gältiges, nichts des Anfangs Wertes. Im Faust eine Entschuldigung, die eine Erscheinungsform ohne Kraft gegen eine andere ausspielen muß und die erst so leidenschaftlich geforderte Entscheidung zwischen Gott und Satan in Worten auflöst. Was als die Tragödie begann, endet als die Oper. Im Hiob bleibt der gewaltige Dichter in seiner Ebene, aber er ist nur an einen anderen Punkt derselben Ebene gelangt, es war „alles umsonst“, die Glücksgüter werden zurück-erstattet, und der zum Spielball Gottes Ausersehene, wieder in seine alte Bürgerlichkeit zurückgestellt, wird nicht einmal mit der Heiligkeit eines Abraham oder mit dem Purpurhut des Salomo gekrönt.

Auch Musik hat ihre Metaphysik. Schon Dschuang Dsi sagt: „Die Welt der Wirklichkeit, in der der Sinn verblaßt ist, gleicht der Musik, die den Saiten entströmt. Die Welt aber jenseits der Welt und der Verblaffung des Sinns, sie gleicht der Musik, die nicht mit Saiten hervor-gebracht wird.“

Er meint damit das Aufsteigen der Seele mit den Mitteln der Musik auf den Treppenstufen der Töne in eine höhere Sphäre. Beethoven scheint mir mit der Mehrzahl seiner Werke metaphysisch noch ganz in der Ebene Faust und Hiob zu leben. Musik als Schrei. Abgrund zwischen Sein und Schicksal (Hiob, fünfte Symphonie), sich selbst zerreißen zwischen „Ist“ und „Muß“. Ein schreckenerregend gespannter Bogen, dessen Schwingungen in die tiefste Tiefe der Seele greifen. Ja, Simson rüttelt an den Säulen der Welt, er erschüttert die Ur feste, er bricht sie: aber geblendet, blind. Was da bleibt, ist Morgenröte von morgen. Was bleibt, ist neue Welt, hinter trübem Schmerzgespinnst. Namenlose Freude nach schwarzvergittertem Kerker.

Ja, eine des Lebens nicht wertere Welt geht zugrunde, aber nicht an ihrem Herrlichsten geht sie zugrunde, nicht allein an dem Herrlichsten, nicht gerade mit ihrem Herrlichsten bricht sie ein in den friedlichen Himmel der Götter und wirft sich jubelnd, schauerlich schön in den Abgrund, den Übertod. Erst an der Meige seiner Tage fühle ich bei Beethoven rein das reinste tragische: herrlich leben ist herrlich untergehen. Da, am Ende des Lebens, ertaubt, verelendet, vereinsamt, da wird er tragisch, da wird er beglückend. In seinen spätesten Quartetten, zum Beispiel im Adagio des F-Dur-Quartetts op. 135, entschwebt er dem höchsten Jammer auf eine nicht beschreibbare Weise: heiter, aus der Welt ausgelöst, mit ihr verbunden nur noch durch den seidendünnen Faden der vier In-

strumente, aus dem Wandel ruheloser Zeiten sich hebend wie der Glanz des Mondes über den Wasserfall in den schwarzen Wäldern: da begegnet Beethoven seinem Ahn und Meister Mozart, hier rührt er an Chinas Grenzen.

Die irdisch gebundenen Glieder strecken sich über Raum und Zeit, emporblühend in süblichem Hauch aus uralter Versteinerung.

Hier haucht er mit vergöttlichtem Hauch an die bösen Dinge, winkt fernhin über vernichtete Sternenwelten. Jetzt steht er, jetzt lebt er über den niederen Dämonen. Bohrend und wühlend mitten durch den Höllengrund der Erde hat er es erreicht, das letzte Geheimnis: sorgenlos, mühe-los, selbstverständlich, sich selbst verständlich, sich selbst tröstlich, sich selbst zusprechend in ruhigster, biblischer Intracht: da ist er Mozarts jüngerer Bruder, sein geliebter Sohn. Mit Morgenfreudenrot zu malen, mit weitem Sternenschlag zu tönen, sich zu erleben um sich zu vergessen, dort zu wandern, wo es keine Grenzen mehr gibt, fern der Welt, im tiefsten Grunde ihr verwandt, denn er ist ja nur ihr Spiegel, denn er spielt ja nur ihr Spiel, das ist Mozarts Tröstlichkeit, das ist Chinas Freude, das ist das Ziel des Ostens.

Beethoven, ein tragisch-trogender Kämpfer, ein Heros und Gigant, ein Herakles. Aber wer kann sagen, daß Mozart die „tragischen Töne“ gefehlt haben, wenn er die zwei Klaviersonaten in C-Moll gehört hat, wenn er Don Giovanni kennt? Liegt nicht zwischen den tragischen D-Moll-Synkopen der Ouvertüre und des letzten Finales die ganze blühende Welt, vom ersten Takte bestimmt, als ein Spielball Gottes, unterzugehen? Wohl, eine des Lebens nicht werthe Welt geht unter, aber mit seinem Herrlichsten bricht Don Giovanni ein in den friedlichen Himmel der Götter, schauerlich schön wirft er sich in den Abgrund, den Übertod. Herrlich leben ist herrlich untergehen.

China nicht tragisch? Nicht Held, nicht Heros? Nicht im Sinne des Zweikampfes, sondern im Sinne der vielpoligen Welt, des Kampfes zwischen tausend höheren und aber tausend niederen Sphären, zwischen Göttern und Menschen, Werdenden und Seienden, Wirkenden und Spielenden. Nur im Spiel kann der Mensch die Welt gewinnen, sich über sie winden, sie überwinden, im tiefsten Grunde erleben, über den Sprach- und Wortgrund hinaus. Philosophie ist nicht Teleologie (Hiob), Philosophie ist nicht Theologie (Faust). Philosophie ist Spiel, ist abgekürztes Verfahren, wie das Würfelspiel abgekürztes Verfahren des Strebens nach Glück ist, Glücksspiel heißt. Im Spiel hat China längst den Kampf des einzelnen, das Heroische erfaßt. Es hat es tiefer erfaßt als es Worte sagen können, deshalb steht hinter den Worten der Sinn.

Nicht das Ergebnis, nein, nur die Richtung der Worte führt näher an den Sinn. Die unermessliche Welt spiegelt sich in dem Unermesslichen des Menschen. Die unermessliche Welt spielt mit dem Unermesslichen des Menschen, und die bezwingende, erschütternde, bezaubernde Einsicht in diese Urweisheit empfinden wir nie stärker als beim Genie, und reiner vielleicht nie, nie lächelnder, müheloser als bei Mozart.

Nicht auf Stepsis ruht die Grundsäule dieses Spieles, sondern auf Mystik. Deshalb scheint mir Mozart unbegreiflicher in seiner Mystik als Sebastian Bach. Darin liegt das Geheimnis seiner Heiterkeit. Nicht in der Begrenzung, sondern in seiner Unermesslichkeit. Denn diese Erkenntnis muß beglücken: Der Mensch ist tiefer als die Welt, die er begreift. Er ist es um die Tiefe der Worte, um die Tiefe der Gedanken, er ist es um die Tiefe seiner künstlerischen Wesenheit. Nicht nur die Nacht ist tiefer als der Tag gedacht, sondern der Tag ist tiefer, und nur wer es weiß, ruht sicher auf dem Urgrund des Inmitten. Er gibt sich nicht auf, sondern er erfüllt sich; er haßt sich nicht, um mit den Broden seiner Selbstliebe andere zu füttern; er ist stoisch, aber nicht mit der verachtenden Strenge Roms, sondern mit der vollendeten Eintracht mit allem Seienden. Er ist homogen geworden, „Ist“ und „Mus“ haben sich versöhnt, selbst der Übermensch tritt nicht über die Grenzen. Wer Mozarts unsagbar reiche, aber doch einfache Kunstmittel kennt, wird Dschuang Dsi verstehen: „Der Übermensch steht über den Menschen, aber er steht im Einklang mit der Natur“*. Mit zarten, aber unbegreiflich sicheren Linien scheint der große Meister des Ostens Mozarts Erscheinung umrissen zu haben, wenn er sagt: „Die wahren Menschen vollbrachten keine Heldentaten, sie schmiedeten keine Pläne. Deshalb hatten sie beim Mißlingen keinen Grund zur Reue, beim Gelingen keinen Grund zum Selbstgefühl. Sie konnten durchs Feuer schreiten, ohne verbrannt zu werden. Auf diese Weise konnten sie ihre Erkenntnis erheben bis zur Übereinstimmung mit dem Sinn.

Die wahren Menschen der göttlichen Zeit hatten während des Schlafens keine Träume, beim Erwachen keine Angst. Ihre Speise war einfach, ihr Atem tief. Die wahren Menschen holen ihren Atem ganz von unten herauf (das Borne-sitzen der Stimme beim Mozartgesang), während die gewöhnlichen Menschen nur mit der Kehle atmen (die Stimme sitzt rückwärts). Krampfhaft und mühsam stoßen sie die Worte heraus, als erbrächen sie sich (forcierter Sprechgesang). Je tiefer die Leidenschaften eines Menschen sind, desto leichter sind die Regungen des Göttlichen in ihm.

* Zitiert ist Dschuang Dsi, „Das wahre Buch vom südlichen Blütenland“, das in meisterhafter Übertragung von Richard Wilhelm bei Eugen Diederichs erschienen ist.

Die wahren Menschen der Vorzeit kannten nicht die Lust am Geborensein, nicht den Abscheu vor dem Sterben: gelassen kamen sie, gelassen gingen sie. Sie nahmen ihr Schicksal hin und freuten sich darüber (Anti-Job).

So beeinträchtigten sie nicht durch ihre eigene Bewußtheit den Sinn (Mozart) und suchten nicht durch ihr Menschliches der Natur zu Hilfe zu kommen.

Dadurch erreichten sie es, daß ihr Herz fest wurde, ihr Antlitz unbewegt, ihre Stirne einfach, heiter. Waren sie kühl, so war es wie die Kühle des Herbstes, waren sie warm, so war es wie die Wärme des Frühlings. Allen Wesen begegneten sie, wie es ihnen entsprach, und niemand konnte ihr letztes durchschauen. Die Art der wahren Menschen war es, ihre Pflicht zu tun gegen die Menschen, aber sich nicht durch Bande der Freundschaft an sie zu ketten. Sie waren weit erhaben über jede kleinliche Wirklichkeit, ohne damit zu glänzen. Freundlich lächelnd schienen sie fröhlich zu sein, und doch waren sie zurückhaltend.

Sie ziehen uns an und bringen ein in unser Innerstes, und reich beschenkt wird unser Geist durch sie gefestigt. Streng halten sie sich an die Formen ihrer Zeit, und stolz sind sie in ihrer Unbezwinglichkeit...

Bei wem Natürliches und Menschliches sich das Gleichgewicht halten, das ist der wahre Mensch."

II

Wie einsam strahlt das Phänomen Mozart in der westlichen Welt, in der wir leben und in der auch er gelebt zu haben scheint! Nur scheint: denn kein Weg zu ihm, keiner, gipfelabwärts, von ihm. Kein Volk kann sich das Volk Mozarts nennen. Keines Reiches fruchtbar quellender Erdkrume entspringt dieser Genius. Aus keiner sozialen Schicht explodiert chaotisch seine menschliche Erscheinung. So wenig wie der Mensch, so wenig kristallisiert sich Mozarts Musik. In der Geschichte des Geistes der Menschheit eine einzige, unerreichte, scheinbar ganz willkürliche Zufälligkeit, ein gold- und grünfarbiger Raketenglanz, unerforschbar glühend über nie befahrenem Meer.

Verständlich ist es in diesem Sinne, daß Mozart als Ganzes nicht verständlich ist. Ein Paradoxon von Kierkegaardscher Tiefe, und nicht das einzige! Als Naturspiel des Glücks, ein wundertätiger Knabe, ganz Lächeln und ganz Schöpfung, so tritt, so funkelt Mozart, das Kind, in die Welt. Bestaunt, bewundert, angebetet zu werden, aber nicht geliebt, mit Geld, mit Ruhm überschüttet, verwöhnt, behütet zu sein, aber nicht geliebt, das schienen seine Gaben, seine Sterne, sein fast glückseliger Aspekt. Zum Lohn

für die unverdiente Gnade des Himmels, am Kinde Mozart fast ebenso strahlend angezeichnet wie am Kinde Jesus, wird der Name geabelt, das Kind mit der Schwester, dem Vater auf Händen getragen, der Glanz schmeichelt sich durch das königliche Kokoto: Mozart, ein großer, ein unbestrittener Name: man erkennt die einmal in tausend Jahren blühende Palme; fühlt, wenn der Fünfjährige eigene Kompositionen von seraphischer Holdseligkeit spielt, wenn er, kaum imstande, mit den kinderweichen Knöchelchen die Tasten zu zwingen, doch die regellos flutende Welt bezwingt in dem gemessenen Strom der fugenhaft getürmten Harmonien, da fühlt die Mitwelt, halb von der Sensation angerissen, halb religiösem Gefühl hingegeben, daß das Wunderkind mehr ist als ein Wunder: wenn der unbewußte Knabe die Harmonie der Sphären meistert, ahnt man hinter den Tönen den Sinn. Die unermessliche Welt spiegelt sich in dem Unermesslichen des Menschen, des fünfjährigen Kindes ohne Vergangenheit. Nie hat das Kind schweren Kummer, nie durchbringende Freude erlebt. Aber seine Musik hat beides und mehr als das.

Und des Paradoxon erster Schritt: das Wunderkind verwelkt nicht. Die überreif unreife Blüte sinkt nicht verborrt oder verfault vom Stengel. Keineswegs geht der junge Mensch an der ungeheuren, kaum zu ertragenden Spannung zwischen sich und der Welt zugrunde. Der östliche Weise sagt: „Bei wem Natürliches und Menschliches sich das Gleichgewicht halten, das ist der wahre Mensch.“ Das Menschliche Mozarts: das ist das Kind, das ist das reine, harte, unberührbar zarte Email der Kindheit.

Das Natürliche ist dem jungen Genius: die letzte Erfassung und reinste Auflösung der ganzen Welt in der vollendeten Form.

Jedes Wesen muß wachsen können, wenn es gedeihen, ja, wenn es nur vegetieren soll; nicht zum Spas altert und wächst der Mensch in einem Zuge, sondern: wie ein Tiefseefisch taucht er langsam aus dem Urgrunde des Seins, stößt sich sacht ab von der anderen Welt, der Vor-Geurt, um unermüdet über schillerndes Zwieliht sich hoch empor zu falten. Schießt aber diese menschliche Seele, vulkanisch befeuert, in einem Sprung mitten aus der anderen Zeit in die unsere, kommt solch ein Tiefseegebilde, noch mit dem matten Reif der schwarzblauen Woge beschattet, in einem Sprung in die lichtgesättigte Sphäre der Oberwelt, dann wird es sich selbst zerstören, wird sein Innerstes nach außen kehren, seine Seele wird ihm aus dem Munde hervorquellen. Der Mensch wird daran sterben, daß sich sein Inneres gegen ihn empört.

Bei Mozart aber der unbegreifliche Glücksfall, daß das Wunderkind trotz des „Sturzes nach oben“ gerettet wird, daß sein gnadenspendendes Jünglingstum noch zauberhafter, noch ergreifender wird als die prämatüre

Süßheit der Kindheit. Aber, erstes Paradoxon, hier jubelt die Mitwelt nicht, sie zögert, stockt, versagt, versagt alles. Je höher W. A. Mozart steigt, je mehr er sich mühelos, ruhig lächelnd dem hold Göttlichen nähert, je weiter er ins Feuer schreitet, ohne verbrannt zu werden, desto kälter die Welt, desto abstoßender die Menschen einer sonst zum Geben und Nehmen gleich dankbar bereiten Epoche. Hier ist einer, ecce homo; aber nicht vom Qual- und Marterpfahl herab stöhnt er verzweifelte Weltgebanntheit, Weltverbanntheit; er versöhnt die Welt mit ihrem Widerspruch, aber niemand hört ihn, und wenn ihn einer hört, klatscht er mit den Fingerspitzen Beifall, sieht zu, daß W. A. Mozart, um ärmlich sein Brot zu verdienen, stundenweise elend bezahlte Lektionen gibt, daß er tagsüber das Öl für die Lampe aufrobotet, bei der nachts zu schaffen er den ganzen Tag in Vorfreude zittert. Noch freut er sich, noch lebt er ohne Bitterkeit, ohne Revolte, tieferer Harmonie mit dem All gewärtig und bewusst, aber er lebt: von sich, für sich, mit sich. Dem Wunderjüngling ist das Wunderkind im Licht, die höhere Form wird überschattet von der niederen.

Man kann es verstehen und fassen, daß Bach hundert Jahre verschollen blieb, um dann neu zu erstehen. Er war Protestant, war mystischer Mathematiker, war kontrapunktlich gebundener Gottesanbeter, und die ihm folgende Epoche wandte sich von religiösen Problemen zu sozialen: dem Dreißigjährigen Krieg folgte die französische Revolution. Von der Form des Raumes (Bach ist Seele, im Kubischen erfüllt, ist in und aus der gotischen Architektur erblüht) ging sie über zur Kultur der Fläche und Oberfläche. Da aber der Fläche nur Malerei, nicht aber Musik entspringt, so war die Zeit nach Bach musikalisch, trotz bezaubernder Einzelheiten ohne Entscheidendes. Aber in der nächsten aufsteigenden Linie Europas, die man Romantik nennt, lebte Bach auf, und so intensiv, als wäre er nie gestorben. Ganz anders Mozart: er kommt aus keiner Zeit. Sein Wesentliches geht in keine Zeit.

Göttlich, ungeliebt, ungetrübt, unberührt, ein strahlend weißer Komet, schweift er durch unsere Welt des Grauens und der Vernunft.

Ungeliebt? Das zweite Paradoxon, aber, wie alle Paradoxa, nur scheinbar widersprechend dem wahren Lauf der Welt: wahr ist, daß dem mit 35 Jahren Gestorbenen der gutherzige Vater das tiefste Erlebnis der Seele gewesen ist. Seine Frau war eine Nichtigkeit, seine Freunde waren Schemen, seine Herren waren Knechte. Mozarts Erscheinung, als Mensch wie als Genius, war glanzlos, machte nicht Epoche, verging, wie sie existiert hatte, ohne Aufsehen, nicht ohne Augenblickserfolge, aber ohne lauthallenden Ausklang. Ein Mann in der Menge. Eine Schöpfung chaotisch im Chaos.

Erkannte er die Zeit? Erkannte ihn die Zeit? Wird nicht aus dem Zufälligen sein Schicksal ins Notwendige gehoben, wenn man den östlichen Weisen hört: „Himmel auf Erden. Der Berufene: er braucht keine irdischen Güter; wozu bedarf er da der Handelsware? In allen diesen Dingen genießt er des Himmels Speise. Er hat der Menschen Gestalt, aber nicht der Menschen Leidenschaften. Weil er menschliche Gestalt hat, darum gesellt er sich den Menschen. Da er aber nicht menschliche Leidenschaften kennt, so haben ihre Wertungen keinen Einfluß auf sein Leben. Verschwindend klein ist, was ihn mit den Menschen verbindet; in stolzer Größe schafft er sich einsam seinen Himmel.“

Des Paradoxon nächster Schritt: daß W. A. Mozart auch von sich selbst nicht geliebt, nicht verstanden, nicht gewürdigt (und nicht entwürdigt von dem infamen Meingefühl der bösen Welt) dahinlebte, daß er als Persönlichkeit ein netter Junge, ein sympathischer Sohn, ein scharmanter Oberösterreicher oder Salzburger gewesen ist, daß ihm nie (?) das Bewußtsein seiner Größe und daher nie das Gefühl seiner Tragik gekommen ist, daß er nicht an dem Gegensatz zwischen „Ist“ und „Muß“ zerbrach.

Nie (?) heißt, daß es wohl eine Stunde im Leben (?) W. A. Mozarts gegeben hat, nämlich zwischen Zauberflöte und Requiem, an der letzten Neige seines Daseins, da ihm sein Leben als sonderbar, seine Existenz als gespenstisch, unnahbar erschien. Leben (?) heißt, daß jetzt, bei dem späten Jüngling Mozart jene ungeheure Spannung zwischen Schicksal und Bestimmung, „Muß“ und „Ist“, zum Ausbruch gekommen war, so daß, was er als Mensch und als Bürger erlebte, doch kaum auch nur als Schatten seiner wirklichen Existenz, seiner Verwirklichung außer der Zeit und wahrhaft im Sinn, zu folgen vermochte. Man lese den Bericht seines letzten Lebensjahres und erfasse die Werke dieser letzten Zeit, und man wird fühlen: ecce homo, ein Mensch, entmenscht, geflügelt aufgeschwebt in eine Überwelt, der Schatten übersprungen.

Waren nicht Mozart, die Erscheinung von dieser Welt, und Mozart, die Erscheinung vom anderen Ufer, etwas anderes, Fremdes, Feindliches, mußte nicht einer fallen, damit der andere auferstand?

Welche menschliche Existenz ist adäquat den himmlischen Chören des oro supplex des Requiem?

Jetzt kam es, daß das fürchtbare Wissen um die kämpfenden, die schauerlich schönen Urgewalten der Welt in ihm zutage trat. Ihr Untergang an ihrem Herrlichsten, ihre Vernichtung dem Herrlichsten zuliebe. Mußte sich nicht der mitleidlos, tödlich fulgurante Sternesturz nach oben über ihn türmen, um ihn zu erdrücken?

Der Mensch W. A. Mozart war tiefer als die Welt, die er in seiner

irdischen, lebentragenden Erscheinung begriff. Wie bei Kleists Penthesilea öffnet sich ihm in seinem Busen selbst der Abgrund des Unermesslichen.

Was der Knabe W. A. Mozart überwunden hatte, übermannte nun den Mann: daß das Herz seines Herzens gegen sein leibliches Herz schlug. Daß die andere Seite aus seinem Munde trat. Ihn tötete, indem sie ihn erfüllte.

III

Eine so europafremde Erscheinung konnte, mußte verkannt werden. Mußte sie aber verkannt bleiben? Sieht man nicht immer noch W. A. Mozart als den Kokokavalier mit dem „Mozartopf“, glaubt ihn zu begreifen, wenn man ihn graziös, barock, zierlich, fein, scharmant und spielerisch nennt? Nennt man so den tiefsten, lautersten, weil leisesten Tragiker, den die Musik (soweit wir sie kennen) hervorgebracht hat? Muß Mozarts Tragik, seine Art der Erfassung der Welt in ihren tiefsten Gegensätzen deshalb im Dunklen bleiben, weil sie bei ihm ganz von innen heraus, aus dem Herzen der Erscheinungen heraus, ganz nahe dem Mittelpunkt der rasenden Bewegung, also in der Stille, ohne Krampf, ohne Tränen, also auf wahrhaft göttlich lächelnde und nicht auf menschlich problematische Weise gelungen ist? Wer Mozart kennt, erkennt die Welt in ihren tiefsten Gründen. Alles weht im Schleierflug der Maja: der letzte Himmel, der Himmel auf Erden des Ostens, sein schmerzloses Gewölbe, sein mildes, siebenfach regenbogenfarbiges Licht.

Mozart entscheidet nicht. Er singt nicht die Schuld der Menschheit und ihre Sühne. Don Giovanni, Figaro, Zauberflöte sind mehr als Oper, aber Gleichnisse sind sie nicht. Mozart ist vollendet. Kung Dsi spricht: „Nichts kommt an ebenmäßiger Ruhe dem stillen Wasser gleich: das kann man zum Vorbild nehmen... wer es vermag, mit dem inneren Einklang sein ganzes Leben im voraus zu durchdringen und seine Freude nie verliert, wer Tag und Nacht ohne Unterbrechung der Welt diese Frühlingsmilbe zeigt und so entgegennimmt, was der Zeit entsprechend in seinem Herzen entsteht: der beweist die Völligkeit seiner Naturanlagen.“

Mozart ist vollendet. Deshalb trägt er auf kaum zu begreifende Art in sich den Spiegel jeder Kreatur. Das wissende Kind. Das Göttliche.

Wie alles Vollendete ist auch er un menschlich in gewöhnlichem Sinn. Denn menschlich ist nur Erschütterung, Unruhe und weher, wehender Schrei. Menschlich ist es, nicht der Welt gewachsen zu sein. Zu vollenden, zu versöhnen, zu trösten, zu vereinigen, das ist Sache und Segen der Göttlichen. In W. A. Mozart findet sich der Schatten aller Dinge, nicht auf dem Erdboden dunkel hingezeichnet, sondern hell auf mild durch-

leuchtetem Wolkenrunde. Schatten aller Worte, aller Jugend, aller Gefühle.

Hier konnte einer sagen, ich habe vollendet.

Leicht bewegt der Vollendete die ganze Welt in ihren Angeln. Mit einem Akkord wandelt sich die opera buffa vom Satyrspiel zur Tragödie des lebenden, lebensgierigen, lebenvergifteten Helden, denn der Vollendete sieht die Welt von allen Seiten. Er begreift sie mit beiden Händen, er sieht die Kugel von beiden Seiten, wie Gott sie sieht. Er spricht ohne Absicht und findet doch den Sinn. Oft singt Mozart wie ein Vogel, wie ein animal, aber es ist nicht das animal triste, sondern das Glückliche, das nicht zerrissen wird zwischen Hier und Dort.

Mozart ist erotisch in allen seinen Werken, aber er ist nicht sinnlich; und das ist das Berückende seiner Gesänge, seines Cherubim, seiner Pamina, seines Don Oktavio. Er ahnt die Welt der trüben Gebilde, der heißen Taifune, aber er ist durch göttliche Fügung wahrhaft, ein Liebling Gottes, dem Stern der Dämonen entronnen; ein Tropfen, silberglänzend und zart singend, stürzt er nach oben, Symbol einer höheren Welt und ihr urkräftiger Zeuge.

Der Dichter Franz Kafka

Von Max Brod

Wo anfangen? — Es ist einerlei. Denn zu dem Besonderen dieser Erscheinung gehört es, daß man von jeder Seite her zu demselben Ergebnis kommt.

Schon das zeigt, wie sehr Wahrhaftigkeit, unerschütterliche Echtheit, Reinheit sie ist. Denn die Lüge bietet nach jeder Seite hin einen anderen Anblick, und das Unreine schillert. Hier aber, bei Franz Kafka, und es sei gesagt: bei ihm allein, im ganzen literarischen Umkreis der Moderne, gibt es kein Schillern, keinen Prospektwechsel, keine Verschiebung der Kulissen. Hier ist Wahrheit und nichts als sie.

Nehmt beispielsweise seine Sprache! Die billigen Mittel (neue Worte zu drehen, Zusammensetzungen, Kochade der Satztheile usw.), diese Mittel verschmäht er. „Verschmäht“ ist nicht einmal das richtige Wort. Sie sind ihm unzugänglich, wie eben dem Reinen Unreines unzugänglich, verboten ist. Seine Sprache ist kristallklar, und an der Oberfläche merkt

man gleichsam kein anderes Bestreben, als richtig, deutlich, dem Gegenstand angemessen zu sein. Und doch ziehen Träume, Visionen von unermesslicher Tiefe unter dem heiteren Spiegel dieses reinen Sprachbaches. Man blickt hinein und ist gebannt von Schönheit und Eigenart. Man kann aber nicht sagen, zumindest auf den ersten Blick nicht sagen, worin das Eigene dieser doch nichts als richtigen, gesunden, einfachen Satzformen besteht. Liest man ein paar Sätze von Kafka, so empfindet die Zunge, der Atem eine Süßigkeit, nie zuvor erlebt. Die Kadenz, die Abschnitte scheinen geheimnisvollen Gesetzen zu folgen, die kleinen Pausen zwischen den Wortgruppen haben ihre eigene Architektur, eine Melodie spricht sich aus, die nicht aus Materie dieser Erde besteht. Es ist Vollendung, die Vollendung schlecht hin, jene Vollkommenheit der reinen Form, die Flaubert vor den Trümmern einer Akropolismauer weinen machte. Aber es ist Vollendung in Bewegtheit, auf dem Marsch, im Sturmschritt sogar. Ich denke etwa an „Die Kinder auf der Landstraße“, diese klassisch schöne und doch so ganz aus dem Häuschen gebrachte Prosa, die sein erstes Buch („Betrachtung“) einleitete. Da ist Feuer, das ganze unruhige Feuer und Blut einer ahnungsvoll gespannten Kindheit; aber die Flammenwände gehorchen einem unsichtbaren Kapellmeisterstab; nicht Feuerfetzen sind sie, sondern ein Palast, jeder seiner Bausteine brausende Glut. Vollkommenheit — und eben deshalb nicht outriert, nicht extravagant. Sprünge macht man nur, solange die äußerste Grenze, die Linie, die das All umfaßt, nicht erreicht ist. Das Allumfassende braucht keine Sprünge zu machen. — Wird es da aber nicht langweilig? Hier liegt die Mitte von Kafkas künstlerischer Bedeutung. Ich sagte es schon: er ist das Vollendete in Bewegung, unterwegs. Daher paart sich Allumfassendes zwanglos mit aller kleinstem, ja skurrilestem Detail, der Okeanos mit spaßigen Graukünsten des Bureaulebens, Erlösungsfüße mit einem neuen Advokaten, der allerdings eigentlich das Streitroß Bucephalus ist, oder mit einem geplagten Landarzt oder kleinen Geschäftsreisenden oder mit der Zirkusreiterin rosa Flitterkleid. Daher die große kunstvolle Periode und die Schlichtheit des Stils, jedoch mit Einfällen gesprenkelt in jedem Satz, in jedem Wort. Daher die Unauffälligkeit der Metaphern, die doch immer (man merkt es überrascht erst eine Weile nachher) Neues sagen. Daher Stille, Übersicht, Freiheit wie über den Wolken — und doch die gute Träne und das mitleidige Herz. Würden die Engel im Himmel Witze machen, so müßte es in der Sprache Franz Kafkas geschehen. Diese Sprache ist Feuer, das aber keinen Ruß hinterläßt. Sie hat die Erhabenheit des unendlichen Raumes, und dennoch zuckt sie alle Zuckungen der Kreatur.

Daß der Reine Unreines nicht anzurühren vermag, ist nun allerdings sowohl seine Stärke wie seine Schwäche. Stärke: weil es bedeutet, den Abstand zwischen sich und dem Absoluten durchfühlen, zu Ende fühlen. Dieser Abstand selbst aber ist etwas Negatives, ist Schwäche. Und so kann sich die Stärke des Reinen nur darin äußern, daß er darauf beharrt, sich seinen Abstand vom Absoluten nicht wegschwindeln zu wollen, daß er seine Schwäche wie durch tausendfältige Vergrößerungsgläser geradezu übertreibt. Daß aber gerade dies Stärke ist, darf und kann er, solange er seine Position wahren will, nicht zugeben. So entsteht ein doppelter Boden und, wie überall, wo es doppelten Boden gibt: Humor. Ja, auch mitten durch das Grauen solchen Eigensinns, solchen Beharrens in der gefährlichsten aller Haltungen (es geht ja um Leben und Tod dabei) spielt ein liebliches Lächeln. Es ist ein neues Lächeln, das Kafkas Werk auszeichnet, ein Lächeln in der Nähe der letzten Dinge, ein metaphysisches Lächeln gleichsam, — ja manchmal, wenn er uns Freunden eine seiner Erzählungen vorlas, steigerte es sich, und wir lachten laut heraus. Aber wir schwiegen bald. Es ist kein Lachen, das für Menschen bestimmt wäre. Nur Engel dürfen so lachen (die man sich freilich nicht als Raffaelische Putten vorstellen darf — nein, Engel, Seraphimmänner mit drei riesigen Flügelpaaren, dämonische Wesen zwischen Mensch und Gott).

In ganz besonderer Art also durchbringen einander Stärke und Schwäche, Aufstieg und Erliegen in Kafkas Werk. Auf den ersten Blick ersichtlich ist Schwäche — etwas, was oberflächlich an Dekadenz, an Satanismus gemahnt, an die Liebe zum Verwesenden, Sterbenden, Grauenhaften, die bei Poe, bei Villiers de l'Isle Adam und einigen Neueren (Meyrink, Ewers) ausbricht. Aber dieser erste Blick führt völlig irre. Eine Novelle wie Kafkas „Strafkolonie“ hat mit Poe gar nichts zu tun, obwohl thematisch-ähnliche Greuelsenen auftauchen. — Schon die Vergleichenung des Sprachstils sollte darüber belehren, zumindest stutzig machen. Was hat die hellfarbige, wie von Ingres sicher linierte Darstellung Kafkas gemeinsam mit der vibrierenden, manchmal auch geradezu gewaltsam in Vibration gesetzten Form jener Gruselkyperten? Jene sind Spezialisten der Höllentieffeforschung mit mehr oder minder wissenschaftlichem Interesse; ein religiöses Schwänzchen, eine Art „Moral“ ist gewissermaßen nur aus Verlegenheit angehängt. Dichter, gewiß, große Dichter sogar und ehrlich zerrüttet — doch klingt nicht auch ein wenig „Stolzsein auf die Zerrüttung“ überall mit? Bei Kafka ist es jedoch tiefer Ernst des religiösen Menschen, der die Szene füllt. Er zeigt keine Neugierde nach den Abgründen. Wider seinen Willen sieht er sie. Er ist nicht lüstern nach Zerfall. Er zerfällt, obwohl er den guten Weg, die Entschlossen-

heit, den Zusammenhalt sieht und liebt und nichts so sehr liebt wie den blauen, unbefleckten Himmel über sich, den ewig rettenden, vollkommenen. Aber dieser Himmel beginnt sich in Falten zu legen wie ein zürnendes Vaterantlitz. Und wievielmals die Angst um Glatterhaltung des Himmels fürchterlicher ist und grausam-grauenhafter als die Durchstudierung und Durchschmarozung von ein paar passablen Höllenabnormitäten, um soviel gewaltiger ist die Erschütterung, die von Kafkas geformtem Kunstwerk ausgeht, als die Sensation jener interessant-pathologischen Skizzenbücher des „unheimlichen“ Genres.

Ich entsinne mich eines Gesprächs mit Kafka, das vom heutigen Europa und dem Verfall der Menschheit ausging. „Wir sind,“ so sagte er, „nihilistische Gedanken, Selbstmordgedanken, die in Gottes Kopf aufsteigen.“ Mich erinnerte das zuerst an das Weltbild der Gnosis: Gott als böser Demiurg, die Welt sein Sündenfall. „O nein,“ meinte er, „unsere Welt ist nur eine schlechte Laune Gottes, ein schlechter Tag.“ — „So gäbe es außerhalb dieser Erscheinungsform Welt, die wir kennen, Hoffnung?“ — Er lächelte: „Oh, Hoffnung genug, unendlich viel Hoffnung — nur nicht für uns.“

Damals schien mir seine ganze Art zu leben wie auch sein Werk aus diesem einen Satz begreifbar. „Unendlich viel Hoffnung — nur nicht für uns.“ Man kann es weder Optimismus noch Pessimismus nennen, es ist eine Verzweiflung, der Tiefe nach grenzenlos, aber auf begrenztem Areal, der Basis nach eng umschrieben. Eine Verzweiflung, die sich selbst als Ausnahme empfindet, vor dem Hintergrund unendlichen und berechtigten Gedeihens. Gerade deshalb wirken seine Bücher („Verwandlung“ oder „Urteil“ usw.) so schauerlich. Weil rings um sie herum und eigentlich auch mitten in ihnen die ganze freie Welt offensteht. Weil sie nicht „aus Prinzip schauerlich“ sind — sondern aus Prinzip vielmehr das Gegenteil von „schauerlich“, aus Prinzip idyllisch vielleicht oder heroisch, jedenfalls aufrecht, gesund, positiv, allem Lebenwollenden zugeneigt, allem Wilden und Guten, dem blühenden Mädchenkörper, der am Schluß der „Verwandlung“ über dem Aas des Helden aufglänzt, dem Montessori-System, dem Vegetarianismus, der Landarbeit, allem Natürlichen, Einfachen und Kindlich-Frischen, voll von Streben nach Freude, Glück, Anständigkeit, körperlicher wie seelischer Kraft — aus Prinzip also etwas wie der Voratz eines gütigen Gottes bei der Welterschöpfung — aber „nicht für uns“. Vor dem Hintergrund des guten göttlichen Willens wirkt dieses „Nur nicht für uns“ doppelt erschreckend, als Sündenbekenntnis von allerletzter Gewalt. Nicht das Leben verwirft Kafka, aber den Menschen seiner Generation. Er hadert nicht mit Gott, nur mit sich selbst.

Daher die furchtbare Strenge, mit der er ins Gericht geht. Überall in seiner Dichtung stehen Richterthronen, werden Exekutionen vollzogen. Die „Verwandlung“ — der Mensch, der nicht vollkommen ist, Kafka erniedrigt ihn zum Tier, zum Insekt. Oder, was noch gräßlicher ist, er läßt („Bericht an eine Akademie“) das Tier zum Menschtum aufrücken, aber zu was für einem Menschtum, zu einer Maskerade, die den Menschen demaskiert. Aber auch damit nicht genug! Noch tiefer hinab muß der Mensch sinken — es gibt da nur „alles oder nichts“ —, und wenn er zu Gott hinauf sich nicht erheben kann, wenn der Vater ihn zum „Tod durch Ertrinken“ verurteilt hat, wenn restlose Vereinigung mit der Urmoral, der Eintritt in das „Gesetz“ durch einen starken Türhüter verwehrt ist oder wenn vielmehr der Mensch den Mut nicht hat, diesen Türhüter beiseite zu schieben — wenn die „kaiserliche Botschaft“ des sterbenden Sonnenfürsten dich ja doch niemals erreicht — wohlun, so verwandle dich in ein nutzloses Ding, das weder belebt ist noch unbelebt, in eine Zwirns- spule, die als „Sorge des himmlischen Hausvaters“ ruhelos treppauf, treppab wandelt. „Wie heißt du denn?“ — „Obradel“ (und eine ganze Stala slavischer Worte klingt an, die „Abtrünniger“ bedeuten, abtrünnig vom Geschlecht, rob, vom Rat, dem göttlichen Schöpfungsbeschlus, raba). „Und wo wohnst du?“ „Unbestimmter Wohnsitz.“ — Da versteht man, daß Kafka neben allgemeiner Menschheitstragik insbesondere das Leid seines unglücklichen Volkes, des heimatlosen, gespenstischen Judentums, der Masse ohne Gestalt, ohne Körper schreibt wie kein anderer sonst. Schreibt, ohne daß das Wort „Jude“ in einem seiner Bücher vor- kommt. — Will man aber Parallelen für die ungezwungene Bedeutsam- keit und Deutlichkeit seiner Träume, so muß man kabbalistische Bücher, Messias Hoffnungen des sechzehnten Jahrhunderts aufschlagen, bluts- verwandte Bücher, die er nie gelesen hat — die visionären Briefe des Salomo Molcho, den „Maggid mescharim“ des Josef Karo...

„Josef K.“ heißt merkwürdigerweise und natürlich völlig unbeabsichtigt (im Zufall aber spiegeln sich Schicksal und göttliches Recht) der Held in Kafkas größtem Werk, in dem Roman „Der Prozeß“, der meiner Ansicht nach vollendet vorliegt, nach Ansicht des Dichters freilich un- vollendet, unvollendbar, unpublizierbar. Winzige Partikelchen dieses um- fangreichen Buches („Ein Traum“, „Vor dem Gesetz“) hat Kafka in den „Landarzt“-Band aufgenommen, der bei Kurt Wolff erschienen ist. Bei aller Schönheit dieser veröffentlichten Stücke kann man sich von der Wucht und Ursprünglichkeit des Ganzen keine Vorstellung machen. Der Verzweiflungskampf eines Menschen gegen einen unsichtbaren Gerichts- hof, der ihn mit seinen geheimnisvollen Vorladungen, mit einem geradezu

unübersehbaren Apparat von Beamten, Vorschriften, Einrichtungen an sich lockt, festhält, verurteilt und tötet. Ein Gerichtshof, der seltsamerweise immer nur an den subalternsten, geringgeschättesten Stätten des Lebens, in einer Kumpellammer, in Dachböden von Vorstadthäusern usw. magische Äußerungen seines Daseins manifestiert, eine Behörde, bei der der Held (Josef K.) trotz aller Bemühungen nur immer untergeordnete, nicht einmal besonders honette Organe kennen lernt . . . und dennoch die Majestät, die unwidersprechliche, wenn auch gerne zurückgedrängte Hoheit des Gerichtes. Hier gehen mir die Worte aus. Es ist nicht etwa so, daß dieser Roman mir gefällt. Sondern es gibt einfach Zeiten (Tage, Wochen), in denen mir nichts anderes gefällt als er, in denen ich völlig unter seinem Bann lebe. Dann überkommt mich die Empfindung wie bei Lektüre der wenigen ganz großen Meisterwerke der Weltliteratur. Die Empfindung: dieses Buch genügt, Schluß, es braucht nichts mehr, nie mehr etwas geschrieben zu werden! Dieses Buch erfüllt den Horizont, den Weltraum, neben ihm ist weder Platz für andere Bücher noch ein Bedürfnis nach ihnen. Bis ans Lebensende dieses Buch lesen, immer wieder von vorn, wie ich einst Schopenhauer gelesen habe! Stumpfheit nur und Verständnislosigkeit kann neben ein solches Buch, in eine Reihe mit ihm noch irgend etwas anderes stellen . . . Und wieder vernünftiger geworden, sage ich mir: hier ist das Standard-Werk der Gewissenszweifel geschaffen. Nicht nur reden und denken die Menschen Gewissensqual — die ganze Szenerie ist Gewissensqual, die Häuser, die Requisiten, das Wetter, die Tage, jedes Kleid an irgendeiner der zahllosen Nebenfiguren. Und dennoch ist die Luft in diesem Roman so atembar, so rein! Sogar eine gewisse Behaglichkeit überkommt den Leser, so sicher fühlt er sich an der Hand des Dichters, der ihn ins Dunkel hineingeleitet. Es schwebt eben bei aller Verzweiflung doch eine unendliche Hoffnung, ein unsichtbares Himmelsgewölbe gleichsam, über diesem Buch wie über Kafkas ganzem Werk. Jrgendwo verborgen ahnt man Auswege, Transzendenz, Möglichkeit eines richtigen Lebenswandels. Wir hören Frage, Frage und nochmals Frage — eine Antwort wird nicht gegeben — und doch ist sie da, man kann sich diesem Eindruck nicht entziehen. So sind Kafkas Bücher das Geheimnisvollste, was ich kenne. Ohne Fuge sind sie, an der Oberfläche gestählt, so daß man nicht einzudringen vermag, und doch umhüllen sie einen wie weicher Gesang — weit entfernt vom Leben und doch mitten darin, bei aller Phantastik, allem Spuß voll von Wirklichkeitsinn, voll von Beobachtung, Scharfblick und Takt — ganz auf ein Ich gestellt und doch zu breiten Massenszenen sich entfaltend, in denen (wie in den Hauptscenen des „Landarztes“, des „Heizers“, im ersten Kapitel des „Prozeß“) eine

ganze Reihe von Nebenpersonen teils mitwirkend, teils zuschauend, von der Schwelle, von den Fenstern her die Fortschritte der Handlung mit minutiöser Teilnahme verfolgen. Diese Massenszenen sind eine Besonderheit von Kafkas Technik, und wie überall (in jedem Wort, das er redet, in jedem Brief, jedem Zettelchen), hat man hier den Menschen ganz. Ohne ihn völlig zu verstehen, fühlt man: es steht ein Einzelner allein dem Lauf der Sterne, des Menschengeschlechts gegenüber, aber von der Gemeinschaft trennt ihn nicht Verachtung oder Polemik oder Haß, sondern die Strenge einer nur auf das Höchste gerichteten Liebe.

Die sechs Bücher von Franz Kafka (weniger aus eigenem Antriebe als auf Drängen seiner Freunde veröffentlicht) sind nur ein kleines Fragment seines literarischen Werkes. So zum Beispiel bildet auch der „Heizer“ nur das erste Kapitel eines sehr umfangreichen und nahezu komplett vorliegenden Romans, der zart und lieblich in einem traumhaften Amerika spielt.

Der unbekannte Lassalle

Von Paul Mayer

Um Lassalles Nachlaß haben die Parteien gestritten wie die Helden des trojanischen Krieges um die Waffen des toten Achill. Erst nach endlosen Rechtsstreitigkeiten gelangte Gräfin Sophie Hasfeld, der Lassalle sämtliche Briefe und Papiere vermacht hatte, in den Besitz der Hinterlassenschaft des toten Freundes. Über die Schicksale des Nachlasses im einzelnen, besonders über Lothar Buchers mehr kluges als tapferes Verhalten in diesen Kämpfen, unterrichtet die Einleitung, die Gustav Meyer der Publikation der von ihm aufgespürten und herausgegebenen Briefe vorausgeschickt hat*.

Diese Briefe aus den Jahren 1840—1848 und das einst von Paul Lindau veröffentlichte Tagebuch sind die Dokumente einer heroischen Jugend. In die pulsierenden Herzkammern eines werdenden Latmenschens führen diese Episteln, die an die Eltern, an Freunde, an Frauen, an Dichter und Aristokraten gerichtet sind. Lassalles Frühzeit ist Selbstbehauptung und Wille zur Macht. Ähnlich wie der junge Lassalle mag

* Ferdinand Lassalle: Nachgelassene Briefe und Schriften. Bd. I. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin 1921. Verlagsbuchhandlung Julius Springer, Berlin.)

der Leutnant Bonaparte empfunden haben: Bonaparte und Lassalle, in denen alle Begabungen, Neigungen, Widersprüche zu Dienerinnen des Willensprimates werden. „Mein Wille ist mein ganzer Mensch,“ schreibt der Einundzwanzigjährige aus Paris an den Vater. Niemals hat ein werdender sein ganzes Wesen so treffsicher auf eine so eindeutige, erschöpfende und unwiderlegliche Formel gebracht. Weil der Jüngling, weil der Knabe schon weiß, was er will, deshalb ist er, trotz einiger kindlicher Züge, so unkindlich, so unnaiiv. Er hat ein unheimliches Wissen um die eigene Individualität. — „Le monde, où le cœur se brise ou se bronze.“ Der Knabe Lassalle erfühlt die Welt als Kampf. Ihm fehlt so ganz das unbewusste Blühen, das Traumhafte, die süße Melancholie der Jugend, in ihm schwingt nicht die Mozartmelodie, die im Erotischen wurzelt und im Kosmischen mündet. Die romantische Epoche jeden Lebenslaufes, die die Nüchternsten eben deshalb erlebt haben, weil sie jung waren, hat Lassalle übersprungen. Er schreibt, den Inhalt des eigenen Lebens vorwegnehmend, hellichtig und selbstsicher: „Unklarheit ist mir ziemlich identisch mit Unglück.“ Weil er Wille ist, nichts als Wille, muß er wirken. Dem Bankherrn Joseph Mendelssohn, den er für Beteiligung am Gasunternehmen seines Vaters gewinnen will, bekennt der Student: „Ohne Zweckätigkeit ist kein Genuß im Dasein.“

Hier ist Frucht, wo niemals Knospe war. Ein Fertiger bedarf keiner Lehr- und Wanderjahre. Welche Jugend, erlaucht und verrucht zugleich, die ohne Poesie des Irrens ist, ohne ins Grenzenlose schweifende Ziellosigkeit, ohne Sehnen des reinen Toren, ohne Gefühlsüberschwang Werthers, ohne holbe Jugendeseleien, ohne mondbeglänzte Zaubernächte. Das Knabenantliß dieser Briefe ist ein Bronzeporträt; der Knabe ist schon der Mann. Schopenhauers These von der Unveränderlichkeit des Charakters scheint sich in Lassalle zu bestätigen. Man wird nur, was man schon ist. Keine Renommisterei, sondern Wahrheit, traurige Wahrheit ist es, wenn Lassalle mit neunzehn Jahren dem Vater gegenüber behauptet: „Ich bin ein Mann, in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Mann.“ Der Lassalle dieser Briefe ist der Lassalle der Geschichte.

Seine „an Irtsinn grenzende Willenszähigkeit“ wird getragen, befeuert und geläutert von wahrhaft edlem, nicht auf Zwecke des äußeren Lebens gerichtetem Wissenstrieb und gebändigt durch einen umfassenden, nie versagenden, immer sprungbereiten Intellekt. Mit Wollust mußte er sich einer Denkmethode wie der Hegelschen Dialektik hingeben, die bei richtiger Anwendung alle Welträtsel zu lösen schien. In Hegel hat er sich mit der ganzen Intensität seines Temperamentes hineingelebt, tief hineingewühlt in ein System, das die Gesetze des Weltgeschehens nicht nur

zu kennen, sondern auch zu regeln und vorauszubestimmen vorgab. Lassalle verdankt Hegel die universale Einstellung und das Verständnis für geschichtliches Werden, aber auch den Hochmut dessen, der den Schlüssel zur letzten Weisheit in der Hand zu haben glaubt. Jedenfalls war die Ideologie Hegels ein grandioses Piedestal des eigenen Wollens; denn gegen die à la Hegel gewonnenen Schlüsse schien es keinen Widerspruch zu geben. Hegels Lehre wurde für den Jünger der magische Kreis, der den, der sich hineingewagt, niemals ganz losläßt. Menschen und Dinge, Weltgeschehen und eigenes Erleben betrachtet der propagandaeifrige Schüler sub specie magistri. Für ihn, der die philosophischen Problemen fernstehenden Eltern für Hegel zu begeistern sucht, bekommt auch der Ehescheidungsprozeß der Gräfin Hasfeld „eine tief Hegelsche philosophische Bedeutung“. Später noch, als er das System der erworbenen Rechte veröffentlichte, schrieb er einem Hegelianer: „Es* handelt sich darum, die Fahne unseres unsterblichen Meisters Schlag auf Schlag, es handelt sich darum, sie überall zum Siege zu führen.“ Der junge Lassalle gewinnt sogar den Begriff der Revolution in Hegelscher Phraseologie. Wie ein zünftiger Hegeltheologe schreibt er — kurz nach bestandenem Abiturium —: „Und nun ist die Zeit, wo die Fleischwerdung Gottes wieder vor sich geht, wo die Wirklichkeit beschattet und befruchtet wird vom Geist Gottes. Es kommt die Lust der Inkarnation des Gedankens. Der Geist drückt seinen Stempel wieder auf die spröde Wirklichkeit; und die so lange und so qualvoll Getrennten leben wieder in fröhlicher Einheit und Durchbringung. Und diese Art der Gottverwirklichung, die Lust und Anstrengung der Negation und die Inkarnation des Heiligen Geistes nennt man Revolution.“ Auch daß der dialektische Fluß der Geschichte „die bürgerlich-kapitalistische Welt“ wegschwemmen wird, liest er aus seinem Hegel heraus oder in ihn hinein. Aber der junge Lassalle ist mehr als der Bravourfechter virtuoser Begriffspalterei, er besitzt den durch keine Dogmeninterpretation zu trübenden Wirklichkeitsinn. Aus ziemlich vermögendem Hause stammend, selten unter Geldsorgen leidend, erkennt er, ähnlich wie Balzac, das Geld als Leit- und Leidmotiv der menschlichen Komödie. Ganz unhegelisch spricht er vom Krieg der Armen gegen die Reichen, und das Geld ist ihm die einzige Institution, gegen die er seine Waffe kehren will: „alles andere lohnt sich der Mühe nicht, die Hand sich naß zu machen“. Die Proletarier sind ihm „die Eumeniden, die düstern Nachtgestalten“, die an der bestehenden Gesellschaftsordnung den Fluch vollstrecken werden. Überaus charakteristisch für den Bewunderer Lessings und Fichtes, für den Huma-

* Zitiert nach: Lassalles Gesammelte Schriften. Bd. IX. Herausgegeben von Eduard Bernstein. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin 1920.

nisten Lassalle ist es, daß er den „bestehenden Zustand der Dinge“ vor allem dafür verantwortlich macht, „daß so viele Millionen gezwungen sind, ihr ganzes Leben auf ihres Lebens Fristung zu verwenden, daß es ihnen schlechthin unmöglich gemacht ist, geistiges Dasein zu haben“.

Einige Briefe an Frauen werden die Philister ein bißchen mokieren. Ein Schäferspiel war die Liebe dem jungen Lassalle niemals; auch die Erotik ist ihm ein Kampf um die Macht, ein intellektuelles Turnier, dessen Preis Genuß ist. Es kommt ihm mehr auf „le contact de deux épidermes“ als auf „l'échange de deux phantaisies“ an. Er ist ganz illusionslos, ganz unhrisch, sehr pathetisch und oft geschmacklos. Man glaubt, ein Bruchstück aus dem Drama eines Grabbeepigonen zu lesen, wenn er einer Dame schreibt: „Wenn unsere Lüste um die Wette rennen, will ich die Deinigen zu Tode hegen.“ Pikant an solchen Episteln ist nur die Tatsache, daß der Liebende, wie ein Schüler, der sich unsicher fühlt, die Liebesbriefe erst fein säuberlich ins Konzept geschrieben hat. Lassalle, dem Überbewußten, war die Erotik nur eine Funktion rationalisierten Triebes. Deshalb wirken die Werbebriefe an eine Pianistin, die nur Hegelsche Deduktionen sind, gar nicht paradox. Hegels Lehre war dem Studenten Lassalle Prosperos Zauberstab, der ihm die Welt und nebenbei auch ein Frauenherz zu Füßen legen sollte.

Der Gladiator bedarf der Arena, Lassalle findet die seine im Haxfeld-prozeß. Seine ganze Latkraft, alle seine Energien entspannen sich hier am adäquaten Objekt. Die Lavaglut seiner Leidenschaft strömt verheerend auf einen Gegner nieder, der ihm das Symbol der auf Privilegien gegründeten Gesellschaftsordnung bedeutet. Souverän wie ein Feldherr dirigiert er fremde Schicksale, rücksichtslos spannt er Freund und Feind vor den Siegeswagen seiner Überlegenheit. Die Kameraden geraten unter die Räder. Lassalle sieht nur das Ziel. Wenn er hier unterliegt, ist er für immer erledigt. Diese Sache ist mit seinem Leben identisch geworden. Nicht in den Liebesbriefen, in einem Schreiben an den Vater zuckt das nackte Herz des Gepanzerten, dem für Sekunden die Waffe entsinkt. „Wenn ich nach all diesen ungeheuren Anstrengungen und Siegen... scheitere, siehst Du, dann gehe ich dran zugrunde. Dann bin ich quitt mit allem, was die Welt trägt, dann kann ich vielleicht — auch nur vielleicht — noch ein Scheinleben führen, aber die Blüte, aber die Elastizität, die Spannkraft meines Geistes ist geknickt... Ich würde eine Leiche sein, auch schon während meines Lebens, das ich schwerlich lange ertrüge... Ich mußte Dir nur sagen, was auf dem Spiele steht, daß mein ganzes Ich — es ist mein fürchterlicher Ernst — auf dem Spiele steht.“

Die Kräfte wachsen mit der Aufgabe, die Sache der Gräfin ist für

Lassalle keine Privatangelegenheit, sondern „Sache der Menschheit“. Alle Mittel scheinen ihm geheiligt durch den erhabenen Zweck. Ganz Europa soll Partei ergreifen, die Pariser Presse soll aus dem Familienzwist im Hause Haßfeld eine Weltaffäre machen; alle sollen helfen, die Aristokraten des Blutes und des Geistes. Der kranke Heine, dem Lassalle im Kampf gegen die Sippen und Magen ein schneidiger Sekundant gewesen, soll das Gewicht seines Namens in die Wagschale werfen. Aber der müde Dichter versagt sich, er will mit dem Fall Haßfeld, „der mehr in das Gebiet der Gueschen Romane gehöre“, nichts zu tun haben. Der abgekämpfte Poet will Zuschauer bleiben in einer Sache, die Lassalle, der rasende Fechter, für die Achse der Welt hält. Der Sachwalter der Gräfin tobt seine Enttäuschung in einem Fehdebrief aus, von dem er selbst sagt: „Er war das Ärgste an kalter Malice, was ich je geschrieben.“ Er wirft dem einstigen Freunde „Seichtigkeit des Herzens“ vor. „Es hat ein jeder das unbestrittene Recht der Gesinnungslosigkeit, ein teures Beiwerk der Freiheit, das ich Ihnen nicht verkümmern will.“ Lassalle fühlt sich verraten, weil er in der Desperadostimmung der Prozeßzeit ohne Verständnis dafür ist, daß Heine keine Lust hat, ins Triebrad seiner dämonischen Tatleiden- schaft verflochten zu werden.

In Briefen an den Grafen Klemens von Westphalen erläutert Lassalle den geistig-sittlichen Gehalt der Haßfeld-Affäre, die ihn zu verschlingen droht. Die Zwiesprache mit dem weltklugen Katholiken, dem fein abwägenden Aristokraten führt aus den haßgeschwellten Niederungen und dem Tatsachenwust des fürchterlichen Prozesses in die reinigende Höhenluft universaler Gedanken. „Mehr als in den hohlen und abstrakten Theorien der Liberalen“, meint Lassalle, „inkarniert sich in der Sache der Gräfin die Passionsgeschichte der menschlichen Freiheit und edler Genussberechtigung.“ Er fühlt sich als Träger einer historischen Mission, als Apostel einer Idee. Er streitet für den „Sieg des Humanismus über den finsternen Geist der Selbsttötung und Askese. Es ist die neue Frühlingsidee, die von den verbündeten Geistern der christlichen Dogmatik und der Bourgeoisimoral mit Füßen getreten, mißhandelt, zu Tode gepeinigt wird“. Lassalle entwickelt die Postulate eines rationalistisch-eudämonistischen Systems: das Diesseits soll dem Menschen erobert werden, der seiner Sinne wieder froh werden darf. Keine Geschlechtsflaverei, keine Arbeitsflaverei. Die sexuelle Emanzipation ist Vorbedingung der sozialen. „Ehe der Menscheng Geist mit Erfolg die ganze gegenständliche Wirklichkeit sich erobern und zum ungetrübten Element seiner Freiheit umschaffen kann, muß er erst sein unmittelbares Dasein, seinen eigensten Tempel, seinen Leib zur freien Stätte seines Waltens errungen haben.

Aber die soziale Befreiung kann nur vom Weibe und seiner mutigen Hingebung an die Macht, an den Genuß der Liebe ausgehen. Und wo ein Weib hierfür leidet als mutige Bekennerin, leidet sie als Vorkämpferin für die große Sache der Menschheit."

In dem Manifest an den Grafen Clemens, das vom 1. Januar 1848 datiert ist, formuliert Lassalle nur, was um 1830 die Männer des „Jungen Deutschland“ zu äußern gewagt hatten. Damals hatte der Bundestag in Frankfurt die deutsche Familie, die Sittenreinheit und die andern heiligen Fundamente des Staates durch Bücherverbote und Polizeidiktate schützen können. In Frankreich waren die sensualistischen Saint-Simonisten dem Bürgerkönigtum Louis Philippes, das als illegitime Macht sich hochanständig geben mußte, erlegen. Der Lassalle von 1848 unterscheidet sich von den Belletristen des Jungen Deutschland durch seinen aggressiven Aktivismus, durch seinen lebendigen, unzerstörbaren Willen zur Verwirklichung. Er war bereit zu tun, was sie nur malten. Die deutsche Revolution sah ihn hinter Kerkermauern. Nachdem die Dilettanten dem „tollen Jahr“ die Signatur gegeben, nachdem die Hochflut der Gegenrevolution verebbt, versuchte Lassalle dem deutschen Volke zu erobern, was der Versuch von 1848 ihm schuldig geblieben. Der Mann kämpft um die Macht wie der Jüngling dieser Briefe, aber immer geschieht es „im Namen der Idee“.

Politische Chronik

Von Sebastian Brant

Das Kartenhaus des Versailler Friedensvertrages hat einen neuen Stoß bekommen. Die Erfüllung der eigentlichen Reparationsleistungen, die auf Jahrzehnte hinaus verteilt sind, hat sich schon heute als unmöglich erwiesen. Deutschland hat nicht nur den Friedensvertrag und das Kohlenabkommen von Spaa, sondern auch das Ultimatum über die Wiedergutmachung widerspruchslos unter dem Drucke der Gewalt annehmen müssen. Alle tiefere Erkenntnis sprach gegen die Annahme, da die Forderungen weit über die Grenzen des Möglichen hinausgingen. Aber solange der Säbel rasselt, solange der Sieger auf seine Macht pocht, kann der Unterlegene immer nur von zwei Übeln das relativ kleinere wählen, in der Hoffnung, daß schließlich auch aller Gewaltpolitik gegenüber die realen Tatsachen sich durchsetzen werden. Deutsch-

land war, nachdem sich eine neue Regierung gebildet hatte, um die Staatsfinanzen zu sanieren und die Reparationsverpflichtungen durchzuführen, mit allem Eifer bemüht, dieses Problem praktisch zu lösen. Ein Bündel neuer Steuern wurde im Entwürfe dem Parlament vorgelegt. In rascher Folge wurden ausländische Devisen aufgekauft, um die erste fällige Goldmilliarde an die Entente zu entrichten. Da trat ein geradezu katastrophaler Rückgang der deutschen Valuta ein. Der Kurs der deutschen Mark verschlechterte sich von Tag zu Tag, und der Dollar, heute das Normalzahlungsmittel, stieg nach und nach an der Berliner Börse um etwa siebenzig Prozent gegenüber dem bisherigen Kurse. Viele wollten diese Erscheinung lediglich auf eine wilde Spekulation zurückführen. Das ist nur zu einem Teile richtig. In Wirklichkeit hatten zuerst die Devisenkäufe der Reichsbank die Kurse anziehen lassen, und nun kauften Industrie und Handel ebenfalls ausländische Devisen, um sich für ihre Rohstoffimporte rechtzeitig mit fremder Währung einzudecken, ehe sie noch weiter im Preise stiegen. Daneben lief dann allerdings eine zuzeiten recht wilde Spekulation, die den Kurs des Dollars springflugartig in die Höhe klettern ließ. Eine allgemeine Flucht vor der Mark setzte ein. Panikstimmung herrschte an den Börsen, und da das Reich, kaum daß die erste Goldmilliarde aufgebracht hatte, wieder und wieder ausländische Zahlungsmittel erwerben mußte, um die nächste Rate beizeiten sicherzustellen, so war der Niedergang der Mark unaufhaltsam. Die Exporteure ließen einen erheblichen Teil ihrer Gegenwerte im Auslande stehen. Kurz, die deutsche Finanzkatastrophe zeichnete sich bereits als unmittelbar drohendes Schreckgespenst in sichtbaren Konturen am Horizont ab. Alle Berechnungen zur Ausbalanzierung des Etats wurden, noch ehe die Steuern überhaupt ernsthaft vom Reichstag beraten wurden, hinfällig. Die Noteninflation schwoll von neuem mächtig an, und mit Riesenschritten nähern wir uns dem Vakuum.

In diesem Augenblicke erboten sich Handel und Industrie, um einer Reichsbeteiligung an den sogenannten Sachwerten zuvorzukommen, die nächsten anderthalb Goldmilliarden dem Reiche zur Verfügung zu stellen. Die Verhandlungen darüber, die anfangs sehr hoffnungsvoll schienen, gestalteten sich mit jedem Tage schwieriger und sind, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht zu einem positiven Abschluß gekommen. Aber selbst wenn das Reich diese Summen erhält, die dann allmählich auf die Steuerleistungen der Produktion verrechnet werden sollen, wird Deutschland damit nur eine kurze Atempause gegeben sein. Der Bankrott ist heute bereits deutlich erkennbar, wenn die Entente auch weiterhin auf ihrem Scheine bestehen bleibt. Nicht nur Keynes und Cassel haben das vorausgesagt, auch alle ernsthaften Volkswirtschaftler Deutschlands sind

heute fest davon überzeugt. Sogar ein Verkauf der Eisenbahnen und der Post, die heute noch, trotz aller Anstrengungen und trotz aller Tarifierhöhungen, mit einem hoffnungslosen Milliardendefizit arbeiten, würde nur einen Tropfen auf den heißen Stein bedeuten. Desgleichen eine Verpachtung der Zölle an die Gläubigerstaaten. Die Staatsfinanzen sind einfach bei einer derartig ungeheuerlichen Gesamtschuldenlast von einhundertzweiunddreißig Goldmilliarden nur für die Reparation nicht mehr in Ordnung zu bringen. Ein Zusammenbruch der Staatsfinanzen hat aber in rascher Folge auch einen Verfall der Volkswirtschaft zur Folge. Heute liegen die Dinge allerdings so, daß die Volkswirtschaft, rein äußerlich betrachtet, blüht. Die Arbeitslosenziffer ist auf ein Minimum herabgesunken und hat sich den besten Zeiten einer Friedenshochkonjunktur genähert. Der deutsche Export nimmt, was hier schon vor Monaten vorausgesagt wurde, geradezu treibhausartige Formen an. Alle Welt kauft in Deutschland ein. Der Weltmarkt wird von der deutschen Konkurrenz aufs schwerste bedroht. In Amerika und England, den Hauptproduktionsstätten der Welt, geht die Zahl der Erwerbslosen bereits in die Millionen. Der Absatz stockt. Man beschließt Antidumpinggesetze. Man erhebt Prohibitivzölle. Vergebens. Das eigene Land kann man damit vielleicht zu einem Teile vor dem Eindringen deutscher Waren schützen. Damit aber hebt man nicht den Absatz der Produkte im Auslande, in Südamerika, in Afrika, in Ostasien, in Australien und so fort, wo die deutsche Ware infolge der schwachen Valuta den Gegner mit Leichtigkeit niederkonkurriert. Auch das ganze mittlere, östliche und südöstliche Europa, früher die Hauptkonsumstätten, sind den valutastarken Ländern fast verschlossen. Nur die wichtigsten Rohstoffe und die notwendigsten Lebensmittel werden hier noch eingeführt. Alles andere ist Luxus und kommt ernsthaft, weil es nicht mehr zu bezahlen ist, nicht in Betracht. Die amerikanische Industrie hatte die gewaltigen Kriegsgewinne, die sie aus den lukrativen Geschäften mit den Ländern der Entente gezogen hatte, dazu benutzt, um in geradezu gigantischem Ausmaße Waren aufzuhäufen und die Betriebe zu erweitern. Jetzt liegen die Betriebe teilweise still. Die alten Waren sind nicht mehr abzusetzen, verkommen oder werden einfach vernichtet, und für die Herstellung neuer Produkte sind die Aussichten trübe. Die Weltwirtschaft ist in eine völlige Unordnung geraten. Auf den Krieg der Kanonen, Tanks und Unterseeboote ist der Krieg der Wechselkurse gefolgt.

England hat, in dieser wirtschaftlich beinahe verzweifeltten Lage, den Amerikanern den Vorschlag gemacht, die Kriegsschulden seiner ehemaligen Verbündeten zu annullieren. Dann würde England auch die Kriegs-

schulden Frankreichs und Italiens streichen, und man wäre in der Lage, die Reparationsverpflichtungen Deutschlands einer Revision zu unterziehen. Indessen, so großzügig und weitblickend sonst die Amerikaner in allen geschäftlichen Dingen zu sein pflegen, darauf wollen sie sich, bislang wenigstens, nicht einlassen. Auch sie befinden sich zweifellos in einer gewissen Zwangslage. Auch dort sind die Löhne außerordentlich gestiegen, und die Industriellen und die Händler verlangen stürmisch eine Herabsetzung der hohen Steuern, um billiger produzieren zu können. Auch hier ein *circulus vitiosus*. Amerika hätte heute die Möglichkeit, endgültig die Aufgabe eines Weltbankiers, eines Weltclearings in die Hand zu nehmen und, nach dem Vorschlage Englands, die finanzielle Front aufzurollen. Die eigenen wirtschaftlichen Nöte scheinen ihm aber den Ausblick auf die drängenden Probleme der Zukunft zu versperren. Nun sind die Engländer mit einem neuen Vorschlage hervorgetreten. In einer internationalen Konferenz soll das Valutaproblem besprochen werden. Man hofft, daß eine Diskussion über den wirtschaftlichen und finanziellen Wirrwarr der Welt vielleicht einen neuen Ausweg weisen könnte. Allzu große Erwartungen darf man freilich nicht darauf setzen. Die Brüsseler Finanzkonferenz, die der Festsetzung der deutschen Reparationsverpflichtungen vorausging, hat praktisch, trotz aller blendenden Theorien, zu keinem Ergebnis geführt. Die Staatsmänner ließen sich von den Theoretikern nicht die Feder führen. Damals waren die Verhältnisse allerdings anders. Damals lagen noch keine Erfahrungen vor. Damals waren es reine Theorien, bloße Perspektiven. Jetzt drückt die brutale Macht der realen Tatsachen. Frankreich hat sich, wenn auch seine wirtschaftliche Entwicklung im Augenblicke stockt, von dem Geschrei und Gejammer der Weltmarktinteressenten ziemlich fern gehalten. Während die anderen härmteten, hat es gehandelt. Denn die Verhandlungen Loucheurs mit dem Minister Dr. Rathenau liefen auf nichts anderes hinaus, als sich beizeiten deutsche Sachlieferungen und so wenigstens einen Teil der Wiedergutmachung materiell zu sichern.

Es gibt nur drei Möglichkeiten, um aus diesem Strudel, der wirtschaftlich die ganze Welt zu verschlingen droht, herauszukommen: Die gegenseitige Annullierung der Kriegsschulden innerhalb der Ententestaaten, eine wesentliche Reduzierung der deutschen Reparationsleistungen, einstweilige Stundung derselben und eine weitblickend organisierte Erschließung neuer Absatzquellen, an der die deutsche Produktion in weitestgehendem Maße als gleichberechtigter Faktor mit herangezogen werden muß. Mit andern Worten: Amerika, England und Frankreich müssen sich zusammen mit Deutschland endlich zu einem Wiederaufbau Rußlands und Sibiriens ent-

schließen. Die wesentlich verengte Konsumbasis der Welt muß erweitert werden. Der Widersinn, daß auf der einen Seite die Länder in ihren Waren und Produkten ersticken, sie vernichten, die Betriebe stilllegen und die Arbeiter auf die Straße setzen, während auf der anderen Seite Millionen von Menschen hungern und darben, ist auf die Dauer unhaltbar. Wir brauchen eine wirtschaftliche Friedenskonferenz, die die Menschen als Wirtschaftsfaktoren wieder aneinanderbringt, die Länder nicht, wie in Versailles, trennt und zerreißt, sondern wieder miteinander verbindet. Stärker noch, als der reine Pazifismus des Rechts, muß der Pazifismus der Wirtschaft sein. Das wäre eine Aufgabe für die Gesellschaft der Nationen, wie sie Harding an die Stelle des heute rein machtpolitisch orientierten Völkerbundes setzen könnte. Selbstverständlich würden bei einem derartig wirtschaftlichen Ausgleich auch große politische Probleme, wie Militärfragen, eine wesentliche Rolle spielen. Denn ist es nicht eine Antinomie, daß, ganz abgesehen von dem militaristischen Frankreich, ein Land wie Polen, das wirtschaftlich und finanziell heute bereits nicht mehr leben und sterben kann, eine Armee von sechs- bis siebenhunderttausend Mann unterhält, um uferlosen imperialistischen Zielen nachzujagen und die Nachbarstaaten zu bedrohen? Wenn auf der Washingtoner Konferenz die von Harding einberufen ist, außer den Problemen des Stillen Ozeans auch die Abrüstungsfrage zur Sprache kommt, wird man sich hoffentlich nicht bloß über den Flottenbau in Japan, Amerika und England unterhalten, sondern auch den kontinenteuropäischen Militarismus unter die Lupe nehmen. Der Versailler Friede hat die ganze Welt wie in einen gordischen Knoten verwickelt und verwirrt. Es wird Zeit, daß ein Alexander kommt, um ihn zu durchhauen. Nicht mit einem Schwert. Denn das würde neues Unglück und neue wirtschaftliche Komplikationen schaffen. Wohl aber mit der Tat, die entschlossen mit der Politik der reinen Macht und des nackten Egoismus bricht und damit freie Bahn für die wirtschaftliche Entwicklung der Völker schafft. Alle die Staatsmänner, die den Weltkrieg mit den alten Mitteln der Gewalt liquidierten, waren in dem Wahn befangen, in dem die Merkantilisten vergangener Jahrhunderte lebten, daß jeder Staat auf Kosten des anderen sich bereichern müsse. Die späteren Zeiten haben, mit dem Aufkommen des modernen Handelsverkehrs, sehr bald gelehrt, daß nur dann die eigene Volkswirtschaft blüht und gedeiht, wenn auf dem Weg über die gesamte Weltwirtschaft auch die anderen Länder wirtschaftlich vorwärts kommen. Alle andere Wirtschaftspolitik wäre ein Raubbau, den man mit den Ausfaugungsprinzipien vergleichen könnte, den früher die zivilisierten Nationen in den kulturell tieffstehenden Kolonialländern betrieben.

In Deutschland bereitet sich endlich das vor, was längst hätte geschehen müssen: eine große politische Arbeitsgemeinschaft, um den ungeheueren außen- und innenpolitischen Aufgaben zu begegnen. Bisher haben die Parteien sich bis aufs Messer bekämpft. Das parlamentarische System konnte sich nur mühsam durchsetzen, weil bei der Parteienzerklüftung die parlamentarische Basis für eine Koalitionspolitik nur überaus schmal war. Jede Regierung war bisher gelähmt, weil sie rechts von weiten Schichten der Gesellschaft, der Intelligenz und des Kapitals und links von radikalen Arbeitermassen und utopistischen Theoretikern bekämpft wurde. Weil jede Partei nach ihrem engbrüstigen Parteiprogramm den Staat, das ganze staatliche Leben und seine Ausstrahlungen nach dem Auslande regulieren wollte, weil keine Partei auf ein i-Tüpfelchen verzichten wollte, weil jede Partei den Stein der Weisen in der Hand zu haben glaubte. Das Staatsschiff war derweilen dem Spiel der Wellen preisgegeben, und die Schiffsmannschaft guckte gleichsam in die Bücher, um nach dem Buchstaben ihrer Theorien den Kurs des Steuers und die Bedienung der Segel zu bestimmen. Diese Engstirnigkeit ist auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Görlitz endlich entschlossenen Schrittes von der größten Partei Deutschlands aufgegeben worden. Die Arbeiter haben wieder einmal, mit ihrem klugen Instinkt für das real Notwendige, dem Bürgertum ein beschämendes Beispiel an Einsicht gegeben. Indem sie den Kasseler Sperrbeschluß über Bord warfen, schufen sie die Möglichkeit eines Zusammengehens mit der Deutschen Volkspartei. Man sah ein, daß man, wie es bisher der Fall war, den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Nation und die Durchführung der Reparationsleistungen politisch nicht bloß auf eine Konsumentenpolitik einstellen konnte, sondern daß Konsumenten und Produzenten sich auch politisch die Hand reichen müßten, um an das Riesenwerk heranzutreten. In Görlitz fiel das richtige Wort: Arbeitsgemeinschaft ist nicht Gesinnungsgemeinschaft! In der Tat, wir haben heute keine Zeit, Weltanschauungsfragen auszutragen, wo das ganze Haus lichterloh brennt. Es kann sich hier, in dieser Stunde der Not, nur um Kompromisse, nur um eine Vertagung all dieser Fragen handeln. Erst müssen wir leben, und dann können wir philosophieren.

Erst müssen wir uns eine wirtschaftliche und finanzielle Existenzbasis schaffen. Dann, wenn das geschehen, können wir unser Interesse wieder anderen Dingen zuwenden. Dann mögen die Parteien, in ruhigeren und ausgeglicheneren Zeiten, wieder mit der Elle ihrer Programme nachmessen, ob das oder das gut oder schlecht ist. Dann mögen sich die Geister erhigen. Heute haben die Hände das Wort, um mich etwas drastisch auszudrücken. Eine große Koalition der Mitte, eine Arbeitsgemeinschaft, die

von der Deutschen Volkspartei über das Zentrum und die Demokratie bis zur Sozialdemokratie oder gar bis zu den Unabhängigen reicht, die mithin drei Viertel oder vier Fünftel der gesamten Nation hinter sich hat, die, von den gegebenen Tatsachen der demokratischen Republik ausgehend, einen Ausgleich der Interessen im Inlande anstrebt und ihre einzige Aufgabe in dem wirtschaftlichen Aufbau Deutschlands sieht, wird auch dem Auslande gegenüber ganz anders auftreten können, wenn die Stunde der Revision des Wiedergutmachungs-Ultimatums an uns herantritt. Und diese Stunde wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

In dem Augenblicke, da die vorstehenden Zeilen abgeschlossen waren, laufen die ersten Meldungen über die oberschlesische Entscheidung der Völkerbundscommission ein. Wider Erwarten hat sich der Ausschuß der Vier für eine Teilung Oberschlesiens und vor allem für eine Zerreißung des Industriereviere ausgesprochen. Mehr als die Hälfte des zentralen Kohlengebietes soll Polen zugesprochen werden, obwohl nicht nur ganz Oberschlesien, sondern auch das eigentliche Industriegebiet eine unanfechtbare deutsche Mehrheit bei der Volksabstimmung im März dieses Jahres ergeben hatte. Die Konsequenzen dieses Entscheides, den nun noch der Oberste Rat zu sanktionieren hat, sind unabsehbar. Die Voraussetzungen für die Erfüllung der Wiedergutmachungsverpflichtungen, wie sie finanziell in dem Ultimatum und industriell in dem Wiesbadener Abkommen festgelegt sind, stürzen damit zu einem großen Teile in sich zusammen.

Die gesamte deutsche Volkswirtschaft hat einen neuen schweren Stoß erhalten. Das brückte sich auch sofort in einem rapiden weiteren Sturz der Mark an den internationalen Börsen aus. Die Revision des Ultimatums, die wahrscheinlich erst in so und so viel Monaten akut geworden wäre, ist jetzt bereits zu einer dringenden Notwendigkeit geworden. Darauf werden auch innerpolitisch aller Wille und alle Tatkraft konzentriert werden müssen. Der Beschluß der Völkerbundscommission geht über die klaren Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages, der nur von der Festsetzung einer Grenzlinie spricht, weit hinaus, indem er das oberschlesische Industriegebiet zwar politisch trennt, aber für eine Reihe von Jahren wirtschaftlich autonom gestalten will. Tritt der Oberste Rat auf den Boden dieser Entscheidung und zwingt die Entente von neuem Deutschland ihren Willen auf, dann hat sie damit bereits den ersten Schritt zu einer Revidierung des unhaltbaren Versailler Friedensvertrages, wenn auch zu unsern Ungunsten, getan. Aufgabe der deutschen Politik wird es nun sein, den Faden der Revision nicht wieder abreißen zu lassen und das ganze Problem dieses innerlich widerspruchsvollen und letzten Endes undurchführbaren Friedensvertrages aufzurollen.

Anmerkungen

Chronik des Auslands

In England erscheint seit langem eine sehr bemerkenswerte Veröffentlichung: The Annual Register (Longmanns, Green and Co., London); eine Zeitgeschichte des abgelaufenen Jahres; eine Darstellung des politischen Lebens in England und der Welt; eine Enzyklopädie für ein Jahr Geschehen und Bewegung auf diesem Planeten. Soeben ist der Band für das Jahr 1920 herausgekommen. Er enthält ausführliche Berichte über die Politik sämtlicher Länder der Erde, anhangsweise aber auch über die Kulturen. Über das englische Theater berichtet Ernest Ruhe: „Es hätte sicherlich besser sein können, aber im ganzen war der Zustand des Theaters im Jahre 1920 entschieden gesünder als im vorhergehenden Jahre, wo die Londoner Theater (oder viele von ihnen) noch unter der Mähernte der dürftigen und gehaltlosen Werke litten, mit denen allzu lange eine kriegsmüde Gesellschaft abgesselt worden war. Es war sicher kein Mangel an „musical glasses“; aber auch Shakespeare klopfte nicht vergeblich an die Türen der Theaterdirektoren, während nicht wenige von ihnen auf die Stimme der ernstesten Dramatiker hörten, im Unterschiede zu den Lieferanten leichter Unterhaltungsware... Für die modernen ernstesten Stücke ist es bezeichnend, daß eins der erfolgreichsten des Jahres von John Galsworthy, „The Skin Game“, werden sollte, das, wie bei einem Werk dieses Autors natürlich erwartet wurde, ganz und gar außerhalb der üblichen, mehr oder weniger maschinellen Dramatik liegt. Gewiß, es besitzt einen gewissen

Einschlag von Theatralik; aber die Behandlung des Gegenstands, die Lebendigkeit in Handlung und Dialog, die Feinheit der Charakterzeichnung machen dies Stück zu einer wertvollen Bereicherung des Spielplans.“ —

Vom amerikanischen Theater erfahren wir durch diese Notiz der „Nation“ (New York): „Die Zurückziehung von ‚Lightnin‘ vom Gaiety-Theater bezeichnet das Ende des erstaunlichsten ‚Kennens‘, das je ein dramatisches Werk auf unserer oder jeder anderen Bühne gemacht hat. Mehr als 1200 Vorstellungen des Stückes wurden hintereinander gegeben, und seine Eigentümer haben bereits einen Gewinn von nahezu zwei Millionen geerntet. Man kann sicher vorhersehen, daß reisende Gesellschaften und feste Bühnen dies Stück selbst in den fernsten Teilen des Landes bekannt machen und das Einkommen sowohl des Unternehmers wie des Autors und Hauptdarstellers, Herrn Frank Bacon, vermehren werden, dessen plötzlicher Aufstieg zu Ruhm und Reichtum im siebenten Jahrzehnt seines Lebens so märchenhaft erscheint. Man möchte einmal fragen: Was für ein Stück veranlaßte diesen fabelhaften Erfolg? Es kann nur eine Antwort geben: ein schofeles und albernes Stück Melodrama. Aber man muß hinzufügen, daß im Mittelpunkt dieser melodramatischen Handlung ein Charakter, Lightnin' Bill Jones, steht, der menschliche Werte von reizender Art darstellt. Er ist nichts würdig und liebenswürdig, unpraktisch und kennnisreich nur in Herzensnöten. Er lügt und trinkt. Seine frische Na-

tur hilft ihm immer. Er gestaltet nichts um, aber er gewinnt das Herz des Publikums. In der durch solchen Charakter hervorgerufenen Bewunderung liegt ein guter Teil moralischer Gesundheit, Duldsamkeit und Güte. Und da diese Eigenschaften sich ja seit kurzem nicht mehr unter uns zeigen, mag der Erfolg von ‚Lightnin‘ von Soziologen als heilsam und wichtig betrachtet werden.“

Eine neue Richtung in der französischen Musik macht von sich reden. Sie geht aus von der „Gruppe der Sechs“. Von ihr spricht Paul Landormy in der Revue de Genève: „Man erinnert sich der merkwürdigen Broschüre ‚Der Hahn und der Harlekin‘, in der Jean Cocteau in aggressiven Denksprüchen sich bemühte, die Prinzipien einer besonders kühnen und neuen Musikästhetik aufzustellen. Sie wurde das nachhallende Manifest der ganzen jungen französischen Schule, der Schule der Nachkriegszeit.“

Debussy ist tot. Der Impressionismus hat gelebt. Beendet ist die Herrschaft der zarten Nuance, des Wolkigen, der Sanftheit, des Verschleierte.

Cocteau fordert einen reineren, gehalteneren, im Notfall brutaleren und durch seine Freiheit sogar mehr französischen Stil. Er will, daß unsere Musik sich von allen Abhängigkeiten befreie, daß sie aufhöre, sich von fremden Musiken beeinflussen zu lassen, daß sie verzichte, Russen wie Deutsche nachzuahmen. Wagner ist der Feind, ebenso sehr wie die Impressionisten. Der deutsche Romantismus hat in seinen Nebeln die französische Originalität erstickt. Die Reaktion durch Debussy führte uns von neuem irre. Wir müssen die reine französische Sprache wiederfinden, die ‚klassisch‘ einfache und direkte Sprache. Die Wahrheit, die alleinige, die ganz nackte Wahrheit. Um die Beziehung mit der verlorenen Überlieferung wiederherzustellen, müssen wir die Volksseele befragen, die Seele der Menge; wir müssen der Musik der

Märkte zuhören, der Musik der öffentlichen Bälle, der Musik der Caféhäuser. Treten wir in Verbindung mit diesem intensiven Leben, welches uns umbrandet. Das wird uns von allen Germanismen und allen Slavismen heilen. Ein merkwürdiger Traum! Wir sind keine Träumer. Wir sind realistische Forscher!“

Auf diesen Aufruf antworteten einige junge Musiker, die sich in künstlerischer Freundschaft einander genähert hatten und die man bald auf den Generalnenner ‚Gruppe der Sechs‘ brachte.

Sie ähneln sich. Sie zeigen gewisse Familienzüge. Sie sprechen dieselbe Sprache. Man kann es wenigstens beim ersten Anhören glauben. Man ist versucht, in ihrer Musik die genaue Anwendung der Prinzipien des Herrn Jean Cocteau zu erkennen.

Aber unter den gemeinsamen Zügen — es sind die gröberen, die sichtbareren — muß man die zarteren, feineren Unterschiede entdecken, und man wird sich alsbald überzeugen, daß diese jungen Leute keineswegs dem Programm des Theoretikers der Schule so treu sind, wie man zunächst glauben könnte.

Man muß sie deswegen loben. Die ‚Sechs‘ sind zu ungeduldig gegenüber jedem Zwang, um sich wie gute kleine Jungens an der Hand führen zu lassen. Sie bewahren ihre Freiheit; sie wollen nicht durch vorgefaßte Lehren beschränkt werden und beanspruchen, überallhin gehen zu können, wohin ihr Instinkt sie treibt.

Wenn sie gemeinsam gewissen Prinzipien zustimmen, so hat doch jeder seine besondere Art, sie zu verstehen und besonders sie anzuwenden. Die individuellen Temperamente sprechen lauter als vorgefaßte Meinungen.

Was sie besonders einigt, ist das Bedürfnis, Neues zu schaffen, auf gerade eingeführte Gewohnheiten zu verzichten, der unmittelbaren Vergangenheit, das heißt dem Romantismus Wagners und dem Impressionismus von Debussy den Rücken zu kehren.

Wieviel Wege kann man außerhalb der von diesen hohen Vorgängern gezogenen entdecken!

Jeder wird den seinen einschlagen.“

Einer dieser „Sechs“, nämlich Arthur Honegger, hat zu allgemeiner Überraschung eine Bühnenmusik geschrieben: zum „König David“ von René Morax, den das Théâtre du Jorat vor kurzem spielte. Aber diese Musik schreibt Henri Ghéon in der „Nouvelle Revue Française“: „Welche Überraschung — die Musik ist von Arthur Honegger, von der ‚Gruppe der Sechs‘, bekannter durch zärtliche und seltsame Phantasien, der plötzlich seinem Takt eine entschiedene und nicht vorgeschriebene Haltung gibt. Er wird das Drama nicht durch ungerechtfertigte sinfonisch-psychologische Entwicklungen stören. Die Bilder müssen sich schnell folgen; das ist das Gesetz der Gattung ‚Schauspiel‘. Aber in der Schule von Satie hat er gelernt, sich kurz zu fassen. So wenig ich von Musik verstehe, so glaube ich doch für die Kraft, die Neuheit und die Bedeutung dieser Folge kurzer und geläufiger Stücke bürgen zu können.“

R. K.

Rnut Hamsun*

Hamsun ist scheu und stolz wie ein Tier, das im Busche lebt; man hat ihn so wenig gesehen wie das Einhorn; er ist eine Sage unter den Lesern der Stadt. Kürzlich war er fünfzig Jahre alt, daraufhin entdeckte ihn das Komitee des Nobelpreises, und wiederum daraufhin stellten ihn die — wenig liegt uns ferner als Verachtung, aber Hamsun verachtet sie wie das Tier im Busch seine Verfolger, auch wenn sie keineswegs bissig, sondern nichts als neugierig sind — also die journalistischen Rüden stellten ihn. Aber man gewährte Seringes, nur ein Schleifen im Laube, eine stärkere Bewegung der Flora — ist sie das Tier selbst? — und etwas

blieb am Platze, etwas, das man bei einem gewissen domestizierteren Tiere Kopfpfel nennt; nun hatte man die Lösung und schloß, daß das Einhorn zu den städtischen Hufnern gehöre.

Hamsun ist nichts als diese Scheue; er ist „wild“, aber das Wilde ist nicht immer cholertisch vorzustellen; wir pflegen auch die sanftesten Rassen der Menschheit, die Insulaner des Stillen Ozeans, Wilde zu nennen; gerade von dieser Art Wildheit ist Hamsun. Er kann toben, springt unmittelbar aus dem menschenfreundlichsten Phlegma in einen Totsuchtsanfall, der seine nordische Abkunft von Berserkergeblüt nicht verhehlt. Aber wild nennen wir eben das schlechthin Unmittelbare, nicht geradezu das Robuste.

Anlässlich der Nobelierung konnte man in einer großen deutschen Zeitschrift eine Wiedergabe des Gemäldes von Lund sehen, das ein Kniestück von Hamsun darstellt. Er ist hoch, starkschulterig wie ein Lastträger, durch die modische Salonkleidung — er sieht aus wie ein Lehrer-Heiratskandidat vom Dorfe — strotzt ein Bauernkorpus. Der Kopf ist viereckig und auffallend lang, ein verfluchtes Stück Knochen, der Schädeldeckel mit üppigen Haarwellen wie ein Bub, die Kiefer massiv, sieh da, unser Sanftmeier hat etwas vom Rußknacker im Gesicht unter dem koiffierten krassen Schnurrbart, Mund groß, Nase groß, Augen — — — aber sanft schieben sich funkelnde Augengläser vor, ein städtischer Klemmer, wie kommt der daher auf diesen Wikinger-torso, ein Bauernklachel mit Gehirn-attitüde; ach ja, erinnern wir uns nur, genau das ist der Erzähler, der Stylist, der Schwärmer aus den gedruckten Büchern, wie wir ihn kennen. Der Eindruck stimmt schon, es ist alles echt, innen und außen, an diesem Hamsun, die Bücher, seine Muskeln, der eitle Bratenrock, die volle Wicks und der Klemmer über den treuherzigen scharfblauen Augen mit einem dunklen, vielleicht doch finnischen Zug in den Wink-

* Gesammelte Werke. Albert Langen, Verlag, München.

Kein! Irgend so etwas Unterirdisches, Lappisches, wohl möglich, schlägt in das Urgermanische dieses dörflichen Helden, heißt er Jens Jonathan Nagel, heißt er Rolandsen, ein. Und seine treuherzigen Augen! Sind sie nicht das volle Wilde an ihm, das Sanft-Turbulente? Er verbirgt es, er klemmt seinen Zwickel auf die Nase aus purer Scheuheit, seine Kurzsichtigkeit ist nur die spanische Wand, die er zwischen unsere vordringliche Interviewer-Neugier und seine Seele setzt, innerlich ist er, auch für das Äußerliche, ein messerscharfer Beobachter, er hat Augen wie ein Skalpell, Klauen an den Pupillen, kein literarischer Spürer kommt ihm gleich. Das will nicht sagen, daß er den Klemmer etwa aus Affektation trägt, obwohl in seiner Kleidung etwas vom lieblichen Geckentum des Naturkinds ganz engelsunschuldig zum Vorschein kommt; er hat tatsächlich sehr angegriffene Augen mit schmerzlichen feinen Noträndern, der Blick in die Welt war nicht gut, er sah sie zu nahe, allzu nahe, zu eindringlich an schon in der Jugend, als er wie Hans Sachs auf seinem Schusterholzbock saß. Nicht sein Klemmer, seine von diesem korrigierte Kurzsichtigkeit selbst ist als natürliches Schutzmittel im Kampfe gegen die Neugier errichtet; sie ermöglicht, unangenehme gute alte Bekannte, wie sie ihm die Menschen sind, zu übersehen.

Wir wollen ihn lebend erfassen aus seinen Büchern. Es fällt mir nicht ein, einen Zettelkasten über seinen geometrischen Ort zu befragen, euch noch einmal zu erzählen, wo er in der Literaturgeschichte hält, welche Vorgänger er hat, wieviel zwanzig Bücher er geschrieben hat, Bücher zwischen Dostojewsky und Rosegger oder Ganghofer. Es ist nicht alles darin meine Sache. Kein literarisch genommen ist er mir und euch oft ein wenig langweilig, und zwar dann, wenn er von der kleinen skandinavischen Stadt erzählt, die zwar Komfort, elektrisches Licht und blitzblanke Dielenreinheit, auch Unternehmungsgeist, auch Amerikanismus hat, aber

einen protestantischen knauserigen ästhetiklosen unsüdlischen Horizont, voll furchtbarer Moral, voll philiströser und kafferischer Sorge, in dem ein Genius wie Nagel als der reine romantische Tor und Komplizierter erscheinen muß. Es stehen Dinge in diesen Büchern, die, wie gesagt, nicht meine Sache sind; ich verstehe nichts davon, die Bierbankpolitik winziger Länder mit ihrer lokalen Polemik hält aus vielen Sätzen, die paradox eine kleinliche Ordnung in unbedeutenden Krämerköpfen zu stören trachten. Dort wird nicht von Europa gehandelt, sondern von Norwegen, und es ist, wie bei uns, schlimmste Provinz. Aber wenn er von der Natur und von den Nerven spricht — — — auf diese Weise haben ihn fälschlich die Großstadtliteraten reklamiert. Es ist nichts damit. Nur soviel als von der Scheuheit des wilden unbehaglichen geschreckten Tieres und des entsprechenden Jägermenschen in ungeordneter Natur, die täglich Katastrophen kennt, Waldbrände, Eruptionen, Heißwasserfluten, wo der einzelne Persönliche von Rieserberden zertrampelt wird, nur so viel, als von dieser Scheuheit in den Menschen der modernen Großstadt mit ihren Erzfressen und Gefahren wiedererstandene ist, benachbart diesen Bauernjungen Knut unsern modernen Neurastheminern; ihre Nervosität hat sich atavistisch belebt, wimmelt von alten Furchtsymbolen wie das Gehirn des Urzeitmenschen aus Erdkrisenzeiten.

Coudenhove hat scharf zwischen dem agrarischen und dem urbanen Menschen geschieden. Aber vor dem agrarischen gab es den nomadischen, der in einem ähnlichen intellektuellen Spannungszustande lebte wie der Großstadtmensch. Der Nomade, der Jäger, Pan, der Leutnant Glahn, das ist Hamsun; aber zwischen unsern Nerven und der Tatsache der seinen liegen Epochen an historischer Substanz; er ist mitsamt seiner Reizbarkeit, seiner tollen Empfindlichkeit, seinem leicht gerührten Weinen, seinem, wenn es voll und gut geht und schön Wetter ist, exzentrischen Selbstbe-

wußtsein ein rechter knochiger Wilder, sanft und aufbrausend, kühn und scheu.

Gamsjun ist die Urscheuheit im Menschen. Werten wir ihn gar nicht literarisch, aber sagen wir, daß mit ihm in der Literatur zum Ausdruck kommt: eines der reinst erhaltenen Exemplare der ursprünglichen Tiergattung, bitte Tiergattung Mensch. So hat der kluge fortschrittliche Menschenaffe besorgt, infernalisch mit den spitzesten Mitteln der Beobachtung rechnend um sich herumgeblinzelt, er machte sich eine Spiegelstecherei, einen Klemmer aus Blinzelleien zurecht und knipste ihn auf die Nase, die davon energisch und groß wurde.

Gamsjun ist ein Stück graue Vorzeit; aber was wir so verwandt an ihm fühlen, ist gerade nicht das Nervlich-Dekadente, wie es uns deucht, sondern das Zukünftige, die absolute heidnische Naturperson, die Harmonie und das Einverständnis mit der Schreckhaftigkeit des Daseins, der rücklings in den Busch entschlüpfte scheue Großstädter; Pan... aber da verschwindet die Erscheinung wieder, das rare Einhorn, und wir wollen sie taktvoll allein lassen in ihrer tiefen kreatürlichen dämonischen Einsamkeit.

Robert Müller

Die heilige Kant*

In seinen letzten beiden Werken ist Norbert Jaques mit Erfolg bemüht gewesen, sein Schaffen und sein Leben in Übereinstimmung zu bringen. „Landmann Hal“ war ein dichterisches Ja-sagen zur Daseinsform, die er seinem Ich als gemäß erkannte, als er sich aus der Scheinkultur der Städte in Einsamkeit begab, den Weg zurückging bis zum schönsten Zeitalter der Menschheit; da die

* Roman von Norbert Jaques. Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin.

Männer, rober Jagd entfangend, Hirten wurden, unter Abels milder Leitung. Im Rausch der Flitterwochen mit der eigenen Scholle erträumte Jaques dann wohl die Möglichkeit, Haß und Todschlag Rains aus idyllischer Glückseligkeit für immer zu entfernen. Aus dieser Phantasie heraus mag er das panische Symbol erfunden haben, „Die heilige Kant“, dieses brünstige Gelöbnis an die alleinseigmachende Natur.

Kant, des mittelalterlichen Grafen Dombefred von Handewyn gebenedeites Töchterlein, verkörpert der Schöpfung Dumpfheit und Entwicklung. Ihre Wurzeln stehen noch im Urgrund, mit ihrer Krone ragt sie in höchste Geistigkeit. „Sie hatte alles eingeseht, nackt, roh und selbstvergessen war sie Mensch gewesen in allem, was Gott in den Menschen geschaffen hat. Und so lohnt es ihr nun Gott in tiefer Dankbarkeit, daß sie seinen Weg gegangen war...“ Sie zerbricht den Kreis des Werdens und wird teilhaftig der Heiligkeit des Seins. Durch ihre Peinen und ihr Beispiel ist sie Erlöserin der Sündhaften geworden. Die Menschen lassen ab von ihren Fehden, ewiger Frieden kehrt auf Erden ein.

Eines deutschen Mädchens wundertrachtige Legende. Deutsche Landschaft mit der heißen Wortkraft eines Liebenden geschildert, Gleichnis deutscher, tiefinnerlichster Werte. Durchhuscht vom Spul heidnischer Magie, schwer von urchristlicher Mystik, zum Triumph der Gotik sublimiert. Aus der „Heiligen Kant“ glänzt die Vision eines Deutschtums, das aus dem Fieber der Verblendung zur Erkenntnis aufwacht: es gibt eine absolute Wahrheit, in der Ja und Nein sich nicht bekriegen; das den Entschluß faßt, zu genesen an der Treue, die es seinem eigenen Wesen hält.

Auguste Hauschner

Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit

Von Robert Musil

I

Indem ich anhebe, die Frage des Nationalgefühls als eine Frage zu behandeln, während sie seit 1914 nur als Antwort zu existieren scheint, als leidenschaftliche, unbekümmerte Bejahung oder Verneinung, indem ich dies mitten in einem überaus kritischen Abschnitt unseres Schicksals versuche, wo scheinbar jeder Zweifel am Begriff der Nation vermieden sein sollte, muß ich dennoch die Entschuldigung abweisen, ich tue es, weil ich eine neue Antwort weiß und mich der Prophet treibt, sie zu verkünden. Ich kenne in der Tat nur Teilantworten oder Antworten, die nur zum Teil befriedigen. Aber gerade in diesem Mangel, der ungeachtet allen Bemühens, ihn zu beheben, bestehen bleibt, erkenne ich die Notwendigkeit, daß einer einmal nicht in fertiger Überzeugung von der Sache spricht, sondern aus der unverhohlenen Hilflosigkeit heraus, in der wir uns trotz aller Phrasen ihr gegenüber befinden.

II

Die, für welche die Nation einfach nicht existiert, machen es sich zu leicht. Dieser Geist, der sich im Namen des Geistes für exterritorial und übernational erklärt, treibt angesichts der auf uns allen lastenden Verachtung und Sklaverei Vogelstrauchpolitik; er steckt den Kopf in den Sand, was nicht hindern kann, daß ihn die uns allen geltenden Schläge dort treffen werden, wo seine Straußfedern sitzen.

Dieser individualistische Separationsgeist übersieht aber noch eines: jenes bekannte Sommererlebnis im Jahre 1914, den sogenannten Aufschwung zur großen Zeit, und ich meine das durchaus nicht nur ironisch. Im Gegenteil, was man anfangs stammelte und später zur Phrase entarten ließ, daß der Krieg ein seltsames, dem religiösen verwandtes Erlebnis gewesen sei, kennzeichnet unzweifelhaft eine Tatsache; Entartung beweist nichts gegen den ursprünglichen Charakter. Es ist zu einer Phrase gemacht worden, in der üblichen Weise eben dadurch, daß man es ein religiöses

Erlebnis nannte und ihm damit eine archaische Maske gab, statt zu fragen, was da eigentlich an einen doch längst entschlafenen Vorstellungs- und Gefühlsbereich so heftig seltsam pochte: dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die Menschheit zu jener Zeit (und natürlich alle Völker in der gleichen Weise) von etwas Irrationalem, Unvernünftigem, aber Ungeheurem berührt worden ist, das fremd, nicht von der gewohnten Erde, war und deshalb, noch bevor die eigentlichen Kriegsenttäuschungen kamen, einfach weil es sich bei seiner atmosphärisch unbestimmten Natur nicht fassen und halten ließ, schon als eine Halluzination oder ein Gespenst erklärt wurde.

Darin war auch das berauschte Gefühl enthalten, zum erstenmal mit jedem Deutschen etwas gemeinsam zu haben. Man war plötzlich Teilhaber geworden, demütig aufgelöst in ein überpersönliches Geschehen, und spürte, von ihr eingeschlossen, die Nation geradezu leibhaftig; es war, als ob mythische Ureigenschaften, welche in einem Wort eingeschlossen die Jahrhunderte verschlafen hatten, plötzlich so real erwachten wie die Fabriken und Kontore am Morgen. Man muß schon ein kurzes Gedächtnis oder ein weites Gewissen haben, um über späterer Besinnung das zu vergessen. — Selbst die Wenigen, die sich diesem ungeheuren Druck entziehen wollten, konnten es nicht durch ruhiges Beharren tun, sondern nur durch Gegenstoß. Wer schon zu Beginn Kriegsgegner war, mußte es fanatisch sein; er spie der Nation ins Gesicht, er meuchelte sie und bewies damit nur — die Konträrfaszination.

Will man nun glauben, daß es nichts gewesen sei, wenn Millionen Menschen, die zuvor nur für den Eigennuß und in überfüllter Angst vor dem Tode gelebt hatten, plötzlich mit Jubel dem Tod für die Nation entgegenliefen? Man muß schon ein sehr ungebildetes Ohr für das Leben haben, um über der pazifistischen Gewissensstimme diese Stimme des Geschehens nicht gehört zu haben. Und selbst wenn Millionen von Menschen sich, ihre Existenz, ihre Lebensziele, ihre Nächsten, ihren Gesamtbesitz an Heroismus bloß einem Phantom geopfert haben sollten: kann man denn da einfach wieder zu Bewußtsein erwachen, aufstehen und weggehen wie nach einem Rausch, das Ganze eine Trunkenheit, eine Psychose, eine Massensuggestion, ein Blendwerk des Kapitalismus, Nationalismus oder was immer nennend? — Man kann es ganz gewiß nicht, ohne dadurch ein Erlebnis zu unterdrücken, das nicht erlebigt ist, und gerade dadurch die Ursprünge einer ungeheuerlichen Hysterie in die Seele der Nation zu senken!

III

Aber auch die, für welche die Idee der Übernationalität nicht existiert, machen es sich zu bequem. Braucht man das eigentlich zu sagen?

Wenn aber nicht, warum hört man dann so selten die Anklage gegen den Betrug erheben, der an uns beim Kriegsende durch Wilson und sein trojanisches Pferd der vierzehn Punkte begangen worden ist? Gewiß waren wir damals am Ende; aber in dem Augenblick, wo wir die zum Ekel gewordenen Waffen fallen ließen, hatte sie etwas uns aus der Hand geschlagen oder geschmeichelt? War nicht eine österliche Weltstimmung da: verfrüht wie ein warmer Februartag, die Überzeugung, daß eine neue Zeit für die Menschheit anhebt? Und auch sie war, verglichen mit dem erschütternden Dementi, das sie erlitt, nur eine Trunkenheit, eine Psychose, eine Massensuggestion, ein Blendwerk gewesen.

Wir haben also zwei große, einander entgegengesetzte Illusionen und beider Zusammenbruch erlebt, empfindlicher erlebt als andere Nationen: ist es zu verwundern, daß wir daran geistig niedergebrosen sind? Der wilde Haß, der in der deutschen Nation zwischen den zur Wiederermannung Eifernden und den dagegen Eifernden aufriß, die durcheinandergellenden Appelle an die nationale Erhebung von 1813 und an die internationale Erhebung von Moskau, der Kontrast zwischen den vor der Entente palmwedelnden Pazifisten und den Morden an unseren eigenen Politikern, die leidenschaftlichste Trauer um die verlorene Selbständigkeit der Nation gleichzeitig mit unerlaubten Auslandsgeschäften, Florieren der Schieber, der Tanzsäle und tausenderlei wenn selbst nicht unerlaubtem, so doch unangebrachtem Gedeihen, endlich die ungeheure seelische Ermattung und der Zerfall der Nation in müde, mürrische, einander fremd gewordene Teile: das entspricht nicht mehr bloß der Schwere erlittener materieller Verletzungen, sondern zeigt die geistige Erschütterung an.

IV

Zur Wiederaufrichtung gehört wohl eine klare und feste Seele; ist es richtig, daß jene Illusionen und ihr Zusammenbruch uns geschwächt haben, und daß wir eigentlich an einem seelischen Vakuum leiden, so haben wir wenig Dringenderes zu tun, als uns mit ihnen auseinanderzusetzen.

Wie falsch, die leider oft in Deutschland zu hörende Schulbubenausrede: Wir haben's nicht getan! Sondern die Kaiser, die Generäle, die Diplomaten! Natürlich haben wir's getan: wir haben es gewähren lassen; es hat es getan, ohne daß es von uns gehindert worden wäre. Bei uns wie bei den andern. Wie falsch auch die andere oft zu hörende Rede: wir hätten bloß nicht genug Festigkeit gehabt und hätten uns betören lassen. Das übersieht das wahrhaft Neue, zu dem sich damals der Wille bilden wollte. Wenn man aber die Verhandlungen von Versailles in den französischen Blättern nachliest, so sieht man es sich listig, nein fast mechanisch, hilf-

los und mit Notwendigkeit gegenbilden, was diesen Willen bezweifelte, so wie er auch bei uns bezweifelt wird, verdächtig machte mit alten Erfahrungen und ihn mit einer Mentalität umfing, deren Apparat nicht anders konnte, als die junge Saat zerdrücken. Versailles war ein Brennspiegel des europäischen politischen Denkens. Der Einzelne aber war der gleiche vor 1914, im Sommer 1914, bei Brest-Litowsk, bei den vierzehn Punkten, in Versailles; der gleiche in Frankreich und Deutschland; er hat bloß die entsetzlichsten Gegensätze erlebt, fast ohne die Übergänge zu merken; er hat sich bloß als zu allem fähig erwiesen und hat es gewähren lassen; bei voller Illusion eigenen Willens folgte er willenlos. Wir haben's getan, sie haben's getan: das ist keiner, das ist „Es“.

Betrachten wir dieses Es.

Daß der Wille der Gesamtheit nicht die Summe der Einzelwillen darstellt, ist nichts Neues; wenn nicht früher, so findet man bei Lagarde diesem Gedanken Wichtigkeit beigemessen, und seither ist er ein oft erörtertes und genau untersuchtes Thema geworden. Selbst eine Urabstimmung drückt nicht allein die Stimme der Befragten aus, sondern auch die des dazu aufgebotenen Apparats, und so sind alle Äußerungen eines Volks nicht nur es selbst, sondern sind mitbestimmt von seinen Apparaten der Bureaucratie, der Geseze, der Zeitungen, der wirtschaftlichen und ungezählter anderer Einrichtungen bis in die scheinbar individuellsten und doch teilweise abhängigen Leistungen der Literatur hinein. Ein Volk ist die Summe der Einzelnen plus ihrer Organisation, und da diese Organisation in vieler Hinsicht ein selbständiges Leben führt, so ergibt sich — nimmt man noch die in hohem Maß zufällige Zusammensetzung der öffentlichen Ideenatmosphäre eines bestimmten Augenblicks hinzu — jenes Es, von dem die Rede war. Seine Bildung soll in der Folge als genügend bekannt und ungenügend durchschaut vorausgesetzt werden; es ist merkwürdig, wie wenig ausgenützt diese doch schon feststehenden Wahrheiten werden, und es würde nicht viel dazu beitragen, obgleich es sehr umfänglich wäre, wenn ich sie hier wiederzugeben versuchte.

Hingegen ist das ideologische Gewand, in dem dieses Es auftritt, im Zeitpunkt vor einer Erneuerung mit pflichtschuldigem Argwohn zu betrachten.

V

Es dürfte nicht viele Menschen geben, welche, direkt befragt, Nation mit Rasse gleichsetzen würden — alle Welt weiß schließlich, daß die Nationen Rassengemische sind —, aber merkwürdigerweise wird trotzdem im Leben immer wieder ganz unbefangen der Begriff der Rasse dem der Nation unterschoben, und es wird mit ihm hantiert, als wäre er so ein-

deutig wie der Begriff eines Würfels: darin liegt die Erscheinung, welche hier betrachtet werden soll. Es ist mir ferne, mich über die Rassenfrage verbreiten zu wollen, aber um zu ihrer ethischen Bedeutung zu gelangen, ist es allerdings nötig, an die theoretische Eigenart des Rassegedankens anzuknüpfen.

Wenn sich von einem bestimmten Augenblick ab die Fische durch Zeugung statt durch Bestellung vermehren würden, so würden wir alsbald aus den jetzt lebenden Fischen (und zwar mit der gleichen Evidenz, mit der wir in einem Friesen den Friesen erkennen) die Rassen der vierbeinigen, der einbeinig-ovalen und dergleichen mehr Fischrassen entstehen sehen. Es wäre gar nichts geschöhn, als daß je zwei Fische einen dritten zeugten, der ihnen nach einem bestimmten Mischungsgesetz der Eigenheiten ähnelte und die Eigenschaft besäße, sich in der gleichen Weise weiter fortzupflanzen. Daß dabei ein Teil der Eigenschaften während mehrerer Generationen bloß in den Keimanlagen weitergereicht werden kann, ohne sonst in Erscheinung zu treten, ändert gar nichts daran, daß sich alles nur zwischen und an Individuen abspielt. Bei der ganzen Angelegenheit hat die Rasse nichts zu tun, als daß sie schließlich da ist, weil sie gar nirgends anders sein kann; so wie der Regen da ist, wenn Tropfen vom Himmel fallen. Sie selbst hat keine andere Möglichkeit, in das reale Sein einzutreten, als durch die Individuen, und keine andere Wirkungen als die Wirkungen von Individuen; eine solche Existenz ist aber eben eine nur gedachte, ein Kollektivbegriff. Natürlich gibt es Rassen, aber die Individuen bilden die Rasse.

Ist das der Sachverhalt, so ist seine Umkehrung durchaus nicht berechtigt, und diese fast theologische Verdrehung lautet: das Individuum wird von Rassen gebildet. Bekanntlich ist gerade diese Formel die des Alltagsgebrauchs.

Es bleibt nach ihr von einem Menschen so wenig übrig wie von einem Strumpf nach Abzug der sich verkreuzenden Maschen. Meist mag es ja nur eine Bequemlichkeit der Verständigung sein, wonach ein Mensch zuerst durch seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe gekennzeichnet wird — kann es die Familie K. sein, warum also nicht auch die germanische Rasse? —, und es klingt uns heute schon fast natürlich, wenn Bismarck sagt, „das Fällen von Bäumen ist kein germanischer, sondern ein slawischer Zug“, oder ein jüdischer Kritiker von Wassermanns Buch „Mein Weg als Jude und Deutscher“ behauptet, „es ist für einen Juden unmöglich, ein rein deutscher Künstler zu werden“: trotzdem ist es gerade in den harmlosen Fällen ein gefährliches Zugeständnis an eine lasterhafte Denkgewohnheit. Man kennt ja jene Literatur, die sie verursacht hat und von ihr verursacht

wurde. Sie hat nicht Schädelindizes, Augenfarbe und Skelettproportionen, was nur wenig Menschen anlockt, zum Gegenstand, sondern Eigenschaften wie religiösen Sinn, Rechtlichkeit, staatsbildende Kraft, Wissenschaftlichkeit, Intuition, Kunstbegabung oder Toleranz des Denkens, von denen wir insgesamt kaum anzugeben wissen, worin sie bestehen, und spricht sie mit Hilfe eines anthropologischen Küchenlateins den angeblichen Rassen zu oder ab, weil sie glaubt, der Nation Würde durchs Ohr flößen zu können, wenn sie mit der Stimme der Jahrtausende vor ihr hauchredet.

Man wird nicht leugnen können, daß ein gut Teil unseres nationalen Idealismus in dieser Denkkrankheit besteht.

Wohin das führen muß, ist nicht schwer zu sehen. Wenn im Guten und Bösen für alles nicht der Einzelne verantwortlich gemacht wird, sondern die Rasse, wirkt das genau so, wie wenn man sich immer auf einen anderen ausredet; die Folge ist nicht nur, daß Wahrhaftigkeit und intellektuelle Feinheit abstumpfen, sondern eine Entartung aller Keimzellen der Moral. Wo die Tugend durch Prädestination zum Nationaleigentum erklärt wird, ist der Weinberg des Herrn expropriert, und niemand braucht fortan in ihm zu arbeiten. Es wird dem Einzelnen vorgeschmeichelt, er besitze alles Wünschenswerte, so er sich nur auf die Tugenden seiner Rasse besinne: offenbar ein moralisches Schlaraffenland, unser glückliches Deutschland, wo die gebratenen Tugenden ins Maul fliegen!

Schwieriger scheint sich erkennen zu lassen, woher es kommt. Man sagt Antisemitismus, aber das ist fast nur ein anderes Wort für die Erscheinung selbst; das Wesentliche ist, daß sich hinter ihr ein echter Idealismus birgt, ein typischer Fall jenes regressiven Ideenbedürfnisses, das jeden Gedanken auf ältere, ewige, für erhaben geltende zurückbezieht statt ihn auszudenken; kurz eben das, was hierzulande für Idealismus gilt. Das erzeugt den Menschen mit dem festen Rezept und den erhaben einfachen Regeln, der sich des geistigen Erlebens überhebt, den Pharisäer. Es ist bei uns ein sonderbares und äußerst gefährliches Verhältnis entstanden: die Respektlosigkeit vor dem Geist im Namen des deutschen Geistes. Weite — und fast möchte man sagen die bestwilligen — Kreise unseres Volks haben es verlernt, eine Leistung nach ihrem Gehalt zu empfinden, und prüfen sie nur nach ihrer Herkunft und darauf, wie sie ins System der Vorurteile paßt; es wird das Weite am Engen gemessen, der mannigfaltige Geist an einer seiner Ausgeburten; die Aufmerksamkeit hat sich von den Werten zu ihren Nebenumständen abgewendet, von der Wirklichkeit zur Hypothese, und es hat sich derer, die zu folgen berufen sind, eine sektiererisch anmaßende Besserwisserei bemächtigt. Da mit etwas

so Urtümlichen, wie es die Klasse ist, überdies nur urtümliche Tugenden verknüpft sein können, werden schließlich auch die Geister, welche sich des gleichen Bluts berühmen dürfen wie ihre Richter, nicht mehr ans Ohr der Nation gelassen, falls sie nicht so schreiben wie Herr Walter Bloem oder so denken wie Herr Hilthy, also nicht treu, tapfer, keusch sind und mit weiteren fünf deutschen Indianertugenden ihr Auslangen finden. Auf diesem Wege des Idealismus ist der Massengedanke zur deutschen Selbstbeschädigung geworden und saugt der Nation in jahrzehntelangem Mißbrauch das Mark aus.

VI

Unter allen ideologischen Bekleidungsstücken der Nation ist aber der Staat das Leibhafteste. Fast möchte man schlechtweg sagen: er ist ihr Leib; aber er ist ja mehr, er ist ja leider fast auch ihre Seele. Siehe das alte kaiserliche Reich, siehe aber auch das neue Rußland. Er ist eine alle inneren Teile durch und durch wuchernde Schusskapsel.

Es ist überaus merkwürdig, wie in der Geschichte des Denkens von den Griechen bis auf den heutigen Tag maßlose Hochstellung des Staates mit maßloser Tiefstellung fast in der Regelmäßigkeit von Pendelschwingungen wechseln. Er wird bald für die höchste menschliche Erziehungsanstalt oder den Inbegriff aller Güter angesehen, bald für den alles Höhere verschlingenden Leviathan, und wenn schon für unentbehrlich, so doch für ein unentbehrliches Übel. Es ist klar, daß so hartnäckige Widersprüche nicht nur theoretischer Natur sein können, sonst hätte sich im Lauf der Zeit, wie bei allen Verstandesfragen, ein Ausgleich herausgebildet. Sie erweisen sich auch als unabhängig von den großen Weltanschauungstypen; Hellas, das katholische Mittelalter und die Aufklärungszeit mußten gleichermaßen beiden Auffassungen in sich Raum geben. Da er nicht zu schlichten ist, hängt der Streit wahrscheinlich mit einem Gefühlsverhältnis zusammen; da er sich aber auch den tiefsten Unterschieden des Weltgefühls gegenüber als unbeeinflussbar erweist, dürfte er auf einen noch tieferen Unterschied hinabreichen; es liegt nahe, diesen in dem Gegensatz von Einzel- und Gesellschaftswesen zu suchen, der vor die Anfänge der menschlichen in die tierische Gesellschaft hinabreicht und von jedem in sich getragen wird. Jeder Einzelne ist gespalten in Liebe und Haß der Gesellschaft gegenüber, wenn auch die Lebensumstände eines von beiden oft nicht bemerken lassen oder beide zur Gleichgültigkeit abschwächen.

Dieses widerspruchsvolle Verhältnis des Menschen zum Staat äußert sich nun auch in dem folgenden fürchterlichen Rechenexempel: Die ein-

zeln Menschen sind, wenn man auf die Übertreibungen der Rassenidee verzichtet, in den verschiedenen Staaten einander nahezu gleich; die Staaten sind, wenn man sie als Apparate miteinander vergleicht, auch nahezu immer dieselben — dennoch ergibt Einzelne plus Staat jene vernichtenden Gegensätze, die sich in Kriegen entladen und zu Friedenszeiten in dem seltsamen Zeremoniell von Gesandtschaften, Noten, Empfängen und Demarchen äußern, das so genau dem ähnelt, nach welchem Hunde auf der Straße einander begegnen. Sucht man diesen Widerspruch, daß die gleichen Menschen, in gleicher Weise organisiert, einen dauernden Gegensatz bilden, aufzulösen, so kann seine Ursache nur in der Art der Organisation zu suchen sein. Schon die flüchtigste Prüfung unter dieser Fragestellung ergibt vor allem, daß der Staat so etwas wie eine verhärtete Haut ist, eine geschlossene Fläche, welche den größeren Teil der in ihrem Raum wirkenden Kräfte nach innen zurückwirft und nur den weitaus kleineren durchläßt; ein Isolator; Meinungs-austausch, Verkehr, geistige Organisation, kirchliche Gemeinschaft, selbst Sozialismus, dieser aller „Kraftfelder“ sind außen sehr viel verdünnter als innen. Es kommt dies daher, daß nahezu nur der Staat wirksame „Organe“ ausgebildet hat; die Nation hat ja fast keine; die, welche sie hat, sind der Staat. Deshalb denkt, fühlt, entscheidet, handelt er in den meisten Fällen für die Einzelnen mit einer Generalprokura, die sich jeder Kontrolle entzieht; denn die Kontrolle ist, wenn man den Begriff des Staates nur in genügend weitem Sinn nimmt, wieder er selbst. Es bilden ja nicht nur die Regierung und die Exekutive diesen Apparat des sogenannten gemeinsamen Willens, sondern auch die Parteien und die Interessenvertretungen jeder Art; es besteht da ein durchgehendes, sozusagen histologisches Aufbaugesetz, wonach die Elemente der Organisation wieder nur Organisationen sind, und es wird anscheinend desto fühlbarer, je weiter ins Demokratische die Entwicklung geht. Demokratie ist nicht Herrschaft des Demos, sondern seiner Teilorganisationen.

Immer aber, wenn eine Gruppe für die Einzelnen handelt, wird ein Nest zu finden sein, ein Opfer, eine Duldung; nur dann nicht, wenn ein starker Schwung, die Einstellung auf eine besondere Leistung, ein erregter Herzschlag sie wegspült, nicht zu Bewußtsein läßt. In so großen, inhomogenen, gealterten Gruppen, wie sie die Staaten sind, wird das nur in besonders gehobenen Augenblicken geschehn; gewöhnlich „drückt“ der Staat den Menschen, wo er mit ihm in Berührung kommt. Man braucht also kein Antietatist zu sein und kann die große Bedeutung des Staates voll anerkennen, so bleibt es doch angesichts dieser Verhältnisse eine tatsachenwidrige Ideologie, in ihm den Vertreter der höchsten, weil

allen gemeinsamen Güter zu sehn und ihm dafür eine Art Überwillen zuzusprechen oder ihn für irgendeine Art menschlicher Bervollkommnungsanstalt zu halten. Das ist ein Ideenrest aus der Zeit des Obrigkeitsstaats, der sich in die Sprüchlein der Erzieher des jungen Deutschen Reichs gerettet hatte und leider auf dem besten Wege ist, im Sozialismus wieder aufzuleben, dessen Ethik im Altruismus einer Brüderschaft stecken zu bleiben scheint. Es ist auch ein Fall jenes „Überwältigungsidealismus“, der die Würde, die der Mensch für sein persönliches Leben nicht zu gewinnen vermag, auf dessen Hintergrund überträgt, auf die Rasse, auf seinen Kaiser, auf einen Verein, auf die Erhabenheit des Sittengesetzes oder sonst eine Tapete.

VII

Das gewöhnliche Verhältnis des Einzelnen zu einer so großen Organisation, wie sie der Staat darstellt, ist das Gewährenlassen; überhaupt repräsentiert dieses Wort eine der Formeln der Zeit. Das Zusammenleben der Menschen ist so breit und dick geworden, und die Beziehungen sind so unüberschbar verflochten, daß kein Auge und kein Wille mehr größere Strecken zu durchdringen vermag, und jeder Mensch außerhalb seines engsten Funktionskreises unmündig auf andere angewiesen bleibt; noch nie war der Untertanenverstand so beschränkt wie jetzt, wo er alles schafft. Ob er möchte oder nicht, muß der Einzelne gewähren lassen und tut nicht. Es ließ der Engländer und Amerikaner nicht die Kinder in Mitteleuropa verhungern, sondern er ließ es bloß zu, und wir selbst haben unseren Teil an den Greueln nicht getan, selbst wenn wir die Täter waren, sondern wir haben ihn bloß zugelassen. Wenn man das ändern will, muß man sich aber auch klar machen, wie notwendig es ist. Wer glaubt — und es scheinen nicht wenig und gerade die eifrigsten Seelen zu sein —, daß da etwas statt durch kaltblütige Organisation von der Wärme des Herzens her zu richten wäre, der schlage an einem beliebigen Morgen seine Zeitung auf und lese, was es alles darin an einem einzigen Tag an Leid und Unglück gibt, das zu verhindern möglich wäre: und wenn er das alles nicht zulassen wollte, ja wenn er bloß die Fähigkeit besäße, es sich leidhaft deutlich zu machen, nein, nur so weit deutlich zu machen, wie es das Wort „mitfühlend“ von jedem Menschen verlangt — er würde ein Narr werden! — Das aktive Gegenstück zu diesem Gewährenlassen ist die summarische, allgemeine, aktenmäßige Behandlung menschlicher Fälle; der Akt ist das Symbol der indirekten Beziehung zwischen Staat und Mensch. Er ist das geruch-, geschmack- und gewichtslos gewordene Leben, der Knopf, den man drückt, und wenn deshalb ein Mensch stirbt, so hat man es nicht getan, weil das ganze Bewußtsein von der schwierigen Handhabung des

Knopfes erfüllt war; der Akt, das ist das Gerichtsurteil, der Gasangriff, das gute Gewissen unserer Peiniger, er spaltet den Menschen aufs unseligste in die Privatperson und den Funktionär, aber seine Indirekttheit der Beziehung ist unter heutigen Verhältnissen eine anscheinend unentbehrliche Hygiene.

Der einfache Mensch korrigiert das darauf ruhende Mißgebilde, indem er stiehlt und auf beliebende Weise die ihm gemachten Vorschriften hintergeht. In der Tat bleiben außerhalb dieses Systems eigentlich nur illegitime und fast als unerlaubt anrühige Einflüsse: der freie Wirtschafts-, Meinungs- und Lebensverkehr. Es bilden sich immer wieder trotz aller Widerstände Gedanken, die schließlich der Entwicklung eine kleine Änderung geben; auf die verstaatlichte Kirche wirken Häretiker ein, auf den verstaatlichten Geist das freie Schrifttum, und vor allem sind es die Süchte — darunter beherrschend und regelnd die nach dem Geld —, welche das menschliche Gegengewicht zur Organisation bilden. Sie sollten nicht nur angeklagt, sondern verstanden werden als das luziferische Korrektiv zu dem sehr unvollkommenen Gotte Staat. Augustinus schieb zwischen dem Staat und der *civitas dei*, der Sphäre des Gottesreichs, wo sich der einzelne Mensch jedem Zugriff der Allgemeinheit entzieht. Heute stürzt sich die *civitas dei* ins Kino, gibt die Existenz hin für den Jimmy und schiebt mit Devisen unbekümmert den Staat an den Rand des Grabs. Das ist natürlich Entartung; es ist aber wichtiger, sich einzugestehn, daß es nach der anderen Seite bloß Rehrseite des Staates ist, etwas in seinem Wesen Begründetes, das in den Dombau eingemauerte spukende Menschenopfer.

Die Existenz der Nation war weder als Rasse noch in der Form des Staates zu finden; in diesen beiden hat man sie aber tatsächlich gesucht: der deutsche Gedanke stützte sich entweder auf Rassenphantasien oder auf eine Aufopferungsphilosophie für die Summe aller Summen, welche der Staat sein sollte, fast auf eine Art individueller Erbsündigkeit, die nur durch das Aufgehen im Ganzen abgelöst werden könne. Es blieb außerhalb dieser beiden als drittes die *civitas dei*, und ihr entspricht als dritte der Fassungen, eben schon berührt, die Nation als Geist. Unsere Ciceros sagen: die überpersönlichen ideellen Güter, der Gemeinschaftsgeist, die dem gemeinsamen Willen entsprossenen Einrichtungen, die gemeinsame Kulturtradition (worin der Komplex Staat nur einen Teil ausmacht) integrierten die Nation. Ohne das leugnen zu müssen, was viel Richtiges enthält, ist es erlaubt, dem ein doch wohl richtigeres Bild entgegenzustellen. Welcher Geist ist denn etwa einer Universität mit einem Zuchthaus gemeinsam — und es sind doch zwei Anstalten, in denen heute die Exponenten der beiden

am stärksten entwickelten Tüchtigkeiten stecken? Welcher Geist Herrn Anton Wildgans mit Nießsche? Gewiß einer, aber das wird so schwer festzustellen sein, daß man ihn besser beiseite läßt. Man achte lieber darauf, daß es da zuhauf viele Millionen Einzelner gibt, die innerhalb eines recht auseinanderklaffenden Zeitraums den Kopf in eine Welt gesteckt haben, welche sie dem Grad und der Art nach sehr verschieden verstehen, von der sie ganz Verschiedenes wollen, von der sie nicht viel mehr sehen als den Faden ihres Erwerbs und einen großen, beziehungslosen Lärm hören, in dem hie und da etwas anklingt, das sie die Ohren spizen macht. Diese ungeheure, ungleichartige Masse, der sich nichts ganz eindrücken kann, die sich nicht ganz ausdrücken kann, deren Zusammensetzung täglich ebenso wechselt wie die der sie treffenden Reize, diese zwischen fest und flüchtig schwankende Masse, Nicht-Masse, dieses Nichts ohne feste Gefühle, Gedanken und Entschluß ist, wenn auch nicht die Nation, so doch die ihr Leben eigentlich erhaltende Substanz.

Von ihr selbst wird jene ideelle Einkleidung als ein falsches „Wir“ empfunden. Es ist ein Wir, dem die Wirklichkeit nicht entspricht. Wir Deutsche, das ist die Fiktion einer Gemeinsamkeit zwischen Handarbeitern und Professoren, Schiefern und Idealisten, Dichtern und Kinoregisseuren, die es nicht gibt. Das wahre Wir ist: Wir sind einander nichts. Wir sind Kapitalisten, Proletarier, Geistige, Katholiken... und in Wahrheit viel mehr in unsere Sonderinteressen und über alle Grenzen weg verflochten als untereinander. Der deutsche Bauer steht dem französischen Bauern näher als dem deutschen Städter, wenn es auf das ankommt, was reell ihre Seelen bewegt. Wir — jede Nation für sich allein — verstehen einander wenig und bekämpfen oder betrügen uns wo wir können. Unter einen Hut sind wir allerdings dann zu bringen, wenn er auf dem Kopf einer anderen Nation eingetrieben werden soll; dann freilich sind wir beseligt und haben ein mystisches Gemeinsamkeitserlebnis; aber man darf annehmen, daß die Mystik dieses Erlebnisses darin besteht, daß es so selten für uns eine Realität ist. Noch einmal: das gilt ebenso gut für die anderen wie für uns Deutsche; aber wir Deutsche haben in unseren Krisen den unschätzbaren Vorteil, daß wir die wahre Zusammensetzung deutlicher erkennen können als sie, und auf diese Wahrheit sollten wir unser Vaterlandsgefühl aufbauen und nicht auf die Einbildung, daß wir das Volk von Goethe und Schiller oder von Voltaire und Napoleon sind.

Es bleibt immer und zu allen Zeiten ein Gefühl mangelnder Deckung zwischen öffentlichem und eigentlichem Leben; kann aber überhaupt irgend etwas von öffentlichem Geschehen dessen wahrer Ausdruck sein? Bin denn selbst ich Einzelner das, was ich tue, oder ist es ein Kompromiß zwischen

unartikulierten Kräften in mir und bereitstehenden, umformenden Formen für die Verwirklichung? Beim Verhältnis zum Ganzen gewinnt diese kleine Differenz vertausendfache Bedeutung. Eine unnatürliche Interessenverknüpfung kann außer durch träges Beharren nur durch gemeinsames Interesse an der Gewalt gegen andre zusammengehalten werden, es muß nicht gerade die Gewalt des Kriegs sein. Wenn man aber sagt, in den Zeiten von Kriegsausbrüchen seien Massensuggestionen im Spiel, so ist das nur als das Zerbersten einer Ordnung an ihren ungewollten vernachlässigten Spannungen zu verstehen. Dieser explosive Aufschwung, mit dem sich der Mensch befreite und, in der Luft fliegend, sich mit seinesgleichen fand, war die Absage an das bürgerliche Leben, der Wille lieber zur Unordnung als zur alten Ordnung, der Sprung ins Abenteuer, mochte es noch so moralische Namen erhalten. Der Krieg ist die Flucht vor dem Frieden.

VIII

Gerade gesprochen, ist die Nation eine Einbildung, in allen Fassungen, die man ihr gab.

Es fällt nicht leicht, sich das einzugestehn in einer Zeit, wo andere Nationen sich in ihrer Illusion blähen und uns Menschen deutscher Sprache die Solidarität der Entrechtung, Ausbeutung und Verschleppung in Sklaverei auferlegt haben. Man wird daher einwerfen, selbst wenn Vaterlandsgefühl, Nation und dergleichen nur Illusionen sein sollten, so bliebe dies doch jetzt besser verschwiegen. Unabhängig davon, ob es eine Nation gibt oder nicht, hat die Annahme, daß es sie gebe, einen Wert, ja gerade, weil nicht geleugnet werden kann, daß es in der Praxis mit der Einheitlichkeit der Nation nicht weit her sei, könne gar nicht suggestiv genug von ihrem Vorhandensein gesprochen werden. Es werden das besonders jene sagen, welche in der Nation ein Ideal sehen, das nur in ferner Zukunft verwirklicht werden kann und von Zeit zu Zeit dem Volk gezeigt werden muß, damit es dieses läutere. Aber ein Ideal wie dieses, das sich in Wirklichkeit zu einer läuternden Suggestion sozusagen nur an Feiertagen entfaltet hat und bei Gelegenheiten vom Rang einer Mobilisierung, hat das gleiche Verhältnis zum Menschen wie ein Haus, in dem ein Mann nur alle Schaltjahrspringsten schläft, während er es sonst vorzieht, auf der sumpfigen Wiese daneben zu schlafen; etwas, das so wirkt, kann nicht unbedingt gut und geeignet sein.

Ja, man kann sagen, alles, was wir bisher sehen mußten, war eigentlich nur ein Spezialfall eines falschen Gebrauchs vom Idealen! So wie die Annahme einer Rasse nicht progressiv aufgefaßt wurde als etwas, worauf man zielen kann, sondern regressiv als ein mystischer Fetisch, wurde

der Staat erhöht, indem man ihn dem Verlangen entrückte, ihn für respektlos verbesserbar wie eine Wohnungseinrichtung zu halten, und es wurde der Begriff der Nation nicht institutiv als etwas zu Bildendes zugegeben, sondern konstitutiv als etwas Vorhandenes behauptet, das sich bloß nicht rein äußert. Das ist ein Gebrauch, den wir von allen unseren Idealen machen, wahrscheinlich Rest aus Zeiten, wo es noch schwer war, den einfachsten Regeln Beachtung anders zu schaffen, als indem man sie für tabu erklärte. Dieses prähistorische Tabugepräge trägt heute noch unsere Ethik. Wir stabilisieren unsere Ideale wie die platonisch-pythagoräischen Ideen, unverrückbar und unveränderlich, und wenn die Wirklichkeit ihnen nicht folgt, so sind wir imstande, dies gerade als das Kennzeichnende der Idealität anzusprechen, daß die Wirklichkeit nur ihre „unreine“ Verwirklichung ist. Der schwer berechenbaren Kurve des Seins bemühen wir uns das starre Vieleck, das durch unsere moralischen Fixpunkte geht, zu unterlegen, indem wir in immer neuen Ecken die Geradheit unserer Grundsätze brechen, ohne doch je die Kurve zu gewinnen. Mag sein, daß das innere Leben ein ebensolches Bedürfnis nach festen Beziehungspunkten hat wie das Denken; aber als Ideale haben uns diese dahin geführt, wo es weiter kaum mehr geht, da man — wie jedermann weiß — jedem Ideal so viele Einschränkungen und Widerrufe auferlegen muß, um es der Wirklichkeit zu nähern, daß kaum noch etwas von ihm übrig bleibt. Wenn ein weißer Grund ganz von dunklen Flecken bedeckt ist, wird der Augenblick kommen, wo man mit einem dunklen Grund und weißen Flecken in Gedanken arbeitet; auf ethischem Gebiet ist man noch weit davon. Dieses „Paktieren“ mit der Wirklichkeit ist leider gerade das Gegenteil von dem, worin unsere Idealisten die Idealität erblicken. Ich nenne es Idealismus, die Wirklichkeit nach Ideen zu formen (und nur in zweitem Grade Idealismus, den durchgesetzten Ideen zu folgen so lange, bis die nächste Verwirklichungsstufe erreicht ist); wenn daher das Leben einem System von Idealen nicht folgt, so vermag ich in ihnen nicht viel Idealismus zu erkennen. Man sehe nur endlich ein, daß das Leben nicht aus Unfolgsamkeit nicht folgt, wie in der Schule, sondern daß die Fehler bei den Idealen liegen müssen.

Eine Moral, die heute nicht bloß ein Flickwerk sein will — meint halben eine bloß „zivilisatorische“ Moral mit Verzicht auf den schönen Atavismus Kultur, dessen Widerlegung man sich beiläufig aus dem Vorhergehenden ableiten kann —, muß sich auf der Ungestalt aufbauen, welche die europäische Zivilisation und das ungeheure Wachstum ihrer Beziehungen dem Menschen gegeben haben. Ich glaube, daß das seit 1914 Erlebte die meisten gelehrt haben wird, daß der Mensch ethisch nahezu etwas Gestaltloses, unerwartet Plastisches, zu allem Fähiges ist; Gutes

und Böses schlagen bei ihm gleich weit aus, wie der Zeiger einer empfindlichen Waage. Es wird voraussichtlich damit noch ärger werden, und die Menschen werden den heute um sie gelegten, ohnedies halb ohnmächtigen ethischen Klammern immer mehr entgleiten. Denn man darf sich den Menschen wohl ursprünglich als ein Geschöpf denken, das ebenso gern gut wie böse ist, nämlich sozial wie egoistisch (beiseite gelassen, ein wie großer Einschlag von Egoismus noch zum Sozialen gehört); aber die Interessen, in welche er heute verflochten wird, sind zu viele, und die Undurchdringlichkeit um ihn, die ungenügende geistige Reizleitungsfähigkeit des sozialen Körpers bringt es mit sich, daß im Augenblick jeder Handlung immer nur ein kleiner Bruchteil der möglichen ethischen Determinanten auf ihn einwirkt. Darum hat heute jedes ethische Geschehen, wenn es wirklich erlebt wird, „Seiten“; nach der einen ist es gut, nach der anderen böse, nach einer dritten irgend etwas, von dem erst recht nicht feststeht, ob es gut oder böse ist. Gut erscheint nicht als Konstante, sondern als variable Funktion. Es ist einfach eine Schwerfälligkeit des Denkens, daß wir für diese Funktion noch keinen logischen Ausdruck gefunden haben, der dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit genügt, ohne die Vieldeutigkeit der Tatsachen zu drücken; die Sittlichkeit wird so wenig an ihm zusammenbrechen wie die Mathematik daran gestorben ist, daß die gleiche Zahl das Quadrat zweier verschiedener Zahlen sein kann.

IX

Diese Moral, die unsren Tatsachen gewachsen wäre, haben wir natürlich nicht. Immerhin fordert schon das Bewußtsein des Übergangs, weder Staat noch Nation als Ideale zu behandeln, sondern einfach als Gegenstände, welche ihren Zwecken zu entsprechen haben. Über diese Zwecke, welche sich mit der Zeit ändern, kann aber kein Einzelner Bindendes sagen, außer: man überlasse es der Zivilisation, sie aus sich selbst zu entwickeln. Das heißt aber, wenn man in menschlichen Angelegenheiten den richtigen optimistischen Pessimismus hat — und weder glaubt, daß mit Mythos, Intuition und Klassizität einem Geschlecht von Maschinenbauern und -händlern zu helfen ist, noch die Kräfte übersieht, welche sogar in den Mißbräuchen dieser Zivilisation toben —, es den Menschen selbst zu überlassen, soweit es nur irgend mit dem Zusammenleben verträglich ist, sich ihren Weg für sich zu suchen und ihren eigenen Interessen zu folgen. Es ist das ein Prinzip, das wir doch schon in der Kinderschule anwenden, weil sich gezeigt hat, daß man dadurch bessere Schüler erzieht, und das wir nur endlich einmal auf die Mündigen zu übertragen brauchten. Proletarier, Kapitalisten,

222

Jahrbüchern, Maler und so weiter, das sind schon heute die natürlichen Weltverbände, die in sprachlich nationalem Zusammenschluß eigentlich bloß einen Unterverband darstellen. Die Auffassung, daß das Wirtschaftsleben eine internationale Einheit bildet, und daß staatsegoistische Wirtschaftspolitik statt Arbeitsorganisation im großen treiben, eine kurzfristige Schikane darstellt, beginnt sich langsam durchzusetzen; braucht man Beweise für die tatsächlich bestehende Internationalität der geistigen Interessen hinzuzufügen? Diplomatische Konferenzen zwischen den Staaten über den Abbau ihrer Gegensätze weisen ein derart lächerliches Mißverhältnis zwischen Erfolg und Aufwand auf, daß man wirklich auf die Idee kommen muß, diese Organisationen seien nicht geeignet, die Entwicklung über den bisher erreichten Zustand hinauszuführen, und der Völkerbund in seiner jetzigen Form eines Staatenkonviviums erweist sich immer mehr als eine Groteske. Den Staat abzuwerfen, gelänge aber nur durch die Weltrevolution: ist das Programm für das Leben nach diesem Tode der alten Ordnung fertig, oder erwartet man nicht fast, daß durch recht langes revolutionäres Denken die Evolution einem die Verantwortung der Entscheidung abnehmen werde? Einer natürlichen Gliederung der menschlichen Gesellschaft steht aber nichts ärger im Weg als die Überhebung der beiden Ideale Nation und Staat über den Menschen. Es bleibt nichts übrig, als an der Verstärkung des an ihnen sich vorbei Entwickelnden zu arbeiten und den Gedanken an ihre Überholtheit zu wecken und wach zu erhalten.

Man kann einwenden, daß überall dort, wo internationale Verbindungen sich zur Bedeutung durchkämpfen, schwerste materielle Interessen hinter ihnen stehn, und daß jede Organisation, da sie großer Mittel bedarf, auch nur dort zustande kommen kann, wo ein großer materieller Erfolg im Spiel steht. Man braucht ferner nur einen Blick auf die innere Politik zu werfen, um zu sehen, wie alles Ideelle nicht geht, wie nur die dicksten Interessen die Menschen zusammenzuhalten vermögen, und wie lästerlich gepaart in unsren politischen Parteien sich gealterte Ideenschönheiten von stofflichen Bedürfnissen aushalten lassen. Man sagt sich endlich, daß selbst die innere Rechtsordnung, welche der Ursprung jeder Zivilisation ist, nur durch eine sie ursprünglich setzende Gewalt geschaffen werden konnte, und daß sich auch im Bolschewismus die Gewalt zur Trägerin der Idee machen zu müssen glaubt. Möglich, daß auch die Seite einer zeitgemäßen Lebensform, von der hier die Rede ist, nicht ohne Gewalt zu erreichen sein wird. Aber Ideen weisen der Zukunft überhaupt nicht den Weg, sondern nur die Richtung; sie sind Meße, die einfangend über die Zukunft geworfen werden, von der sie immer zum Teil und nie ganz zerrissen werden. Welche Zukunft haben wir denn? Uns mit der

Zeit über erlittene Unbill durch Wiederbickwerden zu trösten? Revanche, ohne die uns entrückten weltpolitischen Ziele? Oder: ein weltpolitisches Ziel zu schaffen! Bei Kriegsausbruch hat die Kirche versagt, hat der Sozialismus versagt, beide unter dem Druck einer Entweder-oder-Ideologie, die eine Aberideologie war. Das Volk, welches am frühesten beginnt, aus der Sackgasse des Imperial-Nationalismus herauszufinden zu einer neuen möglichen Weltordnung und allen seinen Maßnahmen diesen Atem der Zukunft zu leihen vermag, wird bald die Führung der Welt haben und seine berechtigten Wünsche durchsetzen können. Heute kann niemand noch den Weg dahin im einzelnen vorzeichnen; wohl aber gilt es, die Gesinnung zu schaffen, die auf den Weg führt.

Unbekannte Jugendbriefe

Von Gustave Flaubert

(Geboren am 12. Dezember 1821)

Vorbemerkung

Der junge Flaubert steckt ganz in den Briefen an Ernest Chevalier. Sie hallen wider von seinem überschäumenden Temperament; sie klingen von den blauenden Himmeln seiner Seligkeit; sie zucken mit gebrochenen Flügeln nach dem Sturz aus der Höhe der Stimmungen; sie zittern von seiner Leidenschaft — ach, die Schulbänke, diese Galereen! —, von seiner Angst vor dem Leben mit den peinigenden Fragen der Berufswahl; sie schwärmen im Kult der Freundschaft.

Ernest Chevalier, Alfred Le Poittevin, Louis de Cormenin, sie gehören Flauberts intimstem Jugendkreis an, der, von den verebbenden Wellen der Romantik getroffen und dem letzten Widerhall der „Bataille d'Hernani“ erregt, noch einmal die ganze Glut in sich aufkochen fühlte. Ihr von Träumen der Ausschweifung glühender Kopf stieß sich wund in der Enge der Provinz. Man trug Dolche, man nahm byronische Posen an, man wollte das Leben durch Schmerz romantisieren und stärker fühlen. Nicht alle Hirne hielten diese gewaltsame Spannung, diesen absichtlich genährten Spleen aus. Einer der Jugendfreunde Flauberts griff zum Revolver, ein zweiter zum Strick, ein dritter endete noch unrühmlicher.

Die Überlebenden enttäuschten Flaubert. Schon damals, schon in der Jugend. Er selber hatte die Romantik ernst genommen, und während er im Roman ihr Vernichter wurde, blieb er im Leben der „arme Tor“

seiner Jugend. Die andern aber wollten Karriere machen, sie wurden Beamte, wurden Abgeordnete. Chevalier — das Urbild des Henry der ersten „Education“ — wurde Flaubert in dem Augenblicke innerlich fremd, als er zur Staatsanwaltschaft nach Korsika ging; und als Alfred Le Poittevin sich verheiratete, war das in den Augen des Dichters der Versuchung des heiligen Antonius eine Apostasie, „wie wenn ein Bischof die Gläubigen durch einen großen Skandal entrüstet“.

Ein paar Daten: Ende 1839 verließ der junge Flaubert die Schule wegen einer „Geschichte“, deren Einzelheiten heute ganz im Dunkeln liegen. Nach privater Vorbereitung wurde er im August 1840 Bakkalaureus, durfte „zur Belohnung“ mit Dr. Jules Cloquet, einem Freunde seines Vaters, in die Pyrenäen und nach Korsika reisen und studierte dann, gähmend und maßlos gelangweilt, in Paris Jura. Da nimmt, nach einem Examensmißerfolg, sein Leben eine tragische Wendung.

Es war im Herbst 1843. Flaubert hatte die Ferien bei seinen Verwandten in Nogent verbracht und fuhr eines Abends mit seinem Bruder Achille in einem Kabriolett, das er selber lenkte, der Heimat zu. Die Nacht war dunkel. In der Nähe von Bourg-Arhard, in dem Augenblick, als ein Lastwagen links an ihnen vorbeikam und zu ihrer Rechten das Licht einer einsamen Herberge erschien, sank Gustave, von einem Nervenanschlag überwältigt, zu Boden. Sein Bruder ließ ihm an Ort und Stelle zur Aber; doch die Anfälle wiederholten sich in der Folge mit großer Heftigkeit.

Diese Krankheit war die große Erfahrung seines Lebens. Gewiß „umflorte“ sie seine Tage, aber zugleich machte sie ihn frei, frei für die Kunst! Und sie zwang ihm eine große Aufgabe auf, eine tägliche Pflicht: die Erziehung seiner Nerven. Sein Ziel forthin: in stärkster Geistigkeit unabhängig zu werden vom Ich, vom Leben — für die Kunst!

Von Werken fallen in die Zeit der hier veröffentlichten Jugendbriefe: das mehrfach erwähnte *Mysterium Smar* oder *Smarh*, November und die erste „Education“ von 1843/45, die so gänzlich verschieden von dem späteren Roman gleichen Titels ist. Sie ist im Werke Flauberts der einzige autobiographische Versuch großen Stils: dem Arrivistentyp Henry — Ernest Chevalier — stellt er den werdenden Künstler Jules — sein eigenes Ich — gegenüber. Die erste „Education“ ist ein Abschluß und ein Ausblick, sie ist Erkenntnis von der Notwendigkeit der Entsagung und Erfahrung des Geheimnisses vom „Stirb und werde“. Nicht ohne Lächeln und doch mit tiefer Ehrfurcht liest man in diesem chaotischen, so lockend und ungestüm aus dem Innersten hervorbrechenden Jugendwerke, das

lange vor der Bovary liegt, die beruhigte Selbsteinschätzung: „Er ist ein erster, großer Künstler geworden.“

E. W. Fischer

An Ernest Chevalier

Rouen, den 13. September 1838.

Deine Betrachtungen über Victor Hugo sind ebensowenig von Dir als sie richtig sind. Diese Antithese von Leib und Seele ist eine in der modernen Kritik allgemein verbreitete Anschauung, die der große Autor von Notre-Dame in allen seinen Werken so tiefgründig darlegt. Man hat diesen Mann heftig angegriffen, weil er groß ist und weil er sich Meider gemacht hat. Man war zunächst erstaunt, und dann errötete man, weil man vor sich ein Genie von dem Ausmaß derjenigen sah, die man seit Jahrhunderten bewundert; denn der menschliche Stolz liebt es nicht, noch grünende Lorbeeren zu ehren. Ist Victor Hugo nicht ebenso groß wie Racine, Calderon, Lope de Vega und viele andere, die seit langem bewundert werden?

Ich lese immer Rabelais, und ich habe Montaigne hinzugenommen. Ich habe sogar die Absicht, über diese beiden großen Männer später eine besondere philosophisch-literarische Studie zu schreiben. Meiner Ansicht nach sind das die Ausgangspunkte der französischen Literatur und des französischen Geistes.

Eigentlich habe ich eine tiefe Hochschätzung nur für zwei Männer, für Rabelais und Byron, die beiden einzigen, die in der Absicht geschrieben haben, der Menschheit zu schaden und ihr ins Gesicht zu lachen. Wie ungeheuer ist die Stellung eines Menschen, der so der Welt gegenübersteht!

Nein, der Anblick des Meeres ist nicht geeignet, heiter und witzig zu stimmen, obgleich ich da mächtig geraucht und wie Pantagrue Matrosengerichte, Schollen, Endivien, Würste, Zwiebeln, Krebse, Rüben, Runkelrüben, Hammelbraten, Schweinefleisch, Keulen und Lendenbraten verspeist habe.

Ich bin jetzt auf dem Punkte angelangt, die Welt als ein Schauspiel zu betrachten und darüber zu lachen. Was frage ich nach der Welt? Ich werde mich wenig um sie kümmern, ich werde dem Zuge des Herzens und dem der Phantasie folgen, und wenn man sich zu sehr darüber entrüstet, werde ich mich vielleicht umwenden, um wie Phokion zu sagen: Was soll der Lärm der Krähen?

Wenn ich Dir heute schreibe, mein lieber Ernest, so setze das nicht auf Rechnung der Freundschaft, sondern auf Rechnung der Langeweile; da sitze ich nun um sechs Uhr morgens in der Schule, weiß nicht, was ich machen soll und habe vor mir die angenehme Perspektive von vier gleichen Stunden; denn unser neuer Studienaufseher will uns erst um zehn Uhr herauslassen, und ich dichte . . . in lateinischen Versen!!! Ach zum Teufel! Wann werde ich diese Kerle da los sein; glücklich der Tag, wo ich dem Gymnasium den Tritt geben kann; glücklich, dreimal glücklich derjenige, der wie Du heraus ist. Aber noch ein Jahr, und dann? Auf den Weg, über den ich nichts weiß; aber ich werde weit auf der Galeere fahren, und das ist alles, was ich jetzt verlange. Es ist bald ein Jahr her, daß wir uns nicht gesehen haben, das ist eine lange Zeit. Teile mir mit, wann Du nach Rouen kommen willst, um ein paar Tage mit uns zu verbringen. Wir werden unsere gewohnten Spaziergänge auf den Hügeln wieder machen, ganz allein, die Pfeife im Munde und auf den Feldern uns unterhaltend. Du wirst mir alles erzählen, was Du in diesem Jahre erlebt hast, Deine Freuden und Deinen Verdruss, was Du angefangen hast. Wir werden einander von Angesicht zu Angesicht sehen; und ich, was werde ich Dir zu erzählen haben? Nichts, fast nichts. Mein Leben ist leer, mein Herz ist es nicht weniger. Na, nun habe ich bald die Schulbänke hinter mir, bin soweit, einen Beruf zu wählen. Denn man muß ein nützlicher Mensch werden und seinen Teil vom Königstuchen nehmen, indem man der Menschheit Gutes erweist! Man ist in einer traurigen Lage, wenn einem alle Wege offen stehen, sind sie doch alle gleich staubig, gleich unfruchtbar, gleich voll, und wenn man dann voller Zweifel und Verlegenheit in betreff der Wahl ist. Ich habe von Ruhm geträumt, als ich ganz klein war, und jetzt habe ich nicht einmal mehr den Stolz der Mittelmäßigkeit; viele Leute werden darin einen Fortschritt sehen; ich sehe darin einen Mangel. Denn ob man schließlich einen phantastischen oder in der Wirklichkeit begründeten Glauben habe, ist es nicht immer ein Glaube, eine Busssole, ein ganzer Himmel, der uns lächelt? Ich habe weder Überzeugungen, noch Begeisterung, noch Glauben; wäre ich richtig geleitet worden, so hätte ich ein ausgezeichnete Schauspieler werden können, ich fühlte die innere Kraft dazu, und jetzt beklamiere ich erbärmlicher als der elendeste Laffe; denn ich habe die Leidenschaft absichtlich getötet, ich habe mir mein Herz mit einer Menge künstlicher Dinge und endloser Possen verheert; es wird keine Saat mehr darauf wachsen! Um so besser! Auf die Schriftstellerei habe ich vollständig verzichtet, und ich bin sicher, daß

man meinen Namen niemals gedruckt sehen wird; ich habe nicht mehr die Kraft dazu, bin dessen nicht mehr fähig, das ist unglücklicher- oder glücklicherweise wahr. Ich hätte mich unglücklich gemacht, ich hätte meine ganze Umgebung in Kummer versetzt, wenn ich so hoch emporsteigen wollte, daß ich mir die Füße an den Steinen des Weges zerschunden hätte; mir bleiben noch die großen Straßen, die ausgetretenen Pfade, die fertig gekauften Kleider, die Stellen, die tausend Löcher, die man mit Einfaltspinseln zustopft. Ich werde ein Lückenbüßer in der Gesellschaft sein, ich werde meinen Platz in ihr ausfüllen, ich werde ein anständiger, ordentlicher Mensch und so weiter werden, wenn Du willst, ich werde wie jeder andere sein, so wie es sich gehört, wie alle, ein Advokat, ein Arzt, ein Unterpräfekt, ein Notar, ein Anwalt, ein Richter, ein Stumpfsold wie all die Stumpfsolde, ein Mann der guten Gesellschaft und ein Bureau-mensch, was noch dümmere ist, denn man wird wohl irgend etwas von all dem sein müssen, und es gibt keine Mittelstraße. Na, ich habe gewählt, ich bin entschlossen, ich werde Jura studieren, was, anstatt zu allem zu führen, zu nichts führt. Ich werde drei oder sechs Jahre in Paris bleiben, um mir die Syphilis zu holen, und dann? Ich wünsche mir nur noch eins, das ist, mein ganzes Leben in einem verfallenen Schlosse am Meeresufer zu verbringen.

Der Deinige, mein Freund.

G. F.

Verzeih die Langeweile, die mein Brief Dir gemacht hat, die Krankheit ist ansteckend.

An Ernest Chevalier

Rouen, den 26. Dezember 1838.

Ich glaube, ich habe Dir gesagt, daß ich sehr beschäftigt bin, und Du stellst mir darüber Fragen, die zu beantworten ich sehr in Verlegenheit bin. Eines ist jetzt, und vor allem heute, sicher, daß ich mich seit sieben bis acht Tagen in der Vollendung... Ich habe nicht den Mut, irgend etwas zu arbeiten. Du weißt, der Mensch hat zuweilen so seltsame Augenblicke des Lebensüberdrußes, das Leben ist so drückend, daß es selbst denen, für die die Last leicht sein sollte, oft zu schwer ist! Vor halb einer Woche habe ich die historischen Studien beiseite gelegt, und weswegen? Was weiß ich, um nichts. Kaum, daß ich den Mut habe, zu rauchen. Mein Herz ist von ungeheurer Langeweile voll. Seltsam! Vor vierzehn Tagen war ich in der besten Verfassung von der Welt.

Vielleicht hängt dieser Wechsel mit der Art der Arbeit zusammen, mit

der ich mich seit einiger Zeit beschäftige. Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß ich ein *Mysterium* schreibe; es ist etwas Unerhörtes, Gigantisches, Absurdes, Unverständliches, sowohl für mich wie für andere. Ich mußte diese wahnsinnige Arbeit, die meinen Geist in seiner ganzen Länge spannte, beiseitelegen, um mich mit den *Essays* des Herrn Guizot zu beschäftigen, die auf der Stelle den ganzen Olymp verdorren lassen können; stelle Dir den plötzlichen Wechsel vor und die Qual eines unglücklichen Menschen, der aus den höchsten Höhen des Himmels herabkommt, um sich mit abstrakten, exakten, sozusagen mathematischen Dingen zu beschäftigen. Jetzt weiß ich nicht, soll ich meine Arbeit fortsetzen, die mir nur unüberwindliche Schwierigkeiten und Enttäuschungen bietet, sobald ich weitergehe (o Kunst, Kunst, bittere Enttäuschung, Phantom ohne Namen, das glänzt und einen ins Verderben zieht) oder ich vergrabe mich in Tatsachen oder geschichtliche Betrachtungen, Menschen, Plan der Vorsehung, tausend Dinge, die man nicht ahnt... Gehen wir zu etwas anderem über, denn wenn ich Dich ebenso langweile wie mich selber, so ist es genug.

Wirßt Du noch sagen, mein lieber Ernest, daß ich Dich mit meiner Überlegenheit in den Schatten stelle? Ich habe die Überlegenheit eines gehörigen Tropfes; übrigens kannst Du das aus meinem Briefe ersehen; ich fühle selbst, was alles schwach an mir ist, was alles mir fehlt, sowohl für das Herz wie für den Geist, vielleicht mehr noch für den letzteren (wenn die Eitelkeit mich nicht irreführt). Es gibt Stellen, wo ich plötzlich nicht weiter kann: das war mir jüngst noch bei der Abfassung meines *Mysteriums* sehr peinlich, wo ich immer der Unendlichkeit gegenüberstand; ich wußte nicht, wie ich das ausdrücken sollte, was mir durch die Seele stürmte.

Noch weniger als all das zeigen meine Handlungen das Gepräge der Poesie, Liberalität und Einsicht (wenn Du mir eine Erklärung geben kannst, wirst Du eine reiche Entdeckung machen). Seit Ihr, Du und Alfred, nicht mehr bei uns seid, analysiere ich mich und die andern noch mehr. Ich sezriere unablässig; das belustigt mich, und wenn ich schließlich die Verderbtheit in irgendeiner Sache entdeckt habe, die man für rein hielt, den Krebs an schön aussehenden Stellen, hebe ich den Kopf und lache. Nun schön, ich bin also zu der festen Überzeugung gekommen, daß die Eitelkeit die Grundlage von allem ist, und daß schließlich das, was man Gewissen nennt, nur die innere Eitelkeit ist. Ja, wenn Du Almosen gibst, so ist vielleicht ein Antrieb von Sympathie dabei, eine Regung des Mitleids, ein Abscheu vor der Häßlichkeit und dem Leiden, selbst Egoismus; aber mehr als aus all diesen Gründen gibst Du, um Dir sagen

zu können, ich tue Gutes, es gibt wenige, die sind wie ich, ich achte mich mehr als die andern, um Dich als hochherziger betrachten zu können, um schließlich Deinen eigenen Wert zu haben, den, den Du allen andern vorziehst. Wenn darin etwas ist, was Dir dunkel erscheint, werde ich ausführlicher werden. Diese Theorie erscheint mir grausam, und sie bedrückt mich selbst. Zuerst erscheint sie falsch, aber wenn ich genauer acht gebe, spüre ich, daß sie wahr ist.

An Ernest Chevalier

Rouen, den 20. Januar 1839.

Dein Brief war der des tugendhaften Menschen; Du sprichst darin von der Freundschaft in ebenso schönen Ausdrücken wie Seneca. Ich kenne Dein ausgezeichnetes gutes Herz, und ich bedurfte dieses Ergusses nicht, um es zu kennen, um es zu würdigen; Du bist gut, ein ausgezeichnete Kerl, voller Hochherzigkeit und ein guter Kamerad. Bleibe es immer. Man hat gut sagen, ein Herz ist eine Kostbarkeit, die man weder kaufen noch verkaufen kann, sondern die sich schenkt. Was hattest Du nur an dem Tage, da Du mir schriebst? Weißt Du noch nicht, daß nach der Poetik der modernen Schule (eine Poetik, die vor andern Poetiken den Vorzug hat, keine zu sein) alles Schöne aus dem Tragischen und Komischen besteht? Dieser letztere Bestandteil fehlt in Deinem Brief. Wenn Du ebenso lebenswürdig als gut wärest, das heißt, wenn Du ein Briefpapierformat wähltest, das ein wenig biedermännisch wäre, wie das meinige, so würden Deine Briefe es bis zur doppelten Länge bringen. Ich verlange eine Menge Schnurren, Schamlosigkeiten, Ausbrüche, alles kunterbunt durcheinander, ohne Ordnung, ohne Stil, wie es gerade kommt, als wenn wir miteinander reden und die Unterhaltung dahinplätschert, eilt, Sprünge macht, wenn Schwung hineinkommt, Lachen ertönt, die Lachlust uns die Schultern schüttelt und man sich auf dem Boden des Kabrioletts wälzt, wie an einem gewissen Tage krampfhafter Erinnerung, als wir über Léger mit seinen Morgenschuhen uns lustig machten, die aus alten schräg geschnittenen Stiefeln bestanden, seiner Weste, die von einem richtigen antiken Bronzeton war, und dem Auswurf, der sein Parkett beschmutzte. Das war einer jener Tage, einer jener entzückenden Morgen, wo wir rauchten, wo wir plauderten, in Rouen, in Déville usw., die mir unvergeßlich sein werden. Ich sehe sie wieder vor mir, sie ziehen in Menge vorüber, da sind sie, wir erleben sie noch, so frisch steht das vor mir, so von eben ist das, so deutlich höre ich noch unsere Worte unter dem Laub, während wir auf dem Bauche liegen, die Pfeife im Schnabel, den Schweiß auf der Stirn, lächelnd einander anschauen, mit einem guten Lächeln, das aus dem Herzen

kommt und nicht laut wird, sondern auf dem Gesicht erblüht. Oder wir sitzen am Feuer. Du bist drei Fuß von mir, links neben der Tür, Du hast die Feuerzange in der Hand, Du entehrst meinen Kamin. Noch ein weißes Loch, das Du in die Verkleidung gemacht hast. Wir plaudern von der Schule, von der Gegenwart und auch von der Vergangenheit, von dem Phantom, das man niemals greift, das man aber sieht, das man wittert wie einen toten Hasen: man hat ihn gesehen, wie er dahinrannte, durch die Ebene sprang, und nun steht er auf dem Tisch. Ist das Dasein nicht schließlich auch etwas Dahineilendes wie ein Hase, das einen Satz in der Ebene macht, aus einem dunklen Walde hervorbricht, sich in eine Mergelgrube, in ein großes, tiefes Loch stürzt. Doch vor allem sprachen wir von der Zukunft, von der Zukunft. Ach... die Zukunft! Kosiger Horizont von prächtigen Linien, voll goldener Wolken, vor der dein Gedanke dich umgaukelt, dein Herz in Begeisterung davonstürmt, und der, je weiter man vordringt, zurückweicht, weicht und entschwindet wie der Horizont, denn der Vergleich stimmt. Es gibt Augenblicke, da glaubt man, er stößt an den Himmel und man kann ihn mit der Hand greifen; krach, da schiebt sich eine Ebene, ein Tal dazwischen, und man läuft immer weiter, von der eigenen Leidenschaft getrieben, um sich die Nase an einem Stein zu zerschlagen, mit den Füßen in Kot zu treten oder in einen Graben zu fallen.

Ich arbeite Physik, und ich glaube, darin werde ich gut bestehen; bleibt noch Griechisch und die verfluchte Mathematik (ich bin bei den Brüchen und kann noch nicht das Einmaleins). Ich sage Dir Lebewohl, um die „De corona“ zu präparieren. Ich habe noch Zeit, aber ich setze mich im voraus daran. Lies den Marquis de Sade und lies ihn bis zur letzten Seite des letzten Bandes, das wird Deine moralischen Kenntnisse vervollständigen und Dir glänzende Aperçus über die Philosophie der Geschichte geben.

Ich rauche mit Dir die Friedenspfeife, das heißt, ich stopfe meine Pfeife mit Regietabak.

Lebe wohl, alter Kerl.

An Ernest Chevalier

Rouen, den 24. Februar 1839.

Welch angenehmes und vergnügtes Leben Du hast! Du wirst so drei Jahre verbringen, und das werden, glaub es mir, Deine schönsten Jahre sein, die, nach denen man sich noch sehnt, wenn man besonnen und schlau geworden ist, in der ersten Etage wohnt, seine Steuern zahlt und dazu gekommen ist, an die Tugend einer legitimen Gattin und an die Mäßigkeits-

vereine zu glauben. Was willst Du anfangen? Was gedenkst Du zu werden? Wo liegt Deine Zukunft? Fragst Du Dich das zuweilen? Nein, was Dir das soll? Und Du tust recht daran. Die Zukunft ist das Schlimmste, was es in der Gegenwart gibt. Die Frage: was wirst du werden, die sich vor den Menschen stellt, ist wie ein sich vor ihm öffnender Abgrund, der näherkommt, je weiter der Mensch geht. Glaube jedoch nicht, ich sei unentschlossen in betreff der Wahl eines Berufes; ich bin ganz mit mir einig, keinen zu ergreifen, denn ich verachte die Menschen zu sehr, um ihnen Gutes oder Böses zu tun. Auf jeden Fall will ich Jura studieren, ich will die Zulassung zur Advokatur haben, sogar meinen Doktor machen, um ein Jahr länger bummeln zu können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich niemals plädieren werde, es sei denn, es handele sich darum, einen berühmten Verbrecher zu verteidigen oder um eine fürchterliche Sache. Und schreiben? Ich wette, ich werde niemals etwas von mir drucken oder aufführen lassen. Das ist durchaus nicht die Furcht vor einem Durchfall, sondern die Angst vor den Plackereien mit dem Buchhändler und dem Theater, die mir ekelhaft sein würden; doch wenn ich jemals tätigen Anteil an der Welt nehme, so wird es als Denker und Demoralisator sein. Ich werde nur die Wahrheit sagen, aber sie wird fürchtbar, grausam und nackt sein. Doch was weiß ich, mein Gott! Denn ich gehöre zu denen, die stets von heute auf morgen degoutiert sind, denen die Zukunft unablässig vor-schwebt, die träumend oder vielmehr verbissen und krank grübeln, ohne zu wissen, was sie wollen, sich selbst und andere langweilend. Magnier quält mich, die Geschichte langweilt mich; und der Tabak! Er hat mir die Kehle verbrannt. Früher dachte ich, sann ich, schrieb ich, warf ich, wie es gerade kam, den Schwung meines Herzens aufs Papier; jetzt denke ich nicht mehr, ich sinne nicht mehr, ich schreibe noch weniger. Die Poesie hat sich vielleicht vor der Langeweile zurückgezogen und mich verlassen. Armer Engel, wann wirst du wiederkehren? Und doch fühle ich undeutlich etwas sich in mir regen; ich bin jetzt in einer Übergangsepöche, und ich bin neugierig, was daraus werden wird, wie ich herauskommen werde. Wenn ich meine Mauferung hinter mir habe (in intellektuellem Sinne), wird mein Fell haarlos bleiben oder prächtig sein? Ich bin mir nicht klar darüber. Wir müssen es abwarten. Meine Gedanken sind undeutlich; meine Einbildungskraft bekommt keine Arbeit fertig; alles, was ich produziere, ist dürr, mühsam, gezwungen, schmerzvoll abgerungen. Ich habe vor gut zwei Monaten ein Mysterium angefangen; was ich davon fertig habe, ist absurd, ohne den geringsten Gedanken; ich werde vielleicht nicht weiter schreiben! Um so schlimmer; ich werde wenigstens einen Blick in die prächtigen Fernen getan haben; doch die Wolken sind gekommen

und haben mich wieder in die Dunkelheit des gewöhnlichen Lebens zurück-
versetzt. Mein Dasein, das ich so schön, so poetisch, so reich, so voll Liebe
erträumt hatte, wird wie das der andern eintönig, vernünftig, dumm sein;
ich werde Jura studieren, Advokat werden, und um es dann würdig zu be-
schließen, werde ich in einer kleinen Provinzstadt wie Yvetot oder Dieppe
als Substitut oder Staatsanwaltschaftsrat leben. Armer Tor, der von
Ruhm, Liebe, Lorbeeren, von Reisen, dem Orient und was weiß ich ge-
träumt hatte. Was die Welt an Schönstem hat, bescheiden gesagt, das
hatte ich mir im voraus genommen. Aber wie die andern wirst du nur
Langeweile während deines Lebens und ein Grab nach deinem Tode und
die Verwerfung für die Ewigkeit haben.

An Ernest Chevalier

Rouen, den 15. April 1839.

Du beklagst mich, mein lieber Ernest, und doch — bin ich zu beklagen,
habe ich irgendwelchen Grund, Gott zu fluchen? Wenn ich rings um mich
in die Vergangenheit, in die Gegenwart schaue, in meine Familie, auf
meine Freunde, meine Zuneigungen, so müßte ich, von wenigem abgesehen,
ihn beinahe segnen. Die äußeren Verhältnisse, die mich umgeben, sind
eher förderlich als hinderlich, und bei all dem bin ich nicht zufrieden. Wir
stimmen ein endloses Gejammer an, wir schaffen uns eingebildete Leiden
(ach, das sind die schlimmsten). Wir machen uns Illusionen, die zerfliegen.
Wir säen uns selber Dornen auf unsern Weg, und dann gehen die Tage
hin, die wirklichen Leiden kommen, und dann müssen wir sterben, ohne
daß unsere Seele einen einzigen hellen Sonnenstrahl, einen einzigen ruhigen
Tag, einen wolkenlosen Himmel gekannt hat. Nein, ich bin glücklich. Und
warum auch nicht? Was betrübt mich? Die Zukunft wird vielleicht schwarz
sein; zehen wir vor dem Unwetter; um so schlimmer, wenn der Sturm
uns zerbricht; jetzt ist das Meer noch ruhig.

Und auch Du! Ich hielt Dich doch für vernünftiger als mich, lieber
Freund, auch Du brüllst schluchzend. Na Gott, was hast Du denn? Weißt
Du, die junge Generation ist ganz gehörig dumm. Früher hatte sie mehr
Geist; sie gab sich mit Weibern ab, focht und wälzte sich in Orgien; heute
hüllt sie sich wie Byron in ihren Mantel, gibt sich Träumen der Verzweif-
lung hin und verschließt eigenwillig ihr Herz. Man streitet sich darum,
das blasseste Gesicht zu haben und am besten zu sagen, ich bin blasiert,
blasiert! Welch ein Jammer! Blasiert mit achtzehn Jahren! Als wenn
es keine Liebe, keinen Ruhm, keine Aufgaben mehr gäbe! Wäre alles
erloschen? Keine Natur, keine Blumen mehr für den jungen Mann?
Lassen wir doch das. Seien wir traurig in der Kunst, da wir diese Seite

stärker fühlen, aber fröhlich im Leben. Laßt die Pfropfen knallen, stopft die Pfeife, laßt die Huren sich entkleiden, zum Teufel! Und wenn eines Abends in der Dämmerung bei Nebel und Schnee der Spleen uns überkommt, lassen wir ihn kommen, nicht zu oft; dann und wann muß man sich das Herz ein wenig von Leiden krasen lassen, damit der Eind abfällt. Das ist der Rat, den ich Dir gebe, und das bemühe ich mich selber in die Praxis umzusetzen.

An Ernest Chevalier

Rouen, den 19. November 1839.

Leurer,

Es ist jetzt ein viertel nach zehn. Ich habe den Vorzug, unter dem alten Gors zu arbeiten, der Quadratwurzeln auszieht; einerlei, ob griechische oder Quadratwurzeln, es ist derselbe jämmerliche Spülicht. Ich schreibe Dir also, weil ich Dir einen Brief schulde, weil es für mich Vergnügen, Zeitvertreib, Zerstreung ist. Da bist Du nun wieder in Paris, und ich sitze fester als je wieder in der Schule, wo ich die Ehre habe, mich in der höchsten Potenz zu langweilen; und doch ist es dieses berühmte Jahr in Oberprima, nach dem jeder zehn Jahre lang giert und das ich selbst mir ebenso heiß herbeigewünscht habe, wie man ein Ministerium, ein Volk, einen König, einen Stand, eine Konstitution, einen Puter, eine Giftpille herbeiwünscht. Ach, je näher der Gegenstand unserer Wünsche kommt, desto mehr schwindet die Wonne, die man von der Erfüllung erwartet hatte; es scheint, wir sind dazu bestimmt, nur Schatten auf der Mauerwand zu erhaschen; doch wir haschen nicht einmal Schatten, wenn wir den dahineilenden Wolken nachlaufen, wenn wir unsern Durst mit schmutzigem Wasser löschen, wenn wir mit ... leben, ... genug, genug davon, und das alles nur, um Dir zu sagen, daß ich mich langweile; und wenn ich noch ein bißchen fortfahre, werde ich Dich mit meiner Stimmung erfüllen.

Doch was soll ich anfangen, wenn ich die Schule hinter mir habe? Ganz allein nach Paris gehen, Jura studieren, mit wüsten Kerlen und Freudemädchen mich verlieren? Und Du wirst mir gewiß, um mich zu erheitern, in den Goldenen Kolonnaden einen Kaffee anbieten oder irgendeine dreckige Hure aus der Chaumière; ich danke. Das Laster langweilt mich ebenso sehr als die Tugend.

Ach, ich gäbe viel, wäre ich entweder dümmer oder geistvoller, Atheist oder Mystiker, doch etwas Vollständiges und Ganzes, eine Identität, kurz ein Etwas.

In Philosophie bin ich der Erste. Herr Mallet hat meinen Aufsätzen

wegen der moralischen Gedanken seine Hochachtung bezeugt. Welch ein Hohn! Mir die Palme der Philosophie, der Moral, des richtigen Urteils, der guten Prinzipien. Ach, ach! Bajazzo, du hast dir einen schönen Papiermantel mit großen, platten Phrasen ohne Nähte gemacht.

Leb wohl, schreib alles, was Dir Vergnügen macht, besonders spaßige Dinge, darin bist Du ja unerschöpflich. Leb wohl, es schlägt.

An Ernest Chevalier

Rouen, den 30. November 1839.

Du siehst, ich antworte Dir ziemlich schnell, und es ist mehr ein Vergnügen, das ich mir mache, als eine Pflicht, die ich aus Freundschaft erfülle. Dein Brief hat mich wie alle die der Menschen, die man liebt, erfreut; seit langem dachte ich an Dich und stellte mir Dein Gesicht vor, wie Du in Paris, die Zigarette im Schnabel, promenierst; ich wollte also gern Einzelheiten über Dein äußeres Leben haben; ich versichere Dir, sie waren mir nicht zu zahlreich.

Du tust gut daran, mit Alfred zu verkehren; je mehr du diesen Menschen sehen wirst, desto mehr Schätze wirst Du in ihm entdecken. Er ist unerschöpflich an edlen Gefühlen, hochherzigen Eigenschaften und Größe. Übrigens erwidert er durchaus die Freundschaft, die Du für ihn empfindest. Warum bin ich nicht bei Euch, meine lieben Freunde? Welch schöne Dreierheit würden wir bilden. Wie sehne ich mich nach dem Augenblick, wo ich mich mit Euch vereinigen kann. Wir werden gute Stunden haben, wenn wir so alle drei philosophieren und pantagruelisieren.

Du sagst mir, Du seiest bei dem endgültigen Glauben an eine schöpferische Macht (Gott, Schicksal usw.) stehengeblieben, und dieser feststehende Pol lasse Dich sehr angenehme Augenblicke erleben; um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich begreife das Angenehme nicht. Wenn Du den Dolch gesehen hast, der ins Herz dringen soll, den Strick, der erdrosseln soll, wenn Du krank bist und man Dir den Namen der Krankheit sagt, so verstehe ich nicht, was das alles Tröstliches haben könnte. Suche zum Glauben an einen Plan des Weltalls zu kommen, zum Glauben an die Moral, an menschliche Pflichten, an zukünftiges Leben und an den gewaltigen Schwindel, suche an die Redlichkeit der Minister zu glauben, an die Reinheit der H. . . , an die Güte des Menschen, an das Glück des Lebens, an die Wahrhaftigkeit aller möglichen Lügen, dann wirst Du glücklich sein, Du wirst Dich gläubig nennen können und dreiviertel schwachsinnig; doch bis dahin bleibe Mann von Geist, Skeptiker und Trinker.

Du hast Rousseau gelesen, sagst Du? Welch ein Mann! Ich empfehle Dir speziell seine Konfessionen. Da hat sich seine Seele nackt gezeigt.

Armer Rousseau, man hat dich so geschmäht, weil dein Herz größer war als das der andern; du hast Seiten geschrieben, bei denen ich mich in Entzücken und schwärmerische Träumereien versinken fühlte!

Setze Deine Art zu leben fort, mein lieber Ernest, sie könnte nicht besser sein. Und ich, was treibe ich? Ich bin immer derselbe, mehr buffohaft als heiter, mehr schwülstig als groß. Ich arbeite Vorträge für den alten Magnier, historische Studien für Chéruel, und ich rauche Pfeife zu meinem Privatvergnügen. Niemals habe ich so viel materielles Glück genossen wie dieses Jahr, ich bin die Plackerei mit der Schule los, ich bin ruhig und gelassen.

Was die Schreiberei anlangt, so schreibe ich nicht oder fast nicht; ich begnüge mich damit, Pläne zu machen, Szenen zu erfinden, von zusammenhanglosen, fingierten Situationen zu träumen, in die ich mich versehe. Sonderbare Welt, mein Kopf!

Ich habe Ruy Blas gelesen; im ganzen genommen, ist es ein prächtiges Werk, von einigen Mängeln und dem vierten Akt abgesehen, der, obschon komisch und possierlich, nicht von einer hohen und wahren Komik ist, ohne daß ich das groteske Element in dem Drama angreifen will. Zwei bis drei Szenen und der letzte Akt sind prachtvoll; hast Du Frédéric in diesem Stück gesehen? Wie findest Du ihn?

Sage Alfred, er solle sich mit seinem Briefe an mich beeilen, ich würde ihm sofort antworten.

Lebe wohl, mein lieber Ernest, gehab Dich wohl. Drück Paguerre und Alfred von meiner Seite die Hand.

Seit drei bis vier Tagen disputiere ich unter dem Vater Magnier mit einem Schüler aus dem Institut Cubes. Besonders in zwei Disputationen war ich prachtvoll. Alle Schüler meiner Bank waren erregt von dem Lärm, den ich machte. Ich habe zunächst einmal gesagt, daß ich mich durch meinen Haß auf die Priester auszeichnete, und das wird in jeder Klasse wiederholt. Ich erfinde à conto der Geistlichen die größten und absurdesten Schweinereien, der arme Mucker ist wie auf die Schnauze geschlagen, neulich schwißte er davon.

An Ernest Chevalier

Mittwoch, den 17. Dezember 1839.

Mein Trübsinn ist Dir größer erschienen, als er in Wirklichkeit ist; so ist es mit allem Unglück; es ist wie ein Berg, den man von ferne sieht; so sanft der Hang sein mag, er scheint uns steil, ja senkrecht, unmöglich zu erklimmen; und doch geschieht es, daß, während man immer ausschreitet, man endlich so weit kommt, ihn erklettert zu haben. Vielleicht war ich,

als ich Dir schrieb (übrigens erinnere ich mich jetzt meines Briefes nicht genau), in einer düsteren Stimmung; das begegnet mir zuweilen, wenn ich mich in meinen Sessel am Kamin strecke, um zu denken und zu träumen. Rabelais' „Vielleicht“ und Montaignes „Was weiß ich“, die sind beide weit, daß man sich darin verliert, und dann werde ich sterbensdumm.

Und Du, anstatt zwei Bogen Papier zu verschwenden und mir Moralpredigten zu halten, solltest mir lieber Späße, nette Schnurren erzählen, denn schließlich ist das noch das Beste, das Einfachste und Angenehmste. Ach, könnte doch mein Leben auch so angenehm und so einfach sein, könnten meine Jahre so leicht herabsinken wie die Federn einer Taube, die im Winde davonfliegen, ohne zu zerbrechen, sanft, ganz sanft dahingetragen.

Wenn Du Neuigkeiten hören willst oder wenigstens eine Neuigkeit, so will ich Dir mitteilen, daß ich nicht mehr im Gymnasium bin; und da ich die Einzelheiten meiner Geschichte so leid bin, daß sie mir zum Halse heraushängen, so verweise ich Dich an Alfred, er mag Dir darüber berichten. Ich werde mich also unerschütterlich zum Bakkalaureat vorbereiten; doch zunächst bin ich von einer außerordentlichen Faulheit und tue nichts als schlafen. Wie Du weißt, werde ich mehr als je Deiner Philosophie-, Physik- und Mathematikhefte bedürfen; versuche, sie mir durch den Boten Deines Ortes zu schicken, vergiß es nicht.

Ich lese Cousin, und daneben alles was Du willst. Wärest Du ein Gott und könntest Du mich mit einem Schläge sechs Monate weiter bringen und morgen früh an den 20. August versetzen, mit dem Bakkalaureusdiplom, so würde ich Dir einen goldenen Tempel bauen.

Ganz der Deinige.

An Ernest Chevalier

Nouen, den 22. April 1840.

Ach, mein lieber Ernest, ich habe Dich mit lachendem Munde und das Herz voll Torheit verlassen; jetzt bin ich ganz fürchterlich traurig. Jetzt bin ich in mein alltägliches Leben zurückversetzt, in mein steriles, banales, arbeitsreiches Leben: welche Widerwärtigkeit! Mir scheint, es ist drei Jahre her, daß ich Dich verließ. Welch schöne Tage habe ich mit Dir da verbringen dürfen! Welch ein Unterschied zwischen dem Leben vor drei Tagen und dem des jetzigen Augenblicks. Wenn ich daran denke, bin ich ganz niedergedrückt und habe die Seele voll einer schmerzlichen, unbestimmten und grenzenlosen Melancholie. Wie lang mir der gestrige Tag schien; welche Qualen werde ich noch die kommenden drei Monate erdulden. Käme nicht Alfred in einiger Zeit, so würde ich vor Trübsinn vergehen. Ich bin nun einmal so, die glücklichen Tage haben für mich

tausend schlimme im Gefolge, die Freude macht mich traurig, wenn sie vorbei ist, die Festtage bringen mir ein schmerzliches Erwachen am nächsten Morgen.

Ich fühlte deutlich, wie etwas von meinem Glück zerstob, während ich nach Rouen zurückkehrte; die Summe von Glückseligkeit, die einem jeden von uns zugeteilt ist, ist dürftig, und wenn wir ein wenig davon ausgegeben haben, sind wir ganz grämlich; ich saß schweigend auf dem Verdeck, den Kopf im Winde, vom Schwanken des Galopps gewiegt; ich fühlte die Straße unter mir entschwinden wie die Jahre meiner Jugend; ich dachte an meine andern Reisen nach les Andelys, ich habe mich tief in all diese Erinnerungen versenkt, ich verglich sie unbestimmt mit dem Rauch meiner Pfeife, der davonzog und die Luft hinter sich ganz durchduftete. Je näher ich Rouen kam, desto mehr spürte ich, wie das wirkliche Leben und die Gegenwart mich packten, und mit ihnen die tägliche Arbeit, das kleinliche Leben, das Studieryult, die fluchwürdigen Stunden, in denen mein Geist sich quält und mit dem Tode ringt. Ach, es gibt Tage, wie gestern zum Beispiel, an denen man traurig ist, das Herz ganz schwer von Tränen hat, an denen man sich haßt und sich vor Wut fressen möchte. Dann soll man nicht an das Vergangene denken, nicht im stillen sagen: da hinten muß die Sonne schön scheinen, vor zweiundsiebzig Stunden war ich an dem Orte, ich sehe noch auf der Landstraße den Schatten meines Kopfes, der hinter dem des Pferdes herläuft, und tausend andere solche Nichtigkeiten; man muß in die Zukunft schauen, den Hals recken, um den Horizont zu sehen, vorwärtsstürmen, sich ducken und schnell weiterlaufen, ohne auf die klagende Stimme der zärtlichen Erinnerungen zu hören, die einen in das Tal der ewigen Qual zurückrufen wollen. Man soll nicht in den Abgrund sehen; denn in der Tiefe liegt ein unsagbarer Reiz, der einen lockt.

Du wirst mich bemitleidenswertig dumm finden, und wenn Du mich nicht verstehst, so verstehe ich mich leider sehr gut in meinem Unglück! Ich werde mein Leben lang die entzückende Reise nicht vergessen, die ich eben gemacht habe, und unsern Spaziergang nach la Roche zum Eremiten, den nach Port-Mort, den nach Chateau Gaillard, den nach Ecouis! Ich danke Dir, daß Du mir zwei schöne Tage ganz voll Fröhlichkeit geschenkt hast; sie sind mir kostbarer, als man denkt; ich würde Ähnliches gern mit Gold aufwiegen. In den Ferien werden wir uns gewiß in Rouen und in les Andelys wiedersehen; einerlei, ich möchte dabei sein. Lebe wohl, antworte mir; Du erwartetest jedenfalls einen schönen Brief, ein Echo meines Lachens, das vor vier Tagen erklang. Verzeih, wenn ich Deine Erwartung enttäusche; ich bin zum Lachen zu traurig, zu mißgestimmt,

um gut zu schreiben; mein Schmerz ist dumm, farblos; er gleicht einem Gewitter ohne Blitz mit schmutzigem Regen. Lebe wohl, ganz der Deinige; Du weißt, wie sehr ich Dich liebe.

An Ernest Chevalier

Reims, den 2. September 1843.

Ach, wie öde wäre das Leben ohne die Pfeife, wie farblos ohne die Zigarre, wie unerträglich ohne das Priemchen! Die Toren sagen uns immer: „Sonderbares Vergnügen, alles löst sich in Rauch auf!“ Als wenn nicht gerade alles Schönste als Rauch davonzöge; und der Ruhm und die Liebe? Und die Träume, wohin ziehen die, meine Freunde? Sagt mir doch, ob die üppigsten Küsse der Italienerinnen, ob die Liebesträmpfe der Jünglinge, ob die gewaltigen Schwertthiebe der Helden andere Spuren in der Welt hinterlassen haben als meine letzte Pfeife. Man muß zugeben, daß die wackeren Leute grotesk sind, und daß die wenige Komik, die unser Zeitalter enthält, von ihnen herkommt. Mir scheint, kein Priester am Altar, kein von Metaphern starrender Poet, keine ehrbare Frau ist so komisch wie ein seriöser Mensch.

Ich schrieb Dir also, daß ich rauche; ich füge hinzu, daß ich ein wenig Konfard lese, meinen großen guten Konfard, mit dem ich nicht als einziger einen besonderen Kult treibe. Sonderbare Sache, die Berühmtheit, wenn ich denke, daß ein Pedant wie Malherbe und ein Schlappschwanz wie Boileau diesen Mann in den Schatten gedrängt haben, und daß die Franzosen, dieses geistreiche Volk, noch heute ihrer Ansicht sind! Ach, Geschmack, Schweine, Schweine im Rock, Schweine mit zwei Pfoten und einem Paletot.

Ich sagte Dir also, daß ich Konfard läse. Und was treibe ich noch? Nun, ich habe in der Seine, leider, anstatt im Meere, an einer Stelle, die der Livon heißt, und unter dem Wasserfall einer Mühle; in den nächsten Tagen will ich ein paar Ausflüge aufs Land machen, und in acht Tagen gehen wir wohl nach Rouen zurück, der alten Hauptstadt der Normandie, dem Hauptort des unteren Seinedepartements, der Heimat Duguernays, Carbonniers, Corneilles, Jouvenets, des Schulpförtners Hégour, Fontenelles, Géricaults, der Crépet Vater und Sohn; es hat einen bedeutenden Handel in Baumwollgarnen; es hat schöne Kirchen und stupide Einwohner. Ich verabscheue es, ich hasse es, ich wünsche ihm alle Flüche des Himmels, weil es mich zur Welt kommen sah. Wehe den Mauern, die mich umschlossen haben, wehe den Spießern, die mich als Bengel kannten, wehe dem Pflaster, auf dem ich mir zuerst meine Fersen hart trat. Ach, Attila, lebenswürdiger Vertreter der Menschheitsinter-

essen, wann kehrtst du wieder mit vierhunderttausend Verittenen, um dieses schöne Frankreich anzuzünden, das Land der Hosenstege und Hosenträger, und zunächst mit Paris und gleichzeitig mit Rouen zu beginnen?

Lebe wohl, alter Minnesänger.

G. F.

An Ernest Chevalier

Donnerstag morgen, 1843.

Mein lieber Ernest, ohne daß Du es ahntest, hättest Du beinahe Trauer um den Menschen tragen können, der Dir diese Zeilen mit Bleistift schreibt. Ja, es fehlte wenig, und ich hätte Pluto, Rhadamanthys und Minos gesehen. Ich liege noch zu Bett, mit einem Haarseil im Nacken, und das ist unbequemer als der Kragen eines Offiziers der Nationalgarde; dazu eine Menge Pillen, Aufgüsse und besonders das Gespenst der sogenannten Diät, das hundertmal schlimmer ist als alle Krankheiten der Welt. Wisse also, lieber Freund, daß ich eine Kongestion im Gehirn gehabt habe, was einen Schlaganfall in Miniatur bedeutet, begleitet von Nervenübeln, die ich weiter behalte, weil das zur guten Lebensart gehört. Ich wäre um ein Haar unter den Händen meiner Familie krepirt (wohin ich gegangen war, um mich von den fürchterlichen Szenen zu erholen, deren Zeuge ich bei H... gewesen war). Man hat mir zu gleicher Zeit an drei Stellen zur Ader gelassen, und schließlich habe ich die Augen wieder geöffnet. Mein Vater will mich hier lange behalten und sorgfältig pflegen, obschon meine Stimmung nicht schlecht ist, weil ich keine Angstlichkeit kenne; ich bin in einem verdamnten Zustande; bei der geringsten Erregung erschauern alle meine Nerven wie Violinsaiten; meine Knie, meine Schultern und mein Leib zittern wie Laub. So ist das Leben, sic est vita, such is life. Wahrscheinlich werde ich nicht sobald nach Paris zurückkehren, es sei denn für zwei bis drei Tage etwa im April, um meinem Hauswirt zu kündigen und ein paar kleine Angelegenheiten zu ordnen; ich soll dieses Jahr frühzeitig an die See; viel körperliche Bewegung und besonders viel Ruhe ist mir vorgeschrieben. Gewiß langweile ich Dich mit der Erzählung meiner Leiden, nicht wahr? Aber was willst Du, wenn ich schon die Krankheiten der Greise habe, so muß es mir schon erlaubt sein, wie sie zu faseln.

Und Du, was treibst Du? Wie geht es Dir? Wie bewegt sich Dein Schädel im neuen Athen? Schreibe mir. Wenn Du nach les Andelys kommst, vergiß nicht, bis nach Rouen vorzudringen. Lebe wohl, tausend Empfehlungen an die Freunde, an die Herren Dumont und Coutil.

Lebe wohl, alter Knabe.

G. F.

Unsere beiden Briefe haben sich gekreuzt, mein guter Kerl; Du schicktest mir einen recht spaßigen, der mich lachen und meine Stirn von Falten glatt gemacht hat; Du hast einen von mir bekommen, der Dir schmerzlich gewesen und Dir manches Donnerwetter entlockt haben wird. Dein guter Onkel Motte war hier, um sich nach mir zu erkundigen, und gewiß hat er Dir von mir erzählt. Ja, mein alter Junge, ich trage ein Haarfeil, das eitert und juckt, das mir den Hals steif hält und mich reizt, daß ich davon ins Schwitzen komme. Man gibt mir Abführmittel, man läßt mir zur Aber, man setzt mir Blutegel; kräftige Kost ist mir untersagt, der Wein ist mir verboten. Ich bin ein toter Mensch. Ich saufe Orangenblütenwasser, ich schwelge in Pillen, ich lasse mich mit der Kliftierspritze sokratifizieren, und ich trage einen Ringtragen unter der Haut. Welch wonnige Existenz! Ach, wie widerwärtig mir alles ist! Ich habe fürchterlich gelitten, lieber Ernest, seit Du mich nicht gesehen hast, und ich habe Betrachtungen darüber angestellt, in welcher bunten Blütenpracht das menschliche Leben glänzt und wie sehr es mit Annehmlichkeiten geschmückt ist; ich werde den ganzen Sommer auf dem Lande in Trouville verbringen; ich möchte schon dort sein. Ich lechze nach der Sonne.

Weißt Du, wie groß meine Trauer ist, und begreifst Du, daß ich noch lebe... Die Pfeife, ja die Pfeife, die alte Pfeife:

Die Pfeife ist mir verboten!!!

Mir, der ich sie so liebte, mir, dessen einzige Liebe sie war, mit dem kalten Grog im Sommer und dem Kaffee im Winter.

Ich werde wahrscheinlich in weniger als sechs Wochen oder zwei Monaten nach Paris gehen; ich werde meine Angelegenheiten ordnen, dann werde ich wieder hierher zurückkehren. Ich bin wie eine Melone; glücklicherweise läuft die Melone nicht; das fehlte gerade noch.

Und Du, alter Junge? Immer bei der Dissertation über den Nießbrauch? Das ist auch eine ordentliche Krankheit, aber Du wirst sie bald los sein. Lebe wohl, überbringe den Herren Dumont und Coutil meine hochachtungsvollen Grüße oder sage ihnen lieber Schweinereien von meiner Seite, und wenn man fragt, wie es mir geht, sage: sehr schlecht; er befolgt seine stupide Diät; was die Krankheit selbst betrifft, so pfeife ich darauf.

Lebe wohl, alter Kerl.

G. J.

An Louis de Cormenin

Juni 1844.

Wie muß ich Ihnen schuldig erscheinen, mein lieber Louis! Was wollen Sie mit einem Menschen anfangen, der die Hälfte seiner Zeit krank und die andere so voll Überdruß ist, daß er weder Kraft noch Intelligenz genug hat, auch nur angenehme und leichte Dinge zu schreiben, wie ich sie Ihnen mitteilen möchte! Kennen Sie die Langeweile? Ich meine nicht die gewöhnliche, alltägliche Langeweile, die vom Nichtstun oder vom Kranksein kommt, sondern jene moderne, die innerlich am Menschen nagt und aus einem verständigen Wesen einen Schatten macht, der dahinschleicht, ein Phantom, das grübelt. Ach, ich beklage Sie, wenn dieser Ausfall Ihnen bekannt ist. Manchmal wähnt man sich geheilt, doch eines schönen Tages erwacht man leidender als je. Sie kennen die bunten Gläser, die die Kioske der reichgewordenen Strumpfwarenhändler zieren. Man sieht die Landschaft rot, blau, gelb durch sie. So geht es auch mit der Langeweile. Die schönsten Dinge, durch sie gesehen, nehmen ihre Farbe an und spiegeln ihre Traurigkeit wieder. Bei mir ist sie eine Kinderkrankheit, die sich an schlechten Tagen wie heute wieder einstellt. Man kann von mir nicht sagen wie von Pantagruel: „Et puis estudioit quelque méchante domy heure, mais toujours avait l'esprit en cuisine.“ Ich habe den Geist in etwas Schlimmerem: in Blutegeln, die man mir gestern gesetzt hat, und die mir die Ohren krasen; in der Pille, die ich heruntergewürgt habe, und die in meinem Magen noch auf dem Glase Wasser schwimmt, das ihr gefolgt ist.

Wissen Sie, wir haben keinen Anlaß, vergnügt zu sein. Maxime ist abgereist; seine Abwesenheit muß auf Ihnen lasten; ich wiederum habe meine Nerven, die mir wenig Ruhe lassen. Wann werden wir uns alle in Paris wiedersehen, in guter Gesundheit und in guter Stimmung? Wie schön wäre doch ein kleiner Kreis von netten Kerlen, lauter Leuten der Kunst, die zusammen lebten und zwei- bis dreimal in der Woche zusammenkämen, um eine gute Mahlzeit einzunehmen, von einem guten Wein begossen, während man zugleich irgendeinen schmachtigen Dichter kostete! Ich habe oft diesen Traum geträumt: er ist weniger ehrgeizig als viele andere, doch vielleicht wird er sich ebenso wenig verwirklichen. Ich habe jetzt das Meer gesehen, und ich bin in meine stupide Stadt zurückgekehrt: deshalb bin ich mehr verärgert als je. Die Betrachtung schöner Dinge macht stets für eine gewisse Zeit traurig. Man sollte meinen, wir seien nur fähig, eine gewisse Dosis des Schönen zu ertragen, etwas mehr ermüdet uns. Deshalb ziehen die mittelmäßigen Naturen den Anblick eines Flusses dem des Ozeans vor, und deshalb gibt es so viele Leute, die

Béranger als den ersten Dichter Frankreichs preisen. Übrigens wollen wir das Gähnen des Spießers vor Homer nicht mit dem tiefen Sinnen, der intensiven und beinahe schmerzhaften Träumerei verwechseln, die durch das Herz des Dichters zieht, wenn er die Kolosse abwägt und sich schmerz-erfüllt sagt: O altitudo! Deshalb bewundere ich Nero: er ist der Gipfelmensch der antiken Welt! Wehe dem, der nicht erschauert, wenn er Sueton liest. Ich habe leztthin das Leben Heliogabals bei Plutarch gelesen. Der Mann hat eine Schönheit, die von der Neros verschieden ist. Er ist asiatischer, fieberhafter, romantischer, zügelloser: er ist der Abend des Tages, er ist der Sinnentaumel bei Fackelschein; doch Nero ist ruhiger, schöner, antiker, gefesteter, im ganzen überlegen. Die Massen haben mit dem Christentum ihre Poesie verloren. Man spreche mir nicht von den modernen Zeiten, wenn es sich um das Grandiose handelt. Sie genügen nicht, um die Phantasie eines Feuilletonisten lezten Ranges zu befriedigen.

Es schmeichelt mir, zu sehen, daß Sie meinen Haß auf Sainte-Beuve und seinen ganzen Anhang teilen. Ich liebe über alles die nervichte, kraftvolle, klare Sprache, mit hervortretenden Muskeln und gebräunter Haut: ich liebe die männlichen Sätze und nicht die weiblichen, wie es häufig die Lamartines sind, und in geringerem Grade die Villemains. Die Leute, die ich gewöhnlich lese, die Bücher, die ich stets zur Hand habe, sind Montaigne, Rabelais, Régnier, La Bruyère und Le Sage. Ich gestehe, daß ich die Prosa Voltaires anbeute und daß seine Erzählungen für mich von einem erlesenen Reiz sind. Ich habe „Candide“ zwanzigmal gelesen; ich habe das Buch ins Englische übersezt und von Zeit zu Zeit immer wieder gelesen. Jetzt lese ich Tacitus wieder. In einiger Zeit, wenn es mir wieder besser gehen wird, werde ich meinen Homer und Shakespeare wieder vornehmen. Homer und Shakespeare, darin ist alles einbegriffen! Die andern Dichter, selbst die größten, scheinen klein neben ihnen.

Ich soll nächster Tage ein Boot aus Le Havre bekommen. Ich werde auf der Seine segeln und rudern. Nun kommt die warme Zeit; ich werde mich bald entblößen und schwimmen; Sie sehen, das sind meine einzigen Vergnügungen.

Mir ist ein großes Unglück passiert. Bei meinem Umzug von der Rue de l'Est ist mir eine Pfeife verloren gegangen, ein schönes dunkles Pfeifenrohr, das aus Konstantinopel stammte und aus dem ich sieben Jahre lang geraucht habe. Ist das nicht ein gräßlicher Kummer, es verloren, profaniert zu wissen? Sie, der Sie die horizontale Existenz begreifen, können mir gewiß den ganzen Verlust der tausend reizenden Erinnerungen nachfühlen, die mir diese alte Pfeife wachrief, die mich an meinen melancho-

lischen Tagen getröstet, die an der Freude meiner glücklichen Tage teilgenommen hatte.

Der gute Maxime! Da ist er nun abgereist! Wann wird er zurückkehren? Seine Reise wird uns lang vorkommen. Immerhin wird sie, glaube ich, von solchem Nutzen sein, daß wir zufrieden sein müssen, daß er sie unternimmt. Wir werden ihn bei seiner Rückkehr älter und reifer finden. Bis dahin wird noch viel Wasser den Fluß hinabfließen, wie man zu sagen pflegt. Vergessen Sie nicht, mir seine Briefe pünktlich zu senden, die, die an mich gerichtet sind, und mir jedesmal mitzuteilen, wenn Sie Nachrichten von ihm erhalten haben. Bei dem Vergnügen, das Sie selbst bei deren Eintreffen haben werden, beschwöre ich Sie, an mich zu denken. Ahmen Sie auch nicht meine langen Pausen in unserer Korrespondenz nach. Erzählen Sie mir ein wenig, was Sie treiben, was Sie träumen. Schicken Sie mir Verse, wenn Sie welche fertig haben.

Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen alles, was Ihr Herz begehrt. Leben Sie wohl. Der Ihrige von Herzen:

G. F.

An Ernest Chevalier

Den 7. Juni 1844.

Was! Du armer alter Kerl leidest immer noch unter Deiner verdammten Gesundheit, unter der Krankheit, bist sehr durch Unwohlsein belästigt. Du bleibst bei Deinem System, auch im Moment Deiner Examen krank zu sein und dadurch Deine fabelhaften Erfolge, Deine akademischen Triumphe zu verzögern! Was Deinen Diener betrifft, so geht es ihm besser, ohne daß es ihm gerade gut ginge; es vergeht kein Tag, ohne daß ich von Zeit zu Zeit wie Bündel von Haaren oder bengalische Flammen vor meinen Augen vorbeiziehen sehe; das ist von kürzerer oder längerer Dauer. Nichtsdestoweniger war meine letzte große Krise schwächer als die andern. Ich trage immer mein Haarseil; ein Vergnügen, das ich Dir wenig wünsche, ebensowenig wie die Entbehrung der Pfeife, eine fürchterliche Qual, zu der nicht die ersten Christen verurteilt waren, und man sagt, daß die Kaiser grausam gewesen seien!!! So wird Geschichte geschrieben: „Sic scribitur historia.“ Ich bin noch nicht soweit, mich allein aufs Wasser wagen zu können, diese Freiheit zu haben, so daß es noch einige Zeit dauern wird, bis ich mich mit Dir auf den Eremitenfelsen stellen und in den Wäldern von Cléry wälzen kann...

Ach, die schönen Tage, da ich, mit Tabak und Zigarren reich versehen, Jeans Wagen erwartete und nach les Andelys fuhr. Wieviel Aufschneidereien wurden zum besten gegeben, wieviel Speichel feuchtete meine Lippen. Mein Vater hat eine Besizung in der Umgegend von Rouen,

in Croisset, gekauft; wir werden dort von der nächsten Woche an wohnen; alles ist durch den Umzug aus der Ordnung gebracht; wir werden da diesen Sommer mitten unter den Handwerkern ziemlich schlecht untergebracht sein; doch nächsten Sommer, glaube ich, wird es da prächtig sein. Ich fahre mit Achille im Boot spazieren und denke dabei an die klassischen Worte des alten Giffard: „V'là le pilote comme ça qui dit: V'là la mer qui bat nos flancs.“ Schreibe mir, wie es Dir geht und was Du treibst; siehst Du Dubot manchmal in Deinen Träumen? Liegt Dir Duranton auf der Brust, wenn Du Alpdrücken hast? Welch eine schöne Einrichtung ist die Ecole de Droit, einem das Leben sauer zu machen; sicherlich die langweiligste der Schöpfung.

Lebe wohl, alter Junge; gute Gesundheit, tausend Empfehlungen an Deine guten Eltern.

Ganz der Deinige.

G. F.

An Ernest Chevalier

1844.

Bravo, junger Mann, bravo, sehr gut, ausgezeichnet, sehr befriedigt, außerordentlich glücklich, ganz entzückt, empfangen Sie meinen Glückwunsch, genehmigen Sie meine Komplimente, geruhen Sie, den Ausdruck meiner Hochachtung entgegenzunehmen! Ach, mein Herr! Ach, mein Herr! Drehen Sie sich doch bitte um — ich werde Ihnen nichts tun — verzeihen Sie — bitte, nach Ihnen — die Ecole de Droit hineingelegt — ach, mein alter Kerl, wie glücklich bist Du, mit welchem gutem Appetit hast Du gewiß am Tage Deines Doctorexamens gespeist, wie hast Du wohl aufgeatmet — adieu also, Duranton, guten Abend, Balette, gute Nacht, Dubot, ergebenster Diener, Dulauroy. Glücklicher Schuft, geh! Keine Migräne mehr, kein Verdruß, keine Diners zu 30 Sous. Zu denken, daß Du nicht mehr Deshayes' Gesicht sehen wirst (nicht einmal im Traum) noch die Brillengläser des Herrn Reboul, noch Bugnets Schlappen! Grund genug, frenetische Cancans zu tanzen, wilde Polkas, titanische Cachuchas; man müßte sich mit Blumen und Bratwürsten bekränzen, seine Rockschöße in die Hand nehmen und 20000098710531000 Schnäpse trinken!

Ruhe Dich zu Hause gut aus, mein guter alter Kerl; in einiger Zeit werde ich Dich bitten, zu einem kurzen Besuch ein wenig zu Deinem alten Kameraden zu kommen, der Dich in seinem Boote spazieren fahren wird, und dabei werden wir die alten Scherze aus vergangenen Zeiten wieder auffrischen, da wir noch froher und jünger waren. Unser alter Gefährte Nero wird dabei sein, und wir werden uns der Zeit erinnern, da er mit

uns auf den Hang von St. Gervais kam; wir setzten uns auf die Steine und zündeten unsere kleinen Zigarren an.

Die liebe Zigarre, wann wird sie wiederkehren? Ich wünsche mir doch wenig Dinge im Leben, und der Himmel sollte sie mir gewähren; ich bitte ihn weder um die Liebe der Frauen noch um die Bewunderung der Einfaltspinsel, noch um Ehre, noch um Stellung; mir scheint, ich habe bescheidene Wünsche; nun schön, nein, es ist bestimmt, daß dieses himmlische Nikotin mir versagt sein wird, und anstatt des lieblichen und anmutigen Chambertin werde ich Orangenblütenwasser und Lindentee trinken — als Bäume mag ich die beiden, aber nicht in der Flasche! Nichts Neues, meine Gesundheit ist nicht schlecht, aber all das braucht so lange zur Heilung! Ich bin so dabei heruntergekommen, daß es noch lange dauern wird, bis ich alles überwunden habe.

Lebe wohl, lieber Ernest, Verbindliches an die Deinigen. Ganz der Deinige.

G. F.

Vincenzo Trappola

Ein Novellenkreis von Wilhelm von Scholz

Vor jetzt fast genau hundert Jahren, im Herbst 1820, hat sich in Rom der folgende merkwürdige Vorfall zugetragen, der so seltsam durch die Jahrhunderte zu greifen scheint, als zucke ein Blitz vor und zurück und als verbrenne ein für uns unsichtbares und stummes Gewitter die Zeit. Freilich geschah das, was ich hier erzählen will, nicht in der breiten Öffentlichkeit, sondern nur unberühmte, heute vergessene Menschen erlebten es: ein paar deutsche Maler, ein Bildhauer, ein Dichter und die zu ihnen gehörenden Frauen; Leute, die zu dem damals im Cafe Greco verkehrenden Kreise in Beziehung standen.

Diese kleine deutsche Gesellschaft hatte fast jede Woche eine zwanglose Zusammenkunft, bei der man erzählte, vorlas oder Stiche und Skizzen betrachtete — einmal in einem frei gelegenen Albergo der Nachbarschaft ihrer einander naheliegenden Wohnungen, ein anderes Mal in den Werkstätten der Maler oder, an besonders schönen Abenden, auf dem Dach der Casa, die der Dichter bewohnte. Der war ein Schwabe, hieß Ludwig Smelin, ein Kopf voll von tollen Einfällen, der sehr lebendig und mit grotesker Mimik zu erzählen verstand. Lucia, seine Geliebte, eine Halbtalienerin-Halbtirolerin, pflegte die Wirtin bei den Zusammenkünften zu machen.

Sie sprach nicht viel, war aber stets still tätig; und unter ihrer Hand blühte ein Mittags-, ein Abendbrottisch, die geschmückte Tafel für ein unschuldiges Bacchanale auf wie eine Blume vom Strahl der Sonne. Sie hatte an diesem schönen, klaren Herbsttage auf dem Dache der Casa, auf dem die Gesellschaft nach Sonnenuntergang versammelt war, um Neues zu hören, einen kleinen Tisch mit Wein und Früchten hergerichtet. In den Wipfeln von ein paar Ulmen und Eichen, die nördlich des Hauses standen und über den Dachrand ragten, spielte der lautlos und unsichtbar herangekommene Abendwind — nur im Blätterrascheln der Bäume einen Augenblick zum Dasein erwachend und wieder als ein verwehender Hauch in ihnen verlöschend. Südlich breitete sich das ferne, dunkle Albanergebirge. Ein paar nicht allzu nahe Landhäuser, ein antiker Brunnen, ein Haufen von römischen Ruinensteinen, in denen tags Ziegen herumkletterten, das Grausilber einiger Obäume vollendeten die Umgebung, die nun schon tiefer in Dämmerung versiel und besonders, seit ein Windlicht auf dem Dach der Casa erschien, überblendet rasch ins Dunkel zurücktrat. Smelin saß mit dem Rücken gegen die Landschaft und sah über dem Strahlenstern des Windlichtes in die Baumwipfel. Lucia hatte sich einen Stuhl halb hinter ihn bis an das Dachgeländer gerückt, stand aber oft auf, ging hin und her, verschwand auch manchmal im Dacheinstieg, um Wein, Brot, Früchte heraufzuholen.

Smelin gegenüber saß der Bildhauer Zwerger, ein Schüler Danneckers und Canovas, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der wenig sprach; neben ihm seine Frau.

Rechts saßen die Maler Frisch und Uhden, die unverheiratet waren. Die hübsche Tochter eines anderen deutschen Bildhauers, Wagner, der viel krank war und daher selten kam, saß zwischen ihnen. Eine Malerin, Anna Fernow, die gleichzeitig eine Freundin der Frau Zwerger war, saß an der linken Seite des Tisches.

Ich sagte schon, daß in dieser kleinen Künstlergesellschaft gern vorgelesen und erzählt wurde. Außerdem beschäftigte sie sich in ihren Unterhaltungen mit idealistischer Kunsttheorie, mit Deutung und Erklärung der Antike, mit Raffael und Perugino, Overbeck und Canova. Sie geriet auch oft genug in metaphysische Spekulationen. Uhden war ein eifriger Kantianer und hatte die von ihm geliebte Charlotte Wagner für seinen strengen Meister zu gewinnen gewußt — rascher und tiefer, wie er sich manchmal traurig eingestand, als für sich selber; und vielleicht hatte er mit der Bedeutung des kategorischen Imperativs in ihr sogar ein Hindernis gegen seine Werbung getürmt. Kantische Thesen zu erörtern, gehörte also auch mit zu den Gewohnheiten des Kreises; und ein mythischer Zug in Smelin,

der stärksten Persönlichkeit unter den jungen Leuten, bewirkte es offenbar, daß sowohl die okkulten Angelegenheiten der „Träume eines Geistersehers“ wie besonders auch die zu Gefühlspekulation verführenden Raum-, Zeit-, Ursächlichkeitsprobleme Kants oft im Gespräche auftauchten.

Heute, an diesem Abend, an dem der unsichtbare Wind aufgesprungen war und leicht die Blätter der Ulmenwipfel geschüttelt hatte, an dem dann eine tiefe, unbewegte Stille das Windlicht umgab, das die kleine Gesellschaft in seinem Strahlenkreis hielt, war es ein kürzlich angekündigtes städtisches Ereignis, das die Gemüter erregte. Das Grabmal des Vincenzo Trappola, eines Abenteurers, Magiers, Alchimisten aus dem späten siebenzehnten oder frühen achtzehnten Jahrhundert, der vielorts mit allerhand Wunderbarem von sich reden gemacht, einmal das goldene Stirnband des Kaisers Diokletian sollte aus der Luft gegriffen haben und später hier in Rom starb — dessen Grabmal, ein schöner Barockstein mit dem Himmelskreis, den Planetenzeichen und einer Sonnenuhr, der in einer Mauernische, nahe bei Zwergers Wohnung, unter Baumwipfeln einen malerischen Winkel schuf, sollte wegen eines Straßendurchbruchs niedergelegt und anderswo aufgestellt werden. Darüber schalten unsere Freunde nun. Künstler nehmen alles in Besitz, was „immer so“ war, und wollen gar an etwas, das schön ist, keine Veränderung dulden. So waren sie jetzt erregt und erboht, daß man die Grabesruhe des alten Herrn stören und ihnen selber einen stillen Platz, den sie liebten, den Frisch sogar gemalt hatte, zerstören würde. Erst allmählich fand sich Smelin, den die Debatte zu langweilen anfang, zum Zwecke des Abends zurück und begann in die Reden und Gegenreden hinein:

„Laßt den alten Trappola! Kennt ihr die Geschichte des Mönchs von Heisterbach?“

Als sie schwiegen, aufhorchten, verneinten, erzählte er:

„Einer der Mönche des Klosters Heisterbach — es liegt im Rheinland — war ein eifriger Grübler und Forscher im Wort Gottes. Über dem verspätete er sich des öfteren bei den Mahlzeiten, daß ihm der Abt schon einmal, wenn auch halb im Scherz, angedroht hatte, er würde das nächste Mal, wenn er wieder zu spät käme, hungern müssen; und daß ihn seine Mitbrüder, wiewohl nicht unfreundlich, längst den ‚Grübler‘ nannten. Er war noch jung, wo man sich am Frühling und dem Schönen der Welt, selbst als Mönch, noch freut und Genuß hat, und doch schon ganz der Welt entrückt. Sein Auge hatte einen fremden, fernen Blick, daß es dem oberflächlichen Beschauer wie ein überlesenes, übermüdetes Auge vorkommen mochte; für den, der genauer zusah und, wie der Abt, Erfahrung in Seelen hatte, aber erschien der Blick des jungen Mönchs als in geistige, uns

anderen unsichtbare Tiefen gewandt, wie nach innen gerichtet, wie ins Wesenlose oder allein Wesentliche entrückt, wo Worte zu Wirklichkeiten werden und Wirklichkeiten zu Worten.

In seinem unablässigen Studium der Heiligen Schrift, das ihn gleichzeitig mit einer unendlichen inneren Ruhe und dem Wunsche erfüllte, sein ganzes künftiges Leben möchte, ohne je anders zu werden, in beglückendem Lesen und Aneignen weiterfließen, das ihm daneben eine ruhelose Kraft des Eindringens gab, die manchmal nachließ, sich verwirrte, dann mit neuer, verdoppelter Wucht und Leidenschaft wiederkehrte und ihn zwischen den Worten und Buchstaben hindurch in das Geheimnisvolle führte; daß ihm dann längst das Buch entsunken und vergessen war, als würde er es nie mehr aufschlagen; daß sein Auge nur noch das Spizlein eines Zweiges vor sich oder einen Grashalm, einen Stein auf dem Wege sah, indessen seine Seele durch die göttliche Unendlichkeit flog — in seinem Studium war er an einem schönen klaren Nachmittage an das Wort gekommen: Vor Gott ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag.

Manches Wort der Schrift hatte sich ihm schon geöffnet, war ihm zu klarem, einfachem Sinn und Verstand gekommen, hatte ihn wie von gehörter Stimme mit Nähe göttlichen Atems erfüllt. Aber über dem Wort von den tausend Jahren versagte sein Nachdenken, daß er sich mehr als sonst ins Grübeln verlor und, als er ermüdete, doch nicht nachlassen konnte, immer wieder an der dunklen Pforte in seinem Geist, die sich nicht aufstun wollte, zu pochen.

Er war erst im Kreuzgang des Klosters auf und nieder gewandelt, das Buch mit dem Finger zwischen den Seiten in der wie leblos herabhängenden rechten Hand; dann, als der Schatten in dem kleinen Klostergarten inmitten des Kreuzgangsvierecks größer wurde, war er unter die Gräber der verstorbenen Brüder getreten, die da bestattet lagen; und schließlich noch aus dem Kloster hinausgegangen in den nahen Wald am Rhein.

Er sann und sann — aber er konnte nicht finden, was das Wort meine; und es klang ihm doch so wahr, so überzeugend durch den Sinn, wenn er es, mehr als einmal, wieder aufschlug und stehenbleibend las. Dann lehnte er sich auch wohl an einen Baumstamm, schloß die Augen, suchte es sich immer tiefer einzuprägen, es immer deutlicher aus sich selbst herauf zu hören, ob es nicht plötzlich einen Sinn bekommen würde wie manches andere Bibelwort, das er längst so verständlich hörte, als wäre es das Wort eines der Brüder, ein Befehl des Abtes oder was sonst. Aber das Wort wollte sich nicht enthüllen, es wollte nicht als Hülle weggleiten von einer göttlichen Wahrheit, die dahinter lag, das fühlte er.

So stand er wieder mit zurückgelegtem Kopf und geschlossenen Augen

an eine Birke gelehnt, die unter dem lichten Abendhimmel schon zu dunkeln begann, als er plötzlich in seine Gedanken hinein, in sein unablässiges Wiederholen des Wortes hinein, das Vesperglöcklein des Klosters hörte, das zur Heimkehr rief. Er fuhr auf. Das Glöcklein klang so fern, so weltweit fern zu ihm herüber, daß er recht erschrak, wie er sich verloren hatte, und einen raschen Schritt anschlug, um nicht auch zum Gebet zu spät zu kommen, wie es ihm entschuldbarer manchmal bei den Mahlzeiten begegnet war. Er war noch so versonnen und so aufgeschreckt, daß er den Waldweg nicht erkannte, nicht wußte, ob er sich rechts oder links halten müsse und sich nur nach dem Aushallen und Verklingen der Glocke, das noch oben über die Wipfel zitterte, gar eine Strecke weit durch den Baumbestand schlug. So kam er noch gerade zurecht.

Er klopft am Tor. Ein Laienbruder öffnet ihm, den er nicht kennt, der ihn aber, höflich zur Seite tretend und sich vor dem Priester verneigend, einläßt. Über der Eile, zur Kirche zu kommen, wird der Grübler seines eigenen Erstaunens über das fremde Gesicht nicht gewahr. Er tritt als der Letzte gesenkten Blickes in die Kirche, während sich in ihm wieder der heilige Spruch, jetzt mit einem so innerlichen, neuen, so tief heraufhallenden Klange spricht, daß ein Freudezucken durch den Körper des Mönchs geht; er fühlt, die Worte haben sich voll seines Blutes gesogen, sie leuchten schon, gleich wird er sie verstehen. Aber er darf sie nicht mehr loslassen, will sie während des Gebetes weitersprechen. Er glüht. Ohne zu sehen, tastend fast, ist er an seinen Chorstuhl gekommen. Er will hineintreten — da steht schon ein Mönch darin — wieder, wie der Laienbruder am Tor, ein ganz fremdes Gesicht. Er erschrickt, sieht sich um, ob er den Platz verfehlt; er wird jetzt seines Schreckes, selber ihn verdoppelnd, gewahr, als ihn von allen Seiten fremde, unbekannte Gesichter anstarren, deren er nicht eines kennt. Versunken ist in ihm das Gotteswort, das er mit dem ganzen Willen eben noch in seinem anwachsenden Licht- und Sinnwerden festhalten wollte.“

Gmelin begleitete seine Erzählung mit lebhaftem Mienenspiel. Hier unterbrach er sich einen Augenblick, um das immer fassungslosere Umherschauen des Grüblers, sein Inszusammen- und Zurückweichen vor den fremden Blicken wiederzugeben, bis der Grübler durch die Frage des, ebenfalls fremden, hinzugetretenen Abtes: „Wer seid Ihr?“ aus seinem erschreckten, erstarrten Staunen aufgeweckt wird. So fuhr auch Gmelin auf und sprach fast tonlos den Namen „Bonaventura“.

„Aus welchem Kloster?“

Gmelin erzählt nicht mehr, er stellt in Rede und Gegenrede dar. Ohne die Namen der Sprechenden zu nennen, wirft er die Worte hin.

„Hier, hier! Dies ist mein Kloster. Wo sind meine Brüder?“

„Ihr seid irre. Wir kennen Euch nicht. Wir sind dieses Klosters Brüder.“

Sie tragen den alten Pater Anselm herbei und sagen ihm den Namen Bonaventura laut ins halbtaube Ohr. Der uralte, eisgraue Anselm, der mit der Hand sich das Lid des rechten Auges hebt, um den Grübler anzusehen, schüttelt das Haupt und fragt langsam, wie aus einem Abgrund von Zeit in sich herauf sprechend, als spräche alles Alte aus ihm, das ist alles Wissen um die Wurzeln der Dinge: „Wann seid Ihr fortgegangen von hier?“ Und als Bonaventura, der schwankt, um den alles wirbelt, der sich schon stützt auf den jungen Bruder neben sich, durch dessen Haar ein grauer Schein läuft, dessen Gesicht altert, fast schon über den Anselm hinweggealtert ist und von einem brechenden Auge leuchtet — als Bonaventura scheu und zitternd, als spräche er eine Lüge, sagt: „Heute! Heute nachmittag!“ da schüttelt Anselm den Kopf und ruft es unter die Mönche: „Ihr wißt, daß seit dreihundert Jahren kein Mönch mehr den Namen Bonaventura bekam, weil der letzte, der diesen Namen trug, ein Zweifler war und das Kloster verließ —“

Aber nun sehen es alle und meinen, der Teufel treibe sein Spiel mit Heiligem; nun sehen sie es, daß der junge, fremde Priester, der eben kam, ein Greis ist, schneeweiß, zitternd — stützen ihn, aber fragen ihn wieder und drohender. Er nennt Jahr und Abt und Namen der Brüder, die mit ihm waren. Auf den steinernen Totentafeln der Chorwand, auf die Anselmus zeigt, lesen sie Namen für Namen, wie er sie nennt, und wollen noch zweifeln. Aber da sehen sie ihn zu Boden sinken, hören seine verhauchende Stimme, die befreit jubelt, so tonlos sie klingt — wie die Stimme eines längst toten Dichters noch hörbar jubeln kann in den schwarzen Zeichen auf dem Pergament —, die jubelt: „Ja Herr! Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Ich aber war ein Pulsschlag Zeit in deiner Ewigkeit!“

Er schwindet; nicht, wie Sterbende sonst, stillstehend in sich; nein: wie im Fluge, im Hauch eines Windes, der die Kirche durchfährt, verweht, verweist, zerstäubt er, daß bald ein Gerippe in der Kutte liegt und eine Knochenhand das Buch hält, den langen Weinfinger auf dem Spruch. Sie lesen, sie begreifen, daß er dreihundert Jahre sann und das Fließen der Zeit nicht fühlte und nicht starb — aus der Kraft dieses Wortes, das er nicht deuten konnte, weil es ihn ganz erfasst hatte wie Segen oder Fluch des Herrn. Sie heben ihn erschauernd, ihn zu bestatten. Da zerfiel auch die Kutte um die Knochen zu Staub. Doch das Buch blieb unverfehrt und barg seine Rätsel wieder in Verschlossenheit für neue Grübler.“

Als Smelin geendet hatte, herrschte eine Zeitlang Schweigen. Alle überdachten, in ihren Stühlen zurückgelehnt, das eben Gehörte, dabei zu den ruhigen, unbewegten Sternen aufsehend. Anna Fernow aber sagte nach einer Weile: „Ob die Zeit etwas Wirkliches sei, das hat die Dichter und Geschichtenerzähler wohl oft beschäftigt. Ich erinnere mich einer Erzählung aus dem Leben Mohammeds, die offenbar ebenso wie diese Mönchsgeschichte die Unwirklichkeit der Zeit dartun soll. Es ist nur eine kurze Sage. Mohammed, so berichtet sie, saß einst vor seinem Zelt neben einem Wasserkrüge, nachsinnend wie jener Mönch über die irdische Zeit und die göttliche Ewigkeit, als Allah seine Seele zu sich entrückte. Mohammed ward noch inne, wie sein Leib umsanf und gegen den Wasserkrug stieß, der schwankte und fiel, als ihm die irdischen Sinne schwanden und er sich in wehendem Fluge über seinen Körper in die Lüfte emporgehoben fühlte. Er kam allmählich zu sich und sah, wie Engel seinen leuchtenden, entkörpernten Leib immer höher hinauftrugen, wie die Himmel sich öffneten und Allah, unbeschreiblichen Glanzes, ihn empfing. Und der Herr Himmels und der Erden nahm seinen Diener bei der Hand und führte ihn über Gewöll ins Strahlende, zeigte ihm über dem Abgrund des Leibes und dem Berge der Läuterung die Stufen der Seligkeit, führte ihn von Himmel zu Himmel, über immer neue, reinere Ebenen der Anbetung bis zum siebenten Himmel, in dem des Lichtes und Glanzes kein Ende war und Allahs höchster Thron stand. Auf den setzte sich der Herr und nahm nun, während sein Knecht sich auf der untersten Stufe ihm zu Füßen niederwarf, seine letzte, leuchtendste Gestalt an, die nur die ganz Seligen erblicken dürfen, und war so, wie ihn Mohammed in seinen Träumen sah. Und Allah wies dem Propheten alles in diesem siebenten Himmel, daß er es den Menschen verkündige. Es dünkte Mohammed aber, daß er viele Stunden lang den Worten des Herrn gelauscht, als der die Engel wieder heranwinkte, daß sie seinen Diener aufhoben und zurücktrügen zur Erde. Wieder schwebte er durch die niederen Himmel. Das Blau des Weltgewölbes fing an, über ihm tiefer und tiefer sich zu sättigen. Er fühlte die Luft seinen stofflosen Leib umspülen, durchfluten. Er tauchte in Wolken ein, aus denen unten hervorsinkend er winzig klein sein Zelt hell liegen sah. Und wieder schwanden ihm vergehend die Sinne, und er meinte, ehe er in seinem irdischen Leib zu sich kam und sich aufrichtete, noch Stunden bewußtlos gelegen zu haben. Er rieb sich die Augen, sah den Krug — und sah erschreckt, daß das Wasser noch nicht ganz ausgeflossen war und noch rann aus dem Gefäß, das er umgestoßen, als der Herr ihn entrückte. Nicht länger hatte sein Weg durch die sieben Himmel gedauert, als das Wasser Zeit braucht, aus einem umgestoßenen Krüge auszufließen. Auch

Mohammed erfaßte den Sinn, daß für Gott tausend Jahre wie ein Tag sind, daß es für ihn keine Zeit gibt."

Uyden, der Kantianer, hatte lange geschwiegen; aber als jetzt die anderen darüber redeten, daß in diesen beiden sagenhaften Geschichten allerdings die Zeit aufgehoben sei, da schüttelte er den Kopf und rief: „Nein! Keine der beiden Geschichten hebt die Zeit auf. Sie behaupten nur, daß unser Zeitgefühl schwankend und ganz unsicher sei. In der Sage von dem Heisterbacher Mönch kommen dem Grübler dreihundert Jahre wie die Stunden eines einzigen Nachmittags vor, also viel kürzer; in der Legende von Mohammed füllt das Erlebnis anscheinend vieler Stunden kaum einen Augenblick. Aber Zeit vergeht in beiden Geschichten; nur zeigt sie sich als ein unmeßbares, zufällig vom Erleben unendlich gedehntes oder zusammengedrücktes Etwas; wohl als ein von unserem Gefühl Verändertes, in ihm sich Wandelndes, aber immerhin als etwas nicht Ausschaltbares. Geht ihr mir nicht recht?"

Anna Fernow und Smelin nickten, indessen die anderen noch nachsannen und dann auch zustimmten.

„Erzählt noch mehr!“ bat Charlotte.

Smelin fragte: „Wer weiß etwas?"

Frau Zwerger mahnte: „Wir sind nun so im Zuhören, daß wir nicht abbrechen wollen.“

„Halt!“ rief Smelin jetzt und stand auf, ging über die ganze Breite des Daches auf und nieder und lehnte sich unter den Baumwipfeln ans Geländer; „mir dämmert da auch eine alte Sage, die so merkwürdig mit dem zusammenhängt, was man dem alten Trappola angedichtet hat, daß ich die ganze Zeit über, als ihr von der Verlegung seines Denkmals sprach, ein unbewußtes Nachdenken, ich möchte sagen das innere Herausdrücken irgendeiner Erinnerung nicht los wurde. Der alte Taschenspieler muß die Sage gekannt haben, wenn er behauptet hat, die Krone des Diokletian aus einer viele Jahrhunderte zurückliegenden Zeit wie aus einem Meeresabgrund heraufgeholt zu haben, und sie, wie eben Taschenspieler tun, aus der Luft griff. Ich muß mir das Ganze erst wieder zurechtmachen, will aber versuchen, zu erzählen. Ihr wißt, daß Diokletian, unter dem hier in Rom die Christenverfolgungen einsetzten — so daß die griechische Kirche mit ihm die diokletianische oder Märtyrerära beginnen läßt —, im einundzwanzigsten Jahr seiner starken, kraftvollen Regierung der Kaiserwürde entsagte, um in dem dalmatinischen Salona seinen Lebensabend still-beschaulich als Gärtner zu verbringen. Vielleicht hat er sich der Krone

nur deshalb entäußert, weil ihm nach vielen glücklichen Kriegen und nach der Zusammenziehung aller Macht des Erdkreises auf sein Haupt plötzlich die Nichtigkeit, Vergänglichkeit, ja Niedrigkeit aller Macht mit Scham aufging; weil er fühlte, daß alles Außerliche dieses hinschwindenden, alternden Daseins Rauch und Schatten sei, und daß es für ihn zu spät werden möchte, noch ein paar Altersjahre das Gewand des bunten, trügerischen Scheins von sich zu tun und mit Blumen und Kräutern in kleinem Garten noch einmal taten- und gedankenlos zu sein, ehe das Nichtsein ihn antreten würde. Vielleicht; jedenfalls kommt mir das zu dem Charakter und der Einsicht dieses großen Kaisers nicht unpassend vor. Er hatte ein reiches, gefahr- und glückerfülltes Leben gelebt, war als Sklave geboren, vor drohender Todesstrafe geflüchtet, Soldat geworden, hatte sein schon einmal verlorenes Leben mutig auf jedes Spiel gesetzt und hundertfach wiedergewonnen, war rasch zu den höchsten Stellen im Heere aufgestiegen und schließlich von Kameraden und Untergebenen — die alle längst den führenden Stern über seinem Haupte sahen, in den er vielleicht nie den Blick emporgerichtet — zum Imperator und Cäsar ausgerufen worden. Als Feldherr wie als Kaiser war er siegreich und gütig. Beachtet das! Wenn ein Mann des grausamsten Berufes, ein Krieger und Herrscher, gütig ist, so kündigt sich darin schon sein einstiges Hinauswachsen über das Übel und die Gewalt an. Noch zwingt ihn sein Beruf, aber schon zerstört sein höheres Wesen diesen Beruf. Ich würde für die Entsagungstat des Diokletian keiner besonderen Erklärung bedürfen, wie sie gleichwohl von der Sage gegeben wird. Die ist mir, während ich euch den Charakter und das Schicksal Diokletians darstellte, wieder in die Erinnerung zurückgekehrt. Die Sage, die mit einer ersichtlich späteren christlichen Übermalung auf uns gekommen ist, erzählt: Diokletian — der offenbar von der politischen Notwendigkeit der Christenverfolgungen, die nicht von ihm ausgingen, ja, die er schmerzlich und peinlich empfand, dennoch überzeugt war — habe, eben in jenem Jahre seiner Abdankung, einmal einem Verhör gefangener Christen angewohnt, weil ein Hauptmann des Heeres, der lange unter ihm selbst gedient, den er vom jungen Trostbuben selbst zum Offizier gemacht, den er geliebt und den er schon als seinen Nachfolger ausersehen gehabt habe, Maximin mit Namen, auch bei dem heimlichen Gottesdienst der Christen betroffen und mit zur Verurteilung vorgeführt worden sei. Diokletian, als Krone ein schmales, goldplattenumlegtes, unter dem mächtigen Hinterhaupt geschlungenes Band um das kurzgeschorene Haar, wie man ihn von den im Tiber gefundenen Münzen her kennt — Lucia! bringe mir die Münzen herauf! —, hatte mit peinlichem Erstaunen die Aussagen Maximins angehört. Er begriff die

Veränderung in dem Manne nicht, den er als einen festen, energischen Befehlshaber und als lachenden, strahlenden, fröhlichen Genossen und Gesellschafter kannte, der die Frauen berückte — und der nun vor ihm stand, verwandelt: milde, weich und wie von innen leuchtend. Er glich nicht den anderen, die dem Kaiser als arme, verirrte Schwärmer erschienen, als Elende, Kranke, Geknechtete, mit denen er Mitleid hatte. Wie vor seiner Wandlung lag Hoheit über seiner Person, wenn auch jetzt eine ganz andere, innerliche. Die da hinter ihm standen, die bedauerte der Kaiser als mitleidswürdige Opfer der Verführung, die nicht zu retten waren; aber in Maximin fühlte er den gefährlichen Gegner, den zurückzugewinnen sich lohnte — trotzdem gerade Maximin während der ganzen Verhandlung gemäßigt und ruhig blieb. In Diokletian erwachte die alte Liebe für Maximin. Als das Verhör beendet war und die Gefangenen abgeführt werden sollten, ließ er den Maximin noch zu einer Unterredung in seinen Palast bringen.

Das ist nun der Auftritt, den, wie ich glaube, die Sage christlich entstellt und gefärbt erzählt. Als die beiden Männer allein waren und Diokletian, um seinen Liebling zurückzugewinnen, freundschaftlich warm zu ihm sprach und die alten Erinnerungen weckte, die sie beide verbanden, um so auf den unveränderten Grund von Maximins Herz zu stoßen, da habe der Hauptmann erst lange, zu Boden blickend, geschwiegen, als ob er mit Rührung und doch in nichts durch diese sanfte Regung seiner Brust beirrt, an unwiderruflich Vergangenes dachte. Dann aber sei der heilige Geist wie ein Feuersturm in ihn gefahren, habe mit Zungen aus ihm geredet, daß Diokletian habe die Überlegenheit des einstigen Untergebenen empfinden müssen, aber sich doch wider besseres Wissen dagegen versteift und ihm schließlich höhnisch zugerufen, er möge ein Zeichen tun, ein Wunder, dann solle ihm geglaubt werden! Da habe Maximin mit demütiger Gebärde die Hände gefaltet und sei niedergekniet, was den Kaiser an dem einst so stolzen Mann bitter verdroß. Diokletian sei aufgesprungen, um ihn zu schütteln und emporzureißen. Da habe er sich von rückwärts an der Schulter gehalten und gleichzeitig über seinem Kopf eine Hand gefühlt, welche die Kronbinde löste. Ein Augenblick nur sei es gewesen. Dann sei der Kaiser wie aus einem Ohnmachtstraum zu sich gekommen. Aber seine Krone blieb verschwunden. Geschlagen, aber nicht bekehrt, im Innersten überzeugt, aber verstoßt, habe er sich in seine Gemächer zurückgezogen und wenige Tage darauf abgedankt — wohl um weder gegen sein Gewissen verurteilen zu müssen, noch zugeben zu müssen, daß bei Maximin und den Christen die Wahrheit sei.

So erzählen die Christen. Ich glaube aber, bei dem Charakter und der

Persönlichkeit Diokletians und bei dem reifen, überlegenen Lebensalter, in dem der Kaiser damals stand, nicht, daß diese Legende den geschichtlichen Sinn seiner Abdankung richtig deutet; mag man auch ruhig an dem schönen, sagenhaften Zug von der Hand, die die Krone von seinem Haupte nahm, festhalten.

Anders war es: ja, Diokletian hat den Maximin zu sich rufen lassen, um ihn zurückzugewinnen, hat die Fülle alter, schöner Erinnerungen in ihm geweckt, hat auch Maximins Herz gerührt, daß er zu Boden sah und das Unwiederbringliche wehmütig überdachte. Aber dann, wo die Legende den Heiligen Geist bemüht und die Zungen und den Feuersturm, da sind die mit Eifer und Fanatismus ergriffenen Lehrmeinungen seiner Sekte in Maximin hochgekommen, er hat sie dargelegt, verteidigt, sich für sie gern zu opfern bereit erklärt — und der Kaiser hat bald eingesehen, daß sein einstiger Liebling nicht mehr zu retten sei. Dann, als er allein war, ist Schmerz über ihn gekommen um Maximin und die große Trauer um die Sinnlosigkeit des Lebens, die den reifen, überlegenen Mann wohl befallen mag, wenn er die jüngeren an Phantomen und Träumen verbluten sieht. Er hat sich selbst entwurzelt gefühlt in diesem zum Schwärmer gewordenen Freunde. Die Zeit ist in seinem Geist zurückgekehrt, wo er selbst in dem unerhört raschen Aufstieg seines Lebens — mit welchen Hoffnungen! — zur Krone griff. Enttäuschung, Gefühl von Wesenlosigkeit, Unwirklichkeit aller Dinge wächst in ihm und mischt sich seltsam mit dem Schmerz um den verlorenen Freund. Aber ein Mann wie dieser Kaiser kann im Wesenlosen, im auflösend umfassenden Schmerz nicht beharren, kann ihm auch, wenn er bei aller Enttäuschung noch so erdhast gegenwärtig ist wie Diokletian, nicht erliegen. Dann drängt es solchen Mann nach faßbarer, nächster Wirklichkeit, nach einem Weibe, nach Bauersein, nach einem Garten und dem abendlich ausruhenden Blick über Meer und Gebirge. Haltet das Symbol, daß eine Hand ihm die Krone löste vom Haupt! Nicht der beleidigte Christengott, der für seinen Märtyrer zeugen wollte, hat es getan, sondern die Schicksalshand, der gute Dämon des Kaisers, gab ihm damit das Zeichen, wessen seine Seele bedurfte.“

Lucia war schon einige Zeit wieder aus dem Hause heraufgekommen und hatte zwei Pappschachteln auf den Tisch gestellt, in denen Smelins Münzen waren, jede in Papier eingewickelt, auf dem Name, Jahreszahl und Fundort stand. Alle rückten jetzt in die Nähe des Tisches, und Smelin suchte den Diokletian heraus; er war so, wie ihn der Erzähler geschildert: ein mächtiger, quadratischer Cäsarenkopf, von kurzem Haar und Bart umrahmt, willensvoll, mit nicht hoher Stirn, aber einem lebendigen, vieler Erlebnisse und ihres Sinns in seinem Sehen teilhaftigen Auge, mit ge-

rader Nase, vorgebautem Kinn, dickem Hals und Nacken; ein Angehöriger beider Grenzstände: Plebejer und Imperator, Sklave und Kaiser; ein Mann, dem die Zwiespältigkeit von Ursprung und Ziel alle Tiefen geöffnet hatte. Die Zuhörer gaben dem Erzähler und seiner Schilderung des Kaisers recht, als er die Münze schräg unter das Licht hielt, daß die Plastik des Kopfes, vor allem das große, tief hineingestochene Auge unter der breit geschwungenen Braue schattend hervortrat.

„Ich weiß nicht,“ sagte Uhden, während Smelin noch andere Münzen auswickelte und unter das Licht hielt, „ob die Geschichte von der Krone des Diokletian dem sagenhaften Magier, für dessen ungestörte Grabesruhe ihr so energisch eintratet, bekannt gewesen sein muß, und wie es sich mit seinem Anteil daran verhält, ob er wohl gar dem Kaiser die Krone abgestreift haben will. Ich habe einmal auf der Bibliothek des Vatikans, zu der ich Zutritt habe, eine Handschrift aufgeblättert, die von ihm handelte. Ich will sie nun lesen und euch beim nächsten Mal ausführlich berichten.“

Man hatte das erste Thema, die Zeit, wie es so oft geht, wenn man von ihr spricht, vergessen. Aber man war noch immer nicht geschichtenmüde. Und obwohl schon Mitternacht herannahte, sollte noch erzählt werden. Das Gespräch war von den Münzen, unter denen sich neben ganz verwischten auch einige sehr schöne fanden, zu den Gemmen gekommen, und alle, besonders die Damen, bewunderten an Zwergers Hand einen Ring, Venezianer Arbeit, anscheinend aus dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts — „sogar sicher nicht früher,“ sagte Smelin, der sich auf sein kunstgeschichtliches Urteil viel zugute tat und auch wirklich einen sehr sicheren Blick für das Alter eines Kunstwerks hatte — einen Ring, der eine längliche, sehr fein und klein geschnittene Gemme mit schmalem Reifen hielt, einem Chronos mit der Sense. Zwirger, der sein Geld gern bei Antiquitätenhändlern ließ, hatte ihn vor ein paar Tagen, als er einen Pfeifenkopf suchte (er pflegte seine Arbeit stets mit dem Wort „ergo pipamus!“ zu beginnen, da er nie ohne Pfeife modellierte), liegen sehen und um billiges Geld erstanden. Indessen der Ring von Hand zu Hand ging und bewundert wurde, mahnte Anna Fernow daran, daß man noch erzählen solle, die Geschichte von Diokletian sei kein Abschluß. Der Maler Frisch, der gerade den Ring an Zwirger zurückgab, sagte: „Der Ring da, den Zwirger eben ansteckt, bringt mich auf eine betrübliche Geschichte, die ich euch noch erzählen kann. Sie hat aber, wie ja die Geschichte von Diokletian ebensowenig, nichts mit der Zeit zu tun, die zufällig heute unser Thema geworden ist.“

„Wir sind keine Pedanten! Und gegen Mitternacht erst recht nicht!“

rief Smelin und zog Lucia zu sich auf seinen Schoß, was das schöne Mädchen mit einer lieblichen, sanften Gebärde geschehen ließ.

„Also! Aber habt Nachsicht mit mir! Ich erzähle nicht so gut und so lebendig wie Smelin, bringe vielleicht auch die Geschichte etwas durcheinander. Ihr müßt eben fürlieb nehmen. Was ich erzählen will, ist arabischen Ursprungs und zuletzt gruselig genug.“

„Das ist schön,“ rief Anna Fernow.

Alle rückten näher zusammen.

„Jahja bin Kalid, ein arabischer Fürst, sah einst, von der Jagd heimkehrend, als er versehentlich durch einen privaten Park ritt, auf dem Dache des in dem Park gelegenen Hauses ein wunderschönes junges Weib und verliebte sich sterblich in sie. Die erste Regung der Schönen, als sie unverhüllt und sich inmitten des weiten, waldbartigen Gartens vor fremden Blicken ganz sicher glaubend, des fürstlichen Reiters und seines Gefolges ansichtig wurde, war ein zorniges Erröten und eine jähe, aufbegehrende und gleichzeitig ihr Antlitz verhüllende Bewegung gewesen; das Erstaunen und der Zorn gaben ihr einen unmittelbaren, plötzlichen Liebreiz, der ihre ruhige Schönheit noch erhöhte. Und schon im nächsten Augenblick sprang der zündende Funke zwischen Jahja und der Dame über, von Auge zu Auge, von Leib zu Leib, von Seele zu Seele. Die Glut des Zornes ging, ohne erst zu verlöschen oder auch nur nachzulassen, jäh in die der Liebe über und fachte doppelt die Flamme, die schon der erste Anblick in Jahja entzündet. Die Begegnung der beiden dauerte nur wenige Herzschläge lang. Aber diese Herzschläge waren heiß und heftig und bis in Hand und Hals fühlbar, so stark fühlbar, daß die kurzen Pausen zwischen ihnen den beiden wie ein Erlöschen des Lebens vorkamen und fast ein Umsinken geworden wären, wenn nicht rascher als je sonst ein neuer Herzschlag sie mit Wiedererwachen durchpulsst hätte.“

Als Jahja auf den Rat seiner Begleiter, die des Wegirrtums inne wurden, gleich darauf zurückgeritten war und den Park verlassen hatte, wußte er nicht mehr, daß er sich im Sattel aufgerichtet und höflich entschuldigend verneigt, daß sie ihm ganz leicht, fast unmerklich zugenickt hatte. Die Gesichtsbilder der eben verflossenen Minute verschwammen vor seinem Blick, wurden fortgespült von der Welle neuen Gefühls, die über ihn hinwegwogte. Er mußte seine Begleiter fragen, was geschehen war. Er hielt hinter dem Parktor sein Ross an und sah zurück, als könne er fern in den Bäumen, durch die noch das weiße Haus schimmerte, das eben Vergangene wie ein fremdes Geschehen sehen und erspüren. Er erfuhr jetzt von einem der Jagdknechte, daß es das Landgut des reichen Kaufmanns Abu Hasan, den sie den „Mohrenköpfigen“ nennen, sei, in das er hinein-

geritten. Er hielt noch immer, unschlüssig, was er tun sollte. Nach einer Weile wagte einer seiner ritterlichen Begleiter, der erkannt hatte, was vorgegangen war, das Wort an ihn zu richten: es sei besser, jetzt kein Aufsehen zu machen und, ehe Leute kämen, fortzureiten; es würden sich ja Mittel und Wege finden, die Schöne wiederzusehen, Aufsehen könne alles verderben. Da hatte der Fürst auch schon seinem Pferde die Sporen gegeben und jagte im Galopp davon, offenbar wieder ganz innerlich beschäftigt und erfüllt. Sein Antlitz strahlte von Stolz und Glück, denn nun wuchs die Gewißheit in ihm auf, daß nicht anders als er auch die Schöne jetzt fühlte; daß dies eine Ineinandertauchen ihrer Blicke genügt hatte, sie beide von allen anderen Menschen zu lösen und neu in engster Schicksalsverbundenheit zu fetten. Alle die nun notwendig werdenden Schritte, das Wiederfinden, das Lösen des geliebten Weibes aus der Ehe oder der Sklaverei des Mohrenköpfigen, übersprang die vorstürmende, gefühlgeführte Phantasie Jahja's; sie lebte schon in der seligen Gewißheit des errungenen Besizes. Auch der Erzähler überspringt alle Zwischenstufen. Was war einem Fürsten des Ostens zu jenen Zeiten unmöglich, wenn er es sich in den Kopf, gar in das Herz gesetzt hatte? Und was einer schönen, liebenden Frau, ob in grauer Vergangenheit oder heut? Schirin, die bis dahin treue, ergebene Gattin des älteren Abu Hasan, die mit ihren achtzehn Jahren noch nie den Feuersturm der Liebe gefühlt hatte, wußte, daß Notschafft vom Fürsten kommen werde, und hatte alles so eingerichtet, daß sie unauffällig kam. Mit der nachtwanderischen Sicherheit, mit der Liebende handeln, hatte sie durch eine Vertraute die Sklaven und Sklavinnen, Gärtner, Diener, Mägde, ja ihren Eheherrn und dessen argwöhnische Mutter gerade dann entfernt, als der heimliche Bote des Jahja sich verkleidet in den Park schlich, um sie zu entführen zu ihrem fürstlichen Geliebten.

Das Wiedersehen beider war, als fänden sich Ehegatten nach langer Trennung endlich wieder in einem erneuten und verstärkten Gefühl aller Wonnen, die sie je genossen — nicht, als sähen sich ein paar verliebte Leute, die nie ein Wort miteinander gesprochen hatten, zum erstenmal nah und allein.

Noch in der Zeit ihres ersten, unendlichen Glücks, als ein aus ihrer beider Seelen zusammenfließender Traum Jahja und Schirin wie mit den Wänden eines köstlichen Liebesgemachs umgab und von aller Wirklichkeit abschloß, kam die Nachricht zu Jahja, daß Abu Hasan das Land verlassen habe, daß sowohl sein Landgut wie sein Stadthaus zum Verkauf stünden. Jahja hätte gern das Gut gekauft, um jener ersten Begegnung willen, die ihm, seit er Schirin besah, immer leuchtender und

gewisser, wie eine unerschütterliche, tragende Säule all seines Schicksals und Lebens hervortrat. Er fragte Schirin eines Nachts, als der Mondschein voll in ihr Gemach flutete und über ihre von der warmen Luft noch gekühlten, eng ineinandergeschmiegtten Leiber tastend hinglitt, ob er das Landgut kaufen solle. Aber sie schüttelte erschreckt den Kopf, sie wehrte aller Vergangenheit, sie umhalste ihren Geliebten fast weinend und wurde traurig von jener Nacht an. Es war so, als hätte sie bisher von dem Dasein ihres verlassenen Gatten überhaupt nichts mehr gewußt und Jahjas Frage hätte eine vergessene Vergangenheit wie eine Wunde plötzlich schmerzhaft aufgerissen, die nun nicht mehr heilen wollte. Jahja bereute seine Frage und sprach nie mehr von dem Gartenkauf, den er schon beschlossen gehabt hatte; ja, er sprach nun auch nicht mehr, was er so oft in den Augenblicken der sich überstürzenden Lustwelle schwärmerisch und vergehend getan hatte, von ihrer ersten Begegnung.

Wald darauf mußte Jahja zu einer Zusammenkunft mit mehreren der Nachbarfürsten verreisen. Es war das erstemal, daß er Schirin verließ, über die, je näher die Reise kam, immer tiefer der Schatten der Traurigkeit und Ahnung von Unglück sank. Aber nicht sank: er stieg aus dem tiefsten Innern ihrer Seele hervor, löschte erst die milde und dauernd leuchtenden Lampen in ihrer Seele, dann die höher brennenden Leuchter, die schon wechselten, wenn auch in großen Zeiträumen, zuletzt die rasch aufstrahlenden und die Flamme weitergebenden hellen Augenblicksfreuden, die über der immer dämmernder werdenden Tiefe ihrer Seele noch gebrannt hatten; löschte sie nicht nur, ließ sie nicht mehr zum Aufglühen kommen.

Weinend hing Schirin im Arm des Geliebten, als er zu Pferde stieg. Sie hatte ihm ihr Gefühl von Unglück nicht verborgen. Er hatte sie freundlich lachend gescholten, wohl aber auch alle Wachen um den Palast während seiner Abwesenheit verdoppelt, den treuesten Diener zum Herrn des Palastes gemacht, den erfahrensten, kundigsten Arzt ihr zum Hüter ihrer Gesundheit bestellt. Denn auch auf ihn war der Schatten der Traurigkeit aus ihren Augen hinübergeglitten. Da, im letzten Augenblick vor dem Abreiten, faßte sich Schirin, streifte einen Ring vom Finger — eine Schlange, die in sich selbst zurückkroch und deren Augen, zwei Diamanten, helleuchtend funkelten und mit ihren bligenden Strahlen nach allen Seiten auszuspähen schienen —, gab ihn Jahja und sagte, als ob eine Eingebung aus ihr spräche: „Dieser Ring wird dich mir zurückführen, wenn wir uns verlieren sollten.“

„Was ist?“ rief Uhdn, „Zwenger, was hast du?“

Alle, auch der Erzähler, sahen zu Zwenger, der bleich dasaß und nach einer Pause sagte: „Leuchtet! Mein Ring ist fort.“

Smelin stand zuerst auf, nahm das Windlicht und leuchtete auf dem Boden um den Stuhl Zwergers. Nichts.

„Er ist auch nicht gefallen. Es hat ihn mir jemand abgestreift.“

„Unmöglich! Wer sollte das —? Du hast geträumt!“ rief es durcheinander. Da erst bemerkten sie, daß noch bleicher, starr und unbeweglich, mit weitoffenen Augen Charlotte Wagner dasaß. Sie hatte während der ganzen Unterbrechung der Erzählung sich nicht gerührt. Alle sahen jetzt zu ihr.

„Was ist dir, Liebe?“ fragte Frau Zwenger und trat zu ihr, der schon Lucia den Arm um den Hals gelegt hatte und sie an sich drückte, um sie wieder zu sich zu bringen. „Was ist dir?“

„Es ist furchtbar,“ kam es fast tonlos aus Charlottens Munde.

Zwenger war der erste, der wieder sprach: „Es ist ja nichts als ein Scherz. Der Ring hat nicht mehr als fünfzehn Lire gekostet und wird gleich wieder da sein.“ Aber man hörte heraus, daß es ihm nicht ernst war mit dem leichten, scherzenden Ton.

Da rief Smelin: „Wir wollen die Geschichte zu Ende hören. Wer also den Scherz gemacht hat, soll es gleich sagen!“

„Habt ihr denn nicht gesehen —?“ fragte Charlotte.

„Was denn gesehen?“

„Zwenger saß seitwärts und hatte die Hand auf der Stuhllehne, während er zu Frisch hinübersah. Da kam langsam eine Hand aus dem Dunkel der Luft in den Lichtkreis, streifte ihm den Ring vom Finger und verschwand. Habt ihr es denn nicht gesehen? Es war doch ganz deutlich. Und da, wo ein Mensch hätte stehen müssen, um so greifen zu können, lag der Mondschein auf den Dachplatten.“

„Du hast geträumt!“

„Aber wo ist der Ring?“

Zwenger bestätigte jetzt, daß er es so gefühlt und im Wahn der Erzählung erst einen Augenblick später beachtet hätte. Er nahm seine alte Stellung ein; da zeigte sich, daß niemand der Anwesenden an seine Hand hätte greifen und den Ring abziehen können.

Alle schwiegen, bis Smelin rief: „Unsinn! Er ist hinabgeglitten, und irgendein Schattenspiel hat die Täuschung hervorgerufen. Sucht noch einmal!“

Wieder leuchtete man die Stelle ab, aber es fand sich nichts. Doch, etwas: daß der Steinplattenbelag des Daches schief war und der Ring bei der Nähe des nur vergitterten Randes hatte abrollen können.

„Aber man hat nichts klingen gehört.“

„Gleichviel. Ich gehe unten suchen,“ sagte Smelin, dem Uhden und

Zwenger sich anschlossen. Ehe er hinabstieg, drehte er sich noch einmal um und rief Charlotten zu: „Weißt du, woher die Hand gekommen ist, die den Ring nahm? Aus der Geschichte des Diokletian! Du bist die beste Zuhörerin von allen. Du setzest, was du hörst, gleich in leibhafte Erscheinung um.“ Und lachend stiegen die drei hinunter.

Die anderen traten an den Rand des Daches und sahen hinab, als Smelin, Zwenger und Uhden unten erschienen und in den Steinen und Blättern am Fuße des Hauses eifrig suchten. Man hörte sie undentlich sprechen.

„Habt ihr ihn?“ rief jetzt Anna Fernow hinab.

„Nein. Es liegt alles so voll von Blättern und Steinen. Man sieht auch bei den Schatten, die die Kerze macht, nirgends gut zwischen die Steine hinein.“ Schweigendes Weitersuchen. „Wir kommen jetzt wieder hinauf, und ich suche gleich morgen früh. Wir verschütten ihn sonst vielleicht noch.“

Irgendwo schlug es Mitternacht. Eine Weile kam die kleine Gesellschaft über den Zwischenfall nicht hinweg. Dann löste sich die Spannung und Aufregung in Lachen über gemeinsame Gespensterfurcht. Auch Charlotte Wagner lachte mit. Es war jetzt für alle ausgemacht, daß der für Zwengers Finger ohnehin etwas weite Ring herabgerollt war, daß ihn zufällig gleichzeitig irgendein kleiner Luftzug gestreift haben mochte und daß der Ring morgen bei Tageslicht gefunden werden würde. Man drängte Frisch, weiter zu erzählen: die Geschichte müsse zu Ende kommen, es sei bald Zeit zum Heimgehen. Alles setzte sich wieder wie vorher. Und Frisch fuhr, rascher als vorher erzählend, fort:

„Also ja! Sie gab Jahja den Ring, der ihn, wie sie sagte, immer wieder zurückführen würde, wenn sie sich verlieren sollten. Jahja steckte ihn, seltsam von dem warmen Metall berührt, an den Finger, sah die bligenden Schlangenaugen an — und dann auf einmal umarmte, küßte er Schirin, wandte sich und sprengte davon.

Einige Wochen vergingen, während deren er erst anstrengend zu reisen, dann wichtige Staatsgeschäfte zu verhandeln, Festmahle zu geben und anzunehmen hatte, daß er nicht Zeit zu viel trüben Gedanken fand und die wenigen ungestörten Stunden lieber zur Versenkung seines Gefühls in das Bild seiner Geliebten verwandte.

Endlich kam der Tag der Rückkehr. Jahja wunderte sich auf dem Heimritt immer über dies: wie rasch und gleichzeitig wie langsam ihm die Zeit der Trennung von Schirin vergangen war. Er hatte sich gesehnt und die Stunden verwünscht, die nicht weiterrücken wollten, und dann wieder ward er plötzlich gewahr, daß ein Tag um war und gleich wieder eine Nacht. Und so fort zwischen Langsamkeit und Schnelle, wie dem Schwer-

einschlafenden die Stunde, die er um den Schlaf ringt, länger vorkommt als die Stunden, die er dann schläft — und so ihm die Nacht langsam und schnell vergangen ist. Nun flog er fast seiner Königsstadt zu, mit nur wenigen Begleitern, das größere Gefolge mit Sänften und Wagen und dem Hauptteil der reitenden Bogenschützen weit hinter sich zurücklassend.

Ein seltsamer Bote kam ihm entgegen. An einem Kreuzwege harrte der älteste seiner Leibwache. Das Pferd war angebunden, der Mann stand daneben, Haupt und Hals entblößt.

Der Fürst stutzte, als er der Gruppe ansichtig wurde.

„Was soll's? Was bringst du? Halte mich nicht auf!“

„Töte mich, Herr, wenn ich gesprochen habe!“

Jahja erschrak: „Rede schnell!“

Der Bote berichtete, immer den Kopf vorgeneigt, immer bereit, aus seines Herren Hand den tödlichen Streich zu empfangen, daß Schirin verschwunden sei. Niemand wisse, wie. Das Schloß sei bewacht gewesen wie immer. Man habe niemanden kommen, niemanden gehen sehen. Am Morgen der letzten Vollmondnacht sei sie verschwunden gewesen. Ihre Dienerinnen im Vorzimmer hätten es zuerst bemerkt, es sich aber so wenig erklären können wie die Wachen und der Befehlshaber des Palastes, der heute früh, am dritten Tage nach Schirins Verschwinden, nachdem alle Nachforschungen vergeblich gewesen und keine, auch nicht die leiseste Spur der Verlorenen aufgetaucht, sich selbst mit dem Schwerte entleibt habe.

Das etwa war der Bericht des Boten, den der Alte, stoßend und mehrmals von Jahja durch Schreckensrufe und ungestüme Fragen unterbrochen, kaum fertig gebracht hatte, als auch der Fürst schon, ohne ihn zu töten, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, davonjagte.

Der Fürst fand in seinem Schlosse alles bestätigt; fand, als er sich die Nachforschungen hatte berichten lassen, daß nichts unversucht gelassen war, Schirin wiederzufinden. Selbst die Traumdeuter und Astrologen, die heimlichen Wahrsager und Magier hatte der Befehlshaber des Palastes vergeblich befragt, ehe er sich tötete.

Nach drei aufgeregten Tagen, drei schlaflosen Nächten überfiel den unglücklichen Fürsten Ermattung und, noch im Reitgewand der Reise, sank er in tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf. Ob ihn ein Traum an den Ring erinnert oder ob es die Morgensonne war, die aus den Schlangenaugen des Ringes zeichengebend ihm ins Auge blühte — er stand, als sein Leibsklave hereintrat, aufrecht, den Blick fest auf den Ring geheftet.

Gleichgültig bestellte er einen anderen Hüter des Reiches und des

Palastes, ordnete alles wie vor einer langen Reise, ritt mit nur zwei Begleitern wieder fort. Er vertraute dem Ring, der ihn ja zu seiner Geliebten zurückführen, sie finden lassen würde. Dem Ringe überließ er sich. Er sah ihn beim Reiten immer wieder an — und welcher Weg dann in seinen Kopf kam, den wählte er.

Dieser Zustand des Sichttreibenlassens tat ihm wohl, war eigentlich der einzige, der ihm erträglich war. Er konnte nicht mehr denken und sich den Kopf zersinnen, wo Schirin sein möchte. Er hielt es nicht mehr aus, bestimmte Gedankenfahrten zu verfolgen und immer wieder zu erkennen, daß sie falsch waren. Jeder Mißerfolg seines ersten Suchens hatte seine Verzweiflung gesteigert. Jetzt war er in eine dumpfe Wolke von Schmerz hineingesunken, in die doch, wie Mittagssonne in Nebel, ein wenig Hoffnung hineinschimmerte. So, ohne bestimmte Spur, ohne Anhaltspunkte, nur in einem festen, über allen streitenden Gedanken gefühlten Vertrauen auf den Ring, blieb seine Seele, ohne neue Rückschläge zu erleiden, in ihrem wenn auch trüben und gedrückten Gleichmaß. Es gab keine vergeblichen Wege mehr, die abgebrochen werden mußten. Es hieß nur Geduld haben: jeder Schritt führte ja unter dem Segen des Ringes dem Ziel näher, mochte der Weg auch noch so weit sein.

Während der Monde, die seine abenteuerliche Fahrt nun schon dauerte — eine Fahrt in seinem Reiche, über die Grenzen hinaus, durch Ebenen und steile Gebirge, durch Wälder und an reißenden Strömen hin, durch bevölkerte Städte, begangene Straßen und durch die völlige Einsamkeit der Steppe, durch brennende Sonne wie durch Sturm und Regen, ja den wehenden Frühschnee der Hoçhpässe —, war seine Seele immer stiller geworden, war ihm dies nie heftig hoffende und deshalb nie enttäuschte, immer mit der Geliebten beschäftigte Suchen lieb und gewohnt geworden. Es war die Form ihres Weiterlebens in ihm geworden, sozusagen, und wenn ihm jemand angekündigt hätte, heute findest du sie, so hätte ihn das ebenso sehr mit Freude, Zaumel und Glück wie mit Schrecken und Furcht erfüllt; auch wenn es ein anderes Wiederfinden gewesen wäre als das, das nun wirklich kam.

An einem heißen Mittage rastete der Fürst mit seinen beiden Begleitern in einsamer, spärlich besiedelter Gegend, in der immer wieder Obland die bebauten Felder unterbrach, unter einigen schattengebenden Bäumen an einem tiefen Ziehbrunnen. Die Pferde weideten an langem Halfter, die Begleiter hatten sich etwas abseits gelagert, wo der Blick von der kleinen Anhöhe erst über Acker, dann weit über Wald und unbebautes Land hinstrich. Jahja selbst lag mit dem Kopf auf seinem Mantelsack neben dem Brunnen; seine Rechte, auf den Rand gelegt, spielte nachlässig

mit abbröckelndem Stein. Er war müde und wohl ein wenig eingenickt, während seine Hand noch ein Steinplättchen nach dem anderen in die Tiefe fallen ließ und sein Ohr dem leisen Aufschlag unten auf der stillen, runden Wasserfläche lauschte, als ihm bei diesem Spiele plötzlich der Ring vom Finger glitt, mit einem hellen Klingen an irgendeinen vorspringenden Stein anschlag und dann, wieder abspringend, deutlich hörbar ins Wasser fiel. Jahja war sofort ganz wach und rief die Reiter. Sie umstanden das Steinrund und spähten hinein. Aber sie sahen nur Dunkel und, vom undeutlichen Grunde durchschimmert, ihr Spiegelbild. Einer der Reiter versuchte hinaufzuklettern, mußte aber nach den ersten Steigritten wieder heraufkommen, weil er keine Griffe mehr fand. Jahja sandte beide Leute zu den nahen Bauernhütten, bei denen sich eine einfache Herberge befand, um eine Leiter oder Stricke und versuchte es während des Wartens allein, noch einmal selbst hinaufzusteigen. Er gab es wieder auf, denn er sah, daß er, wenn er auch bis ans Wasser kommen würde, darin doch nicht zu suchen vermöchte, weil es tief zu sein schien. Sowohl eine Leiter wie Stricke wurden gebracht, und einer der Reiter stieg entkleidet und angefeilt, von Jahja und dem anderen gehalten, hinab. Als er eine Weile im Wasser herumgegriffen hatte, stieß er einen Schreckenslaut aus und sagte hinauf, eine Leiche liege im Brunnen; er müsse sie herausheben, um nach dem Ringe suchen zu können, dann sei der Grund frei. Der Fürst sah, wie sich der Mann tief ins Wasser bückte und dann mühsam mit beiden Armen einen Körper daraus in das matte Licht des Steinrohrs emporhob und mit der triefenden Last schwer die Leiter zu ersteigen begann.

„Es ist eine ganz frische Leiche, noch blutig,“ sagte er im Heraufkommen.

„Sib!“ beugte sich der andere Reiter über den Schacht — da riß ihn Jahja, der reglos hinuntergestarrt hatte, zurück, griff selbst mit beiden Armen hinein und hob die nackte, noch aus einer Hals- und einer Bauchwunde, die sich bis ins Schamhaar zog, blutende Leiche der Schirin über den Brunnenrand. Der Ring steckte an der Hand der Toten und sah beim Herauflegen des hängenden Arms blüßend die drei bleichen, zitternden Männer an.

Nach dem ersten, wilden Schmerzensausbruch, der jäh und rasch vorüberging, brannte Jahjas so lange in Dumpfheit gelähmtes Wesen in glühendem Nachedurst auf. Er hatte kaum die Tote neben dem Brunnen ins Gras gebettet und mit Baumzweigen bedeckt, als er schon die Herbergsleute und die Bauern verhörte. Sie glaubten in der Leiche die Frau zu erkennen, die gestern abend mit einem fremden, zu Pferde reisenden Manne

tief verschleiert angekommen sei. Jahja drängte, daß sie alles erzählen sollten, was sie wüßten. Es war nicht viel; nur dies: daß der Reisende — dessen Beschreibung auf Abu Hasan passen konnte; sie sagten, er hätte ein finsternes Gesicht ‚wie ein Mohr‘ gehabt — am Morgen mit der Frau fortgegangen sei und bald darauf mit zerfetztem Gewand und blutigen Flecken wiederkommend berichtet habe, berittene Räuber hätten sie beide dort drüben am Waldrand überfallen, ihn mißhandelt und sein Weib geraubt. Dies war den Bauern bei der Unsicherheit der Gegend nicht unwahrscheinlich vorgekommen. Gewundert habe es sie nur, daß der Fremde, trotzdem er über Schmerzen und eine Wunde am Schenkel geklagt, sogleich das Nachtlager bezahlt, sein Pferd bestiegen habe und in schärfster Gangart davongeritten sei.

Das ist die Geschichte von Jahja und Schirin. Sie teilt, wie ihr seht, die Moral mit dem herrlichen, alten deutschen Nibelungenliede, das vor nicht langer Zeit nach einer St. Galler Handschrift gedruckt worden ist, und das mir ein Freund aus Deutschland gesandt hat: ‚wie liebe mit leide je jungest louen chan.“

Alle waren, von dem grausigen Ende der Geschichte gepackt und erschüttert, aufgestanden und drängten zum Heimweg, als wollten sie, auseinandergehend, den Eindruck abschütteln, und auch, als wollten sie so rasch wie möglich den einsamen Heimweg hinter sich haben. Man sprach im Aufbruch noch dies und das von der Geschichte. Smelin fiel ein, wie seltsam das Verschwinden von Zwergers Ring dahineingekommen sei; er leuchtete unten noch einmal neben der Hausmauer hin, ohne etwas zu finden. Dann trennte man sich. Smelin und Lucia hörten, wie sie auf dem Dache zusammenräumten, die Fortgehenden noch eine Weile lebhaft sprechen. Dann wurden die Stimmen entfernter und verhallten nun, offenbar hinter Mauern und Gartengebüsch. Lucia umarmte plötzlich jäh und heftig ihren Geliebten, der erst erstaunte und sie dann sanft an sich zog. Das Schicksal von Jahja und Schirin hatte sie erschüttert, hatte ihr für den Augenblick den Glauben an alles Glück der Liebe zerstört; vielleicht war auch sie zur Liebe erst gekommen, als sie wie Schirin schon in Schicksal verflochten war. Smelin schob seinen Arm in den ihren und ging noch einige Male mit ihr auf und nieder, sprach liebe, gute Worte zu ihr, strich ihr über die Stirn, scherzte — und hatte bald die Freude, erst schüchtern, dann immer voller einen heiteren Ausdruck auf ihr Gesicht wiederkehren zu sehen. Und nun küßte sie ihn herzlich und wieder fröhlich.

Die andere Gesellschaft war inzwischen auch in ihre Behausungen gelangt. Als sie sich getrennt hatten und Zwenger mit seiner Frau und Anna

Fernow, die bei Zwergers wohnte, um die letzte Straßenecke zu seinem Hause bog, da bemerkte er, was ihm am Tage vielleicht nur nicht aufgefallen war, einiges niedrige Baugerüst und einen angeketteten Wagen neben dem Grabstein des Vincenzo Trappola, des alten Abenteurers. Man schien die Steine schon gelockert zu haben, denn einige seitliche Fugen waren so weit auseinandergetrieben, daß bequem ein Arm hineinging.

„Es ist also wahr,“ sagte Zwirger zu den Frauen, „sie brechen hier die Straße durch den schönen alten Garten mit seinen Zypressen, Oliven, Zedern, Kastanien und zerstören die Nische mit dem Grabmal.“

Die drei sahen sich, ehe sie ins Haus traten, im Schein ihrer großen Handlaterne den Stein noch einmal an: er war mit barocken Zutaten antiken Grabmälern nachgebildet, eine Art ganz verkürzten Obelisks. Auf dem sich schwach nach oben verzüngenden Unterbau quadratischen Grundrisses erhob sich, rechts und links eingerückt, ein Würfel kleinerer Basis, mit griechischem Giebel gedeckt. Barockvoluten leiteten von den Seitenschrägen des Unterbaus zum Giebelansatz über. Das Giebelfeld trug allegorisch-mystische Zeichen in leichter Eingrabung als Umrahmung einer Sonnenuhr, die freilich seit mindestens hundert Jahren nicht mehr ging, da der den Grabstein überwölbende Kastanienwipfel sicher schon ein Jahrhundert jeden Sonnenstrahl von dem Grabmal fernhielt. Das durch zwei zierende Seitensäulchen in Halbr relief eingeeengte und zum Oblong gewandelte Würfelfeld trug die Schrift, von der die späten Betrachter noch den Namen Vinzenzius Trappola, die Schüler und Verehrer des Verewigten als Ersteller des Steins und die unter dem Namen stehende Zeile:

QUI TEMPUS FREGIT

entziffern konnten.

„Sein Name hat also gut in den Anfang unseres heutigen Geschichtenabends gepaßt, ohne daß wir es ahnten,“ sagte Frau Zwirger.

„Ober er selbst hat unser Thema angeregt,“ lachte Anna Fernow; „da man ihn in seiner Grabesruhe stört, fängt er wieder unter den Lebendigen zu wirken an!“

Zwirger warf ein: „Wenn der Satz nicht ganz etwas anderes bedeutet, das wir so ohne weiteres nicht erkennen können. Nun, Uhden wollte ja die Geschichte des alten Zauberers nachlesen und wird uns berichten. Mir fällt mein verlorener Ring wieder ein. Ob er sich wohl finden wird?“

Von dem Zwischenfall weitersprechend und sich noch einmal den ganzen Vorgang vergegenwärtigend, traten sie in ihr Haus.

Am nächsten Tage sahen Zwirgers von ihrer Wohnung aus, wie Bauarbeiter unter Leitung eines Architekten, der die vorsichtig gelösten ein-

zelnen Steine numerierte und gleichzeitig die Ziffern in einen großen Riß eintrug, das Grabmal abbrachen. Der Architekt saß auf einem Erdhaufen und hatte den Riß auf seinen Knien. Gegen Mittag kamen dazu noch einige Herren, unter denen Zwerger den Direktor der vatikanischen Museen erkannte. Dann sah er Smelin auf sein Haus zukommen, verließ das Fenster und ging ihm entgegen — um zu hören, daß der Ring sich trotz eifrigsten Suchens nicht gefunden habe.

Zwerger verschmerzte den Verlust, auf dessen Abwendung er kaum mehr gehofft hatte, nicht allzu schwer. Um so mehr aber kam ihm und den anderen, Smelin, Frau Zwerger, Anna Fernow, durch dieses Mißergebnis des Suchens wieder das Unheimliche des Geschehnisses zum Bewußtsein. Trotzdem es jetzt heller Tag war, konnten sie sich eines Unbehagens nicht erwehren.

Draußen war man mit dem Abräumen des Steins nun so weit, daß das Innere der Gruft frei wurde. Die Freunde sahen vom Fenster aus, wie der Museumsdirektor einige offenbar in der Gruft gefundene Gegenstände in eine Metallkassette legte, die er sorgfältig verschloß und mit einer Schnur umsiegelte.

„Was mögen sie da für Raritäten gefunden haben,“ sagte Smelin; „nun, man wird es ja erfahren!“

Man erfuhr es in der Tat wenige Tage später. Die Gegenstände wurden unter einem Glassturz im Museum zur Schau gestellt.

Als Zwerger an dem Tage der Ausstellung, des Nachmittags, von einem Spaziergange heimkommend, an der schon wieder eingeebneten Stelle, auf der das Grabmal gestanden hatte, stehen blieb, kamen Smelin und Frisch von der anderen Seite raschen Schrittes auf ihn zu.

„Freue dich!“ rief Smelin schon von weitem, „dein Ring ist wiedergefunden!“

Sie begrüßten sich.

„Wo hast du ihn? Gib ihn mir!“

„Du wirst dich doch noch etwas gedulden müssen und ihn vielleicht auch gar nicht wiederbekommen. Zurzeit ist er im Museum ausgestellt.“

„Was heißt das? Wo hast du ihn denn gefunden?“

„Ich?“ sagte Smelin, „ich? Ich habe ihn nicht gefunden.“

„Rede endlich! Wer hat ihn denn gefunden? Und wo ist er gefunden worden?“

„Hier,“ antwortete Frisch.

„Hier? Macht keine Scherze!“

„Ja, hier,“ sagte Smelin jetzt ernst und achselzuckend, „in der Gruft des Trappola. Und er ist zusammen mit ein paar Stoffresten, einem be-

schriebenen Pergamentblatt und einem römischen, goldplattierten Kronband im Museum ausgestellt.“

„Es wird ein ähnlicher Ring sein. Solche Gemmen sind ja doch keine Einzelstücke.“

Gmelin erwiderte, das habe auch er gedacht. Aber, soweit man das durch das Schutzglas beurteilen könne, sei der Ring in allem dem verlorenen gleich. Er rief Frisch zum Zeugen an, der es bestätigte, und sagte noch, auch Uhden sei derselben Meinung.

„Wo ist Uhden?“ fragte Zwerger.

„Wir haben ihn eben in die Bibliothek begleitet. Er ist höchst erregt, weil er, wie ihr wißt, ja in der Geschichte von dem Trappola auch von einem römischen Stirnband etwas gelesen hatte. Er hofft, die handschriftliche Aufzeichnung bald zu finden, und schlägt vor, daß wir heute abend zur gewohnten Stunde in Frischs Werkstatt zusammenkommen; er will uns erzählen, was er gefunden hat.“

„Einverstanden,“ sagte Zwerger, „auch im Namen der Frauen, die ich gleich verständige. Dann gehe ich aber erst rasch noch ins Museum, um meinen Ring anzusehen.“

Die Werkstatt Frischs lag in einer engen Gasse der alten Stadt. Das Haus, in dessen obersten Stock ein für damalige Verhältnisse großes Atelierfenster nach Norden eingebaut war, war höher als seine Nachbarn. So hatte der Maler einen freien Blick über die sich ineinanderschließenden Dächer und auf vier von den sieben Hügeln, auch auf die Peterskuppel.

Durch das offene Fenster dämmerte die blaue Stunde, strich kühle, wohlthuende Abendluft in den großen Raum, der durch zwei Kerzen erleuchtet war. Sie steckten in hohen, silbernen Barockleuchtern, den Prunkstücken des Malers. Die paßten freilich nicht zu den Möbeln und dem übrigen Hausrat, schlicht bürgerlichen Empirestücken, und nicht zu den Bildern, die an den Wänden hingen und auf drei beiseite geschobenen Staffeleien standen oder an deren Fuß lehnten. Sie verrieten das Vorbild des damals hochverehrten Cornelius und die nahe, freundschaftliche Beziehung Frischs zu Overbeck; sie gehörten der strengen, nüchternen, nazarenischen Richtung an, erfreuten aber da und dort durch einen feinen, Rafael abgelauchten Zug. Der Schein der beiden Kerzen drang in dem großen Raum nicht wirksam bis zu ihnen hin und erleuchtete voll nur die vor dem behaglichen Sofa stehende, mit Früchten, Blumen, Weinflaschen und Gläsern besetzte Tafel, an der sich der Maler eben noch wartend freute und die Schalen, die Gläser und langhalsigen Flaschen zurechtrückte.

Bald versammelten sich seine Gäste, die rasch in ein lebhaftes Gespräch gerieten und alle auf Uhdens Mitteilungen neugierig waren, dessen Kommen noch immer anstand. Mehrmals wurde das Gespräch unterbrochen; man öffnete die Thür zur Treppe — endlich hörte man Schritte heraufkommen, und bald trat der Erwartete mit Charlotte Wagner ein. Man bestürmte ihn gleich mit Fragen; denn die seltsame Gleichheit der Dinge, die auch Zwerger bestätigt hatte, beschäftigte alle aufs höchste. Uhden deutete mit lächelnder Schweigegebärde auf einen Aktenumschlag voll beschriebener Blätter, den er im Arm hatte, und sagte: „Gleich, gleich! Die Geschichte ist sehr interessant. Ihr werdet sehen, daß wir uns bei Smelins viel näher an unser Thema, die Zeit, gehalten haben, als wir damals ahnen konnten. Sehen wir uns! Ich erzähle euch gleich alles. Ich habe mir Auszüge gemacht, da der alte handschriftliche Foliant, der die Geschichte des Trappola enthält, mir nicht mitgegeben wurde.“

Es dauerte nicht lange, so hatte die Gesellschaft sich gruppiert, Uhden die beiden Leuchter in die Nähe seines Lehnstuhls gerückt, Smelin sich mit Lucia vor das offene Fenster gesetzt, dessen Lufthintergrund schon aus Blau in Dunkel überzugehen begann, und die anderen auf dem Sofa und ein paar Gartenstühlen Platz gefunden.

„Ein merkwürdiger Kerl, dieser Trappola,“ fing Uhden seine Erzählung zu bevorworten an; „Smelin hat mir schon das Wort aus seiner Grabschrift berichtet: QUI TEMPUS FREGIT, der die Zeit überwand, über dessen Sinn Zwerger, Smelin und ich lange nachgedacht haben, ohne etwas Greifbares zu finden. Nun habe ich's heraus: es ist ganz einfach wörtlich zu verstehen. Der Erzähler seines Lebens, seiner Lehren und seiner Wundertaten — anders kann man nicht sagen —, übrigens ein Schüler von ihm, der sich bescheiden auf der Handschrift, mit Anlehnung an den päpstlichen ‚servus servorum dei‘, ‚tiro lironum et indoctus‘ nennt und dem nur seinen Vornamen Marcellus beischreibt, behauptet schlechtweg, für seinen Meister habe in ganz irdischem Sinne die Zeit nicht existiert; der höhere Teil seines Wesens sei schon auf Erden zeitlos gewesen. Er bringt einige ihm wichtige Belege dafür, die uns nicht mehr viel sagen, da sie sich alle auch in der Zeit erklären lassen — wie Prophezeiungen, die eingetroffen sind, aus der Vergangenheit herangebrachte, längst vergessene Geschehnisse, deren verborgene Spuren er aufdeckte, so den Beweis für seine Behauptungen erbringend; und erzählt dann gläubig, aber dies nicht so hoch bewertend, weil für ihn noch nicht der volle Beweis damit verbunden sein konnte, Vincenzos letzte Überwindung der Zeit, die zu seinem Tode führte und in der Trappola seine höchste Leistung erblickt haben muß —, wenn auch nur im Augenblick des

Geschehens, denn wenige Minuten darauf war er tot. Sie ist für uns das Wesentliche, denn für uns hat diese Wundertat, zusammengehalten mit dem, was wir erlebten, so etwas wie Beweiskraft — wir müßten denn einer argen Täuschung zum Opfer gefallen sein.

Aber der Reihe nach!

Vincenzo Trappola war ein Vertreter des namentlich im achtzehnten Jahrhundert nicht seltenen Abenteuerertyps, des Typs von Männern, die, ohne einen bestimmten bürgerlichen Beruf auszuüben, ohne einem Lande, einer Sippe, einem Stande anzugehören, bald da, bald dort, an Höfen, in reichen Bürgerchaften, in Klöstern, selbst im Vatikan auftauchen, Gold machen, Porzellanerde brennen, mit Geheimlehre, Alchimie, Astrologie, Wahrsagerei, auch mit Diensten in den galanten Angelegenheiten der Fürsten ihr Leben fristen, oft durch einflussreiche Frauen, die sie berücken und verführen, Macht gewinnen, manchmal, zur Macht gekommen, höchste Herrscherfähigkeiten entwickeln und meist niedrig und gering, so vergessen und gering wie sie begannen, oder im Kerker, durch den Strang, auf dem Schafott enden; Männer, die die Woge des Lebens hoch emporträgt und dann wieder fallen und sinken läßt; Männer der Gegenwart, des Augenblicks, der ganz ihnen gehört, aber ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, ohne Verwurzelung, ohne Heimat; kluge Köpfe oft, Forscher, Philosophen, Erfinder, Genies darunter, aber herausgelöst aus allen Zusammenhängen und so mehr glänzend als wärmend, flüchtig und unbeständig; Männer, die aus dem Wesen ihres Gegenwartslebens wohl zu dem Wunsche, die Zeit aufzuheben, kommen konnten. So einer war Trappola. Er soll in irgendeinem Neste der Lombardei geboren worden sein. Das ist wahrscheinlich. In dem lombardischen Stamme ist noch viel germanisches Blut wirksam. In Trappolas heißes, echt italienisches Abenteuerertemperament sind so schwere, mystische, ethische, metaphysische, grüblerisch-nordische Züge eingesprengt, daß man den Gedanken, manchmal eine deutsche Seele in ihm aufleuchten zu sehen, nicht los wird.

Wie oft bei diesen Männern, war er jung zum Priesterstande bestimmt, der ihm nachher nicht mehr gefiel, der ihn aber mit der ganzen spekulativ jenseitigen Vorstellungswelt der Religion vertraut machte und ihn mit dem gedanklichen Rüstzeug versah, das er nachher als Einkleidung für seine Taschenspielerereien wie für seine philosophischen Künste, seine Wunder, gebrauchte. Er floh, erst etwa einundzwanzig Jahre alt, aus dem Kloster, soll als Offizier Dienst getan, als Räuber gelebt haben und dann jahrelang mit einer bildschönen Sizilianerin als Gaultier und Taschenspieler umhergezogen sein. Das sind offenbar gärende Zeiten für ihn gewesen, in denen sein unerfättlicher Sinnen- und Seelenburch sich an allem zu

stillen suchte, was es im Leben an Genüssen und Lüsten, Gefahren, Schicksalen, selbst Sünden und Verbrechen gab; in denen er sich ziellos treiben und sein Leben durch Zufälle, Begegnungen, durch die Fülle des Fremden widerstandslos bestimmen läßt — vielleicht aber schon von einem genialen Sicherheitsgefühl erfüllt ist, daß all das einst aufhören und er selbst, erstarbt, erfahren und erwacht, selbst sein Leben leben und bestimmen werde.

Jedenfalls ist der Moment höchst packend, der seine Umkehr einleitet. Er ist damals noch bewußter Taschenspieler und Betrüger. Er will mit Gaukelei den Doppelgänger eines Abwesenden herbeschwören, den er sich natürlich genau hat schildern lassen; er hat sich schon alles zur Verkleidung und zum Maskemachen bereitgelegt, um gleich selbst als der Doppelgänger aufzutreten; er phantasiert, um die Zuschauer in furchtsame, leichter täuschbare Stimmung zu versetzen, wie er den zu Beschwörenden sieht: im Reisemantel, auf ein Haus zugehend, in dem er erwartet wird, vor dem er angefallen wird und in das er sich rettet; er spricht die Beschwörung — da hört man Rufen und Degengeklirr vor der Tür, sie wird aufgerissen, und der Beschworene, nicht der Doppelgänger, sondern er selbst, steht da, und alles ist so, wie es Trappola eben geschildert. Alle erschrecken, aber Trappola am tiefsten.

Seine Spur scheint dann eine Zeitlang verloren gegangen zu sein. Als er in Rom auftaucht, war er etwa fünfunddreißig Jahre alt und ein von Kopf zu Fuß veränderter Mensch, eine Faustgestalt — aber doch schon dem Faust überlegen: er macht einen viel zielsichereren Gebrauch von seinen magischen Gaben. Er scheint metaphysischer Erkenntnisse voll, ja eines metaphysischen Weges gewiß. Er macht den Großen keine Kunststücke vor, um sie als Brotherren und Geldgeber zu gewinnen wie Faust, der dabei noch, wie einstmals der junge Trappola, tappend und tastend den Sinn seines eigenen Lebens sucht. Er gewinnt den Einfluß auf die Großen, seine Stellung, das geringe Geld, das er, jetzt gänzlich bedürfnislos, braucht, anscheinend durch nichts anderes als durch eine starke, ihm immer zu Gebote stehende Hellscher- und Prophetengabe, mit der er die Großen in schwierigen Angelegenheiten, in Gefahren und staatsmännischen Unternehmungen, vielleicht auch in Liebeshändeln berät. Und den Sinn seines und alles Lebens hat er gefunden in einer metaphysischen Idee, einer Lehre, für die er Schüler um sich sammelt, die zu jedem Opfer für ihn bereit sind: er lehrt die völlige Unwirklichkeit der Zeit, die nur Täuschung der Sinne sei. Es ist fast eine Philosophie zu nennen, was er da vorträgt und ausbreitet. Es ist aus den Aufzeichnungen des Marcellus freilich nicht ganz klar zu ersehen, wie er diese Leugnung der Zeit begründet; wohl aber, welche Wirkungen er dem Überwinden dieser seit Jahrtausenden er-

erbten Täuschung zuschreibt: das Eintreten einer ungeheuren, von allen Quellen des Lebens erfüllten Gegenwart; die Wiederkehr alles Gestorbenen, Vergangenen; das Aufhören aller und jeder Zukunft; das Finden des Weltherzens, des Daseinsmittelpunktes, auf den zu das Leben aller Jahrhunderte in Strahlen heranströmt. Dieser gewaltige Umschwung aller Dinge, der das Ziel des Kosmos sei, sein höchster Gipfel und vielleicht sein Untergang im sich schließenden Eins aller Dinge, die Ewigkeit, werde durch menschliche Medien herbeigeführt, die durch Lehre und Einwirkung andere Menschen, Schüler und Jünger, mit Zeitlosigkeit erfüllen, bis das Werk vollbracht sei und die Welt in ihre unerschütterliche Ruhelage einmünde. Er nennt sich selbst solch ein Medium, einen Menschen, der mit seinem Wesentlichen schon außerhalb der Zeit stehe, der gewissermaßen mit seinem irdischen Leib nur leicht und flüchtig über sich dahin, ja von sich fortlebe, mit der Seele, der sinnlich erfassbaren, der sinnlich wirkenden Seele aber in alle Zeiten hineinstoßen könne, die es jemals gegeben habe oder jemals geben werde.

Trappola muß eine große Gewalt der Rede und besonders der zwingender Bildsprache gehabt haben, von dem berückenden Ton seiner ‚aus einer unendlichen Ferne kommenden und wie unter seinem Auge neu erklingenden Stimme‘ und der fesselnden Macht seines ‚durch Zeiten wie durch beliebige Steinwände dringenden Blickes‘ — die Marcellus nicht müde wird zu schildern — ganz abgesehen.

Seine Schüler werden fast seine Sklaven und würden sich alle auf sein Geheiß getötet haben, wenn er ihnen etwa gesagt hätte, daß sie dadurch in sein Wesen eingehen könnten.

Nur für eines sucht er immer wieder ein besseres Bild, einen besseren Ausdruck: für die dicht unter der leichten Decke der Zeitlichkeit liegende Zeitlosigkeit, Ewigkeit, zu der man ‚mit dem Arm durchstoßen‘ könne, wenn man nur wolle, in die der unachtsame Fuß oft unabsichtlich, wie durch eine dünne Eisschicht hineintrete, daß ein Kälteschauer des Ungewohnten den ganzen Körper durchfließe. Er nennt diese trennende Decke ‚eine dünne Glaswand in der Luft‘, einen ‚schattenden Vorhang, der leicht wegzuziehen sei‘ — und widerspricht sich dann energisch immer wieder: diese leichte Scheibe sei nicht zwischen den Dingen, sondern in den Dingen selbst, sei in der Haut des Menschen und in seinem Auge, in seinem Blut und seinem Herzen, in seinem Geiste und seiner Seele. Man fühlt, er ringt da um das letzte Wort, das er nicht findet — aber, sehe ich hinzu, das er auch nicht zu finden brauchte, weil er die letzte Tat fand.

In seine metaphysische Lehre hinein spukt das indische Gespenst der Seelenwanderung, der Wiederkehr des Menschen in neuem Leib auf die

Erbe, das auf Gott weiß welchem Wege damals schon zu ihm gedrungen sein mag. Als während seines vierzigsten Jahres Krieg, Pest und Hungersnot alles verwüstet und eine unentrichtbare, üble Lage schafft, in der sich selbst sein findiger Kopf nur schwer Lebensunterhalt und Möglichkeit zu wirken zu sichern vermag, da sagt er lächelnd zu seinen Schülern, die wehklagen, jammern und seine ruhige Fassung nicht begreifen: ‚Es überrascht mich nicht. Es findet mich nicht unvorbereitet. Ich bin es gewohnt. Immer in meinem vierzigsten Jahr kommt das allgemeine Elend. Ganz ohne Not und Trübsal reißt kein Geist aus der Zeit hinweg. Ich habe meine Geburten stets so bestimmt, daß ich fest und erstarrt bin, ehe die Jahre des Elends hereinbrechen, und sie mannhaft und sicher durchlebe.‘

Noch Ungeheuerlicheres wird berichtet. Er hat in einem früheren Leben einen Sendbrief — Marcellus will ihn selbst gesehen und entziffert haben —, einen Sendbrief an sich, den jetzigen, geschrieben, in dem er an alles Wichtige von damals, ‚falls er es im Tode vergessen haben sollte‘, erinnert wird. Der Brief, dessen Echtheit als aus dem sechzehnten Jahrhundert, von einem florentinischen Kanonikus verfaßt, beweisbar gewesen sein soll, trägt seinen Namen und die Bezeichnung des Hauses, in dem er wohnte, als Aufschrift. Freilich hat ihn nicht die Post bestellt. Er ist von Trappola in der Bibliothek des Klosters von San Marco in Florenz, in welchem er noch nie war, im Beisein seiner Schüler aufgefunden worden. Er lag in einer alten, unbeachteten, immer verschlossenen Eisentruhe, deren Erbrechung Trappola durch ein beträchtliches Selbgeschenk an das Kloster von dem Abt erreichte. In dem Briefe fand er neben allem anderen die Mahnung zur sofortigen Rückkehr nach Rom — wohin er gerade noch rechtzeitig kam, um einen von seinen Widersachern angezettelten Prozeß wegen Zauberei, der ihn leicht auf den Holzstoß bringen konnte, mit Hilfe seiner zahlreichen Anhänger niederzuschlagen.

Von Trappolas Verhältnis zu den Tieren, die er seine ‚stummen Genossen‘ nannte, erzählt Marcellus kleine Züge. Trappola bewohnte in Rom ein paar große ehemalige Festräume in einem leerstehenden Palazzo, für dessen Erhaltung der Besitzer nichts mehr tat. Die beiden Säle waren düster, weit, leer. Trotzdem kamen durch das fast immer offene, hohe Fenster die Vögel oft zu ganzen Scharen und umflogen zwitschernd den Meister. Eine Fledermaus hauste bei ihm und hing sich an die Rücken der Bücher. Ein Bücherstorpion war ihr Genosse und schien wie ein winziges Hündchen die Bände der Bibliothek zu bewachen. Er kam immer, wenn Trappola ein Buch holte, hervor, lief auf dem Bord bis zu dem blätternden Mann hin und wartete dort, bis Trappola mit dem Buch zum Tisch ging. Trappola sprach mit allen, und es schien so, als ob sie ihm

antworteten. Einmal biß ihn ein Hündchen an einer Haustür, das er streicheln wollte und das vor seiner Gebärde erschreckte, in die Hand. Er sah es mit leichtem Tadel an; und als er Tage darauf über den Marktplatz ging, lief es plötzlich von der anderen Seite des Platzes, wo es mit seinem Herrn an einem Verkaufsladen stand, zu Trappola hin, umwedelte ihn, bellte, sprang vor Freude an ihm auf und versuchte, seine noch verbundene Hand zu lecken, als wolle es seine Ungeschicklichkeit wieder gutmachen und seine Liebe aussprechen.

Der merkwürdige Mann scheint von einem gewissen Punkt seines Lebens ab in einer so rasend schnellen Entwicklung begriffen gewesen zu sein, daß kein Morgen seinem Gestern gleich, und daß, wenn er seine Lehren vortrug, sie eigentlich für ihn schon veraltet waren. So erklärte er eines Tages seinen Schülern, daß er bisher auf dem Irrwege gewesen sei — zwar nicht mit dem Inhalt seiner Lehren, wohl aber damit, daß er noch irdische Gedanken und Ziele damit verbunden habe. Aber auch dieser Ausdruck 'Irrweg' sei falsch. Er hätte so handeln müssen, wie er gehandelt und getan, hätte Schüler haben und seine Lehren in Jünger aussäen müssen. Aber nun sei die Zeit dafür vorbei, der Weg, auf dem er bis jetzt gegangen, würde zum Irrweg werden — das sei das richtige Wort! —, wenn er auf ihm noch weiterschritte. Er fühle, daß er von seiner Seele verliere, wenn er so fortfahre; er spüre deutlich, daß seine Seele auf ihrem Wege zur zeitlosen Ewigkeit zurückgehalten würde durch alles äußere Wirken. Er dürfe jetzt niemanden mehr überzeugen, nur noch zuschauer- und hörnerlos ins Ewige hineinschreiten. Der Zeitpunkt der Trennung, wo er sich ganz von ihnen und aller Welt zurückziehen müsse, rücke heran. Bis dahin sollten sie noch seiner Gesellschaft theilhaftig sein, aber er würde nichts mehr lehren. Dann wollte er festlich und feierlich von ihnen Abschied nehmen, und sie würden ihn nicht mehr sehen. Sie ließen mit inständigen Bitten, sie weiter zu lehren, nicht nach. Da sagte er:

Setzt euch um mich, meine Freunde, und vernehmt, warum es nicht sein kann! Ich muß der Anerkennung und Bewunderung entgehen, die um mich, den Vergangenen, wirbt zum Schaden des Künftigen, Dauernden, die meinen Weg zur Zeitlosigkeit aufhalten möchte, indem sie mich heißt, weiter zu sein, was ich bisher war, oder besser, was eine abfallende Seele von mir ist, die meine wesentliche Seele bedeckte und verhüllte. Gelänge es der Verehrung und Bewunderung, ja selbst der Liebe und Treue, mich jetzt zurückzuhalten von dem Abgrund, in den ich versinken muß, so würde ich Sünde begehen wider meinen heiligen Geist, so würde ich auch mit diesem Leben noch nicht in die Zeitlosigkeit finden, der ich seit tausend Leben zuwandre, so würde ein jäher Tod mich ver-

nichten, der kein Ende der Zeitlichkeit ist, kein Ende, nach dem ich mich sehne — statt daß ich langsam aufsteige aus mir, dem ins Zeitgrab Versinkenden. Ihr versteht mich noch nicht und dürft mich noch nicht verstehen. Lehre darf nur bis dorthin führen, wo jeder allein ist, wo der Lehrer von ihm fortschreitet oder hinter ihm zurückbleibt — wie mein Lehrer hinter mir zurückblieb, wie ich von euch fortschreite. Lehre darf nur entkleiden von den angehäuften Gewanden der Jahrhunderte. Seinem Leibe schon muß jeder allein entsteigen; mehr noch seiner Seele. Ich schädige euch, wenn ich bleibe, ich schädige mich, wenn ich bleibe. Aber glaubt nicht, daß ich leicht von euch gehe, daß ich leicht meine Lehre verlasse! Ich hänge an ihrer Wahrheit, an meinem Namen und seiner Dauer noch festgekettet. Und eben, weil ich das fühle, muß ich um so rascher handeln, um so unerbittlicher. Denn es ist mir, als sei ich schon in Sünde verfallen.'

Er schwieg und versank unter den gleichfalls schweigenden, den betroffenen Schülern still in sich. Er saß wohl eine Stunde fast reglos da; nur manchmal ein leichtes Schütteln des Kopfes, manchmal ein Glanz der Freude auf seinem Gesicht verrieten, daß er noch innerliche Zwiesprache hielt. Dann fuhr er auf. Er stand unter ihnen, wie von einem neuen Geist und Wesen erfüllt:

Einmal noch wollen wir zu meinem Abschiede festlich versammelt sein zur Stunde, wenn man die Kerzen entzündet, morgen. Aber hört, was ich euch bitte: richtet keine Frage mehr an mich! Ihr könntet mich verführen. Noch ist Leidenschaft in mir, und die gefährlichste aller Leidenschaften, die der Wahrheit, die Leidenschaft der Hand, das Ewige zu greifen und in andere Hände weiterzugeben. Diese Leidenschaft ist heiß und verführerisch — er legte den Arm um den Hals des jüngsten, schweigendsten seiner Schüler — wie Liebe zum Weibe; überkommt die Leidenschaft zur Wahrheit den Geist, kämpft er noch; aber er erliegt doch allem, will gern sterben selbst, um dies Köstliche zu genießen: seine Wahrheit darzutun, daß sie sich als ein Feuer weiterzündet, daß sie leuchtet. Darum fragt mich nicht mehr, wenn wir zusammen sind und Abschied feiern! Denn wenn ich jetzt noch dartue, was ich weiß, was in meine Macht gegeben ist, werde ich über eine Schwelle zurückgerissen, die ich überschritt, und finde sie vielleicht nicht wieder.'

Die Nachricht, daß Trappolas Verschwinden nahe, verbreitete sich rasch in Rom. Vielleicht hatten seine Schüler sich nicht zurückhalten können, klagend darüber zu sprechen. Sie drang auch zu Trappolas Widersachern, die durch einen neuernannten, einflussreichen Kardinal mächtig geworden waren, und denen alles daran lag, den Magier als Keger zu entlarven,

ehe er verschwand. Ich gewann aus den Aufzeichnungen des Marcellus sogar eine Zeitlang den Eindruck, als ob Trappolas Absicht, sich zurückzuziehen, auf einer Warnung seiner hohen Freunde beruht haben kann, daß neue Anschläge gegen ihn im Werke seien.

Der Abend des Abschieds kam. Im Scheine weniger Kerzen waren die Schüler in dem weiten Saale bedrückter Seele um den Meister versammelt. Er saß unter ihnen in einem schweren Stuhl, um den sie auf niedrigen Schemeln saßen oder am Boden gelagert waren. Er sprach:

„Meine Freunde, es gibt kein schöneres, reineres Fest, als Abschied zu feiern. Im Abschied allein leuchtet ein einziges Mal hell und voll auf alles, was in einem Menschenbunde lebendig ist, alles Gute, alles Edle, alles Wertvolle. Was trennend ist zwischen Menschen — und stets ist zwischen Menschen Trennendes — geht unter in dem Bewußtsein des Auseinandergehens. Alles Bindende — und viel Bindendes war zwischen uns — tritt ins Herz als liebendes Leid; und das Herz wird warm, und das Herz frohlockt; denn nun besitzt es wandlungslos. Nun wird der eine des anderen Eigentum wie nie zuvor —“ Er wollte weitersprechen, als an die Thür gepocht wurde. Alle fuhren auf. Einen Augenblick war atemlose, horchende Stille.

Dann pochte es zum zweitenmal.

Trappola, mit der erhobenen Hand das Zeichen zum Stillbleiben gebend, ging zur Thür, öffnete sie und trat hinaus. Man hörte ihn und eine fremde Stimme leise und ruhig draußen sprechen. Dann kam er zurück, von einem Manne in dunklem Mantel begleitet. Ein feindlicher, spöttischer Zug lag um Trappolas Mund, als er die jetzt aufgestandenen Schüler anredete:

„Der Herr Kardinal Grimalbi wünscht unserem kleinen Feste beizuwohnen, um es auf Befehl Seiner Heiligkeit zu überwachen. Man hat mich verleumdet und der Irrellehre bezichtigt, die gegen die heilige Kirche gerichtet sei.“

Ein Gemurmeln erhob sich unter den Schülern.

Der Kardinal, der jetzt Mantel und Hut ablegte, sagte begütigend: „Nicht also, Trappola! Niemand hat Euch verleumdet. Nur wünscht Seine Heiligkeit nicht, daß vor ihm irgendeine Lehre, die in junge Herzen gesät wird, ein Geheimnis sei. Er wünscht teilzunehmen an den Wahrheiten, die Ihr fandet, und von denen Wunderdinge berichtet werden! Deshalb sendet er mich. Ich soll und will Euch nicht stören. Fahrt nur fort!“

Mit gesenktem Kopfe antwortete der Magier: „Es ist heute kein Tag der Lehre, nur eine kleine Feier des Abschieds, weil ich der Lehre entsagen und mich in die Einsamkeit zurückziehen will!“

Der Kardinal verhehlte sein Erstaunen nicht. Dann aber lächelte er fein und sagte: ‚Wie schade, daß ich dann zu ungeschickter Zeit gekommen bin. Aber Eure Urbanität ist sicher so groß, mir, da ich nun einmal hier bin, ein wenig von Eurer Lehre zu erzählen.‘

‚Ich werde nie mehr von meiner Lehre sprechen!‘ erwiderte Trappola.

‚Ich bitte Euch doch darum. Es ist besser, wenn Ihr Euch nicht weigert!‘

Leise flüsterte Trappola: ‚Ich weiß, daß Ihr den Eingang mit Schweizern besetzt habt.‘

Laut der Kardinal: ‚Das ist kein Argument dagegen, daß Ihr tut, was ich wünsche!‘

Wieder leise Trappola: ‚Und wenn ich dennoch schweige?‘

Nun auch leise der Kardinal: ‚Ihr werdet sprechen. Ich fordere es zu Eurem und Eurer Schüler Bestem.‘

Trappola wandte sich ab, während der Kardinal sich setzte und den Schülern, die teils auf ihn, teils auf ihren Meister starrten, ein Zeichen gab, sich auch niederzulassen. Trappola drehte den Kopf und winkte ebenfalls, um dann in seine sinnende Stellung zurückzukehren. So stand er lange.

‚Ein wenig freilich,‘ begann der Kardinal jetzt wieder ganz höflich, ‚ist von Euren Lehren zu Seiner Heiligkeit gedrungen, und wenn Ihr nicht von Euren Lehren sprechen wollt, so würde es heute wohl auch genügen, wenn Ihr für das, was von Euren Lehren bekannt geworden ist, ein Beispiel oder, sagen wir, einen Beweis geben wolltet, der sie uns klarer machte.‘

Ein Zucken ging durch den Körper des noch immer abgewandten Magiers.

Der Kardinal fuhr fort: ‚Könnt Ihr leugnen, daß Ihr lehrt, es gäbe keine Zeit?‘ Der Abgewandte schüttelte den Kopf. ‚Nun wohl, die Heilige Schrift lehrt anderes, nennt die Zeit, die Gott gebraucht habe, die Welt zu schaffen, die Zeit, die vom Tode Christi bis zu seiner Himmelfahrt verging — ‘

‚Lehrt auch,‘ fuhr Trappola herum, ‚daß es vor Gott keine Zeit gibt, daß tausend Jahre ihm sind wie ein Tag, daß er auf Josuas Bitte Sonne und Zeit anhielt.‘

‚Ich will keine Disputation über die Schrift, Meister!‘ sprach der Kardinal freundlich, ‚ich möchte Eure Lehre begreifen, nicht nur mit Ohren hören, sondern auch mit Augen sehen. Wir kennen Eure Lehre genau.‘ Er lachte ein wenig. ‚Klopft Eure Wände ab, ob sie nicht Stellen haben, wo sie Ohren sind! Wir kennen Eure Lehre. Wir wollen gerne Beweise sehen..‘

‚Ich gebe sie nicht!‘ sagte Trappola finster.

Da stand der Kardinal auf, nahm Mantel und Hut und lächelte wieder: ‚Das ist schade. Aber ich habe es so erwartet. Ich wußte es. Ich gebe

denn zu Seiner Heiligkeit und melde ihm, daß es keine Gefahr mit Euch hat, daß Ihr nur metaphysische Spekulation treibt, die der Kirche gleichgültig ist. Lebt wohl!

Trappola ließ sich hinreißen, zu erwidern. Und nun hatte ihn der Kardinal da, wo er ihn wollte, in der Leidenschaft. Nun begann der Magier zu glühen, sah, wie seine Schüler an seinen Lippen hingen, denen es dünkte, als hätten sie noch nie so tief seine Weisheit geschaut, in deren Gesichtern er schon seinen Triumph sah, den sie kommen fühlten; doch er sah nicht, wie sein Lieblingsschüler sich an ihn schmiegte und bittend den Finger an den Mund legte, um Schweigen zu erfliehen. Trappola schob ihn von sich, trat vor den Kardinal und schloß seine Rede: ‚Denn meine Lehre ist Tat. Ich gebe Euch den Beweis, den Ihr verlangt! Ich werde die dünne Scheidewand der Zeitlichkeit jetzt durchstoßen ins Dauernde, Zeitlose, und aus ihm in fremde Zeiten, die Ihr die Vergangenheit und Zukunft nennt, und Euch Zeugnisse schaffen.‘

In wilder Leidenschaft, wie ihn seine Schüler noch nie gesehen hatten, stand er in dem Bogen von Dunkel, der sein Gemach teilte. Er streckte den rechten Arm in die Luft, während seine Augen sich wie in innerlichem Krampf schlossen. Da sahen der Kardinal und die Schüler schauernd, wie erst seine rechte Hand verschwand und Luft wurde, dann der Arm fast bis zur Schulter, von der es wie ein Stumpf aufragte. Dann geschah das Gleiche mit seiner linken Hand, mit seinem linken Arm. Erstarrt und reglos stand der hochaufgerichtete Torso des Mannes. Der Kardinal, der rasch seine Fassung wiederfand, umschritt ihn, während die Schüler zurückwichen, und griff nach den verschwundenen Händen, griff hindurch, griff Luft. Er holte eine der Kerzen vom Tisch und leuchtete in das Gesicht des Erstarrten. Da ging ein Zittern durch den Leib des Magiers. Und mit noch mehr Schauer als das Verschwinden sahen alle jetzt das Wiederkehren der ins Ewige hinausgestreckten Arme: es war, als wüchsen, als schnellten sie aus den beiden Stümpfen hervor. In jeder der beiden zurückgekehrten Hände blißte es beim Schein der erhobenen Kerze auf. Die Linke hielt ein römisches, goldplattenbefestetes Stirnband, die Rechte einen Ring von fremder, unbekannter Art.

Der Ausdruck einer sieghaften, doch stillen Freude lag auf dem mit geschlossenen Augen lächelnden, dem wie ein friedliches Totenantlitz lächelnden Gesicht des Magiers, als er mit leiser Stimme sagte: ‚Hier ist das Kronband des Diokletian, das ich von des Kaisers Haupt gestreift, da er nun dem Thron entsagen und in die Alterseinsamkeit gehen will — und hier der Ring von der Hand eines Zukünftigen, der an meiner erbrochenen Gruft steht.‘

Seine Augen blieben dabei geschlossen, er sah die Gegenstände nicht an, während er noch ganz leise hinzufügte: „Ihr saht noch keinen Ring in dieser Zeit wie den, den ich hier halte.“

Dann kam wieder das Zittern in den Körper des Magiers, wuchs, wurde zum Schüttern, zum Krampf. Ohne die Augen zu öffnen, brach er zusammen. Und ehe sie ihn auf sein Lager betten konnten, war er still — und tot.

Die beiden Schmuckstücke — die von Marcellus genau geschildert werden als ein goldplattenbesehtes Kronband aus spätrömischer Zeit und als ein Ring in Fassung fremder Art, mit länglicher Gemme, die einen Chronos mit der Sense darstellt — waren so fest in der Umklammerung der Leichenhände, daß man sie nicht entfernen konnte und sie dem seltsamen Manne ließ, als man ihn ins Grab legte.

Das ist das für uns Wesentliche aus den Aufzeichnungen des Marcellus.“

Die Gesellschaft blieb still, als Uhden geendet hatte.

Erst nach langer Pause fragte Anna Fernow: „Und die Schmuckstücke, die man fand und die jetzt ausgestellt sind —?“

„Gleichen vollkommen denen der Erzählung und denen, die wir kennen,“ antwortete Smelin mit einer Stimme, in der es vor Erregung zitterte.

Das Zwiegespräch zwischen ihm und Anna Fernow ging weiter, während die anderen, noch immer in stummer Ergriffenheit, schwiegen.

„Ist keine Täuschung, kein Irrtum möglich? Müssen wir nun wirklich glauben, daß es einen Menschen gegeben hat, der die Zeit überwand?“

„Natürlich ist Täuschung möglich, ja wahrscheinlich, ja vielleicht sicher. Ein römisches Stirnband wie das des Diokletian kann auf höchst natürliche Weise in die Hände des Trappola gekommen und mit Taschenspielererei von ihm hervorgezaubert sein. Meine Datierung des Ringes, die ihn in wesentlich spätere Zeit als die vom Tode des Trappola setzt, werde ich auch eher bezweifeln, als daß ich an eine wirkliche Überwindung der Zeit glaube.“

„Und das Verschwinden der Arme?“

„Ist wunderbar an sich, beweist aber doch nichts dafür, daß der Magier aus der Zeit hervorzutreten vermochte, wie er behauptet.“

„So ist also doch deine Meinung, daß das Ganze nur eine romantische Sage und ein seltsamer Zufall, daß nichts Wahres daran ist?“

„Nichts Wahres — vielleicht im gemeinen Sinn. Aber eine aus verborgener Seele oder aus dem tief erregten Spiel der Geschwefnisse stammende Täuschung kann mehr vom Wesen des Daseins aufschließen als alle bewiesenen Wahrheiten!“ —

Paideuma

Von Jakob Schaffner

Unter diesem Stichwort verbirgt sich eine Entdeckung, eine jener wenigen echten Taten auf geistigem Gebiet, die es verlohnen, zu leben. Das ist nicht zuviel gesagt. Ohne Edisons Grammophon, auch ohne Telephon und Film könnte man sehr schön auskommen. Ich gebe den ganzen mechanischen und mechanistischen Zauber daran für ein paar Bücher der letzten Jahre. Zu diesen zähle ich sehr geruhig Spenglers Werk, trotz seines schließlichen Rückfalls in den Mechanismus des Unausweichlichen und seiner Schwäche für Machtanbetung; aber wer seit Nietzsche hat uns so in die Seelen gegriffen? Dann Max Brod mit seinem religiösen Bekenntnis, eine Entdeckung hohen Grades und eine menschliche Eroberung auf göttlichem Gebiet. Franz Oppenheimers Befreiung und Vergeistigung des wirtschaftlichen Gedankens hienieden: edelste Arbeit am „unedlen Unglück“! (Diese schlicht ergriffene Erklärung Oppenheimers: „Ich habe eine Entdeckung gemacht“!) Und Leo Frobenius' Entdeckung im „dunklen“ Afrika. Auch Sigmund Freud mit dem, was er nicht in erster Linie anstrebt, also mit seiner weiteren Wirkung, gehört in diese Reihe. Mit alldem läßt sich wieder eine Weile auskommen.

Was hat Frobenius entdeckt, dem er den seltenen und geheimnisvollen Namen „Paideuma“* geben muß? Daß ein Nigger und ein Neger zwei grundverschiedene Dinge sind, und daß Europa mehr verniggert ist als Afrika? — Nun, das wissen wir vom Bau und sind nicht weiter stolz darauf. — Daß es an der Zeit ist, den neuen europäischen Idealismus, die Idee des 20. Jahrhunderts hervorzubringen? Diesem charakterlosen Sumpf von verwesendem Materialismus, faulendem und explodierendem Militarismus, Mechanismus, und den aufsteigenden Gärungsblasen einer strupellosen Jähsucht, einer nackten Genuß-, Freß-, Gaff-, Sauf- und Sexualgier mit dem Blitz und Donnerschlag der neuen geistigen Genesis entgegenzutreten? — Wir reden seit Jahren von nichts anderem, wälzen uns nachts schlaflos mit der geistigen Not der Gegenwart im Bett und ergreifen morgens erschüttert von der unaussprechlichen Falschheit der „neuen Epoche“ die Zeitung. Oder hat Frobenius die bildende Gewalt eines wahren Gedankens neu entdeckt? Darüber ließe sich schon eher reden, denn von dergleichen hat besagte Epoche herzlich wenig Schimmer! „Sich regen bringt Segen“ — darüber hinaus geht's kaum. „Arbeiten! Sparen! Abzählen!“ Und noch ein paar „große wirtschaftliche Systeme“,

* Paideuma. C. S. Beck, München.

am Schreibtisch ausgeheckt, deren höchstes Lob ist, daß sie mit dem „historisch Gewordenen rechnen“. — Schon wieder drei Kalenderjahre und ein Weltalter voll Leiden und Erlebnissen nach 1918! Gewiß, man soll das eine erstreben und das andere nicht außer acht lassen. Brod sagt: „Das unedle Unglück bekämpfen und für das edle die Gnade abwarten.“ Denn „der Geist ist's, der lebendig macht“. Nur der Geist, notabene! Rechnen heißt noch nicht, Geist zeigen. Es ist gut, zu rechnen, aber es ist auch nötig, zu glauben! Was aber ist Glauben? „Paideuma“, würde Frobenius sagen. Es ist die Fruchtbarkeit und der Gnadenstand der Idealisten, daß jeder zu seinem Gefühl, Weg und Ziel seinen eigenen Wortgebrauch schafft. Das zwar tun die Mechanisten auch, allein es gibt sehr bekanntes Herkommen und sehr unbekanntes. Reden wir von Paideuma.

Paideuma ist die Dämonie des Gestaltenmüssens an der Quelle, an der Wurzel erlebt. Unsere frommen Poetiken lehren uns, der Ursprung der Kunst und Dichtung sei — der Spieltrieb des Menschen. („Der Ursprung des Lebens auf der Erde ist ein verwehter Keim von einem andern Stern“, haben wir auch, mit und ohne Erschütterung, gehört. Dann kam die Umstülpungstheorie. Was wissen wir heute? Was wir an aller „Wissenschaft“ vorbei fühlen!) Frobenius zeigt an „schwarzen“ Beispielen aus „primitiven“ Kulturen, daß der Ursprung der Dichtung und aller Gestaltung nicht der kindische Spieltrieb, auch nicht der neuerlich so hoch verehrte „Eros“ ist, sondern nichts weniger und nichts mehr, als die unmittelbare Erschütterung der Seele vor dem Erlebnis, das aus dem fortlaufenden Nichterlebnis des Alltags dämonisch hervorbricht. Und Paideuma, Kultur ist die Erschütterung eines Volkes, einer Zeit vor dem gleichnislosen, schrecklich-holdseligen Wunder des Da-Seins. Man muß das Wort trennen, um seinen Abgrund aufzudecken.

Wie aber nun entsteht, springt und zündet der Funke im einzelnen Menschen? Wie kommt das individuelle Paideuma zustande? Dazu erzählt Frobenius folgenden Hergang.

Das Erwachen der Einzelfeele:

„Wir lagerten eines Tages in Kapulumba. Nach dem Abendessen rief ich nach einem Jungen. Kein Junge war da. Ich ging in das nahe Dorf; dort war alle Welt vor einem Haus versammelt. Ich fragte, was es gebe. Ja, da wäre ein junger Mann gestorben, der sei der letzte Sohn des alten Kabamba gewesen. Der alte Kabamba ‚sage‘ nun seinen Schmerz. — Ein alter Mann saß neben der Leiche; das war der alte Kabamba. Alles schwieg. Nur der Alte schrie laut unter Tränen. Er

schrie von sich und seinem Verlust. Hier nun die Wiedergabe seiner Klage. (Er spricht von sich, von Kabamba.)

„Kabamba, ein Mann, hatte zehn Kinder. Alle zehn Kinder starben. Kabamba klagte alle Tage: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Kakaschi Kakullu hörte es. Kakaschi Kakullu fragte: ‚Was willst du?‘ Kabamba sagte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Kakaschi Kakullu sagte: ‚Geh in die Mitte der Straße, dann kannst du es erfahren.‘

Kabamba ging aus dem Dorf in die Mitte der Straße. Er hörte einen Mann kommen. Es war der Abend. Kabamba fragte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Der Mann sagte: ‚Ich bin der Abend!‘ Er ging vorüber.

Kabamba sah einen Mann kommen. Es war die Plauderstunde. Kabamba fragte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Der Mann sagte: ‚Ich bin die Plauderstunde!‘ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der feste Schlaf. Kabamba fragte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Der Mann sagte: ‚Ich bin der feste Schlaf!‘ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der unruhige Schlaf. Kabamba fragte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Der Mann sagte: ‚Ich bin der unruhige Schlaf!‘ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war die Morgendämmerung. Kabamba fragte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Der Mann sagte: ‚Ich bin die Morgendämmerung!‘ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der Morgen. Kabamba fragte: ‚Wo sind meine zehn Kinder?‘ Der Mann sagte: ‚Ich bin der Morgen!‘ Er ging vorüber.

Kabamba ging in sein Dorf zurück. Er sagte zu Kakaschi Kakullu: ‚Ich habe sie alle gefragt: Wo sind meine zehn Kinder? und keiner hat mir eine Antwort gegeben.‘ Kakaschi Kakullu sagte: ‚Das ist deine Schuld. Wenn du eine Antwort auf eine Frage haben willst, mußt du die Leute packen und festhalten. Sonst antwortet dir niemand, wenn du fragst: Wo sind meine zehn Kinder? Sieh, es geht alles vorüber wie der Abend, die Plauderstunde, der feste Schlaf, der unruhige Schlaf, die Morgendämmerung, der Morgen. Deine Kinder sind auch vorübergegangen.‘

Diese ergreifende Geschichte steht schon in der Sammlung „Schwarze Seelen“, die Frobenius bei Vita herausgebracht hat, und die samt dem „Schwarzen Dekameron“ erneut allen Leuten empfohlen seien, die gern

tiefer lesen als bis unter die Haut. Sie belegt genau den Moment, in welchem eine primitive geistige Gestalt aus der Seele hervorstrahlt. So ist der Großteil unserer Märchen entstanden, nicht der literarischen von Andersen, Musäus oder Hauff, sondern der Kern der von den Brüdern Grimm gesammelten Volksmärchen. Ich sage: „Der Kern!“ Unsere heutigen Volksmärchen sind durch tausend Generationen gegangen, durch große Kulturepochen, durch Kriege und Verwilderungen, Vergessenheiten und Wiederauferstehungen, und ihre heutige Form ist Ergebnis von allerlei nachdichtender und ausbreitender Privatunternehmung; aber in jedem steckt ein Kern, der ungefähr so aussehen wird, wie diese Klage des Kabamba, oder Duzende von anderen elementaren Grundformen, von denen der „Schwarze Dekameron“ wimmelt. Auch die „Volksmärchen der Kabylen“, die Frobenius jetzt bei Diederichs herausgebracht hat (vorläufig Band I: „Weisheit“, und Band III: „Das Fabelhafte“; sie gehören zu einer großangelegten, auf 15 Bände berechneten afrikanischen Gesamtschau als Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie): auch die kabyllischen Märchen stehen auf der Schwelle der primitiven Welt, sofern sie berberischen Ursprungs sind, und enthalten ungefähr alle Grundformen der abendländischen Märchen, Sagen und Mythen in oft durchschlagender Originalität. (Für Konfirmanden und junge Töchter Europas sind sie nicht.) Sie sind keine Ableger; sie sind ursprüngliche Triebe, nicht „Spieltriebe“, sondern Triebe des Dämonischen schlechthin.

Wie entsteht aber Kultur, das Paideuma eines Volkes? Was für ein erschütterndes Erlebnis ist es, durch welches sich erstmalig eine bestimmte Anzahl bisher indifferent dahinlebender Menschen als das geheimnisvolle „Wir“, als das „Anders-als-die-andern“ fühlen, sich selbst entdecken und geistig nach einer bestimmten Vorstellung von sich zu leben beginnen? Denn diese bestimmte, nicht austauschbare, unentrinnbare, schließlich tyrannische Vorstellung von sich selber ist ja eben jene Dämonie, die Epochen schafft und Völker bildet. Dazu gibt Frobenius diese Darstellung.

Das Erwachen der Massenseele:

„Das war damals, als, von der Westküste herannahend, die Sage von den weißen Menschen ein stilles Aufhorchen zur Folge hatte, dem dann der verblüffende Knall des ersten Büchschusses in den Grenzwäldern folgte. Endlich das Erscheinen der Europäer selber. Wenn die Alten davon sprachen, glänzten ihre Augen... Es war die Erschütterung, die das herannahende fremde Leben mit sich gebracht hatte...“

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts saßen die Baschilange-Benaluala eingekleilt zwischen fremden Völkern anderer Art... Es ist in der Erinnerung und dem Bewußtsein der Baschilange-Benaluala für diese Zeit ein traumhaftes großes Schweigen, eine Zeit, aus der nichts zu sagen ist. Eine dunkle Erinnerung an die Einwanderung und die vorausgegangene Loslösung von den Baluba ist vorhanden. Aber nachher, für die Zeit der ungestörten Abgeschlossenheit von der Umwelt bis zur ersten Berührung mit der Westküste, fehlt jede Erinnerung. Die Baschilange-Benaluala wissen nur, daß das Land „eng“ war, und daß kein Verkehr war, „daß ein Tag war wie der andere“.

Demgegenüber das erste Bewußte. Eines Tages bemächtigte sich aller eine tiefe Bewegung. Der erste Baumwollstoff kommt ins Land, die Nachricht von dem weißen Volk, „das in einem großen Wasser des Westens lebt“, verbreitet sich; der erste Büchschuß fällt in den westlichen Randwäldern, und mit dem Büchschuß stürzt ein gigantischer Elefant, der bis dahin als unüberwindlich galt. Eine Spannung sondergleichen, eine Erwartung jeglicher Möglichkeit gegenüber bisherigen Unmöglichkeiten löst das träge Hinträumen ab. Der alte Ratgeber des Fürsten Katende drückt das aus mit den Worten: ‚Darauf wußten wir, daß wir anders waren als andere, daß es ein anderes Leben gab als unser Leben!‘ (Von mir gesperrt. J. Sch.) — Die Ornamentik, der Kiambakultus, die Dichtkunst, ja sogar Ansätze von Charakterbildungen treten zutage. Die Erschütterung ist erfolgt, ein dämonisch aufblühendes Paideuma ist entstanden.“

Soweit Frobenius. An einer andern Stelle braucht er ausdrücklich das Wort „Wunder“, wofür wir ihm besonders dankbar sein müssen. Der ursprüngliche Eindruck vom Nahen der Weißen war das Wunder, „das damals wie eine Erfüllung die Seelen der Menschen erleuchtete“. Denken wir an denselben Vorgang bei unsern Vorfahren, als die Sage vom neuen großen Gott sich in den germanischen Wäldern verbreitete, als neue Stoffe, Waffen, das Eisen und Werkzeuge bekannt wurden, und die Männer des neuen Gottes endlich selber erschienen, um die heiligen Eichen zu schlagen und das Kreuz aufzurichten, so haben wir auch bei ihnen den Moment der Erschütterung, des Wunders, und zugleich das ziemlich sichere Datum der ersten seelischen Regung, die Geburtsziffern der frühesten Mythenkerne, Märchen und Sagen. Und sie werden kaum anders angesehen haben als diese zum Teil geradezu wunderbaren Frühbildungen der Benaluala und der Kabulen.

Hier haben wir also, was in unserer Geschichte nicht mehr zu greifen ist: die Jahrbildung und die Wirbildung, den Kristallisationsmoment des paideumatischen Volkes. Und das ist die Entdeckung, daß nicht „wirtschaftliche“ oder „politische“ oder „erotische“ Vorgänge das Paideuma schaffen, sondern dämonisch-phantastische in der Seele selber; dort die erschütternde Tatsache des Hingegangenseins von zehn Kindern, hier die erschütternde Kunde vom Nahen „anderer Menschen“. Man beachte noch etwas, was Frobenius nicht betont: die ethische Richtung der Sensationen. Im Individuum ist es die Erkenntnis der Vergänglichkeit, die die schöpferische Dämonie weckt (Frobenius gibt noch andere Beispiele gleicher Färbung: eine verklatschte Ehehoffnung, einen verlorenen, gefangenen Weg!), hier die Zukunft, das Nahen der „andern“ Welt. Festzuhalten: es handelt sich um die primitive Stufe der „Kulturei“. Auf der höheren scheint durch das naive Zukunfterlebnis der Menge bereits das sentimentalisch zum Kult erhobene Todeserlebnis herrschender Individuen, Pharaonen, Helden usw. zum Typus durchgebrochen zu sein. Spengler stellt das eindringlich dar. Es ist die bekannte Vergewaltigung, die zum „Monumentalstil“ führt. Selbst das Christentum als neues Wirgefühl begann mit der wundersüchtigen Zukunftserwartung des tausendjährigen Reiches. Der Toteskult konnte erst nach eingetretener Enttäuschung Platz gewinnen und dann zum sichersten Herrschaftsmittel der Päpste ausgebildet werden. In der dritten Epoche, der „Mechanei“, wird dann überhaupt nichts mehr kultiviert; nicht die Zukunft, das Werden, nicht der Tod, das Vergehen, sondern man begnügt sich damit, zu sein wie man ist. Bis wieder irgendein großes, erschütterndes „Ankommen“ das Zukunftsgefühl und damit das neue Wir erweckt. Manche denken bei diesen Worten an die Sowjetrepublik. Auch Spengler scheint nach dieser Richtung zu neigen. Ich weiß es nicht. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebarben.“ Und die Methode Trozkis, das „unedle Unglück zu beheben“, ist zwar originell, aber eine fruchtbare, tiefe Erschütterung zum erneuerten Sein, zum „Diesseitswunder“ Max Brods, will mir nicht darin erscheinen, trotz mancher rührender Erzählungen Holitschers. Ungleich größere Dynamik als dieser Satanierung des christuserfüllten Tolstoischen Brudergefühls scheint mir den „westlerischen“ Entdeckungen genannter Richtung innewohnen, vor allem, weil unsere eigenen Gesetze darin wieder erscheinen.

Diese innerafrikanischen Völker würden also nach der Spenglerschen „Gleichzeitigkeit“ im achten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung leben. Angenommen. Was gäbe es da? Wir finden bereits einen klar gegliederten und geheimnisvoll aufgebauten Kulturzustand, gestaltetes Leben und

Sein nach einem allgemeingültigen geistigen Prinzip. Diese Stämme haben gut geschichtete Stände mit der religiösen Bedeutung von Kasten. Sie haben rituell vertiefte Sozialordnungen. Sie haben ehrfürchtig schauernde und weise geordnete Beziehungen zu den Urgeistern der Erde, des Busches, der ihre Heimat und Mutter ist. Alles liegt im primitiven Paideuma — nicht zu verwechseln mit geistig gestaltlos lebenden „Primitiven“! —; ich sage also besser: im naiven Paideuma offen mit seinen Wurzeln zutage. Die Beschneidung — ein Opfer an den Buschgeist, dessen Bäume man verwundet, im letzten Grad sublimiertes Menschenopfer, die bildliche Selbstdarbringung, Sühnesymbol. Auch die rituelle Zahnverstümmelung: Wunsch, dem großen Unbekannten wohlzugefallen. Hier hören diese Dinge auf, Kuriositäten zu sein. Jedes Ornament auf Töpfen, Waffen, Werkzeugen hat neben seiner ästhetischen Erscheinung eine strenge mystisch-symbolische Bedeutung. Der Pflug selber ist ein mystisches Symbol!

Dann sind da diese Geheimbünde, Maskentänze, heiligen Wälder, in deren Dunkel der „Panther“ die Knaben beschneidet, die Jünglingshäuser, in denen die jungen Männer allein oder mit den geschlechtsreifen Mädchen frisch und frei hausen. Hans Blüher reklamiert diese Station für die mann-männliche Beziehung, den maskulinen Eros. Heinrich Schurk betrachtet sie als eine Art von sozialem Fohlenkoppel, in dem sich das junge, heiße Blut austoben könne. Frobenius, abhold jeder materialistisch-physiologischen Erklärung menschlicher Zustände — alles dient dem Geistigen, auch der Eros! —, sieht darin die Erfüllung einer geistigen Vorstellung, einer Dreiteilung der Lebensalter: Knaben, Jünglinge, Männer, die sich auf dem ganzen sozial-politischen Gebiet zur Geltung bringt, im Palaver, wo die Jungen stets als Junge Partei gegen die Alten als Alte sind, nicht als Besitzlose gegen die Besitzenden, wenn hier jemand an unsere Sozialzustände denken sollte. Was die „Mechanei“ kennzeichnet, in welcher wir leben, ist: Ordnung nicht aus der dämonischen Dynamik heraus, sondern aus festgewordenen und rückwirkenden Verhältnissen.

Zu den Maskentänzen fiel mir in Gottfried Kellers Grünem Heinrich neulich ein sehr beziehungsvolles Kulturintermezzo auf. Es ist das Kapitel, in welchem auf dem Land anstelle der althergebrachten Maskenzüge gesittet und vielfach anwendbar Schillers Tell aufgeführt wird. „Die einstige katholische Faschingsfeier hat sich als allgemeine Frühlingsfeier bei uns erhalten und seit einer Reihe von Jahren die derbe Volksummerei nach und nach in vaterländische Aufführungen unter freiem Himmel verwandelt“ und so weiter. In der ersten großen Szene zwischen Tell und Sefler tölpelt aber nun ein Trupp von Vertretern der früheren Gefühls-

welt unter die ordentlich Gewappneten hinein. So erzählt Keller: „Es trieben sich nämlich ein Duzend Vermummte der alten Sorte herum, arme Teufel, welche weiße Hemden über ihre ärmlichen Kleider gezogen hatten, ganz mit bunten Lappchen besetzt; auf dem Kopfe trugen sie hohe Kegelförmige Papiermützen, mit Fragen bemalt (!), und vor dem Gesicht ein durchlöchertes Tuch.“ Hier greift doch fühlbar die alte naive, paidematische Dämonie in den bürgerlichen Feiertag einer späten „Kulturei“! „Sie stellten gewissermaßen den Rückschritt und die Verkommenheit dar und tanzten jetzt wunderbar genug mit Pritschen und Besen herum“, bemerkt Keller noch.

Frobenius unterscheidet zwei grundsätzliche Daseinstimmungen: das Höhlengefühl und das Weitengefühl. Seine Vena Lulua sind Kinder des Weitengefühls. Von demselben Gefühl sind die Germanen getragen. Die Franzosen und die Semiten ordnen sich unter das Höhlengefühl ein. Was heißt das? Das Erlebnis in Njafunke am Niger gibt darüber Aufschluß. Nachdem der Diarra das großartige Heldenepos von Samba Sana — Geist vom Geist unserer Nibelungen, dieselbe Lebensebene: Paidema, und darum so aufschlußreich und reizvoll! — vorgetragen hat, entspinnt sich zwischen einem Mauren und dem Diarra, der zu den Vena Lulua gehört, ein Streit über den Charakter des Weltalls. Der Maure sagt: „Der Himmel ist eine Halbkugel, deren Rand die Erde berührt. Alles ist in dieser Halbkugel, auch die Sterne und Allah. Stürzt sie ein, so wird auch Allah erschlagen. Niemand weiß, ob das möglich ist. Das ist eben Kismet.“ Der Diarra sagt: „Nirgends berührt der Himmel die Erde. Die Erde ist ohne Grenzen, und der Himmel ist nichts Festes.“ Die Beziehung zur europäischen „Fernesucht“, die bei Spengler eine so große Rolle spielt, ist klar. Geist von unserem Geist. Es kommt aber gleich eine spannende Abwandlung, für die sich Max Brod interessieren wird. Das Abendland, der Schauplatz der tränenschweren Nibelungenschicksale und die Bühne des jenseitssüchtigen und lebenverkleinernden Christentums, steht seit länger als tausend Jahren unter der Sentenz des mythischen Spruches: „Unglück wird sein, solange Männer von Weibern geboren werden!“ Der Diarra, ebenfalls ein Sohn des Weitengefühls, äußert sich so: „Höhere Wesen greifen in die Geschichte der Menschen ein, doch nicht so, daß der Mensch nicht selbständig das erreichen kann, was er will und vermag!“ Hier glitzert die Silberader der bedingten Willensfreiheit auf, die bei Brod, und nach seiner Auffassung im Talmud, eine so große Rolle spielt. Die Frobeniusche Definition des Semiten trifft also für den Juden nicht zu. Der Jude kennt kein Kismet, und Fatalismus ist ein Charakteristikum höchstens für den — im jüdischen

Sinn! — defakenten, überbildeten Großstadtjuden. Wogegen die Prädisposition, ja die Bestimmung zum Unglück, schon in den frühesten Mythen der Germanen ausgesprochen ist. Das Weitengefühl geht darauf aus, die Welt zu gestalten — die Vena Lulua sind rege und glückliche Kolonisatoren! —; das Höhlengefühl hat den Trieb, sich möglichst im Besitz seiner Güter und Eroberungen für alle Zeiten und gegen alle Zufälle zu sichern (die modernen Franzosen). Wenn die Fatalisten zu bauen beginnen, so werden es Festungen, sonst ist das unverbindliche Zelt ihr Typus. Das Weitengefühl, von Hause aus eine menschliche Großartigkeit, Freimütigkeit, führt bei den Vena Lulua bis dicht vor metaphysische Belange: im Opfertod des vornehmsten Mannes, der Fürsten. Hier ist eine Haltung zu treffen, vor welcher der moderne Europäer schaudert und die wir bloß — immer wieder! — in unseren Mythen finden. Die Vena Lulua befinden sich im Ablauf ihrer mythischen Epoche. Frobenius hat die Kraft, es so zu sehen, und das Glück, es mit Tatsachen zu belegen.

Es ist nun die Frage, wie lange eine solche Epoche dauert. Sie kann durch Jahrtausende währen. Wer weiß, wie lange die Arier in dieser Verfassung gelebt haben, bis mit den Nibelungen der große Durchbruch zur Geschichte einsetzte. Die Epochen können sich auch auf der gleichen Ebene wiederholen. Frobenius möchte aus der Tatsache, daß sie es in Innerafrika mit dem Reiche der Gana (die „unsträflichen Äthiopen“ Homers und vielleicht schon Salomos Freunde), der Mali im Mittelalter und der heutigen neuen Bewegung sicher getan haben, gern Spengler mit seinem einmaligen, unwiederholbaren Ablauf einen Strich drehen; aber er hat nicht bewiesen, daß auch eine Monumentalkultur sich irgendwo wiederholt hat, während Spengler zeigen kann, daß sie es bis jetzt nirgends getan hat. Ohne daß mir dieser Nachweis zwingend genug ist, um persönlich zu resignieren. Ich glaube mit Max Brod an die unendliche Möglichkeit des individuellen Wundererlebnisses. Die Mechanik ist gewiß nichts Erhebendes, aber sie ist nicht das letzte Wort. Geistig betrachtet wäre es ungerecht, zu vergleichen: Kulturei und Mechanik. Geistig heißt es: Kulturei im Sinn von Kulturzwang, Kulturtyrannie, oder unbeschränkte Freiheit und jede geistige Möglichkeit für den voll ausgebildeten und souveränen Menschen. Der geistige Erbe der Kulturei ist nicht die Mechanik, sondern ein Gegenteil davon: der überlegene Anarchismus als geistige Blüte der echten Demokratie. Hier sehe ich nicht so schwarz wie Frobenius und schäze auch anders ein als Spengler. Die Welt geht deshalb noch nicht unter, und der Geist auch nicht, weil keine despotischen Prinzipien mehr für alle Menschen mit Scheiterhaufen, Acht und Bann und mit den Machtmitteln des Staates durchgesetzt werden.

Und was heißt das: vergreifte Welt? Die Welt und die Menschheit ist im Jahre 2000 nach Chr. genau so jung oder alt, wie sie es 2000 vor Chr. war. Wie im Religiösen bei Mat Brod, so wollen wir im weiten Bereich der Kultur unser Kultur- und Geisteswunder jeder auf seinem individuellen Weg erleben. Das ist der Sinn der Überwindung der Kulturtyrannieen, nicht die Mechanik, die bloß eine Äußerlichkeit ist. Das kann man nicht genug betonen. Und das ist unsere Gestaltung des Weitengefühls. Das Leben ist ein Kreislauf. Nach der Durchlaufung der verschiedenen Schulen sind wir nun geistig, politisch und wirtschaftlich erfahren genug, um auf einer höheren Ebene zu unserm Ausgangspunkt zurückzukehren, der persönlichen Existen; unter einem gesteigerten Gesichtspunkt, dem souveränen Anarchismus des denkenden und des wirtschaftenden Menschen, der Beziehungen zu andern Menschen nicht da eingeht, wo es ihm befohlen wird, sondern da, wo er aus freien und sinnvollen Gefühlen will!

Es hindert nun nichts, anzunehmen, daß bei fortschreitender Erkaltung unseres Sternes in Innerafrika aus dem Paideuma dieser Vena Lulua eine neue Monumentalkultur hervorbrechen könne. Die Lage an einem großen Stromlauf wäre günstig — alle Monumentalkulturen wuchsen am Wasser: Euphrat, Nil, Ägäis, Mittelmeer, Seine, Niederrhein, und die große moderne „Mechanik“ um das Becken der Atlantik —, und es ist nun eine Angelegenheit der Begnadung, ob der europäische Druck die Kristallisation beschleunigt, oder ob er die Völker vorher ruiniert. Das verlastete Rom hat die neuen Völker des Nordens nicht ruinieren können, sondern es hat sie mit dem Instrumentarium des Geistes versehen. So ist vielleicht gar keine weitere Abkühlung nötig, um Afrika aufzurütteln. Es genügt vielleicht schon das ungeheure Erlebnis des blut- und tränen schweren Zusammenstoßes mit der europäischen Mechanik, um vom ersten paideumatischen Bewußtwerden die begabten Völker zur Selbstschöpfung auf der Kulturebene und zum Aufstieg zur Monumentalkultur vorzutreiben — mit allen Spenglerschen Stufen! Die Germanen brauchten rund tausend Jahre. Die Sünden der Väter können sich also an sehr späten Kindern rächen. Wird dann diese Monumentalkultur auch Hekatomben von Menschenopfern kosten? Oder öffnet das Wort des Diarra hellere Ausichten? Obwohl gerade unsere Mechanik hinsichtlich Hekatomben den Kulturen nichts vorzuwerfen hat. Aber wer weiß, wann und wo jene beginnen werden! Und womit wir enden werden!

Also doch Resignation? Nein, noch mehr Entdeckungen und erneuter, frisch angefachter Glauben ans persönlich erlebte Wunder!

Thomas Manns „Rede und Antwort“

Von Stefan Zweig

Nichts vermag die prominente, ja sogar privilegierte, das heißt mit besondern Vorrechten der Neigung und des Vertrauens ausgestattete Stellung Thomas Manns innerhalb unserer neueren Literatur besser zu verdeutlichen, als die Tatsache, daß wir ein Buch, das wir bei fast jedem andern als verfrüht, als überheblich empfunden hätten, bei ihm nicht nur leidenschaftlich billigen, sondern längst mit Ungeduld forderten und, nun es uns gegeben ist, um keinen Preis wieder missen wollten. Sein neues Werk „Rede und Antwort“ (S. Fischer, Verlag, Berlin) ist ja in jenem höheren Sinn, der vom Buch nicht bloß Sammlung eines Gelegentlichen, sondern Formung eines einheitlich Notwendigen fordert, ein typisches Unbuch, ein Nichtbuch; es ist geradezu jener landläufige letzte Band aus einem Nachlaß, wo der Philologe beharrlich datierend zusammenklittert und -kleistert, was der Autor an einzelnen Aufsätzen, Rundfragen, Äußerungen in ephemeren Zeitungen durch Jahrzehnte verstreute, „Zufallserzeugnisse“, wie sie Thomas Mann selbst einschränkend nennt. „Es handelt sich“, sagt er, auf vielfachen Wunsch von Freunden und Fremden sich bescheiden berufend, „um eine sozusagen interne Veranstaltung, um ein Buch für die Freunde meines Lebens, welche, selbst schon vertraut mit seiner Ökonomie und Kultur, bereit sein mögen, auch in dem Bei- und Außenwerk mit einer gewissen Genugtuung die Beziehung zum Ganzen zu entdecken.“ Wirklich, es hat keine andere Mittelachse, dieses schöne Buch, beim besten Willen läßt sie sich nicht erklügeln, als den Menschen Thomas Mann; aber die ist, weiß Gott, solide genug, um auch Gelegentlichstes zu einer hohen Einheit zu erheben. Und das scheinbar Formlose, wie ist es geformt schon durch sein waltendes Element, durch die herrliche, stahlgehämmerte Thomas Mannsche Prosa, die uns, den im gleichen Sinne Bemühten, einen so restlosen, künstlerischen, ja sogar sportlichen Genuß bedeutet, daß uns das Thematische darin fast nebensächlich wird. Jeder, auch der abseitigste Gegenstand, wird in dieser seiner Prosa wichtig durch Gegenständlichkeit der Darstellung, alles Sachliche interessant durch Sachlichkeit der Behandlung, und wären in diesem Buche auch allerprivateste, selbst domestikale Dokumente abgedruckt, wie ein Zeugnis für ein entlassenes Dienstmädchen, ein Rekurs gegen eine Steuervorschreibung, ein Verlagsentwurf, so hätte wenigstens für mich die Meisterschaft der präzisen Formulierung — die bei ihm nicht eine artistische Neigung ist, sondern ein im innern Ethos verwurzelter Zwang — noch einen sachlichen, einen sachlichen, einen künstlerischen Anreiz. Das Gleich-

gültigste wäre, von ihm präzisiert, durch die Kunst der Formulierung, noch kunstwerkhaft, seine abseitigsten Dokumente im artistischen Sinn ebenso lehrhaft, wie es uns zum Beispiel die amtliche Prosa, die Bustragsbotschaften und Kameralerlässe des Herrn Stadtschreibers Gottfried Keller waren. Denn es gibt bei Thomas Mann gewissermaßen keine private Prosa, so sehr ist jede, auch die gelegentlichste seiner Äußerungen, durch menschliche Verantwortlichkeit, durch bildnerische Zucht vorbildlich und meisterlich; nie kann sie gehaltlos werden, so sehr ist sie Gestalt.

Sie schlankweg, wie manche rasche Formulanten belieben, die beste neuzeitliche Prosa zu nennen, scheint mir verwegen, denn die Vielfalt geistiger Werte graduiert sich nicht, sie nuanciert sich nur. Aber gewiß ist sie die männlichste, die sachlichste, die begrifflichste, und nur, wenn man deutsch mit protestantisch, mit pflichthaft und verantwortlich gleichsetzt, auch die deutscheste Prosa der Zeitgenossen. Sie bilbert nicht, sondern sie bildet; sie umschreibt nicht, sondern sie ist geschrieben; sie singt nicht, sondern sie spricht; sie steigert nicht den Gegenstand, sondern hält ihn im rechten Maß. Ihre Präzision, ihre Sachlichkeit hat so recht die „heilige Nüchternheit“, von der Hölderlin, der Ekstatiker, als von seinem Gegenpol schwärmte; in ihrer Zucht und Straffheit, ihrer leidenschaftlichen Verantwortlichkeit äußern sich Werte, die nicht aus turnerisch geschmeidigem Handgelenk, also äußerer Kraft, gestaltet werden konnten, sondern ihre Vehemenz von einer moralischen Geradlinigkeit, ihren Schwung von einer inneren Gespanntheit konzentrierten Willens herleiten. Die Aufrichtigkeit dieser Prosa kommt, das spürt auch der Laie, aus der Einheitlichkeit eines Charakters: in einer bildnerischen Fixierung Thomas Manns gibt es nichts Ungefügtes, Ungenaueres, Approximatives, nichts Niedergedrücktes, nichts Feig-Verborgenes, sondern immer nur eine energisch bestimmte restlose Präzision, ein Gradeaus, das kein Deuteln duldet und nichts der Konjektur überläßt. Thomas Manns Prosa ist niemals „raisonnement“, also Klugschwächen, Herumsprechen, sondern immer Aussprache im Sinn von Aus-Sprechen, Zuendesprechen: ihre einzelnen Sätze haben darum fast immer die diktatorische Unabänderlichkeit von vollkommenen Gedichtzeilen, die, kaum gestaltet, schon zu kristallener Unwandelbarkeit klar erstarren. Biegsam, sind sie zugleich auch hart, feurige Masse in Eis gehärtet, was ja von je als das Geheimnis der toledanischen Klingenschmiede galt.

Dieser Stil hat Zucht, aber er wird nie amorph. Seine Begrifflichkeit bleibt sinnlich, seine Sinnlichkeit wiederum diszipliniert sich höherem Gesetz. Muskeln und Sehnen hat dieser gymnastisch geübte, turnerisch gelenkte, sportlich trainierte Stil: an eine schöne, eine fast griechische Männlichkeit muß man denken, die Schwerstes als Spiel meistert und in ihrer

heiligen Nacktheit naturhaft wird. Dieser Stil kann schnelllaufen, ohne zu keuchen, kann springen und ringen, ohne zu stocken, klaren Auges, sicherer Hand trifft er ins Ziel — all die Kraftkunst, all die Kunstkraft (heilige Einheit!) des Jünglings, des Mannes wird hier Schönheit durch gesteigertes Maß. Rhythmisch taktiert, hat er naturgemäß weniger Musik als der seines meisterlichen Gegenspielers in der Prosa, als jener Hofmannsthals, der wieder alle Magie des Weiblichen hat: das Hinströmen, die weiche voluptuöse Linie, die blühende, warme, duftende, süße, fruchtbare Fleischlichkeit des Wortes, das Verschweben und das erhabene Aufgelöste der Melodie. Bei Thomas Mann ist die Kunst immer Disziplin, die Disziplin immer Kunst.

Solch eine Prosa ist notwendig meisterhaft in der Formulierung. Thomas Mann spricht einmal irgendwo in diesem Buch über die Kunst, „eine Sache siegreich auszudrücken“. Siegreich: besser kann er nicht veranschaulicht sein, der bei ihm immer vorausgegangene Kampf des Wortes um die Sache, das angestrengte, in jahrelangem Training mit allen Finten vertraute, felbherrnhafte, ja strategische Umstellen, Umspüren, Umfassen der Dinge durch das Wort bis zum Kernschuß des Attributivs, der dann pfeilhaft sicher dem Begriff in das Herz trifft. Siegreich, ja das ist das rechte, das einzige Wort für diese nervige Prosa Thomas Manns, die nicht aus einer inneren Eingeborenheit, einer prästabilierten Harmonie ihm locker aus der Hand schwingt, sondern die redlich, planhaft, mit Verbissenheit und Verzweiflung sogar, immer aber mit einer nie nachlassenden, pausenlosen, straffgespannten Energie sich an den Gegenstand heranarbeitet. Der Gegenstand, die Sache, sie ist ja so lange für ihn der Feind, als sie sich seinem dämonischen Diktat, Gegenständlichkeit, Sachlichkeit zu werden, weigert, als sie sich in das Joch des Wortes nicht gefügt hat. Er muß ihrer habhaft, sie ihm restlos hörig werden: auch als Stilist ist Thomas Mann kein Pazifist.

Kein Pazifist, durchaus nicht. In der Art, wie er als Essayist ein Thema angeht, darin liegt etwas von der Entschlossenheit eines Duellanten. Alles faßt er frontal an: er sieht den Dingen ins Gesicht, ohne sich von seinem vorgefaßtem Standpunkt um einen Schritt zu entfernen; alle Nerven spannt er zusammen und stößt dann mit dem Blick auf sie los, mit diesem magisch klaren Blick, der nichts, auch in liebevollster Betrachtung, übersieht. Nie verändert er seine Positur, seinen Standpunkt: das gibt seiner Haltung etwas Starres und zugleich das Persönliche eines Charakters, gibt seinem Blickfeld eine gewisse Begrenztheit, aber anderseits eine seltene Stabilität, seinem Urteil ein privates, aber auch

vollwichtiges Maß. Er sieht, er wägt alles nur von sich aus, nicht vom Weltraum, nicht aus einer absoluten Sphäre der Werte, sondern „à travers son temperament“. Versuche ich noch einmal, zur Verdeutlichung seiner Art die antipodische darzustellen, so sei wiederum der andere große dichterische Essayist, sei Hofmannsthals künstlerische Umfassung literarischer Gegenstände herangezogen. Hofmannsthal sieht alle großen Gestalten in Bindung untereinander: von Ferne zu Ferne baut er Brücken, umschreitet die einzelne Figur von allen Seiten, gleichsam aus einem imaginären Raum der Anschauung her. Seine Wertung hat immer Bezug auf ein unsichtbar Absolutes, nie aber auf seine eigene Person: er taucht gewissermaßen ein in die Erscheinung, indes Thomas Mann ihr entgegentritt als der immer Unverwandelte, starr stehend vor der Erscheinungen Flucht, Ja und Nein sagend nicht aus lockerem Gefühl, sondern aus entschlossenem Charakter, herrisch zurückweisend, was ihm Unbehagen schafft, dem Feindlichsten aber nicht ausweichend zur offenen Fehde.

Das gibt dem Essay Thomas Manns das, was Goethe das „Prävalieren des Subjekts über das Objekt“ nennt. Im strengeren Sinn hat das Buch keine Gegenstände, obzwar es meisterlich über Fontane, Friedrich den Großen, Chamisso, Heine und Keyserling spricht, sondern bloß einen Gegenstand: Thomas Mann. Das Objekt dient immer dem Subjekt nur als Vorwand, als Deckfarbe: irgendwo wird es unweigerlich transparent. Ausgezeichnetes, ja Unübertreffliches ist hier über Dichter und Gegenstände gesagt; am besten verdeutlicht sich trotz allem, aber ohne jede Beabsichtigung, der Sagende selbst, Thomas Mann. Mit jedem Strich an einem Porträt ergänzt er das seine: wo er zu reflektieren scheint, werden seine Gegenstände Reflexe; sie glühen nicht von innen, sondern werden Widerschein. Scheinbar sich vereinzelt an einer Vielfalt von Themen, sich zerstückelnd in dreißig Materien, füllt er sich ganz zur vollen Figur, rundet er sich ab. Seine Auseinandersetzung setzt sein Bild erst zusammen: nirgends war die Plastik seines Charakters so physiognomisch offenbar geworden wie an diesem „Stegreifwerk“, das gerade durch das Spontane der gelegentlichen Äußerungen besser biographisch-bildnerisch wird als die bewußten Darstellungen seines familiären Lebens in „Herr und Hund“ und dem „Gesang vom Kindechen“.

Dieses Autoplastische, dies unbeabsichtigt Selbstbildnerische, dies — um Stendhals Wort zu gebrauchen — „Egotistische“ der Darstellung steigert dieser „Rede und Antwort“ literarischen Reiz. Vielleicht sind sonst Persönlichkeiten von Dichtern nur anziehend durch das Inkommensurable, das Unberechenbare ihres Wesens. Bei Thomas Mann ist nun die Wurzel-

formel ganz offen an der Oberfläche und von jedem zu fassen: sie heißt Verantwortlichkeit; aber diese sonst bürgerliche, diese Pflichtmenschentugend ist bei ihm zu einem solchen Fanatismus, fast sagte man, zu einer solchen kirchhaften Bigotterie gespannt, dermaßen zur Qual, zur Hemmung, zur Krankheit, ja zum leidenschaftlichen Laster des Künstlers gesteigert, daß sie seiner scheinbar ganz normal gewachsenen Natur etwas Dämonisches entäußert, die kalte Dämonie des zuchtvollen Willens, nicht jene hitzige des zuchtlosen Gefühls. Unwiderstehlich, unaufhaltsam wütet in ihm der Zwang, alles Verworrene, alles Verschwommene, Undeutliche, Unverbindliche, Gallertige ebenso in der äußeren Welt abzuwehren, wie in seiner Prosa zu reinen kristallinen, durchleuchtenden Formen abzuschleifen: so schwält in dieser scheinbar ruhenden Natur ein fortwährender Prozeß gewaltsamer Klärung und Ausscheidung. Auch zum entferntesten Objekt in einer unbestimmten, einer nicht genau fixierten Beziehung zu stehen, irgendwo einen Begriff, ein Problem nicht wortplastisch bewältigt zu wissen, das reizt seinen elementaren Ordnungssinn, seinen Klarheitsmuskel zu gespannter Kontraktion, das drängt ihn zur Aussprache (die seinem Kunstprozeß zufolge notwendig zu Formulierung führt). Man spürt zum Beispiel deutlich, wie sehr Thomas Mann das rein soziale und gesellschaftliche Problem des Künstlers innerhalb des Staates bedrängt. Daß da, im Verhältnis des Klassenlosen, gleichsam in der Luft hängenden, zwischen dem Bürgerlichen und dem Anarchischen pendelnden Wesen, etwas Amphibisches, etwas Unorganisches enthalten ist, das schafft ihm, der sich diesem zwitterigen Berufe zugehörig weiß, ein sichtliches Unbehagen: irgendwie möchte er den Dichter im Deutschen Reich gerne stabilisieren, den „Stand“, den sozialen Stand dieses labilen Elements einmal sachlich begrenzen, den deutschen Schriftsteller nicht, wie den Sarg Mohammeds in der Kaaba, im Luftleeren zwischen Himmel und Erde, zwischen Gesellschaft und Anarchie hängen wissen. Nirgends habe ich deutlicher die offenbare Beunruhigung empfunden, die dieser Fanatiker des Konkreten, des Korrekten, des Präzisen, des Scharfbestimmten an jedem ungeklärten Gegenstand, sobald er ihm die Epidermis streift, geradezu physisch erleidet, und es ist typisch, daß er allem, was eine Klassierung, eine äußere Wertzuerkennung der Literatur bedeutet, darum das Wort redet, daß er sogar die Tatsache eines Ehrendoktors (die mir durch die Verleihung an Erzherzöge, Kanonenindustrielle und besiegte Generäle reichlich an geistigem Wert gemindert erscheint) oder die Errichtung einer Akademie als förderliche, weil offenbar Ordnung bringende Dinge einschätzt. Diese Bindung seiner ererbten — von ihm prachtvoll offen, ja leidenschaftlich auch zu konjunkturwidrigster Zeit bekannten — Bürgerlichkeit

mit dem erworbenen makellosesten, feurigsten Künstlertum, gibt seiner Persönlichkeit einen ganz unvergleichlichen, zwiespältigen Reiz; denn was da Zweifelt scheint, ist ja nur Doppelform innerster Einheit. Ein und derselbe Urtrieb — Verantwortlichkeit, fanatischer Ordnungssinn — wirkt sich bei ihm nach zwei Seiten, gegen das Leben hin und gegen die Kunst, in zwei divergenten Formen aus, nach beiden Seiten hin aber mit derselben Intensität, demselben Radikalismus: das protestantische Ordnungsbedürfnis, das Klassengefühl des deutschen bürgerlichen Menschen wird im Künstler Thomas Mann transmutiert zu Meisterschaft der Distanz, zu visueller Präzision. Diese Doppelwirkung ist eigentlich keine überraschende. Fachmänner erzählen, daß die Mathematik, diese nüchterne, präzise, steifleinene Arithmetik des täglichen Rechnens in ihrer geistigen Sphäre, in der höheren Mathematik, etwas wunderbar Freies, Phantasievolleres, ja Berauschesendes werde, etwas ganz irdisch Abgelöstes wie Musik. So kann, das zeigt Thomas Mann, und das zeigte Kant noch großartiger vor ihm, das bürgerliche, das preußische Pflichtbewußtsein, sobald es aus dem Konventionellen, dem Militärischen sich verwandelt ins Abstrakte, plötzlich aufregend, bezaubernd, ja hinreißend werden. An irgendeinem Punkt wird alles, selbst die Gründlichkeit, zur Genialität.

Bis hart an diesen Begriff arbeitet sich die prosaische, die bildnerische Leidenschaft Thomas Manns heran, nicht zumindest in diesen Aufsätzen, die doch nur gelegentliche sind. Ihr letzter Wert ist das Erledigende in ihnen, die Distanz, die geradezu euklidisch tabellierte Distanz vom Dichter zu jedem Dinge. Jeder dieser Aufsätze ist ein Grenzpfahl des Menschen, des Dichters gegenüber einer Erscheinung, wodurch er dann freilich schließlich selbst wie von einem Wall umgrenzt und abgesteckt erscheint. Immer ist man, welcher Erscheinung immer man durch sein Auge nachblickt, in einem stabilen Zentrum, gesichert, zugleich vermauert, immer hat man gültiges Maß und Pegel zur Hand. Kein Wort ist darin einem andern zuliebe gemildert oder gesteigert, alles von dem Einzelnen aus nur von sich und für sich gesagt. Das scheint nun selbstverständliche und gar nicht so sonderlich rühmenswerte Forderung an einen essayistischen Darsteller, daß er immer nur seine eigene Meinung ausdrücke; aber was ist schwerer, als seine wahrste, seine unbestechlichste Meinung klar — also scharf begrenzt — zu wissen, sie klar — also restlos — auszudrücken! Das fordert ein unaufhörliches Wachsein des Gewissens, einen Cerberusblick der Verantwortlichkeit, fordert ein beharrliches Mißtrauen gegen das Gefühl, eine Selbstkontrolle ohne Entspannung, fordert die ganze Leidenschaft, das ganze Leben eines ganzen Menschen. Es gehört Heroismus

dazu, das zu leisten, was das Selbstverständlichste scheint: sich ganz als den zu geben, der man ist, ganz in sich zu beharren und dieses Sein, dies Einmalige, ganz in Plastik, in Dauer zu verwandeln. Diese Selbstzucht des subjektiven Künstlers, die man so leicht mit Selbstzucht verwechselt, hat Goethe wohl im Auge gehabt, als er klagte: „Die Meisterschaft gilt für Egoismus!“ Und auch Thomas Mann scheint sich manchmal defensiv äußeren Angriffen zu erwehren, wenn er sein Recht betont, in sich zu beharren, Imaginatives, Freierfundenes abzulehnen und immer wieder in sich selbst zu greifen, seine Produktion nur von sich aus zu zentrieren. In Dingen der Kunst entscheidet nicht die Methode, sondern das Werk: wie Flaubert hat Thomas Mann die Qualität seiner dichterischen Produktion mit einer Einbuße an Quantität bezahlt, wie jeder eindeutige Charakter die Intensität seines Urteils durch Begrenztheit der Einfühlung. Sein Standpunkt in diesem Buche und in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ gleicht einem Bergblick von seltener Klarheit, einem rechten Hochplateau, wo viele Gipfel verdeckt sind, das wundervolle Schau hat, aber nur nach einer Seite der Welt. Es ist nicht allseitige Vogelschau, Schweben über das volle, wandernde Panorama der Welt, bei der man sich aber selbst im Gleiten fühlt: bei ihm steht man auf dem Felsen eines Charakters in einer ganz klaren, sublimen, in stürmischen Augenblicken leicht von Sils Maria-Wind durchwehten, reinen Luft, atmet frei und gut, freut sich der hellen Erhabenheit, der Klarheit des Blickfelds und freut sich zugleich, daß jenseits dieser begrenzten Schau von anderer Höhe, von anderm Standpunkt noch andere Fernsicht in die Vielfalt der Erscheinungen unserer wartet.

Moll und Dur

Gedichte aus der alten und der neuen Welt

Von Alfred Neumann

Der europäische Dichter ist ein Empiriker des Geistes. Die Jahrhunderte erheben ihn und lagern auf ihm mit der Gleichzeitigkeit ihres kreisenden Schwunges. Das Schaffen in der großen und schon verdeckten Sicht, in der hohen und schon dünnen Luft, in dem sehnfüchtigen und schon wissenden Gefühl hat ihre Erschütterungen invertiert; sie fangen mit sich von vorne an und plagen sich innerhalb der zarten und

immer doch durchsichtigen Wände ihrer Seele mit der Neuen Welt, die, kaum geformt, schon wieder Modell ihrer alten Erfahrung und ihres alten Europa ist. So werden sie sentimentalisch oder resigniert oder egozentrisch; im kräftigsten Fall formen sie den Leib des Geistes. — Der amerikanische Dichter ist ein Empiriker des Körpers. Er kann horen und spielt Baseball wie die andern. Er dichtet mit Uppercuts und Clinchs. Aber, weiß Gott, er dichtet. Er kommt zu etwas Großem: zum Geist des Leibes.

Die sechs Bücher junger deutscher Lyrik, die jetzt genannt werden und einen willkürlichen Schnitt durch die letzte Produktion darstellen, repräsentieren nicht die europäische Dichtung, noch sind sie bewusst kontradiktorisch jener bedeutsamen Anthologie zeitgenössischer amerikanischer Verse, von der in der Folge zu sprechen ist, gegenübergestellt. Aber sie typisieren unsern geistigen Zustand (ihre Qualität läßt wahrlich keine Beschämung zu) und machen uns doch — gerade durch die volle Kehrtwendung, die dann zu tun sein wird — die Einstellung auf das amerikanische Dazugprägnanter.

Hermann Hesse gibt (bei S. Fischer, Berlin) „Ausgewählte Gedichte“ heraus, die aus früheren Bänden stammen und wohl durch neuere ergänzt sind. Dieser sanfte Süddeutsche — zu nah dem Ja und Nein, dem Süßen und Herben des ewig entscheidenden Trans und Eis der Alpen, um Ruhe und keine Sehnsucht zu haben — ist Dichter, weil seine Seele nicht gesättigt werden konnte. Da er Deutscher ist, sucht sie eine Heimat; und ist er in der Heimat, sehnt sie sich nach Italien — und ist er in Italien, fragt sie mit Tränen nach der Heimat. Sie sehnt sich nach Frieden, Meer, Liebe, Jugend — und hat wohl alles gehabt. Sie sehnt sich nach dem Tod — und wird ihn haben, so wie sie jetzt auch die Angst vor ihm hat. Aber das Schöne bei diesem Menschen ist: er freut sich über seine Sehnsucht (eine wundervolle, leise, gute, deutsche Freude), er freut sich über sein Herz, das wie ein Blütenzweig durch seinen Duft und zwischen den Polen der Empfindung schwankt: „voll Lust und nicht vergebens war das unruhvolle Spiel des Lebens“. Er sagt auch dieses Resultat seines Daseins, er sagt den ganzen Sehnsuchtskreis um den Mittelpunkt seiner wünschenden Seele in dieser kleinen sanften Melodie. Dieses Allegro ma non troppo war den Ohren von je sympathisch; es erschüttert sie nicht so sehr, wie es den Sänger erschüttert. Das ist des Lyrikers Hesse Tragik.

Auch Emil Alphonse Rheinhardt ist voll der Sehnsucht. Doch

er macht es sich schwerer — und den Ohren schwerer. Sein Allegro ist con spirito. Seine Sehnsucht will mehr als das jeweilige Gegenteil: sie will Ethos, das Gute als Pflicht und Ziel, sie will das Ewige aus dem Täglichen balancieren. Hesses Mut geht vom Leben in den Traum; Rheinhardt ist mutig, weil er sich aus seinem Traum und der gleichnishaften Schau zur „gnadelosen Wirklichkeit“ bereit glaubt. Der tönende und männliche Rhythmus seiner „Unendlichen Reihe“ (bei Ed. Strache, Wien) ist schwer und sogar schwermütig durch das Bewußtsein einer menschlichen Anschauung der Welt. Doch es wird nicht halt gemacht; es wird eine Konsequenz gewagt, die schön ist, weil sie ehrlich scheint: eine Frömmigkeit im Tag (nicht nur im Traum des Gedichts), Gott jenseits des Wortes, Gott „im letzten Schein“.

Wohin eine mit allem Willen in den reinen Geist strebende Energie führt, das zeigen des seltsamen Konrad Weiß mystische Verse, die er die „Cumäische Sibylle“ nennt (bei Georg Müller, München). Der Mythos weiß, daß jene vom Irdischen ganz abgelöste Frau zu Cumä an Tarquinius den Stolgen die Prophetien ihrer Sibyllinischen Bücher gab, die nur auf Senatsbeschuß und durch Spezialpriester befragt werden durften. Die drei Bände wurden während der gallischen Wirren vernichtet. Konrad Weiß glaubt, daß die Tragik der zwischen Gott und der Erde zitternden Seele alt genug ist, um von der Sibylle geahnt worden zu sein. Er ist ein zarter Mensch, den der Lärm dieser Zeit in die fernsten Reiche des Unkörperlichen jagte. Die ganz und gar nicht hirnlischen, ganz und gar gläubigen Visionen dieses heimlichsten (und resignierenden) Ekstatikers sind oft wie Schemen, die durch die unerschütterte Inbrunst ihrer Idee stark genug scheinen, auf ihren Schattenschultern Felsblöcke zu tragen; sind oft wie ein Echo, das den Berg und den Rufer erzeugt. Zuweilen bleibt der Sinn undurchbringlich; dann klammere man sich an die Frömmigkeit der Rhythmen. Zuweilen fühlt man bedeutende Dichtung. Die Steinzeichnungen von Karl Caspar sind schön, innig und erhellend.

Viel größer, aber viel reifer und von ungeheurer Intensität des abgewandten Gesichts ist Oskar Loerke. Er gibt uns eine neue Sammlung seiner magischen Lyrik und nennt sie „Die heimliche Stadt“ (bei S. Fischer, Berlin). Dieser Mann wäre ein ganz großer Dichter, wenn er auch noch beglücken könnte. Aber durch den Transport der Welt in seine Seele hat die Sonne gelitten. Die heimliche Stadt, die aufgebaut wird und Architekturen von ungewöhnlicher Schönheit zeigt, hat den Mond als Sonne. So wird es kommen, daß viele Augen nichts erkennen werden oder daß sie schmerzen, wenn sie sich in die gedunkelte Pracht einsenken.

Loerkes Gedichte machen traurig. Aber das ist nicht die Traurigkeit, die letzten Endes Ergriffenheit ist und schon Beglückung, das ist nicht Novalis und Hölderlin, sondern es ist ein Gefühl, daß man nicht zusammenkommen kann. Und dieses alles ist so sehr Schaden auch für uns; denn wir haben wenige Loerkes. Wer kann das „Ungestaltbare“ zum Ding erheben wie er, wer zaubert aus dem Glas Wasser eine Unvergänglichkeit, wer noch schreibt eine so seltsame Entstehungsgeschichte des Universums, wer sieht so die Notwendigkeit der kleinsten Unze Gefühl? Wer vor allem jetzt in Deutschland schreibt dieses eine erschütternde und nicht zu vergessende Jesusgedicht „Der Unsichtbare“, das in die zwei schlichten Worte „langsamere Mann“ eine Tragik häuft, die unsere Zeit fast entschuldigt? Doch irgendwo ist die Befremdung, ein Nebel zwischen uns und ihm. Vielleicht trägt dieser Mann, der die Wüste Gobi im Fleisch fühlt und in den Linien der Hand die Ströme Indiens, zu Schweres und zu Vieles, als daß man nicht seinem Gesicht die Mühe ansähe.

Wilhelm Klemm, nicht so abgeblendet, aber auch nicht so heimlich-reich und heimlich-wild wie Loerke, ergreift die Dinge seiner Schau mit offenerer Inbrunst. So kommt es, daß der Gang seiner Seele von der eigenen Erschütterung zum Gedicht elastischer und vom Gedicht zu unserer Erschütterung bringlicher ist als bei jenem. Darum auch ist es gut und wahr, daß er die Sammlung seiner Verse „Ergriffenheit“ heißt (bei Kurt Wolff, München). In diesen wunderschönen und fast immer reimlosen Strophen ist eine Vielfalt von Glauben, guten Blicken in die Landschaft der Erde, des Himmels und des Lebens, von Zuversicht und einer frommen Romantik, die die Verneinung abwehrt. Das Ja dieses Dichters aber ist nicht kämpferisch, sondern ein wenig unentschieden. Zwar sagt er: „Laß mich leben, Herr, ich lebe gern!“ (und die Erschütterung durch das Lebendige vibriert in allen Versen); aber das Ende und das Endgültige ist „die Gleichmut Gottes“; so begehrt auch seine Religion den öftlichen Sinn des Wortes: Gelassenheit.

Max Pulvers Ergriffenheit aber ist nie gelassen. In diesem bernischen Menschen springt bäurisches Blut heiß gegen ein Herz an, das die Fülle des zuströmenden Lebens kaum fassen kann. So klopft in dem Rhythmus seiner leidenschaftlichen Verse oft eine Angst, nicht fertig zu werden. Eine Sehnsucht nach Verschwendung offenbart sich, die seltsam ist, weil sie depressiv scheint; erpreßt von dem Druck der Vitalität. Sein Gedichtband „Auffahrt“ (im Inselverlag, Leipzig) ist voll von Farben einer schönen Überschwenglichkeit. Die Welt leuchtet in dem Widerschein seines Blutes. Es gibt nichts Mattes — und die Schwermut selbst wird zum Gesang der aushaltenden Kraft. Die ehrliche und seltene Physis dieses

Dichters erreicht eine Formung, von der ich schon sprach: den Leib des Geistes.

Die europäischen Dichter haben zweierlei gemeinsam: die Gegenwart und die Vergangenheit der Alten Welt. Das läßt ihnen viel Spielraum und Unterschiedenheit. Ihre Erfahrung hat die Wahl zwischen Jahrhunderten; und ob sie sich von Tristan, l'Hermitte, Novalis, Shelley oder Verlaine befruchten lassen wollen, ist nur eine souveräne Entscheidung des Gefühls. Das junge Amerika aber trägt noch nicht Generationen von Werkträgern; es hat nur den einen Vater: den großen Walt Whitman. Seine muskulösen Rhythmen zertrümmern die süße und straffe Form der angelsächsischen Romantiker; seine Söhne mit den breiten Schultern wissen kaum mehr, daß es eine andere Sprache als die des Vaters gibt. Sie haben sich in sie hineintrainiert und einige neue Weltrekorde aufgestellt.

Es ist ein großes Verdienst der Claire Goll, daß sie eine Anthologie ihrer modernen Dichtung herausgibt („Die neue Welt“, eine Anthologie jüngster amerikanischer Lyrik, bei S. Fischer, Berlin). Sie füllt eine Lücke aus, die einigermaßen beschämend war. Was wußten wir von den drei repräsentativen Lyrikern des heutigen Amerika: von Carl Sandburg, Nikolai Vachel Lindsay, Edgar Lee Masters? Wir kannten kaum die Namen. Die ausgezeichneten Übertragungen der Goll bringen sie uns näher. Sandburg, von schwedischer Abstammung, ist ein Arbeiterdichter von ganz großer Kraft. Seine Sprache ist hart und blank wie die Maschinen, die er kennt; hart und blank ist sein Protest gegen den Krieg, wahr und warnend seine Liebe für die den Fabriken Geopferten. — Seltsam ist Lindsay, fahrender Sänger zwischen Ohio und Illinois, singt für die Heilsarmee, für Bryans Präsidentschaft, gegen Alkohol; steppt, spricht prachtvolle Verse, steppt wieder; jekt ein Kongolied von kannibalischer Phantastik; jekt ein Sang gegen den Krieg, Lincoln zum Ruhme; sprachschöpferisch und gewaltig. — Masters, der populärste Dichter Amerikas, ein merkwürdiger Photograph der kleinen Lebenstragik. (Für seine Bedeutung scheinen die drei kleinen Gedichtproben zu geringfügig.) — Dann noch viele andere; vor allem Marsden Hartley, der „Das Fest des Kornes“ schrieb, trunken von Sonne und Farbe; Orrick Johns, der auf den Tod spuckt. Der Gegensatz: die wundervolle Schwermut der verdrängten alten Rassen; Indianerlieder, Negerlieder. Wie ihre Trauer manchmal europäisch klingt!

Chronik Weremwags

II

S pfer des Weltkriegs, kann ich die Grenze Deutschlands nicht überschreiten. Es ist gut so; denn ich hätte zehn Jahre umsonst daran verwandt, anderswo das Wohlsein zu finden. Was nicht in die Breite wachsen kann, wächst in die Höhe: ich fühle heute die erste Luft aus einer Sphäre, in die das Nationale nicht mehr reicht.

Praktisch heißt diese Sphäre Heimat des Europäers, aber wesentlich gesehen ist sie eine religiöse Sphäre, will sagen diejenige, die man sich öffnet, um Enthaltung von allen Wertungen zu üben. Wertung ist der Antisemitismus, der mit einem Duzend plausibler Argumente arbeitet, Wertung der Monarchismus, Wertung jede Anschauungsform, die behauptet, sie sei die Norm, sei absolut.

Wertung ist das Lieblose, das Anmaßende, das Verdummende, die Anbetung der Formen jeder Art, des geschichtlich Gewordenen, des Organisierten, des Gegeneinanderstehenden: des Staates, der Kirche, der Dinge überhaupt, die mit körperlichen oder seelischen Eigenschaften der Freiheit den Weg versperren. Freiheit im Geist, das bedeutet: zwar die Tatsache und sogar die Notwendigkeit von Formen, Bindungen, Normen anerkennen, nicht aber ihre Absolutheit.

Ich sage also nicht: enthaltet euch des Handelns und Urteilens (sie sind Zwang und schicksalhaft), sondern: schafft euch souverän eine Sphäre, in der ihr frei seid, das heißt, ergänzt euer Denken um eine Provinz, auf die sich der Machtanspruch der in der gestalteten Welt herrschenden Ordnungsgötter nicht mehr erstreckt. Im Geist kann man das Für und Wider zum Beispiel des Antisemitismus oder des Nationalismus abwägen; in dem Augenblick aber, wo die andern, in der Wirklichkeit, verlangen würden, daß man Ernst machen und Antisemit oder Nationalist werden solle, tritt der Geist aktiv in Tätigkeit und befiehlt: enthaltet euch (bindet euch nicht), um so das Gleichgewicht wiederherzustellen, um den Konflikt unvereinbarer Wertungen aufzuheben, um sie, die absolut zu sein beanspruchen, nicht zu Göttern zu machen — sie sind nicht Götter, sie sind Dämonien.

Diese Korrektur, diese Relativierung der Wertungen ist die einzige Möglichkeit, in einem neuen, modernen Sinn religiös zu sein. Religiosität heiße fortan: Freiheit des Geistes von Wertungen.

In die religiöse Sphäre nun gehört die Idee des „Europäers“. Wie anders könnte er definiert werden? Als Internationalist? Was ist das?

Derjenige, der aus allen Nationen „das Gute nimmt“? So definiert ihn allerdings ein Franzose, Guarès, und verlangt danach, die Nichtfranzosen müßten die französische Denkweise annehmen, Europäertum sei die Einheit Europas unter französischer Führung. Das ist geistige Verkleidung des französischen Imperialismus. Schlechtes Rezept.

Nein, Europäertum ist diejenige Auffassung, die erstmalig skeptisch, grundsätzlich kritisch über das Primat der Form denkt; und die nationalen Zivilisationen sind ja Formen. Europa verehrt die Form, das Geschlossene, Gebundene, Individuelle. Niemand aber wächst ins Wesentliche, der nicht die Form gesprengt hat.

Ich sage wiederum nicht: man soll formlos sein; sondern: man soll in einer höchsten Region seines Denkens formlos sein können.

Die Menschen suchen, wenn sie werten, immer eine absolute Auffassung durch die andere zu ersetzen; sie sagen: man muß katholisch, protestantisch, demokratisch, feudal, romanisch sein. Sie philosophieren in der Tat auf Form, auf Bindung, auf Glauben, auf Unterwerfung, auf Benennung. In letzter Instanz ist also der „Europäer“ derjenige, der Bindungen und Formen relativiert; also ist er der eigentliche Revolutionär, der eigentliche Protestant, der Nichtromane, der neue Mensch. Er geht auf Energie, Menschlichkeit, geistigen Widerstand, Mut zur Vitalität; alles Dinge, die eher dynamisch als formal sind.

Es ist Mode geworden, Europa hellenistisch zu nennen, weil es keine Bindung mehr hat und darum nicht mehr zu geschlossenen Formen gelangt. Was heißt das? Es hat nicht mehr die Kraft zum Mythos, der das Absolute in Symbole einkleidet. Also bleibt ihm nur die Kraft, ins Absolute unmittelbar zu stoßen, und das heißt praktisch: zwar die ewige Sisyphusarbeit des Formens nicht zum Stillstand zu bringen, zum mindesten aber zu erreichen, daß Sisyphus seine Peiniger, die Götter, durchschaut.

Wenn wir in die Ära des Widerstandes eintreten, so werde ich sie lieber loben, als der Zeit nachtrauern, in der die Maler noch etwas zu malen hatten. Mag doch die Hälfte der Künste sterben und nur diejenigen des Geistes bestehen bleiben — offenbar beginnt der Mensch, nicht mehr der Schmetterling zu sein, der in den Schein flattert. Schon fühlt man: der Dichter, das ist der, der jedes Gefühl liquidiert, der Knabenhaft Leidende, der immer von vorn Anfangende und am Anfang Stehende, der Eifrige, der Erhigte, der Wortmacher der ewigen Pubertät, der Adonis, der sich in seinen Erlebnissen bespiegelt — als ob Erlebnis nicht die banalste aller Angelegenheiten wäre.

Noch neulich sagte ich zu einem Freund, ich sähe Goethe nicht, er sei für mich in allen seinen Perioden, außer der jugendlichen, in Nebel gehüllt. Zum erstenmal ahne ich ihn jetzt als Prototyp des Nichtliteraten, des Mehr-als-poetischen-Menschen, des mit dem geistigen Widerstand Begabten, der aus seinen Zuständen wie aus Schuhen herauswächst, denkend wird, Sphären über sich öffnet, dem Femininen der Hingegenheit und des Gefühlsausbreitens nicht erliegt. Jener Nebel um ihn ist wie ein Vorhang zwischen ihm und dem in seiner Zeit Geschehenden; dahinter vollendet sich: der Mensch, allein mit den Geheimnissen.

Weiß Gott, daß es zwar respektabel sein mag, mit siebzig dieselben Pferde und Spargel zu malen, die man mit dreißig gemalt hat — aber es wäre nicht meine Sache. Geht der Mythos zum Teufel, so bleibt die Tapferkeit, es bleibt die kriegsführende Energie des Verarbeitens. Denn der Mensch kann nichts Neues schaffen, es gibt keine Phantasie, die wirklich schöpferisch genannt werden könnte — es gibt nur Identität, nur Be-zwingen, nur Darstellung.

Radikalste Opposition gegen das Gewordene und doch nicht eine Spur von Freiheit dem Geschehen gegenüber; bei äußerstem Pessimismus vollkommene Unfähigkeit, positive, große, religiöse Erscheinungsungläubigkeit zu lehren: das ist Carl Sternheim.

Mag er auch maximal ein Extrem des Jüdischen verkörpern, so besitzt er doch nicht die wertvollste Kraft dieser Rasse, diejenige zum Absoluten.

Der Satiriker Sternheim lebte mit der Epoche ab, die er angreifend gestaltete; er lebte von ihr. In der Republik den Nationalismus geißeln, das müßte heute heißen: im Geschehen das ewig zum Geschehen Drängende geißeln, das heißt, den Weg aus dem Geschehen zeigen.

Da er dies nicht kann, überbietet er die Satire und wird zum erstenmal, ungewollt, in der Erzählung „Fairfax“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) amüsanter Autor, dessen Geschichte die Lustigen Blätter bringen könnten, wollten sie sich entschließen, damit einverstanden zu sein, daß eine un-gemessen reiche Miß sich von einem Siourhäuptling deflorieren läßt. Der Rest ist eine Rundreise durch die europäischen Staaten: überall noch die Nachkriegspsychose, in Paris die für den Boche schmeichelhafte Angst vor dem Boche, in München Fremdenkontrolle. Wie verräterisch ist diese Anlage der Novelle auf Rundreisegleisen — sie läuft darauf von selbst, das heißt, der Stoff gestaltet sich im Autor, nicht der Autor den Stoff.

Hier wollte einer Voltaire sein und den neuen Candide schreiben. Aber Voltaire war eine moralische Erscheinung für ganz Europa; Sternheim schwebt moralisch in der Luft; er unterließ es, den Boden zu legen, auf

dem er mit den Menschen gemeinsam stehen könnte. Man muß Tolstoi lesen, um zu wissen, was das ist, gemeinsamer moralischer Boden.

Es hat immer weniger Wert, den Menschen zu sagen, daß sie Feiglinge sind; man muß ihnen sagen: Ihr seid Menschen, ihr müßt das und das tun. Je stärker man die Stumpfheit der Menschen durchschaut, desto deutlicher wird es, daß das nur den Sinn hat, den Weg frei zu machen, der aus dem Elend führt; direkt gesagt, den Weg der lehrhaften, bewußten, starken Regulative, der Anfeuerung, des Vorbildes, der Tapferkeit.

Ein anderer heißt Carl Einstein und findet die Welt noch übler als Sternheim, überbietet ihn noch im Bemühen, dem Bürger seine jämmerlichen Ideale durch „intellektuelle Vernichtung“ zu vereteln. Schreibt ein Buch von der Passion Christi, „Die schlimme Botschaft“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) und abonniert, vielleicht, bei Schustermann hundert Zeitungsausschnitte, um zu sehen, was der Goj dazu sagt.

Ich will den Autor nicht beleidigen, erkläre aber grundsätzlich: ist einer von der tragischen Unfreiheit der Kreatur so überzeugt wie Einstein, derart, daß er überhaupt keinem Wollen mehr Wert zuerkennt, treibt er die Erkenntnis bis zu einem Punkt, wo ihr keine Hoffnung mehr bleibt, dann muß er den Schritt tun, den Weininger tat. Denn jeder Geistige muß persönlich so leben, wie er die Welt sieht, damit seine Lehre verbindlich und beispielhaft sei. An jenem Punkt, wo der Erkenntnis keine Hoffnung mehr bleibt, gibt es nur den Sprung in das Nichts, den Tod, oder den Umschlag, den Weg in den Idealismus, der der Dymmacht der Menschen ein Reich der heilenden Ideen öffnet. Die Radikalen glauben, unerhört neue Erkenntnisse zu finden; sie liefern nur die Theorie der Notwendigkeit des Umschlags.

So leben, wie man die Welt sieht, persönlich die Konsequenzen der geistigen Auffassung ziehen — nichts kann sich an Wichtigkeit mit dieser Forderung messen. Sternheim und Einstein müssen noch etwas anderes sein als das, was sie schreiben. Die meisten, die Literatur und Kunst machen, darf man in demselben Verdacht haben. Niemand sollte Literat aus Beruf sein. Ein ganzer Mensch, der ins Wesentliche wächst, wächst auch ins Geschehen, ins öffentliche Leben, in die praktische Behandlung von Personen und Zuständen.

Es ist lächerlich und von nicht auszusprechender Widerlichkeit, die Beschäftigung mit Gefühlen und Ideen als Spezialität zu treiben; man verliert das Augenmaß für eine Relativität ihres Wertes, denn die ausschließlich geistige Verarbeitung des Lebens ist nicht die Hauptaufgabe;

das Geistige muß durch das Praktische aufgehoben werden, man muß zynisch vom Geist denken können.

Vor ein, zwei Jahren war es noch ausgemacht, nur die Änderung der Gesellschaft könne den Dichter aus seiner Isolierung, das heißt aus dem unerträglichen Zustand befreien, daß er vom Tapferen, Tätigen, Ewigen erzähle, ohne danach mehr tun zu können als abzuwarten, wie seine Proklamationen von den anderen verwirklicht werden. Aber ist diese Formulierung eines Konflikts nicht schon seine Lösung? Lebt doch so, wie ihr proklamiert. Seid nicht Romantiker, die dem Bürger den Spiegel vorhalten, sondern Realisten, die eine Lehre tätig veranschaulichen.

Freilich, dann würdet ihr nicht Himmel und Hölle, Gletscher und Geyser aufbieten, um eine dumme kleine Ehegeschichte, die ewige Ehegeschichte, ins Bedeutsame und Zeitlose zu rücken; dann würdet ihr statt im Sturm im Schritt kommen und statt geschwäßrige Ekstase Tapferkeit und Energie lehren.

Diese Poeten, die an der Orgel der Welt zu sitzen glauben, verachten vermutlich Rudolf Steiner. Mit Unrecht, sie sind wie er nur Manager des Geistes. Das große Wort ist gefallen: der Geist.

Einer von denen, die das Material zu einer noch zu schreibenden psychoanalytischen Studie über den Typus des Verkünders Johannes bereichern, hat ein Buch der Begeisterung geschrieben, in dem er Steiner den neuen Messias nennt, weil er den Geist als das souveräne Prinzip der Zukunft in das europäische Leben einführe. Kein Zweifel, die neue Literatur und die neue Aufgabe sind richtig benannt, Europa tritt in die Ara des Geistes, der Emanzipation der Kreatur von der Dämonie des Geschehens.

Was heißt das? Ich gebe ohne lange Erörterungen, die nicht hierher gehören, meine Definition: der Geist ist nicht ein höheres, moralischeres, spiritualistischeres Prinzip als die Sinnlichkeit, auch kein primäreres. Das wäre der alte, nutzlose Pfarrerdualismus. Der Geist ist überhaupt nicht schöpferisch in dem Sinn, daß er an Stelle entthronter Regenten die Leitung der Welt übernehmen könnte. Der Geist ist, weit entfernt ein Prinzip (der Welt) zu sein, eine Sphäre (des Menschlichen); er ist nicht, er wird, er bildet sich wie ein Körperorgan aus, das der Aufgabe dient, das Bewußtsein der Kreatur von sich, dem Teil des Totalen, zu ergänzen.

Geist ist das Wissen um das andere außer mir, war Jahrtausende Sehnsucht, beginnt Anschauung (und das ist Ergänzung) zu werden. Er verstärkt die Gerechtigkeit, die Liebe, die Güte gegen die Mitkreatur, aber bringt diese Regulative nicht hervor, da zu seinen Aufgaben zum Beispiel gehört, auch den Anspruch der Regulative auf absoluten Wert zu

relativieren — Geist kann sehr wohl zynisch sein, das heißt in gewissen Fällen die Sinnlichkeit über die Regulative setzen. Geist ist die Kontrolle an den absolutistisch auftretenden Ideen.

Wenn man glaubt, der Geist sei ein Prinzip wie die Sinnlichkeit, nichts als deren feindlicher Bruder, dann ist es nur logisch, wenn man ihn mit den Mitteln des Geschehens, mit Organisation, Macht, Werben, Reklame, verbreiten will. Das ist offenbar die Meinung Steiners, den ich deshalb einen Dualisten, so banal wie irgendeinen anderen Anhänger der Polarität nenne. Ein Prinzip drängt auf Form, Dogma, Kirche, Ausschließlichkeit, Herrschaft. Seinem Wesen nach kann Geist nie Form werden, nur die irdischen Formen durchdringen, modifizieren, dämpfen, kontrollieren.

Man darf natürlich auch für diese Auffassung werben, aber nie wie Steiner die Bewegung wie ein Bof „machen“; es kann einer nicht Christus und Paulus in einer Person sein. Es wird keinen Paulus mehr geben; Religiosität hängt nicht mehr von den kleinen Leuten, sondern von den Denkenden ab; ihr Ziel ist nicht mehr Massenorganisation, sondern Freiheit, Widerstand gegen Organisationsgläubigkeit. Messias und Prophet, wir empfinden sie nur noch als Schauspieler, weil sie Tyrannen der Form statt Bringer der Freiheit sind.

Freiheit heißt in der theologischen Sprache Gnade. Gnade ermöglicht, das Unvereinbare zu vereinen, zum Beispiel die urchristliche Diesseitsverneinung mit Bejahung des Lebens, mit Willen zu ihm, Freude an ihm. Oder Gnade ist der Zustand, in dem man das für richtig Erkannte, etwa Selbstüberwindung, ohne Problematik, ohne darum kämpfen zu müssen, leben kann — Gnade ist also volle Identität von Gestaltung des Lebens und Idee. Gnade ist die Vereinbarkeit von Sinnlichkeit und Geist, von Wertung und Widerstand.

Das Problem der Vereinbarkeit ist in der Tat das Zentralproblem unseres neuen Philosophierens. Otto Flake gibt in seinem „Pandämonium“ diese Antwort: da beide Tendenzen tragisch unvereinbar sind, so läßt sich Vereinbarkeit nur herstellen durch Zynismus, das heißt den irrationalen Sprung in das Geschehen, wenn es der Erkenntnis zu viel wird, und durch Aufhebung der rationalen Werte in der Sphäre der Freiheit.

Max Brod untersucht die drei Religionsformen unserer Kultur, Heidentum, Christentum, Judentum, in dem gleichnamigen Zweibändebuch (Kurt Wolff Verlag, München) nach ihrem Verhältnis zum Problem der Vereinbarkeit. Da er Unterschiede herausarbeiten will, definiert er diese Reli-

gionen im engen Sinn des Wortes Definieren: er grenzt ab und hält sich beim Christentum an Dogmen, die Augustinus und Calvin beschäftigten, während in Wahrheit ein Gebilde wie der Katholizismus, als vitale Erscheinung gesehen, so viel reicher als das Dogma war, daß er in der Praxis lebensfähige Antworten da gab, wo der Dogmatismus sich rettungslos verstrickte.

Die Lebensfeindlichkeit des Christentums? Korrigierte sie sich nicht wunderbar, besteht die Kraft der katholischen Völker nicht gerade in ihrer Fähigkeit, das Leben zu formen, haben sie nicht die formalste aller Kulturen hervorgebracht? Ist das Christentum etwas anderes als die Fortentwicklung des heidnischen Grundproblems, Identität mit dem Sein zu haben, das heißt vom Grund und Sinn des Erscheinenden zu wissen? Die Religiosität der Antike war Stoizismus; das Christentum verwandelt ihn in Demut und in Gewißheit, weil die Wahrheit offenbart ward. Die Sicherheit ermöglichte die Bejahung der Existenz, die Demut ist eine Erscheinungsform des Stoizismus.

Es ist also nicht gut, Ideen, die sich nur unaufhörlich variieren, kontrapunktlich zu trennen. Aber in Brods Absicht lag es, zu zeigen, daß das Judentum ebenso reich an Kenntnis des letzten Problems wie seine Konkurrenten ist. Dieser Nachweis ist der positive Gewinn seines Buches, wenn ich nun auch erstens sagen muß, daß Brod beim Judentum die Methode anwendet, die er sich beim Christentum versagt (indem er nicht Dogmen, sondern die ganze vitale Erscheinung Judentum heranzieht), und zweitens, daß das Judentum sich mit dem Christentum weder messen kann an Sichtbarmachung der großen menschlichen Probleme noch an Anschaulichkeit der Antworten. Der jüdische Geist der christlichen Zeit projizierte Ideen wie Erlösung und Gnade nicht in weltgeschichtliche Bewegungen, er blieb Angelegenheit im engen Kreis von Rabbis und einem niedergehaltenen Volk. Den höchsten Ruhm eines Volkes ohne Macht, eine hinreißende geistige Idee auszustrahlen, kann das Judentum der Diaspora nicht beanspruchen: daß es nicht weniger menschlich als andere war, ist eine Sache für sich.

Die Konstruktion Brods, das Christentum habe aus konsequenter Diesseitsverneinung den Kampf gegen das „unedle Leid“, das heißt den Kampf des Verstandes, Willens, Herzens gegen den Fatalismus, nicht geführt, ist künstlich. Die Weltklugheit der Kirche ist sprichwörtlich, und der Protestantismus gar ist der Vater aller Diesseitigkeit, der Organisation, des Staates, der Wissenschaften. Gleichwohl ist richtig, daß als die eigentliche lebenerhaltende Eigenschaft des Juden sein positiver Wille zur Bezwingung des Lebens angesehen werden muß. Aber die Auf-

forderung, die Brod an das Christentum richtet, sich diese Bejahung der Existenz anzugliedern, hätte nur Sinn, wenn noch irgendein heutiger Mensch durch augustinische Skrupel in seiner Vitalität gehemmt würde.

Der Entschluß, die Existenz sich selbst und damit den Ausbeutern zu überlassen, statt sie aktivistisch zu vermenschlichen, könnte nur durch eine neue Welle der Lehre von der Enthaltung gefährdet werden. Diese Welle kündigt sich an; aber was falsche und was echte Enthaltung sei, davon sprachen wir schon.

Besteht die Gefahr nicht eher darin, daß die Bejahung des Diesseits zu absolut auftritt? Gilt es nicht eher, den Widerstand gegen die Erscheinungsgläubigkeit zu regenerieren? Brods Lob des Buches der Lieder ist eine Ehrenrettung, hinter der der Kitsch des Optimismus und der freudigen Sinnlichkeit droht, und sein Hinweis, daß das Judentum der Welt den Gedanken der Liebe des Menschen zum Menschen geschenkt habe, da Christus Jude war, würde wertlos, wenn man daraus etwas anderes ableiten wollte als das Recht der Juden, zu den großen Geistesfaktoren gezählt zu werden. Diese nachträgliche Verrechnung ist Antisemiten gegenüber angebracht, aber nicht unter denkenden Leuten. Überhaupt darf gesagt werden, daß Brods Haltung nicht philosophisch genug und zu moraltheologisch sei, wenn sie auch von beispielhafter Reinheit ist.

Das Heidentum sieht er flach, ohne Hintergründe — die „Diesseitigkeit“ der Antike war von Metaphysik durchzittert und in Magie gehüllt: es suchte den Grund der Erscheinungen nicht jenseits der Dinge; gewiß eine Konzeption höchsten Ranges, das eigentliche Problem der Identität. Dieser Begriff fließt Brod nicht ein einziges Mal in die Feder.

In Essen hat der radikale Flügel der Pazifisten eine Resolution durchgesetzt, daß die Reichswehr abzuschaffen sei. Motiv: man will eine Parole haben, unter der sich die linksstehenden Bürgerlichen und die sozialistischen Massen vereinigen können. Darf ich untersuchen?

Entweder bin ich Absolutist der Idee, stelle also dem Geschehen und seinem Haß, seiner Gewalt, seinen Interessen das rein Menschliche entgegen — dann bin ich Nihilist aus Religiosität und eins gewiß nicht, Aktivist. Die Verwerfung der Reichswehr, ob sie demokratisch oder kaiserlich ist; die Verwerfung jeden Krieges, jeder Tat entspricht, weit entfernt, Aktivismus zu sein, dem Verzicht auf Aktivität.

Oder ich bin Aktivist, der in die Arena des Geschehens steigt, Organisation will, Formung bejaht. In diesem Fall kann ich zweierlei sein: entweder Anhänger der sozialistischen Diktatur oder Anhänger der demokratischen, das heißt der evolutionistischen Entwicklung der antimilitaristischen Idee.

Als Anhänger des diktatorischen Gedankens pfeife ich auf die Essener Resolution nicht organisierter Bürger oder Halbbürger, denn sie hauen zwar in meine Kerbe, spezialisieren sich also auf eine Forderung, die nur ein Punkt des sozialistischen Gesamtbekenntnisses ist.

Als Anhänger der Evolution wiederum darf ich nicht so Knabenhaft ideologisch sein, daß ich von den Deutschen, über die alle Welt herfällt, das verlange, was die Welt noch nicht tut — abrüsten.

Saubere, klare Überlegung, meine Herren: Pazifisten. Ihr tattet zu wenig oder zu viel. Eure Resolution hat denselben Wert, als wenn ihr die Abschaffung des Sterbens verlangt hättet. Entweder Terror um der Idee der Tat willen, oder Situationspolitik um der Demokratie willen; alles Mittlere ist übel. Und wenn ihr Demokraten seid, dann ist es mehr wert, Einrichtungen zu kontrollieren, statt sie abzuschaffen — solange, bis die Abschaffung sich aus einer geänderten Geistigkeit von selbst ergibt.

Politische Chronik

Von Sebastian Brant

Die schärfste Kritik an dem Versailler Frieden und an dem Völkerbund hat Lansing, der Staatssekretär Wilsons, geübt. Lansing hat den Präsidenten Wilson gebeten, nicht zu den Friedensberatungen nach Europa zu fahren, weil er sich damit seiner Entschlußfreiheit begeben würde. Aber Wilson hörte nicht auf ihn. Der Präsident ließ die kostbarste Zeit, Monate für Monate, verstreichen, ehe er die Friedenskonferenz an ihre eigentlichen Arbeiten heranließ. Wilson verhinderte dadurch, mitten in dem damaligen Chaos, den der Welt so notwendigen Präliminarfrieden. Wilsons ganzes Sinnen und Trachten rotierte immer nur um das eine: den Völkerbund. Er, der der Welt den Frieden bringen wollte, er, der die Geheimmittel der Diplomatie wie kaum ein anderer vor ihm öffentlich gezeigelt hatte, er, der sich immer wieder für Demokratie, Recht und Gerechtigkeit im Völkerleben eingesetzt hatte, verleugnete, als er von den Bergen der Theorie in die Ebenen der Praxis herabstieg, täglich dreimal alle diese seine Prinzipien. Lansing warnte und warnte wieder, und es ist ergreifend, das in seinem Buche nachzulesen. Vergebens. Wilson bestand auf seinem Schein. Für ihn war Lansing nur ein Formaljurist, und darum zog er ihn, obwohl er doch sein erster verantwortlicher Berater war, kaum noch zu irgendwelchen Besprechungen

hinzu. Lansing mochte Gegenvorschläge, mochte Anregungen, mochte Gegenentwürfe geben. Umsonst. Der Präsident schritt in seinem Selbstbewußtsein, seinem Eigenwillen, seinem Gottesgnadentum unwirsch darüber hinweg. Der Völkerbund, der nach den Gesetzen der Demokratie eine Versammlung gleichberechtigter Nationen hätte werden müssen, wurde eine aristokratische Körperschaft, in der die führenden vier, fünf Großmächte alles sagen, die anderen Staaten aber nur die misera plebs zu spielen hatten. Der Völkerbund, statt der höchste Areopag der Welt zu werden, wurde den Siegerstaaten eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. Lansing hatte auch einen Völkerbund vorgeschlagen, in dem aber die Nationen gleichberechtigt nebeneinandersitzen sollten: Sieger, Besiegte und Neutrale, um die Welt in einmütigem Zusammenarbeiten politisch, wirtschaftlich und ethisch, nach all dem Leid und Jammer der Kriegsjahre, wieder aufzubauen. Daneben sollte ein ständiges Schiedsgericht, der höchste unparteiische Gerichtshof der Welt, fungieren. Lansing hat umsonst gearbeitet.

Alle seine pessimistischen Voraussagungen haben sich fast auf die Stunde erfüllt. Der amerikanische Kongress hat es abgelehnt, dem Völkerbunde beizutreten. Einmal und noch einmal. Wilson verlor allen Kredit bei der Nation. Auf dem europäischen Kontinent diktierten Frankreich und England noch heute den Frieden und alle Folgerungen, die sich daraus ergeben. Ist Deutschland nicht willig, so setzt man Daumenschrauben an. Nur über Oberschlesien konnten sich Briand und Lloyd George nicht einigen. Der englische Premier versprach den Deutschen ein „fair play“ und trat im Obersten Rat den französischen Ansprüchen, die einseitig den Wünschen Polens entgegenkamen, entschieden entgegen. Man verhandelte hin und her. Lloyd George blieb hart. Schließlich kam man auf den Gedanken, den Streitpunkt dem Völkerbund zu übertragen, und nun begann ein grausames Sathyrspiel, das wider alles Recht mit einer Zerreißung Oberschlesiens endete. Tat nichts. Deutschland wurde, noch ehe es überhaupt aufbegehren konnte, ein Ultimatum zur Annahme gestellt. Unter dem Druck angebotener Zwangsmaßnahmen gab es nach, beschränkte sich auf eine Rechtsverwahrung und erklärte sich bereit, einen Kommissar zu den wirtschaftlichen Ausgleichsverhandlungen mit Polen zu entsenden.

Manche haben gesagt, daß es so nicht gekommen wäre, wenn Deutschland auch im Völkerbund gefessen hätte. Mag sein. Wahrscheinlich ist es nicht. Der Völkerbund ist ja doch nur eine Karikatur. Von seiner oligarchischen Verfassung war bereits die Rede. Aber was hat eine solche zwischenstaatliche Institution für einen Sinn, wenn sich daneben, lustig wie früher, alle möglichen Staatenkoalitionen bilden: die große Entente, die kleine Entente, die Monroe-Doktrin der Amerikaner, wenn von diesen

2. soll die
1. soll die
1. soll die

Bündnissen immer wieder von neuem der reine Machtstandpunkt heraus-
gekehrt wird? Deutschland ist, in diesem Weltwerden nach dem Kriege,
stets nur der Benachteiligte, der Getretene gewesen, hat sich dauernd dem
Zwange fügen und hat wie ein Sklave alles über sich ergehen lassen müssen.
Soll das so bleiben? Soll Deutschland auf immer verurteilt sein, passiver,
das heißt leidender Pazifist zu sein, während die anderen Staaten gar
nicht daran denken, die Politik der Gewalt und der reinen Macht zu ver-
lassen? Ihm bleibt, wenn es seine nationale Existenz überhaupt noch auf-
rechterhalten, wenn es der überbevölkerten Nation nicht alle Zukunfts-
möglichkeiten beschneiden will, gar nichts anderes übrig, als sich diesen
zwangsläufigen Verhältnissen anzupassen. Wir sehen uns von der großen
und kleinen Entente eingekreist. Waffenstarrend stehen uns an den Grenzen
die Nachbarstaaten gegenüber. Der Alp der Koalitionen bedrückt uns,
daß wir nachts keinen Schlaf mehr finden können. Freilich mit dem
Säbel rasseln können und wollen wir nicht mehr. Wir haben abgerüstet.
Und dabei soll es bleiben. Aber nicht bloß nach den Gesetzen der Physik
erzeugt Druck Gegendruck. Auch in der Politik ist das der Fall. Unsere
Basis ist heute indessen zu schmal, um diesen Gegendruck dem Gegner
wirklich fühlbar zu machen. Wir müssen also die Bahn verbreitern. Wir
müssen uns nach Bundesgenossen umsehen. Wir müssen den Ententen
auch eine Entente entgegenstellen, um wieder einigermaßen das Gleich-
gewicht in Europa herzustellen. Darin müssen wir also, wohl oder übel,
zu den diplomatischen Grundsätzen Bismarcks zurückkehren, der, um die
Balance Europas zugunsten Deutschlands aufrechtzuerhalten, vortreff-
lich einen gegen den andern auszuspielen wußte. England gegen Rußland
und Rußland gegen England. Nicht mehr militärisch, sondern wirtschaft-
lich. Denn wir wollen die einmal eingeschlagene pazifistische Linie nicht
mehr verlassen. Aber wir wollen nicht mehr, wie bisher, auf uns herum-
trampeln lassen. Als Bundesgenosse kann in dieser Hinsicht nur Ruß-
land in Frage kommen, das sich in gleicher Lage wie Deutschland befindet,
wenn man seine außenpolitische Einschätzung in Betracht zieht. Das ist
nicht eine Politik von heute auf morgen. Das ist eine Politik auf lange
Sicht. Eine Politik, die unserm Parlament und unserm Außenministerium
einfach zur Tradition werden muß. Die ersten wirtschaftlichen Ver-
bindungen mit Rußland sind ja bereits geknüpft. Doch das können ja
nur Vorläufer sein. Wir dürfen nicht vergessen, daß unser forciertes
Warenexport immer weitere Staaten veranlassen wird, sich durch eine
Anti-dumping-Gesetzgebung dagegen zu wehren. Dann wird eines Tages
die große Krise über Deutschland hereinbrechen, wenn wir nicht rechtzeitig
in Rußland wirtschaftlich festen Fuß gefaßt haben. Alles müssen wir

daran setzen, Rußland so bald als möglich wieder erstarren zu lassen, Rußland, das dann auf Polen, das dann noch in weit höherem Maße auf Englands asiatischen Besitz drücken kann. In dem Maße, wie der russische Druck zunimmt, wird der Druck der großen und der kleinen Entente auf Deutschland abnehmen. Dann wird England, dann wird Frankreich, dann wird Polen das Deutsche Reich plötzlich begehrenswert finden, und eine allgemeine Entspannung wird sich vollziehen.

Der Wiener Kongreß, über den so viel gespöttelt wurde, ist ein politisches Wunderkind gegenüber der Mißgeburt des Völkerbundes. Was hat er für einen Daseinszweck, wenn die wirkliche große, internationale Politik, die Regelung der brennenden zwischenstaatlichen Fragen nicht von ihm, sondern mal vom Obersten Rat der Entente, mal von der Botschafterkonferenz, mal von irgendeiner anderen ad hoc einberufenen Konferenz in London, Brüssel, Rom, Paris oder, wie jetzt, in Washington geregelt wird? Bald sind es territoriale Streitfragen, bald Wirtschafts- und Finanzsorgen, bald Nationalitätenzwistigkeiten, die immer von neuem das künstliche Staatengefüge des Versailler Friedens zu erschüttern drohen. In Europa wird so lange keine Ruhe werden, werden so lange keine stabilen Verhältnisse eintreten, bis den Nationen nicht die große Idee von der Gemeinsamkeit aller Völker im Herzen aufgegangen ist. Bis sie von dem Siegerwahn nicht geheilt sind. Bis sie nicht aus dem nationalistischen Rausch erwacht sind. Bis sie nicht erkannt haben, daß im letzten Grunde alle Menschen, ohne Ausnahme, sich ihr Leben, ihre materielle Existenz sichern wollen, ehe alle andern Fragen sie berühren. Dieser Kampf ums Dasein spielt sich täglich vor unsern Augen ab in der wilden Konkurrenz, in der Suche nach einer Position, in der Eier, noch rechtzeitig Geld und Dinge zu erraffen, ehe es zu spät ist. Denn niemand weiß, was morgen kommt. Dieser Wuchergeist, der die einzelnen beherrscht, sie hin und her jagt, treibt und heßt, hat auch die Nationen erfaßt: die Franzosen, die Polen, die Italiener, die Tschechen, die Rumänen, die Jugoslawen. Alle wollen sie in wirrem Wettlauf um die Beute sich noch rasch eindecken, ehe die Politik des Säbels und die Politik der reinen Macht in Geschichte zu gefrieren beginnt.

Vor ungefähr einem Jahr unterhielt ich mich mit dem damaligen polnischen Gesandten in Berlin, dem Grafen Schebeko, über das deutsch-polnische Verhältnis. Er klagte, ich klagte. Er klagte an, ich klagte an. Dann sagte er resigniert: vorderhand werden wir uns doch nicht verständigen können, solange die oberschlesische Frage nicht bereinigt ist. Der Graf ist ein alter Herr. So an die Siebzig. Schlank. Groß. Weißes

Haupthaar. Starker weißer Schnurrbart. Aristokrat in Haltung und Geste. Ein Pole, der lange in Moskau und Petersburg im Lichtkreise des Hofes zugebracht hatte, der lange auch in Paris gelebt und auf Polens Wiederauferstehung gehofft hatte. Konservativ. Starrer Nationalist. Und doch, mit einem Male, als er sah, daß wir im Gespräche doch schließlich nicht weiterkamen, machte er eine überraschende Bemerkung: „Sehen Sie,“ sagte er, „wenn man das alles so historisch überdenkt, möchte man vielleicht lächeln. Früher haben sich die Menschen um das Glaubens willen die Köpfe eingeschlagen. Heute? Nun, darüber sind wir doch hinaus. Früher führten die Duodezstaaten miteinander Krieg. Heute haben sie sich zu großen Nationen organisiert und leben friedlich neben- und miteinander.“ — „Ja,“ fuhr ich fort, „der Versailler Friede hat diese Staatenorganismen zum Teil wieder atomisiert und uns damit um Jahrhunderte zurückgeworfen.“ — „Aber Sie werden sehen, es wird noch kein Jahrhundert vorübergehen,“ erwiderte der Graf, „und wir werden über all die heutigen Grenzstreitigkeiten, über all die kleinen wirtschaftlichen Rivalitäten und über all die nationalen Voreingenommenheiten lächeln. Wir werden dann nur Menschen, vielleicht noch Völker, aber nicht mehr Nationalisten sein.“

Die Entscheidung des Völkerbundes ist einmütig vom deutschen Volke als ungerecht verurteilt worden, aber vielleicht ist sie ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Das Böse: hier der nationale Egoismus, der Imperialismus. Das Gute: das Einander-leben der Völker. Das oberschlesische Industriegebiet soll fünfzehn Jahre gemeinsam von den Deutschen und Polen bewirtschaftet und, wenn man will, organisiert werden. Ein interessantes Experiment. Ein wirtschaftliches Kondominium. Eine Brücke allgemeiner wirtschaftlicher Verständigung zwischen Deutschland und Polen. Ein Auf-einander-angewiesen-sein. Die Polen werden gewissermaßen gezwungen, in die deutsche Schule zu gehen. Wie sie einst deutsche Bauern ansiedelten, deutsche Handwerker und deutsche Gelehrte in ihre Städte riefen, die sie nach deutschem Stadtrecht regieren ließen. Schlesien selbst hat einige Jahrhunderte unter der Herrschaft polnischer Piastenherzöge gestanden, die sich dann ganz der deutschen Kultur assimilierten. Oberschlesien war von jeher gewissermaßen eine neutrale Sprach- und Kulturgrenze, wo sich Deutsche und Polen in unauflöslichem Durcheinander mischten und schließlich eine eigene Übergangskultur und Mischsprache bildete. Ist man Optimist, und hat man den Glauben an die Vernunft der Menschheit noch nicht völlig aufgegeben, dann darf man hoffen, daß hier, über Oberschlesien, sich beide Völker, Deutsche und Polen, nach den Jahren der Entfremdung, wieder

finden und ihre gemeinsame kulturelle Aufgabe erkennen werden. Ist man Pessimist, und ich neige hierzu, dann wird man befürchten müssen, daß die Polen alles daran setzen werden, so rasch und so gründlich wie möglich den deutschen Geist aus dem oberschlesischen Industriegebiet zu vertreiben und die ungeheuren Werte und Anlagen, die dort von deutschen Unternehmern und Ingenieuren geschaffen sind, sich anzueignen. Voraussichtlich wird sich dann aus diesem rückläufigen Prozeß nicht ein Sichverstehen ergeben, sondern der Abgrund, der sich heute zwischen den beiden Völkern aufgetan hat, sich noch vertiefen.

Das Votum der Botschafterkonferenz über Oberschlesien hat aber noch eine andere Seite. Die mühsamen Berechnungen, um die ungeheuren Reparationsverpflichtungen Deutschlands zu erfüllen, sind jäh durch die Zerreißung jenes zukunftssträchtigen Industriegebietes erschüttert worden. Schon die Aufbringung der ersten Goldmilliarde im August dieses Jahres hat unsere Valutaverhältnisse durcheinandergewirbelt. Die deutsche Mark im Auslande sank und sank, der Dollar stieg und stieg, und als gar die Entscheidung über Oberschlesien herauskam, schnellte der Dollarkurs wie ein Wasserstrahl rasch bis 300 hinauf. Mit andern Worten: hatten wir, als wir das Ultimatum im Mai unterzeichneten, ungefähr mit einer Wiedergutmachungslast von hundertundfünfzig Papiermilliarden zu rechnen, so wird heute dieser Betrag etwa das Fünffache betragen. Dazu kommen die unaufhörlichen neuen Forderungen für die Aufrechterhaltung des staatlichen Apparates samt Post und Eisenbahn. Milliarden und wieder Milliarden. Den Beamten sollen, nachdem unlängst erst ihre Gehälter aufgebeßert worden sind, vom Reiche so und so viel weitere Milliarden gegeben werden. Die sozialen Rentner sollen in ihren Bezügen aufgebeßert werden. Für die Arbeitslosen, deren Ziffer allerdings glücklicherweise dauernd zurückgeht, soll entsprechend der zunehmenden Geldentwertung etwas getan werden. Und so fort. Eine Fahrt ins Blaue. An einen Etat ist überhaupt nicht mehr zu denken. Schon wenn er aufgestellt wird, ist er längst überholt. Alle ein bis zwei Monate folgen Nachtragsetats. Die Reichsregierung hat ein ganzes Bündel neuer Steuerentwürfe ausgearbeitet, hat sie vom Kabinett, vom Reichsrat, vom Reichswirtschaftsrat, von Ausschüssen und Unterkommissionen beraten und würdigen lassen. Viele Monate sind nun schon darüber hingegangen, und nun erst kommen sie an den Reichstag, da ihre Ertragsberechnungen, soweit sie überhaupt vorgenommen sind, schon nicht mehr mit den Gegenwartsverhältnissen in Einklang zu bringen sind. Der Streit um die Sachwerte ist noch nicht entschieden. Die parlamentarische Basis der Reichsregierung

ist, nach der letzten Kabinettsumbildung, inzwischen so schmal geworden, hat sich nur auf das Zentrum und die Sozialdemokratie konzentriert, daß man unmöglich darauf das Riesenwerk der Steuergesetzgebung aufbauen kann. Der Reichskanzler Dr. Wirth ist also gezwungen, die Koalition nach der einen oder nach der andern Seite zu erweitern, sich rechts über die Demokraten bis zur Deutschen Volkspartei oder links bis zu den Unabhängigen zu orientieren. Gelingt das eine oder das andere nicht, dann bricht das Parlament darüber auseinander, und es kommt zur Reichstagsauflösung. Indessen ist heute keine Zeit mehr zu verlieren. Die Finanzen schreien nach einer Sanierung, da sonst in Monaten die Katastrophe eintritt. Dr. Rathenau hat als Wiederaufbauminister diese Sachlage klar erkannt und hat die Goldleistungen in Sachlieferungen umzuwandeln versucht. Das ist ihm bis zu einem gewissen Grade im Wiesbadener Abkommen gelungen. Mit England wurden, nachdem man sich mit Frankreich geeinigt hatte, ähnliche Verhandlungen vorbereitet. Aber man darf bei alledem eins nicht übersehen, daß damit nur ein Teil unserer jährlichen Reparationsverpflichtungen gedeckt ist, der unserer Industrie zweifellos große Beschäftigungsmöglichkeiten gibt, daß aber dieser Teil den deutschen Fabrikanten mit barem deutschem Gelde bezahlt, und daß ein weiterer Teil der deutschen Wiedergutmachungsschuld trotzdem in Goldmark von uns abgezollt werden muß. Darum das heisse Bemühen der Reichsregierung, sich im Auslande einen langfristigen Kredit durch Verpfändung deutscher Sachwerte zu beschaffen, wie sie die in Aussicht genommene Kreditvereinigung der deutschen Industrie, der Banken und der Landwirtschaft vorsieht.

Das Ausland hat für unsere verzweifelten Anstrengungen, unsern Verpflichtungen nachzukommen, bisher praktisch nicht das geringste Verständnis gezeigt. Denn sonst hätte es die völlig ungerechtfertigten Sanktionen am Rhein endlich restlos aufgehoben. Denn sonst wäre das ober-schlesische Wotum, das uns einen großen Teil unseres Industriegebietes und damit einen Teil der Rohstoffe nahm, nicht so ausgefallen. Nur theoretisch beschäftigen sich die Köpfe in England und Amerika mit der Gefahr eines deutschen Zusammenbruchs, da ihnen durch den forcierten Warenerport Deutschlands die wirtschaftliche Not selbst auf den Fingernägeln brennt. Man hat rasch Finanzkonferenzen einberufen, nach London und nach Washington, um dieses Problem zu lösen. Alle bisherigen derartigen Konferenzen haben zu keinen praktischen Ergebnissen geführt, weil das Machtbewußtsein und der Machtwille jeder Einsicht, auch seinem Gegner entgegenzukommen, widerstrebt. Wird man in Washington, fern von der Pariser aufgeregten Atmosphäre, das Steuer wenden? Spannt die Segel eurer Hoffnung nicht zu straff!

Unmerkungen

Chronik des Auslands

André Guardès, in den „Ecrits Nouveaux“, spricht über Nietzsche:

„Was Nietzsche Frankreich verdankt, ist reine Form. Er hat französische Kultur wie etwa Goethe griechische: die eine und die andere geben diesen starken Deutschen den Anstoß: sie sind Modell und Grundton. Goethe nimmt von da den Kult der Linie, und Nietzsche bildet dort seine Prosa. Indessen, die Iphigenie und die Helena des großen Dichters sind unter der griechischen Lunika wahre Deutsche, aber sie sind in Rom mit Barbarossa gewesen. Indessen ist Nietzsche, der französischer und griechischer selbst als Goethe erscheint, sehr weit davon entfernt, es zu sein. Die Haltung des deutschen Geistes ist zu tiefst orientalistisch; im Denken kommt man dem Geheimnis Deutschlands desto näher, je mehr man den Orient anrührt. Von dort ihr Hang zu den Ursprüngen, ihre Erfindung des Ariers, ihr Haß gegen den Semiten, ihr Geschmack für die Inder und die vedischen Gedanken. Von dort haben sie allmählich den Okzident erobert; er schlägt ihre Waffen zurück und weicht ihrer Dialektik. Da mehr im alten Orient als Goethe, ist Nietzsche der deutschere.“

Dieser große unglückliche Geist wollte unerbittlich sein, und er beansprucht nun selbst großes Erbarmen. Das Mitleid schien ihm unwürdig, ohne Zweifel. Er war gereizt, als er den Parsival hörte, bis in sein Grab; und auch darüber, ihn kommen zu sehen, als einziger Lebender, auf den tragischen Ruinen der Götter, in Dämmerung. Nietzsche hat sich geirrt: er hat nicht gewußt, daß ein gewisses Mitleid voll von Ehrfurcht ist: es gibt ohne Mitleid keine Ehrfurcht

vor dem Schmerz: das reinste ist oft das stummste. Und welche Liebe taucht nicht in Mitleid? Wenn sie schließlich nicht Mitleid mit ihm hätten, würden die Menschen dem hohen Elend des Prometheus ein Ende setzen? Und dieser Held von dieser Größe — woher nimmt er seine Macht? Erzürnen Sie nicht, Nietzsche; schelten Sie nicht wie der Schatten des Achill: wer Sie beklagt, bewundert Sie; er versteht, im Grauen vor Ihrem Unglück, die Größe Ihrer Tragödie. Ein ehrfurchtsvolles Mitleid ist ein Lächeln des Herzens, Zwillings der Heiterkeit, dies schöne Lächeln des Geistes. Dort allein freut sich das Bewußtsein seiner selbst; dort hat es seine Grenze und besißt sich.“

In der „Nouvelle Revue Française“ schreibt Alain über „Gedanken und Zeiten“. Im Abschnitt „Vom Vorurteil“ sagt er:

„Man erstaunt oft, besonders in der Jugend, darüber, daß ein Mensch nicht in der Lage sei, eine Meinung zu ändern, angesichts starker Verweise, auf die er doch keine Antwort weiß. Es ist oft gesagt worden, daß diese geistige Müdigkeit Schlassheit und Faulheit bedeute; aber das ist nur halb wahr. Der Mensch denkt immer mehr, als man glaubt; und die vorgefaßte Meinung ist gewollt wie ein Schwur an sich selbst. Sie ist durch sich selbst gewollt; der Mensch ist von Natur aus dogmatisch; der unsichere Geisteszustand ist ihm unerträglich. Der Zweifel ist keineswegs in aller Bereich; er setzt eine doktrinaire Mitte voraus. Geistige Leere läßt als bald unklare und unzusammenhängende Überzeugungen zu, und man hat wohl das Recht, nicht leichtsinnig das auf-

zugeben, was man gewohnt ist, als gesichert anzusehen. Von allen Arten Sicherheit ist die geistige Sicherheit vielleicht die notwendigste; und das um so mehr, als der Geist wach ist, das heißt aufmerksam gegenüber seinen eigenen Eingebungen: „Schütze uns vor den Versuchungen des bösen Geistes, Herr!“ Der Teufel: das ist der quere Geist; und der Teufel verbreitet, nach der tiefen Ansicht der Kirche, überall dissidentische Gedanken; Kezerei wird mehr gefürchtet als die Schuld. —

Der Mensch hält zunächst vorsichtig an dem fest, was er immer gedacht hat, besonders aus Furcht vor Voreiligkeit und maßlosen Dummheiten, die sich bald rächen. Man muß hier wiederholen, daß man im allgemeinen diejenigen nicht sehr schätzt, welche leicht Meinung und Partei wechseln. Dieses Gefühl ist gerecht, da es ebensoviel Wert auf Ernst und Tiefe der Überzeugungen legt als auf Wahrheit; in Wirklichkeit ist Wahrheit etwas Abstraktes und unmöglich bestimmbar. Es gilt als Vorurteil der Vorurteile — und ist doch wohl begründet —, daß geistige Arbeit langsam sein muß und immer gesichert gegen schiefe Gedanken. Der Geist muß fest sein und nicht irrend, fließend, rednerisch, schweifend. Das sind die ehrenvollsten Ursachen des Vorurteils — ohne Geistesfaulheit und Eigenliebe, die ihnen häufig verbündet sind, mitzurechnen. Aber das Vorurteil läßt eine eigene Leidenschaft erstehen, in Geistern, die von Natur aus lebendig, ja neugierig sind, da sie die Erfahrung eines allzu schweren Krieges haben: gegen die anderen und gegen sich, mit sicheren Verlusten und ohne sicheren Gewinn. Frivolität ist ein ernster Geisteszustand, der sich selbst fürchtet, der aber geschworen hat, über alles zu lachen.“

Die Newyorker „Nation“ wirft die Frage auf, ob geistige Menschen besser in der Stadt als auf dem Lande leben:

„Ob der Künstler oder der Schriftsteller in der Stadt oder auf dem Lande leben soll — diese Frage hat man nachsichtig seit Jahrhunderten erörtert. Das Gewicht ehrwürdiger Meinung senkt sich

zum ewigen sabinischen Gut, und Juvenals und Johnsons Anklage gegen die Großstadt ist treffend und wahr wie je. In der Tat: das jetzige Leben von Kunst und Wissenschaft hat neue und listigere Schrecken den alten hinzugefügt.

Kunst wurde eine Industrie von erheblichen Ausmaßen. Da ist die Nachfrage nach Erzählungen und Novellen und Artikeln, die erfüllt werden muß. Aber die Erinnerung an frühere Würde und Bornehmheit verfolgen den bekümmerten Stribenten, und er sucht hinter ebenso sorglosen wie prächtigen Gesten sein Geschäft zu verstecken. Diese Gesten beansprucht das unschuldige Geisteskind als Ausdruck einer inneren Wirklichkeit und vergißt die Vorteile, welche seine Freunde zu verachten vorgeben. Er selbst widmet sich dem Geist, während die anderen die Freundschaft der Verleger suchen, und wundert sich bei dem nächsten Empfang der Verlegergattin, warum er ein Fremder, während die anderen alle „Kameraden“ sind.

Diese Stellung ist ihm unheimlich und nicht ganz angenehm. Denn selbst wenn er die Lage in ihren wahren Farben erkennt, kann er doch nicht die Künste anwenden, durch die die anderen ihre flüchtigen, aber gewinnbringenden Erfolge einheimen. Er zieht sich von den „Klubfähigsten“ Menschen instinktiv zurück, wo doch ein wenig Freundschaft zu materiellem Vorteil führen müßte; er plagt mit unklugen Wahrheiten gerade in dem Augenblick heraus, wo Lügen Geld in die Tasche bringen würden. Seine Höflichkeit hört auf, wenn immer die Gefahr besteht, daß sie sich in Münze umsetze. So erwirbt er bald den Ruf der Arroganz und hat sich herzlich mißliebig bei jenen gemacht, die glauben, daß es in ihrem Interesse liege, ihm zu schmeicheln.

Natürlich möchte er sich von diesen geschäftigen Schauplätzen zurückziehen, von diesen Märkten, auf denen er einen so ungeschickten Händler abgeben würde. Berge und Flüsse sind sichere und weniger verwirrende Freunde. Unter ihnen kann er er selbst sein, ohne daß er angreift, und seinen Besitz er-

halten, der ihm sonst an niedrige Geister verlorengeht. Aber ein Tag kommt, an welchem die Stadt ihn unwiderstehlich zurückzieht. Er folgt dem Ruf und findet die Luft des Broadway lebendig und erheiternd. Er entdeckt blitzartig, daß Klippen und Sippchaften die Stadt vor seinen Blicken verborgen hatten. Welche Nahrung ist ihm die Vision des Lebens. Diese Menschen auf Straßen, Wagen, Plätzen, von Greenwich Avenue bis Kingsbridge — sie leben in tausend verschiedenen Typen, in tausend verschiedenen Graden des Wissens dieses moderne Leben, dessen innerstes Geheimnis er meistern muß, sowohl als Stoff seiner Kunst wie als Gegenstand seiner Philosophie. Natur ist Ruhe, Zuflucht, Erholung. Der Impuls durch einen Wald im Frühling aber sagt ihm trotz der Poeten Worte nicht so viel über den Menschen und über Gut und Böse als ein streitendes Paar in einem Speisehaus, als ein schmerzliches Gesicht in der Untergrundbahn, als die Körperhaltung der Arbeiter, die beim Läuten der Feierabendglocke aus der Fabrik kommen. Alles mögliche zu beobachten und bildhaft aus dem Beobachteten das zu gestalten, was jenseits der Beobachtung liegt, — das ist die Aufgabe des modernen Künstlers sowohl als Schöpfer bedeutungsvoller Schönheit wie als Freund des Menschen. Hier oder nirgends sind seine ewig blühenden Felder und neuen Weiden.“

R. K.

Religiöse Erneuerung

Max Scheler ist Simmels katholischer Sohn. Wie dieser ist er Stilist, Schriftsteller, ein Künstler, der philosophiert. Aber während Simmel nur das Leben anbetet, macht Scheler sich zum Streiter Gottes und des unprotestantischen Christentums. Leider liebt er Gott mehr als das Moralische, wenigstens das formale, ärmliche Moralische, also die bekannten Gesetze von der Achtung der fremden Interessensphäre und der Achtung vor fremdem Lebendigkeit. Das Moralische sieht Scheler in den materialen Werten:

Gott, Gemeinschaft, Seelenheil. Dies ist jedoch eine Verdrehung des moralischen Gesetzes; zunächst muß Leben, Interessensphäre der Menschen im Verhältnis der Gleichheit zueinander gesichert sein, dann kann ich mich der Werte Gemeinschaft, Staat, Seelenheil erfreuen. Gerade weil das Moralische ärmlich ist, wie seine Gegner stets mit lauter Stimme schreien, gerade darum muß es zunächst Beachtung finden, ehe man an üppigere Forderungen denkt. Scheler hat schon in seinem Buch „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg“ diese bescheidene und gerade darum so beachtenswerte Tatsache übersehen.

Er ist auch in seinem neuen Buch * nicht zu denjenigen übergegangen, die das abstrakt, das bloß, das leer, das langweilig Moralische über alles gestellt wissen wollen. Scheler, der in den Aufsätzen dieses neuen Buches eine begreifliche Wendung zum Gedanken der Pazifizierung der Welt (zunächst allerdings Europas) gemacht hat, ist im Grunde der Gleiche geblieben wie in seinem ersten Kriegsbuch. Wie Scheler dort den Satz von der Bedeutung des Krieges als eines Faktors der Liebesgemeinschaft aufstellte — so gleichsam „Realpolitik“ mit Metaphysik verbindend —, so ist auch in dem neuen Buch Scheler ein Pazifist, der sich seines Pazifismus schämt, ein Moralist, der das Moralische nicht wahr haben, nicht wirklich machen will. Ist es nicht eine unerhörte Demagogie, zwecks Sabotage der Tat den Pazifismus der Gesinnung gegen den Pazifismus der Tat, der Realisierung der Gesinnung auszuspielen, eine Demagogie, die übrigens Scheler in diesem Falle gar nicht steht, da er in seinem ganzen Werk gegen die protestantische „Nur-Innerlichkeit“ eifert?

Der wissenschaftlich bedeutsamste Aufsatz in Schelers neuem Buch han-

* Vom Ewigen im Menschen. 1. Band: Religiöse Erneuerung. Neuer Geist-Verlag, Leipzig.

debt bezeichnenderweise von Reue und Wiedergeburt. Reue ist mehr als zuständliches Unlustgefühl, mehr als eine Furcht vor der Bestrafung durch die Umwelt, Reue ist eine ganz eigene Erscheinung, eine Entmündigung der Schuld. Nicht die Utopie, die Reue ist nach Scheler die revolutionärste Kraft der sittlichen Welt. Hier stehen wundervolle Sätze, die an Simmels herrliches Kapitel „Pessimismus“ in seinem Buch „Schopenhauer und Nietzsche“ erinnern. Aber: die Verherrlichung der Reue — ist sie nicht gleichzeitig eine Verherrlichung der Schuld als Erlebnis, damit aber zugleich wiederum eine (wenn auch nur indirekte) Ermunterung, sich aus dem Moralischen nicht allzuviel zu machen? Den größten Teil des Buches nehmen die Betrachtungen über „Probleme der Religion“ ein. Scheler begründet hier ein Konformitätssystem, das nicht Glauben und Wissen auseinanderreißt, sondern ebensowohl die Einheit der Religion wie die der Metaphysik festhält. Die Wertlehre, die in Schelers „Formalismus der Ethik“ eine so ausgezeichnete Klarstel-

lung erfuhr — nur muß man vor die „Werte“ das Moralische setzen — taucht auch hier auf. Man kann nicht leugnen, daß Scheler ein ganzer, geschlossener Denker ist, der im kleinsten Satz seine Totalidee zu offenbaren weiß. An Scheler darf kein Philosoph von heute vorübergehen; er hat wirklich den Beginn mit der vielersehnten materialen Ethik gemacht. Aber den „kulturellen Wiederaufbau Europas“ möchte ich ihm nicht anvertraut wissen. Die Vernunft allein kann uns gewiß nicht leiten, dazu ist sie zu formal; aber — und dies muß uns der Krieg gelehrt haben — nichts darf wider die moralische Vernunft geschehen. Scheler ist und bleibt eine der denkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Er ist nicht eigentlich einer der Klügsten, sondern einer der schlauesten Philosophenköpfe; man ist stets erstaunt, wie schnell er das beweisen kann, was er beweisen will. Noch nie habe ich jemanden so hurtig Argumente für Gott und das Irrationale herbeitragen sehen.

Hellmuth Falkenfeld



